

WIDENER LIBRARY



HX 3ES7 G

Gen 6908.22



FROM THE LIBRARY OF PROFESSOR KONRAD VON MAURER OF MUNICH.

*No* 1986



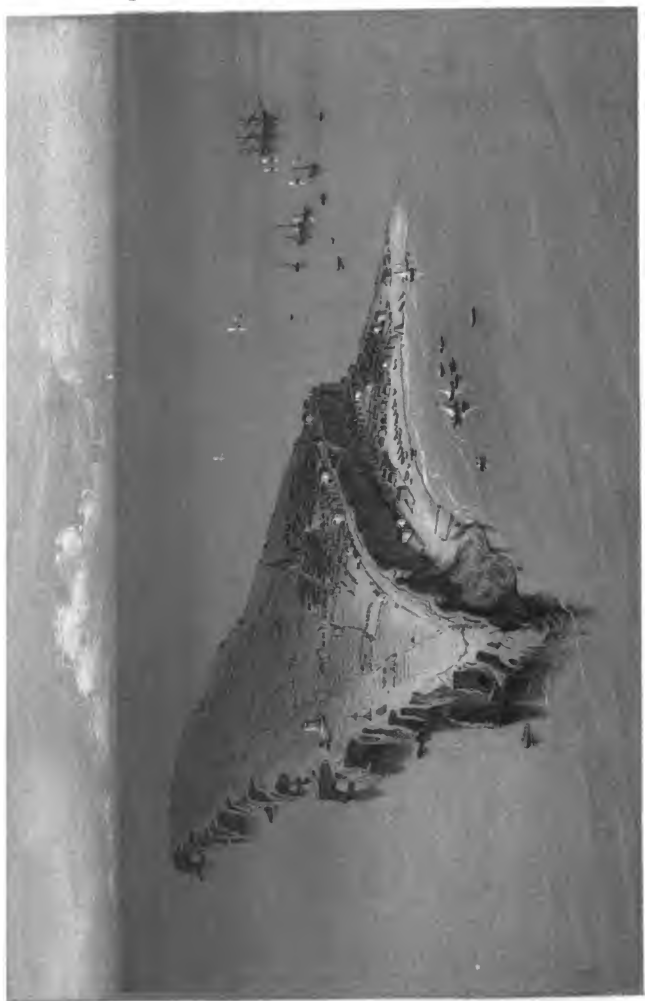


# Helgoland.

---









1875

1875

1875

1875

1875

1875

1875

1875



#

# Helgoland.

Schilderungen und Erörterungen

von

Friedrich Dettler.

*A. Meumann*

1855.

Mit einer Ansicht und zwei Karten.

---

Berlin.

Verlag von Franz Dunder.

(B. Dettler's Verlagehandlung.)

1855.

*C. 231*

Ger 6908.22

Sunt et aliae insulae contra Fresiam et Daniam, sed nulla earum  
tam memorabilis.

Adam von Bremen.

Multa regna, multas regiones et insulas perlustravi, nec unquam  
similem huic Sacrae vidi.

Bruck bei Pontanus.

Der Verfasser behält sich das Recht einer Uebersetzung ins Englische vor.

1830

## Vorwort und Nachwort.

---

Es ist in den letzten Zeiten gar viel über Helgoland und seine Bewohner geschrieben worden. Früher wurde die Insel alle paar Jahrhunderte einmal erwähnt: von Alkuin und Altfrið im neunten, von Adam von Bremen im elften, vom waldemarschen Erdbuche im dreizehnten, von anderen Urkunden im fünfzehnten Jahrhundert. Dann fand sie alle Jahr fünfzig ihre Beschreiber: den gelehrten Ranzau im sechszehnten Jahrhundert, Peter Sax, Benjamin Knobloch und Kaspar Dankwerth um die Mitte des siebenzehnten, Bötticher gegen den Anfang des achtzehnten, Laß 1751, Hasselmann 1790, v. d. Decken 1826. Seit den dreißiger Jahren aber, wo das Eiland als Seebadeort Bedeutung gewann, sind gegen zwanzig Bücher und kleinere Schriften über dasselbe erschienen, die zahllosen Schilderungen in Reisewerken Bilderbüchern und Zeitschriften aller Art nicht zu rechnen.

Allein trotz dieser Fülle ist Mangel und Mangelhaftigkeit geblieben. Die Unkunde und die verkehrten Ansichten über die Insel haben sich nicht gemindert, sondern noch gemehrt. Es ist kaum zu glauben, welche Masse von Unrichtigkeiten und Unsinn darüber in die Welt hineingeschrieben worden ist. Und das dauerte bis auf die jüngsten Tage und drohte, ins Endlose fortzuwuchern. Einer hat immer dem Andern nachgeschrieben; von Nachforschung und genauer Beobachtung nur seltene Spuren. Die Meisten haben sich nicht einmal die Mühe gegeben, einige der älteren Schriften einzusehen. Schon vor einem Jahrhundert, um 1758, und dann wieder 1844, ist das Gebete von einem Kirchengebet um Segnung des Strandes widerlegt worden, und doch spukt es noch in den neuesten Wanderungen und Berichten; ja ein im Jahr 1854 erschienener Reisebegleiter läßt den Prediger „vor noch nicht zehn Jahren“ um Strandsegen und Schiffbrüche beten. Ein Konversationslexikon der letzten Jahre hat auf zwei Seiten zwei Duzend Unrichtigkeiten.

Besonders arg sieht's in dem vielgelesenen Buche von Eduard Boas — „Leben und Weben auf Helgoland“, aus. Statt der „Abdrücke aus der Wirklichkeit“, welche man nach dem Titel und nach einigen Andeutungen in der Schrift selbst erwartet, findet man meistens nur ein Gewebe von Unwahrheit und Dichtung. Dem wirklichen Leben ist fast jedes Glied verrenkt, jeder Zug verzerrt, ja gewissermaßen der Hals umgedreht worden, wie auch die Insel selbst um den Betrag der halben Windrose herumgedreht ist; denn an einem „Spätnachmittage im August“ fliegen die Strahlen der sinkenden Sonne über die neue Treppe, „das Eisengeländer, die grünen Büsche und die

schroffe Felsenwand scheinen in magischen Glanz getaucht“ — was alles doch nur möglich wäre, wenn die Treppenseite nicht nach Osten, sondern nach Westen läge. Anderen Verstößen begegnet man überall. Wenn Heikens den Fischfang mit einer Slupe schildert, so wendet Boas' dies auf eine Schnigge an und kommt dadurch zu den widersinnigsten Dingen, z. B. zum Niederlegen eines unbeweglichen Maßs. Am unglücklichsten ist er im Einflechten helgolander Wörter und Redensarten. So ruft ein Fischer einigen aufschreienden Mädchen zu: „Aber Famels, so laßt nur nach mit eurem Gaal!“ Es heißt aber nicht Famels, sondern Fameler und nicht Gaal, sondern Galen, und dann kann auch das Wort nicht von solchem Aufschreien, sondern nur vom Weinen gebraucht werden; jenes heißt skrikken.

Selbst in wissenschaftliche Werke, in mythologische Erörterungen, in Erdbeschreibungen und naturgeschichtliche Bücher und Zeitschriften, haben viele Unrichtigkeiten Eingang gefunden. Die Hoch- und Schönrednerei hat vollends das ihrige gethan. Bei einem berühmten Professor tanzen in einer Sturmschilderung „die größten Felsblöcke am Borlande wie Korkstückchen auf den Wellen und knirschen an einander“ — was ist da erst von Anderen zu erwarten! — Nur wenige wissenschaftliche Untersuchungen und ein paar Schilderungen neuester Zeit machen rühmliche Ausnahmen.

Welch eigenthümliche Begriffe die Helgoländer selbst nach und nach von den Reisenden und Bücherschreibern erlangt haben, läßt sich denken. Einer konnte sich eine Wahrnehmung, die ein fremder Doktor gemacht haben wollte, gar nicht anders erklären, als daß er meinte: ick

löw', de Keärl drunk därtigen, womit er so ziemlich den höchsten Grad von Trinklust unterstellte, der im Helgoländischen auszudrücken ist.

Aber, wird man vielleicht sagen, die Insel und ihre Verhältnisse sind ja so klein, daß die Verkehrtheiten darüber keine Bedeutung haben können. Das ist aber doch nur theilweise richtig. Gar Vieles hätte allerdings unberührt bleiben können; das Heil der Welt würde darunter nicht gelitten haben. Wenn es aber der Erwähnung gewürdigt wurde, hätte doch auch dem Beschränkten sein Recht auf Wahrheit werden sollen. Und dann ist auch die Wichtigkeit des Eilandes, wegen seiner Vorzeit, seiner Lage, als englische Besizung und als Badeort, nicht zu bestreiten. Seit Jahrhunderten hat es eine ganz ungewöhnliche Aufmerksamkeit erregt, und jetzt strömen alljährlich Tausende hin, von denen gar manche begierig sind, über seine Vergangenheit und Gegenwart etwas Näheres und Zuverlässiges zu erfahren. Gerade in den letzten Monden, hat der Ort eine neue Bedeutsamkeit erlangt; er ist wieder ein Werbeplaz für das englische Heer geworden; selbst von Hafens- und Befestigungsbauten ist die Rede. Und was kann in den nächsten Kriegszeiten noch daraus werden!

So war denn eine weitere Schrift nicht überflüssig, um so weniger, als nicht bloß zu berichtigen, sondern auch zu ergänzen blieb. Ueber Vorzeit, Sprache, Sitten und Anschauungen der Insulaner ist nur höchst Mangelhaftes, über ihre Gewerbsverhältnisse, ihre Rechts- und Verfassungszustände, namentlich auch über das verrufene „Standrecht“, nur Dürftiges und Verkehrtes bekannt geworden. Noch im December 1853 wurde im Morgenblatte behauptet, „die



ganze Landesverfassung bestehe aus fünfzehn Paragraphen, und eben so einfach sei das Gesetzbuch der Insel“. Und doch kann Nichts unrichtiger sein. Eine derartige Verfassung ist gar nicht vorhanden, auch möchte sich nicht leicht ein Fleck finden, der ein bunteres Rechts- und Unrechtschaos hat, als Helgoland, da nicht weniger als kanonische, römische, deutsche, dänische, schleswig-holsteinische, helgolandische und englische Gesetze und Rechtsgewohnheiten in Betracht kommen. Eben so gibt ein Reisebuch von 1854 das Helgolandische für „ein Idiom des Dänischen“ aus und behauptet, dasselbe habe „durchaus keine Aehnlichkeit mit dem Friesischen unserer Tage“, während gerade die Mundart der Insulaner ein Hauptzweig des Friesischen unserer Tage ist.

Gleichwohl wäre ich schwerlich dazu gekommen, die Bücherzahl über Helgoland zu vermehren, wenn nicht die leeren Tage eines wiederholten Badeaufenthalts und die langen Monde politischen und körperlichen Mißgeschicks, das mich Jahre lang auf der Insel festhielt, mir Muße und Anlaß zu Nachforschungen und zu einer Reihe von Briefen und Aufzeichnungen gegeben hätten. Die ersten wurden schon 1845 und 1846 geschrieben. Sie waren fast vergessen, als die Einsamkeit des Winters von 1852 und die Langweile des Krankenzimmers daran erinnerten. Zu anderen Arbeiten außer Stande, suchte ich die alten Aufzeichnungen wieder hervor, berichtigte, erweiterte, vermehrte, und stellte endlich die vorliegenden Schilderungen und Ausführungen zusammen. Ich habe hinsichtlich der Veröffentlichung oft geschwankt; doch glaubte ich Manches nicht vorenthalten zu dürfen, was mir die ungewöhnlichsten Umstände und viele Geduldstunden gewährten, und was

nicht sobald wieder Jemandem geläufig werden möchte. Weiteres ist der Vollständigkeit wegen hinzugetreten.

Das Buch wird nicht ohne Mängel sein, um so weniger, als mir trotz vieler Gefälligkeiten, wofür ich dankbar verpflichtet bin, gar oft die erwünschten Hülfsmittel gefehlt haben; aber es wird doch zahlreiche Irrthümer berichtigen, Entlegenes zugänglich und Gelehrtes der schlichten Bildung verständlicher machen; es wird als eine Zusammenfassung Dessen, was die Besucher und Freunde Helgolands vornehmlich zu interessiren vermag, betrachtet werden können; es wird sich namentlich auch den Badereisenden als Begleiter anbieten dürfen.

Bei zweifelhaften und bestrittenen Gegenständen habe ich hier und da auch Erörterungen gegeben. Ich glaubte sie nicht ganz weglassen zu dürfen. Wer solche nicht liebt, wird sie leicht überschlagen können. Dasselbe gilt von einigen Ausführungen und Ausführlichkeiten, die durch besondere Anlässe und durch das Bestreben, unrichtigen Angaben indirekt entgegen zu treten, hervorgerufen sind.

In Betreff der naturgeschichtlichen Vorkommnisse habe ich nüchterne Namensaufzählungen, wie man sie sonst wohl trifft, vermieden, da mit solchen gar Wenigen gedient ist; ich habe lieber, so weit ichs vermochte, allgemeine Veranschaulichungen gegeben und Einzelnes ausführlicher geschildert.

Einige Seitenblicke auf die Geschichte Schleswig-Holsteins hatte ich bei der letzten Durchsicht schon beseitigt, weil Zeiten und Umstände inzwischen andere geworden. Aber sie mögen doch bleiben. Es gibt Dinge, an die nicht oft genug erinnert werden kann, Gesichte — im

Leben der Völker, wie im Dasein der Einzelnen — die lebendig vor der Seele bleiben müssen, damit alte Sünden und Unbilden Sühne und Wandel finden, damit das wachsende Geschlecht lerne und einsehe, was es zu meiden und zu erringen hat.

Indocti discant et ament meminisse periti!

---

Während des Drucks ist auch ein kleines Nachwort erforderlich geworden. Es haben sich einige Unrichtigkeiten zc. eingeschlichen, denen ich erst nachträglich auf die Spur gekommen bin. Zu Seite 95 ist zu bessern, daß Altfrið nicht zweiter, sondern dritter Bischof von Münster war; der zweite war Gerfrid, 809 bis 839. Auf Seite 121 ist nach der Anführung eines namhaften Forschers angenommen, daß der Friesenherzog Radbod zu Medemblick getauft worden sei. Es steht aber nur fest, daß er jeden Falls nicht auf Helgoland getauft worden ist. Nach den Jahrbüchern von Xanten, die jedoch hinsichtlich der frühern Zeit erst im 12. Jahrhundert hergestellt sind, und nach dem Leben des heiligen Wulfram hat Radbod die Taufe bis an sein Ende verschmäht. S. Monumenta Germaniae t. II. p. 221; Acta Sanctorum ordin. Bened. saec. III. t. I. p. 361—363: mortuus est infeliciter dux Rathbodus anno Domini Dei nostri Jesu Christi, in quem ipse credere contempsit, 719. — Zu Seite 113 wäre noch zu bemerken, daß über die Sturmflut von 1164 sich beim Chronographus Saxo und in der lüneburger Chronik weiter gehende Angaben finden, und daß zum Jahr 1216 die eiderstedter Chronik einer großen Ueberschwemmung gedenkt, daß aber an

	Seite.
13. Rechte und Gerichtsverfahren. Strand- und Bergerecht; Gemeindegenossenschaft. Schmuggelzeit. Armen- und Schulwesen . . . . .	316
14. Heidenthum und Christenthum . . . . .	350
15. Lotsenwesen. Schiffersprache. Das Plattdeutsche. . . . .	377
16. Sprache der Helgoländer . . . . .	399
17. Helgoländer Berühmtheiten . . . . .	419
18. Besucher. Gustav IV. Adolph. Harro Harring . . . . .	448
19. Störtebeker und die Vitalienbrüder . . . . .	458
20. Zugvögel. Vogelfang . . . . .	468
21. Aus einem Briefe an eine Freundin. Winterliches. Ein Nordlicht. Stürme und Stille . . . . .	496
22. Ein Brief voll großer Schätze und kleiner Freuden und Leiden	504
23. Ein Brief. Naturkundliches und Naturwunderliches. Muscheln und Muschelwächter. Austerbank. Seeigel . . . . .	512
24. Geologisches, brieflich an Frau M. v. S. Versteinerungen. Bernstein . . . . .	528
25. Ebbe und Flut. Wind und Wetter. Wellen und Bran- dung. Seelenuchten . . . . .	556
26. Kriegshafen. Deutsche Flotte. Gefecht bei der Düne . . .	576

## 1.

### Ueber Hannover und Hamburg nach Helgoland. Adolphs IV. Denkmal und Beit. Glückstadt, Kurhaven, Neuwerk. Treppe und Fallem.

---

Der gangbarste Weg nach Helgoland führt über Hamburg, der Weg von Hannover nach Hamburg durch die Lüneburger Heide. Man braucht aber darüber nicht zu erschrecken. Im Jahr 1839 freilich konnte ich in der Heide noch mit dem Postwagen umfallen, 1846 noch mit der Eisenbahn im Sande stecken bleiben; künftig sind dergleichen Erlebnisse unmöglich. Auch das Urgeschlecht der hannoverschen Stadtwagen wird erloschen sein...

Nur ein einziges Gefährte der eben errichteten Droschkenanstalt war in Sicht, als ich mich in Gemeinschaft mit einem Freistädter nach einem solchen umsah. Es war eine niedrige, in Staub und Schimmel ergraute Halbkutsche, die kurz vor dem Eintritte in die öffentliche Laufbahn ihr fünfzigjähriges Privatdienstjubiläum gefeiert haben mochte. Ihr Führer war ein anstelliger Bursch. Die Bedenken, daß unsere Gepäcksstücke und Köpfe nicht unterzubringen sein möchten, beantwortete er mit Lächeln, überließ die Sorge für die Köpfe der eignen Demut, band den einen Koffer hinten auf, stellte den andern unter die Füße, legte die Nachtsäcke auf unsere Knie, nahm eine Hutschachtel zwischen die Beine,

und setzte die andere nebst Hut auf den Kopf, den aus Band und Fugen gewichenen Deckel unter sich legend und seine eigene Mühe in die Tasche steckend. Dann ermunterte er den „Wittfaut“ zum Aufbruche, noch ehe er die Bügel gefaßt hatte. Man hätte dies für leichtsinnig halten können. Allein da Wittfaut über die Heißblütigkeiten und Unbesonnenheiten der Jugend hinaus war, so konnte es nur als ein Zeichen gegenseitigen Vertrauens angesehen werden. Der Erfolg des Zurufs war denn auch kein anderer, als daß Wittfaut einen Versuch machte, die Ohren zu spizen, was jedoch gänzlich mißlang. Der Führer behielt daher vollen Spielraum, jedem Ungeßüm vorzubeugen, und wir hatten Zeit, den Hut vom Kopfe des Wagenlenkers zu befreien, noch ehe der erste Ruck des Jubilarfahrzeuges erfolgte. Als dieser wirklich geschah, glückte es dem Stoße einer Lokomotive auf die benachbarten Wagen; nur war er nicht ganz so sanft. Indessen wir bewegten uns doch, erst langsam, dann weniger langsam, dann schneller, bis wir wieder hielten. Ich fragte, was es gäbe. Ja sehen Sie, sagte der Führer und stieg gelassen vom Boß, die Schraube vor dem einen Rade ist etwas lose; ich muß sie daher unterweilen festschrauben, weil ich sie sonst leicht verlieren oder gar umwerfen könnte, und das thut man doch nicht gerne. Wir lobten natürlich seine Sorgsamkeit und kamen auch ohne Unfall und Umfall auf dem Bahnhofe an.

Bei Celle verlor sich die Eisenbahn im Sande. Die Post nach Harburg ging erst spät Abends; womit die Zeit hinbringen? Sollten wir das Oberappellationsgericht kennen lernen? oder die Stätte besuchen, wo die unglückliche Königin Karoline Mathilde von Dänemark sich 1775 über die Verleumdungen und Nichtswürdigkeiten dänischer Verschwörer zu Tode grämte? Der Freistädter schien für solche Romantik keinen Sinn zu haben; und ich dachte mit einigem Schauer an die nächtliche Postwagenfahrt,

wobei ein Hinterpommeraner auf einen Mittelmärker, dieser auf mich, und ich auf die rechte Schulter fiel, dergestalt, daß nicht allein mein Schlüsselbein, sondern auch die Wagenachse brach.

So warfen wir uns in die Arme und in das Fuhrwerk eines harburger Spekulanten, der „vierzehn Thaler blank“ forderte, und kutschierten bald in behaglichster Lage durch den zitternden Sonnenschein der Haide dahin.

Den Raum bis Harburg und Hamburg kann man zweckmäßig mit Betrachtungen über die deutschen Münzverhältnisse ausfüllen. Dabei thut man wohl, von Harburg bis zum hamburger Gasthause die Börse nicht aus der Hand zu legen, da sie unaufhörlich in Anspruch genommen wird. Selbst auf den Fährdampfschiffen hat man keine Ruhe, wenn man, wie ich, zu schwach ist, einer Anzahl von Kleinhändlern widerstehen zu können, die Bilder, Medaillen, Muscheln, Strumpfbänder, Hosenträger, Nordgeschichten, prophetische Verse und dergleichen anpreisen. Man zahlt dann für die „Zukunft“ 1 Schilling, für „treue Liebe“ 1 Schilling, für „das größte Glück“ 2 Schillinge, zusammen 4 Schillinge, oder — da man aus dem Königreiche Hannover keine Schillinge mitgenommen hat — 3 Gutegroschen. Dieser Betrag ist zwar etwas zu hoch, denn ein preussischer Thaler ist gleich 40 Schillingen, und 3 Gutegroschen sind mithin so viel wie 5 Schillinge, 4 Schillinge gleich 3 Silbergroschen oder 10½ Kreuzer; allein die mundfertige Verkäuferin versichert, das stehe so genau nicht zu berechnen. Man läßt sich natürlich die Reduktion gefallen, schlägt die „treue Liebe“ um so viel höher an, freut sich der bekannten Einheit Deutschlands, und wechselt, um sich der „organischen Gliederung“ des Vaterlandes zu fügen, für einige Thaler Schillinge und sonstige Münzstücke ein.

Es wird in Hamburg, wie auch in Schleswig-Holstein und auf Helgoland, nach Mark und Schillingen gerechnet. Man muß

aber Kurant- und Banko-, deutsche und dänische Mark-Rechnung unterscheiden. Ist von Mark schlechtweg die Rede, so wird darunter Kurant oder lübisch verstanden; eine Mark hat 16 Schillinge, 1 Schilling 2 Sechslinge oder 4 Dreilinge. Die hamburgische Mark Banko ist ein angenommener Rechnungswert bei der Bank, dem  $\frac{1}{2}$  preussischer Thaler oder 20  $\mathcal{R}$ . Kurant nahezu gleichkommen. Daneben hört man auch von verschiedenen Thaler-Rechnungen. Auf Helgoland werden hamburgische und preussische Thaler unterschieden; ein Thaler schlechtthin ist ein harter oder hamburgischer Thaler zu 3  $\mathcal{M}$  oder 48  $\mathcal{K}$ ., ohne daß jedoch dergleichen Thalerstücke vorkommen. An Münzen sind preussische und hannoversche Thaler am meisten in Umlauf, an Scheidemünzen hamburgische, schleswig-holsteinische Schillingstücke etc. Nicht selten erhält man Geldstücke, auf denen 8 Skilling dansk steht; diese sind nur 4  $\mathcal{K}$ . wert, weil, wie mir Jemand erläuterte, zwei Dänen auf einen Schleswig-Holsteiner gehen. Die neueren dänischen Reichsbank-Schillinge stehen in noch geringerem Preise. Ein Reichsbank-Thaler ist gleich 30  $\mathcal{R}$ . Kurant; er wird aber in 6  $\mathcal{M}$  oder 96  $\mathcal{K}$ . getheilt, so daß ein Schilling Kurant  $3\frac{1}{3}$  dänischen Schillingen gleichkommt. Zuweilen hört man auch von hannoverschen Schillingen. Darunter sind halbe Gute-groschen zu verstehen; eine hannoversche Mark oder ein Acht-Gutegroschen-Stück ist also gleich  $13\frac{1}{3}$   $\mathcal{R}$ . Kurant, wird aber meist nur zu 13  $\mathcal{K}$ . angenommen.

Ehe man sich dies und anderes gemerkt und nebenbei auch wohl einen Seitenblick auf die benachbarten bremer Gold- und oldenburgischen Silber-Grote geworfen hat, ist das Dampfschiff bei St. Pauli angekommen, wo der Anblick des großartigen Hafens Lebens einigen Trost und Ersatz für die Münzverzweiflung gewährt.

Ich versuche es nicht, den Eindruck zu schildern, den das alte und neue Hamburg hervorbringt. Man muß sie sehen die



„Allerschönste“ der Nordsee, um sich von ihrer Herrlichkeit und Fülle, von der Großartigkeit und Pracht, womit die Brandstätten von 1842 wieder ausgebaut sind, einen Begriff zu machen. Nur hier und da sind noch einige unverwachsene Wundenmale sichtbar; so vornehmlich an den Kirchen und auf dem Plage, wo sich der großartige Bau des Stadthauses neben der wunderbar erhaltenen Börse erheben soll.

Es lag nicht in meinem Plane, mich aufzuhalten; doch mußte ich schon etwas verweilen, weil nicht gleich ein Dampfschiff nach Helgoland abging. Ich benutzte diese Zeit, um einige Bekanntschaften zu erneuern. . . . Auch zum Denkmale Adolfs IV., des Siegers von Bornhöved, ging ich. Wer dachte nicht nach dem „offenen Briefe“ vom 8. Juli 1846 der alten Zeiten und Kämpfe? Die Hamburger haben dem Besieger des siegreichen Waldemar in den zwanziger Jahren ein einfaches Gedächtniszetchen — mit Schild und Schwert — errichtet. Auf der Vorderseite steht die Inschrift: „Dem Andenken Adolfs IV., 1224—1239 Grafen in Holstein, Stormarn und Wagrien, aus dem Hause Schaumburg“; auf der Rückseite: „Die dankbare Republik“. Im Innern wird eine Bronzetafel verwahrt mit den Worten: „Adolph dem Vierten, seiner Zeit Mehrer, Jugendpfleger, Wohltäter und Freund dieser Republik“. — Wer ist jetzt der Schild und das Schwert der Lande?

Das Gelüste Dänemarks nach Schleswig-Holstein ist kein neues. So weit die Geschichte reicht, war dies herrliche Land, das Schooß- und Schmerzenskind zweier Meere, der Zankapfel zwischen Deutschen und dem Norden. Hier waren für die Herzöge von Sachsen die gefährlichsten Grenzen. Als um 1106 der letzte Herzog aus dem billungischen Stamme starb und Graf Gottfried zu Holstein und Stormarn von den Wenden erschlagen worden, belehnte der neue Herzog Lothar 1110 den tapfersten Mann seiner

Bekannthschaft mit den bedrohten Marken. Es war dies Adolph von Schaumburg, der Wiedererbauer des Domes zu Hamburg, der Vater des Gründers vom neuen Lübeck. Seine Nachkommen lebten in fortwährenden Kämpfen mit den Dänen und Wenden. Adolph II. wurde 1164 von den letzteren erschlagen, nachdem er Wagrien erworben, aus Holland und Friesland Ansiedler herbeigezogen und, wie sein Zeitgenosse Helmold sagt, aus „unbändigen Waldeseln“ Menschen gemacht hatte, nachdem er für Recht und Gerechtigkeit, für Frieden und christliche Lehre, sein ganzes Leben lang thätig gewesen war. Adolph III., der Freund und nachherige Gegner Heinrich des Löwen, einer der besten Kämpfer des großen Barbarossa, geriet im Kriege mit Knud VI. von Dänemark und dessen Bruder, Herzog Waldemar von Schleswig, unter Verrat und Mißgeschick in schwere Gefangenschaft, und konnte nur durch eidliche Entsagung auf alle nordelbischen Lande sich befreien. Er hielt seine Zusage treulich und zog sich in die Erblande an der Weser zurück, wo er noch bis zum 3. Januar 1225 lebte. So kam ganz Holstein, Stormarn und Wagrien, nebst Hamburg und Lübeck, in die Hände der Dänen. Ein großer Theil der slavischen Ostseeküste nebst Rügen war schon unter ihrer Botmäßigkeit. Das Land an der Bene hatten sie so verheert, daß die Schwalben, in Ermangelung von Häusern, ihre Nester an die Schiffe klebten. Auch die Ditmarschen hatten sich ihnen ergeben, und Herzog Waldemar, der 1202 als Waldemar II. König von Dänemark geworden war, durfte sich zugleich „König der Slaven und Herr von Nordelbingen“ schreiben. Mit großem Pomp ließ er 1218 seinen Sohn zum Nachfolger krönen. Schon bedrohte er Bremen und Friesland, als das Blatt sich wandte. Ein dreister Handstreich des an Land und Ehre gekränkten Grafen Heinrich von Schwerin brachte im Mai 1223 König und Thronfolger im eigenen Reiche in Gefangenschaft. Waldemar wurde

gebunden nach der deutschen Küste geführt und zwei Jahre lang an verschiedenen Orten, zuletzt auf der Feste Dannenberg, gefangen gehalten, während sein Statthalter in den deutschen Landen, Graf Albert von Orlamünde, die dänische Sache führte.

Inzwischen soll ein Sohn Adolphs, der nachherige Adolph IV., geheimnißvoll unter den Marschbewohnern an der Elbe gelebt haben. Eine Edelfrau von Deest, wird erzählt, begab sich zum Grafen Adolph und suchte ihn zu vermögen, in die holsteinischen Lande heimzukehren und die Vertreibung der Dänen zu versuchen. Allein Adolph blieb seinem Eide treu. Doch ließ er es geschehen, daß die Edelfrau den schönen Knaben mit sich nahm und in den Marschen zum Befreier erzog. Gewiß ist, daß Adolph IV. freudigen Anhang fand, als er sein väterliches Land in Anspruch nahm. Er verbündete sich mit dem Erzbischof von Bremen, mit dem Grafen Heinrich von Schwerin und Anderen, und eroberte alles zurück.

Waldemar hatte 1224 unter kaiserlicher Mitwirkung den dannenberger Vertrag abschließen müssen, der ihm die gemachten Erwerbungen meist entriß. Dies Abkommen wurde zwar sofort wieder gebrochen; doch besserte das die Sache des Königs nicht. Das dänische Heer wurde im Januar 1225 bei Mölln geschlagen und auch der Reichsverweser Graf Albert von Orlamünde gefangen genommen. Waldemar verzichtete nun zum zweiten Male, und zwar eidlich, auf alle Gebiete diesseits der Eider und versprach auch die Abtretung Rendsburgs. Allein kaum war er gegen das Ende des Jahres 1225 in Freiheit gesetzt, so sann er auf neue Treulosigkeit. Er wandte sich an den Eideslöser in Rom (später machte man nicht so viel Umstände) und erlangte wirklich, daß ihn Papst Honorius III. vom Eide entband und den beabsichtigten Vertragsbruch guthieß. Doch wartete Waldemar erst die vertragsmäßige Freilassung des Thronfolgers ab, ehe er die Feind-

seligkeiten begann. Dann fiel er 1226 in Holstein ein, gewann einige Vortheile, nöthigte die Ditmarschen zur Heeresfolge, ward aber am Maria-Magdalenen-Tage, dem 22. Juli 1227, in der blutigen Schlacht bei Bornhöved, unter Abfall der Ditmarschen, gänzlich geschlagen. Die Nacht Dänemarks war gebrochen; Waldemar selbst kam kaum davon; ein Auge hatte er verloren. Die Sage läßt den geschlagenen verwundeten König hilflos umherirren und gegen Abend einen Ritter mit geschlossenem Visier um Hülfe ansehen. Der nahm ihn schweigend aufs Ross und brachte ihn in Sicherheit; es war Graf Adolph selbst. „Also wurden die Lande gelöst von der Dänen Gewalt, des se alle gode gheven lof unde ere.“

Hamburg, die Hauptstadt der Grafen von Holstein, benutzte die Zeiten solcher Unruhen, um größere Unabhängigkeit zu erlangen, wie Lübeck mit Genehmigung Kaiser Friedrichs II. von Waldemar abgefallen war und seine Reichsfreiheit begründete. Das spätere Hamburg hatte daher Anlaß genug, sich auf dem Denkmale Adolphs als dankbaren Freistaat zu bezeichnen. Denn hätte Waldemar gesiegt, so wäre es, statt frei und später reichsfrei zu werden, eine dänische Besizung geblieben. Die Dänen hatten aber keine sonderliche Zuneigung bei den Hamburgern erworben. Es scheinen sich lange sehr dunkle Erinnerungen erhalten zu haben:

Uth eren Hüßern worden tagen ere Kinder,  
 Se schlogen se dael alse Kalver und Kinder . . .  
 De Denen helden de Sünde also lichte,  
 Se makeden vele Fruwen und Jungfruwen tho nichte.

Auch noch andere Güter hat die Stadt dem Grafen zu verdanken. Selbst das Johannis-Stift und das St. Maria-Magdalenen-Kloster stehen mit dem Siege bei Bornhöved in Verbindung. Im Drange des Kampfes wurden von Adolph und seinen Genossen mancherlei Gelübde für den Fall des Sieges gethan. Namentlich

zeigte sich Maria Magdalena, die Heilige des Entscheidungstages, den deutschen Streitern günstig. Als diesen die Sonne blendend gegenüberstand, gelobten die Lübecker, wie Albert Kranz anführt, eine jährliche Feter; da erschien die Schützerin und breitete der brennenden Sonne eine Wolke entgegen. Keimar Kock, der 1569 verstorbene Jahrbuchschreiber und lutherische Prediger zu Lübeck, erklärt dies so: die Deutschen hätten durch List und Arbeit die Dänen dahin gedrungen, daß diese — de Sunne recht in de ogen kregen, welcher Vorthail viel geholffen habe. Nach ihm baueten die Lübecker ein Kloster und setzten eine jährliche Armenspende fest: jeweliken armen minshen ein wit brot van einem halven pennige! — Auch Adolph hatte fromme Gelübde gethan und erfüllte sie treulich. Er trat im Sommer 1239 in das von ihm erbaute Maria-Magdalenen-Kloster. Da sammelte er anfangs als dienender Bruder mildthätige Gaben. So traf sich's einst, wie die Sage meldet, daß seine Söhne in fürstlicher Herrlichkeit in die Stadt ritten und des armen Klosterbruders nicht Acht hatten; der aber versteckte in plötzlicher Anwandlung von Scham einen Topf mit Milch, den er eben trug, unter dem Gewande, bis die Söhne vorüber waren. Gleich darauf aber strafte er sich für die eitele Regung. —

Was würde aus Holstein und Schleswig, aus ganz Norddeutschland geworden sein, wenn Waldemar gesiegt hätte? —

Schleswig-Holstein kam 1460 unter dasselbe Herrscherhaus, das den Thron Dänemarks inne hatte, und wurde seitdem immer enger an dies Reich gefesselt.

Ich traf mit einem jungen Dänen zusammen, der das Verlangen und die Ansprüche seines Vaterlandes in Bezug auf die Herzogthümer mit Geschick und Freimut vertrat. Er war offen genug, auf den Rechtspunkt, den wir Deutschen gerade am meisten hervorkehren, am wenigsten Gewicht zu legen. Er kannte den

Vertrag und die Zusagen von 1460; nicht minder die vielbeurtheilten Vorgänge von 1721, 1773, 1806; er kam aber bei allen Erörterungen gewöhnlich darauf hinaus: wir können die Herzogthümer nicht entbehren!

In dem Nichtentbehrenmögen scheint allerdings der Hauptgrund aller dänischen Bestrebungen und Ausführungen zu liegen. Ohne Schleswig-Holstein und Lauenburg ist Dänemark gar wenig. Aus den Herzogthümern zog es Jahrhunderte lang seine besten Kräfte, seine Matrosen, seine Flotten; sie waren seine Schatzkammern und sein Rüsthaus, sein Aschenbrödel und sein Sündenbock. Wollten die Könige Dänemarks Krieg führen, so mußten die Herzogthümer zu den Kosten steuern, und wurden sie geschlagen, so hatten diese es auszubaden, während die Inseln in Sicherheit lagen.

Als Christian IV. 1626 bei Lutter am Barenberge besiegelt war, zog er sich an die Elbe zurück; dann ging er, von Tilli und Wallenstein gedrängt, nach Holstein, von Holstein nach Schleswig, von Schleswig nach Jütland, von Jütland nach Fünen; und die dänischen Reichsräte meinten naiv: Dänemark habe ja keinen Krieg geführt, sondern nur der Herzog von Holstein; Wallenstein möge doch Unschuldige schonen. Man sieht, die Erfindung vom dänischen Gesammtstaat war damals noch nicht gemacht. Zwarkehrte sich Wallenstein an solche Unterscheidungen wenig; er ließ sagen, ohne die Gesandtschaft nur zu empfangen: er werde den Feind bekämpfen, wo er ihn finde. Allein er hatte keine Schiffe. Er feuerte, wie es heißt, mit Kanonen in den Belt; jeden Falls mag er grimmig genug gewesen sein, daß er den Gegner nicht weiter verfolgen konnte.

In ähnlicher Weise ging es zwei Jahrhunderte lang. Als Christian 1643 den schwedischen Bestrebungen in Deutschland entgegenwirkte, flog die schnelle Sänfte des lahmen Torstenson in

vierzehn Tagen aus Mähren nach der Eider und eroberte vortreffliche Winterquartiere; der „tolle Brangel“ half im folgenden Jahre; und die Kaiserlichen unter Gallas, die nunmehr dem Könige helfen sollten, halfen nur in der Verwüstung der Lande. 1657 beantwortete Karl X. Gustav in den Herzogthümern die Kriegserklärung Dänemarks und brannte Jzehoe nieder. Der dadurch verursachte Schaden wurde auf acht Tonnen Goldes geschätzt. Nachher brandschapten kaiserliche, brandenburgische und polnische Truppen, und die weichenden Schweden schützten sich durch Verwüstung ganzer Ortschaften. Dann sog Christian V. die Herzogthümer Jahre lang aus. 1700 haufeten wieder schwedische Kriegsvölker; im Januar 1713 brannte General Steenbock Altona nieder und warf sich, von Russen verfolgt, nach Lönningen; darauf wechselten dänische und russische und sächsische Heere in der Bedrückung, der Schaden der gottorper Lande wurde auf vierthalb Millionen Thaler veranschlagt; 1762 drohte Peter III.; 1801, 1805, 1807 kamen neue Leiden und Steuern, und Helgoland ging verloren; 1813 besetzten Schweden und Russen Schleswig-Holstein, und hier ward die Abtretung Norwegens erzwungen, damit Rußland seine Zusagen für das ohne Kriegserklärung weggenommene Finnland erfüllen und „Dänemark in Deutschland“ entschädigt werde. Und wahrlich, auch die neueren Schweden und Russen verstanden noch das Brandschäpen. Während Napoleon Hamburg mit einer Strafe von 48 Millionen Franken belegte, und Davoust 30,000 Arme aus den Thoren trieb, verlangte Woronzow von Altona unter andern 140,000 Ellen Tuch und 181,000 Ellen Leinwand, und ließ der Kronprinz von Schweden in den Herzogthümern, deren besondere Beglückung er verkündigt hatte, eine außerordentliche Kriegssteuer von einer Million Thaler ausshreiben.

Dann hörten zwar die Kriege auf, aber nicht die Blünderungen. Die berühmigte Bank- oder Zwölfmilionen-Frage beweist

unter andern, wie man die Herzogthümer auszubeuten wußte. Bierzehn Millionen Bankthaler wurden ihren Grundbesitzern zur Gründung einer Staatsbank auferlegt. Die dänischen sollten neunzehn Millionen tragen; aber über zwölf wurden ihnen erlassen und auf die gemeinschaftliche Staatskasse übernommen. Und was geschah dann mit der auf solche Weise ausgestatteten Bank? Sie ward zu einer Art Privatbank umgewandelt, indem die Grundbesitzer Aktionäre wurden; die Anordnungen und Entscheidungen fielen jedoch dahin aus, daß die Herzogthümer kaum zu ein paar Millionen betheiligt blieben.

In der That! Dänemark mag die Herzogthümer nicht entbehren können, so lange es nicht einsehen will, daß es nur ein bescheidener Theil eines vereinten Scandinaviens sein sollte. Schleswig-Holstein und der Sundzoll, die deutschen Herzogthümer und die deutschen Schiffsabgaben, das sind die Stützen seines Großthuns. Aber Deutschland darf die Herzogthümer nicht entbehren wollen. Wehe, wenn es jemals die köstlichsten Perlen seiner Meere preisgeben könnte!

Ich sagte so etwas dem Dänen.

Man hat freilich gut wollen, erwiderte er, wenn man zwanzig Mal so stark ist als der Gegner; doch — setzte er lächelnd hinzu — der deutsche Wille ist für Dänemark das Gefährlichste nicht, es gibt in Deutschland gar viele Willen.

Um so schlimmer für Sie, meinte ein Nachbar, wenn sie einmal zu einer nationalen That einig werden!

Ja, wenn! höhnte der Däne.

Ja, wenn! . . . Wer kennt nicht die neuern Ereignisse!

Am nächsten Tage eilte ich dem Dampfschiffe zu. Der Abfahrtsplatz ist an der Vorstadt St. Pauli, wo die harburger Fährschiffe anlegen. — Ein prächtiger Morgen lag frisch und sonnig auf der Elbe, auf den reizenden Gestaden. Der dunkle Rauch



quoll kerzengerade empor; alle Anzeichen verkündeten eine schnelle und ruhige Fahrt. Einige Minuten herrschte noch laute und lebendige Verbindung zwischen dem Dampfer und dem Lande — Packträger liefen hin und wieder, nachzügelnde Reisende drängten sich über die Brücke, Bedienten, Mägde, Hunde, Hutschachteln kamen hinterdrein; dort noch eine Bestellung, hier noch ein Gruß — dann ertönte die Glocke, die Räder setzten sich in Bewegung, und wir flogen auf der glitzernden Stromfläche dahin.

Anfangs fesselt die wechselnde Umgebung im Hafen und am Gestade die Aufmerksamkeit so sehr, daß man sich wenig um die nächsten Gegenstände und um die Reisegefährten bekümmert. Der Mastenwald der löschenden und frachteinnehmenden Kauffahrer, die schmucken Segler, welche kommen und gehen, der „Schiffs-Bavillon“, die Landhäuser der hamburger und altonaer Millionäre, die Lustgärten und die Schiffswerften, die Fischerdörfer, Neumühlen, Ovelgönne, Flottbeck, die Teufelsbrücke, Kleinstädten, Blankenese, der Sülzberg, dies alles und hundert andere Erscheinungen üben einen so anziehenden Reiz, daß man den Blick nicht davon trennen kann. Dabei tauchen überall geschichtliche Erinnerungen auf. Die Freunde Klopstockscher Muse wenden ihre Aufmerksamkeit auf Ottenfen und denken an Metas Grab; ein Kriegsmann erzählt den am 10. November 1806 daselbst erfolgten Tod des bei Auerstädt verwundeten Herzogs Karl Ferdinand von Braunschweig. Ein Gelehrter erinnert sich bei Dockenhuden an den berühmten Hugo Grotius, der um 1632 nach der Verbannung aus Holland dort verweilt haben soll, ehe er an Christinens Hof ging und in Rostock starb. Und so findet Jeder sein Interesse.

Nach und nach aber werden die Ufer flacher und eintönig; das Auge zieht sich ermüdet zurück und sucht in nächster Nähe Wechsel und Erholung. Man wendet seine Aufmerksamkeit auf das Schiff, besieht die Maschine, denkt über Hochdruck und Nieder-

druck nach, oder man steigt in die Kajüten und blättert in Broschüren und Zeitschriften, die mindestens eben so alt sind, als das Schiff selbst. Hat man noch nicht bezahlt, so löst man eine Karte die gewöhnlich 10 Mark kostet; hat man Hunger, so frühstückt man, und ist man artig, so kommt man ein paar leuchtenden Augen zu Hülfe, die sich abmühen, den Namen eines Schiffes zu entziffern.

Das Schiff heißt Piercer, mein Fräulein, sagt man, was Bohrer bedeutet; es ist ein Kriegsfahrzeug und hat nöthigenfalls an den Stader-Zoll zu erinnern.

Gott wie komisch! lispelt die Holde, und die Bekanntschaft ist eingeleitet. —

Neuerdings kann freilich das Schiff diesen Dienst nicht mehr leisten; denn es ist faul geworden. Der Zoll dagegen, der aus der Zeit Kaiser Konrads II. herrührt, besteht zum großen Leidwesen des Handels noch fort, und selbst die Hamburger, trotz ihres Freibriefes von Kaiser Friedrich I., sind darüber voll Klage. —

Das Gegenstück zu Stade ist Glückstadt, eine Schöpfung Christians IV. von Dänemark, der es um 1617 gründete und mit großen Freiheiten begabte. Die Stadt sollte ein Trug-Hamburg werden, die Elbe ein kleiner Sund. Starke Befestigungswerke wurden errichtet, Orlogschiffe auf den Strom gelegt und alle Handelsfahrzeuge zu einem bedeutenden Zoll gezwungen. Indessen nötigten die Klagen Hamburgs und die späteren Kriegereignisse den König, von seinem Vorhaben abzustehen; doch presste er im Jahr 1643 der Stadt trotz Reichstag und Reichshofrat noch eine Sühne von 280,000 Thalern ab. — Glückstadt hat manchen Strauß erlebt. Im dreißigjährigen Kriege hielt es unter dem tapfern Marquard Ranzen eine lange Belagerung Wallensteins und

Lillis aus. Auch Torstenfon bezwang es später nicht. Nach dem westphälischen Frieden wurde die Festung von doppelter Wichtigkeit. Denn nun kam Stade an Schweden, bis es zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts von Hannover erworben wurde. Auf der einen Seite des Flusses geboten also Schweden, auf der andern Dänen; von solchen Geschichten wissen die deutschen Elbgestade zu erzählen. — Zum lezten Male wurde Glückstadt im Jahre 1813 berannt. Schweden Ruffen und Deutsche belagerten es unter dem Oberbefehle des Kronprinzen von Schweden zu Lande; vier englische Brigs, eine Fregatte und dreizehn Kanonenböte griffen es von der Elbe her an. Am ersten Weihnachtstage begann die Beschießung. Am 2. Januar 1814 fiel eine Bombe ins Laboratorium, wo eben gearbeitet wurde, und wühlte sich zwischen Pulverfässern und Beckkränzen so glücklich ein, daß sie nicht schadete. Am 4. Januar wurde ein Uebergabevertrag abgeschlossen, als Festung und Besatzung noch wenig gelitten hatten. Der Befehlshaber erhielt ehrenvollen Abzug, ward aber nachher vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt, welche Strafe der König in sechsmonatliche Festungshaft und Entlassung aus dem Dienste verwandelte. Am 14. Januar folgte der kielier Friede. Die Festungswerke fielen. Doch ist Glückstadt noch immer ein wichtiger Elbort, und nach Umständen ein Schlagbaum gegen Hamburg. Sollten die bedenklichen Versandungen der Elbe zunehmen, so würde es noch mehr an Bedeutung gewinnen. —

Hinter Glückstadt und Brunsbüttel dehnen und verflachen sich die Stromufer immer mehr; Seeschwalben umkreisen das Schiff; die holsteinische Küste verliert sich nach und nach, man wittert Seelust. Ist das Wetter stürmisch, so zeigen sich bei Einigen auch schon die Anfänge der Seekrankheit.

Seekrankheit! Fürchterliches Wort! Wer kennt nicht seine Schrecken? Elegante Geister sagen in verblümter Redeweise:

„dem Neptun opfern“, was aber der Sache nach auf Eins hinaus oder heraus kommt. —

Ein geheimes Grauen oder eine gewisse Verschämtheit mahnt gewöhnlich die Meisten ab, von der „entsetzlichen Krankheit“ zu sprechen; allein zwischen Glückstadt und Brunsbüttel ist doch vorzugsweise von Seekrankheit die Rede, bis endlich bei Kughaven beschlossen wird, nicht mehr davon zu reden, und bis bei der furchtbaren roten Tonne die Meisten so krank sind, daß sie gar nicht mehr davon sprechen können. Neulinge fragen nach Mitteln und Vorkehrungen, Erfahrene geben Verhaltensmaßregeln, Aengstliche sehen sich nach Lagerstätten um, Sichere bieten scherzend ihre Dienste an, Mutwillige erzählen spottend allerlei Erlebnisse u. s. w. Auch in unserm Kreise wurde der Gegenstand gründlichst erörtert.

Gibt es denn gar kein probates Mittel gegen das Uebel? fragte ein wohlbeleibter Sachse.

Es gibt viele Mittel, erwiderte ein Apotheker, z. B. Kreosot, schwarzen Kasse und andere; aber wenige nützen, und kein einziges hilft sicher. Das Wesen und der Sitz der Krankheit sind noch zu wenig erforscht; wissen doch die Aerzte nicht einmal, ob sie ihren Ursprung im Gehirn oder im Magen habe, ob der Nervus vagus oder irgend eine andere Vorrichtung dabei wesentlich im Spiel ist.

Gott wie komisch!

Ja wohl mein Fräulein! stimmte ich ein; es schwebt noch ein geheimnißvolles Dunkel über dem Ungethüm; es ist noch unergründet, wie so viele Wunder des Meeres, von der großen See-  
schlange bis zu den winzigen Thierchen, welche das Meerleuchten verursachen, von dem großen Fische, der den kleinen Propheten  
Jonas verschlang bis zu den kleinen Fischen, welche von den großen Propheten der Gegenwart verschlungen werden.





Nur das Eine, meinte ein Bärtiger, ist zweifellos, daß die Krankheit wieder aufhört, sobald man das Land betritt, und daß sie fast niemals nachtheilige Folgen hat. Dr. Röding in seinem helgoländer Album betrachtet sie sogar als ein „von der Natur veranstaltetes Prüfungs- und Einleitungsmittel für die Badekur.“

Aber wird denn Jeder von dem Uebel befallen? fragte der Sachse.

Niemand weiß, ob er verschont bleibt, erwiderte ich. Wer das eine Mal frei ausgeht, leidet das nächste Mal vielleicht desto mehr. Frauen und Schwächliche sind am meisten bedroht. Selbst der berühmte Admiral Nelson wurde seekrank. Hunde und Pferde leiden desto stärker, je gebildeter sie sind; ja sogar der große Fisch, der den Propheten Jonas verschlungen hatte, scheint einen Anfall von Seekrankheit bekommen zu haben, als er den Bedroher Ninives wieder ans Land speien mußte.

Was Sie sagen! meinte der Sachse.

Auch Standesunterschiede und Würden, versicherte der Bärtige, schüzen nicht; vor dem Tode und vor der Seekrankheit sind wir alle gleich, sie ist ein wahrhaft demokratisches Ungeheuer.

Affreux! sagte eine hannöversche Excellenz.

Nur ganz auserwählte Wesen, tröstete ich, und wahre Helden und Heldinnen bleiben davon verschont; wenigstens scheint sie in der Arche Noah nicht zum Ausbruch gekommen zu sein, da die Schrift davon keine Erwähnung thut. Auch Homer und das Ribelungenlied und die Apostelgeschichte melden von der Krankheit nichts. Dagegen erwähnt sie Horaz. Byron läßt seinen Don Juan jämmerlich daran leiden; und Göthe war selbst krank, als er von Neapel nach Palermo fuhr, ohne sich indessen in seinen Gedanken über den Tasso stören zu lassen. Byron empfiehlt Beefsteak, Göthe nahm Weißbrot und Rotwein; das trefflichste Mittel aber soll darin bestehen, daß man eine starke Lage Löschpapier, mit Rum getränkt, auf Magen und Unterleib legt.

Gott, wie komisch! meinte die Komische.

Affreux! rief die Excellenz. —

Sagen Sie mal, hub nach einer Weile der Sachse wieder an, indem er mich bei Seite zog, sollte wohl Makulatur dieselben Dienste thun wie Löschpapier?

Sind Sie vielleicht Buchhändler, um Vergebung?

Zu dienen! gehorsamt! Das heißt, mein Bruder war früher Buchhändler; und da habe ich denn Einiges für mich und meine Frau, die schon auf Helgoland ist . . . .

Ins Innere der Natur, lieber Herr . . . wie ist doch Ihr werter Name?

Zwicklein, zu dienen.

Also, ins Innere der Natur, lieber Herr Zwicklein, dringt kein erschaffner Geist, obwohl Göthe, wie Sie wissen, ein Gegen-Epigramm gemacht hat; ins Innere der Makulatur aber dringt noch weniger Jemand — außer auf dem Erfahrungswege. Machen Sie also immerhin den Versuch! Ich bin überzeugt, Sie würden einen bedeutenden Umschwung im Buchhandel hervorbringen, wenn Sie die Entdeckung machten, daß Makulatur ein Verwahrungsmittel gegen die Seekrankheit sei.

Kann ich Ihnen vielleicht auch dienen?

Ich danke verbindlichst . . . Auch habe ich für mich ein andres Mittel, das indessen nicht Jedem hilft.

Worin besteht das? fragten herzutretend Mehrere.

Ich wickle mich in meinen Mantel und in meine Unschuld, lege mich der Länge nach auf den Rücken, schließe die Augen, und mache nachgiebtig alle Bewegungen des Schiffes mit, bis ich den Anker fallen höre.

Und wenn Sie mal aufstehen müssen? fragte der Sachse.

Oder doch krank werden? meinte die Komische.



Dann lasse ich der Natur freien Lauf. „Das arme Menschenherz muß stückweis brechen!“ —

Inzwischen waren wir in der Nähe von Ruzhaven oder Trest, wie es die Helgoländer nennen, angekommen. Der Ort ist für die Elbschiffahrt von großer Wichtigkeit. Er gehört zum Amte Rizebüttel, welches die Hamburger gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts von den Herren von Lappe um ein paar tausend Mark erwarben. Zwar wurde der Ankauf in späterer Zeit auf Grund der Lehnherrschaft angefochten; allein die Stadt erlangte den Obstieg und blieb im Besiz. Ruzhaven hat auch ein Seebad, das 1816 angelegt wurde. Die Vorrichtungen zu warmen Bädern werden gerühmt. Die Zahl der Fremden ist aber selten groß. Unser Schiff ließ nur Einige dort; dagegen zogen Andere mit fort, und in wenigen Minuten feuerten wir weiter, dem Meere zu.

Je mehr wir uns von der Küste entfernten, desto ruhiger wurde die See. Bald trat die kleine Insel Neuwerk, die ebenfalls eine hamburgische Besizung ist, mit ihrem Leuchthurme näher.

Bei einigen Helgoländern gilt der berühmte Seeräuber Klaus Störtebeker, der am Ende des vierzehnten Jahrhunderts sein Wesen in der Nordsee trieb und noch vielfach im Munde der Insel- und Küstenbewohner lebt, als Erbauer des großen Thurms. Doch gebührt ihm dies Verdienst nicht.

Neuwerk gehörte früher zum Lande Hadeln, und mit ihm den Herzögen von Sachsen. Es hieß Neu-D oder Neu-Oge. Diese Benennung ist offenbar gleichen Ursprungs und gleicher Bedeutung wie die Namen vieler andern Nordsee-Inseln, als Wangeroge, Spikeroge, Langeroge u. s. w. Allein es herrscht noch Streit über die Bedeutung. Einige denken an das nächstliegende Ogo, Auge, also gleichsam an ein Landauge in der See; Andere leiten die Bezeichnung von o, a, au, Aue ab, und finden ein Wasserland darin. Auch Helgoland wird im sechszehnten

Jahrhundert als ein Oheland bezeichnet. Die ältere Schreibart ist O und Ocht. Schon 1286 war durch eine Uebereinkunft des Erzbischofs von Bremen mit den Herzögen von Sachsen den Hamburgern gestattet worden, an der „Grenzspitze“ Hadelns ein Wahrzeichen mit einem beständigen Licht für die Schiffer zu errichten. Der Ort wird bloß O genannt. Bald darauf kommt das Neue-O, und von der Anlage darauf Neuwerk vor. Im Jahr 1299 erhielt Hamburg von den Herzögen Johann und Albert die Berechtigung, auf dem Eilande — in insula nova O — ein beliebiges Werk von Stein oder Holz zu errichten. Zugleich wurde das Strandrecht aufgehoben. Es sollte nur ein Zwanzigstel, und bei Bergungen im Meer ein Drittel als Bergelohn gegeben werden.

Bemerkenswert ist ein Brief von Bonifaz VIII. vom November 1296. Der Papst gestattet darin auf Ansuchen der Hamburger, daß der Thurm Neuwerk — turrem Nige O, alias Nigowerck nuncupata — einen besondern Altar habe, an welchem den Bewohnern und den ankommenden Fremden Messe gelesen werde. Als Grund wird die abgeschiedene Lage im Meere und der stete Wechsel von Ebbe und Flut hervorgehoben. Der Thurm sei beinahe zwei deutsche Meilen vom Wohnsitz der Gläubigen und von der Pfarrkirche entfernt. Auch die Entfernung von Hamburg wird angegeben — achtzehn deutsche Meilen — Leucas partium Almanniae, von denen eine gleich vier italienischen Milliarie sei. — Diese Stelle ist zugleich für die Bestimmung der ehemaligen Größe Helgolands beachtenswert, da Adam von Bremen dieser Insel eine Länge von acht und eine Breite von vier Milliarie gibt.

Der alte Thurm brannte um 1372 ab. Der neuere besteht aus mehr als zehn Fuß dicken Mauern und ist etwa 100 Fuß hoch.

In der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts erstürmten und verwüsteten die Ditmarschen Neuwerk. Die „Beste“ konnten sie aber nicht gewinnen. Um 1812 war der Thurm in

Gefahr, von den Franzosen, die alle Marken zerstört hatten, gesprengt zu werden; doch kam er mit der Vernichtung des Innern davon. Im vorigen Jahrhundert wurde auch außerhalb des Deichs eine Feuerblüse unterhalten. In neuerer Zeit ist innerhalb des Deichs ein zweiter kleinerer Leuchthurm errichtet worden. Ueberhaupt hat Neuwerk fast ein Duzend Merkzeichen für die Schiffer; auch Häuser dienen dazu und dürfen deßhalb nicht beliebig geändert werden. Außerdem deuten Tonnen und Leuchtschiffe die gefährlichen Wege vor der Elbe an. —

Wir erhielten kaum eine Ahnung von den Schrecken, welche gar oft dort wüthen; so ruhig war Alles. Links und rechts lagen Fischerböte, blankeneser Ewer, Kauffahrer aller Größen und Völker, die auf günstigen Wind und passende Strömung harrten. Die Segel waren eingerefft oder hingen schlaff an den Masten, die Matrosen lagen und lehnten müßig umher, und nur selten füllte ein frischer Luftzug die schläfrige Leinwand, daß sie sich blendend und blähend in der heißen August-Sonne dehnte.

Es ist eine eigene Fülle, ein wunderbarer Wechsel von Stille und Sturm, von Lust und Last, von Gefahr und Gewinn in diesem Schiffer- und Seeleben. Leib und Seele werden da gestählt in stetem Verkehr und Kampfe mit Sturm und Wogen! Auf sich selbst und sein Schiff ist der Steuerer beschränkt; da liegt für lange sein Umgang, seine Welt, sein Alles. Und welch getrostes Mannesbewußtsein muß es wach rufen, wenn er mit Kraft und Geschick, nach Plan und Ziel, durch die wildesten Wetter dahinfliegt!

Und wie stolz und schmuck es sich ausnimmt, wenn so ein wohlgerüsteter Dreimaster unter vollen Segeln vor dem Winde sich neigt und über die wiegenden wogenden Wellen anmutig einhergleitet! Der Rumpf ruht sicher und schlank auf der beweglichen Flut, am Bug schäumen die Wellen und grüßen und plaudern die Flanken und Planken entlang; hoch empor erheben sich

die schlanken Masten, ein Segel entfaltet sich über dem andern — das Großsegel, das Marssegel, die Bramsegel — am Hintermast blähen sich Besan- und Kreuzsegel, vorn die Fock-, die Klüver- und Stagssegel; an den Raaen streben die lustigen Spieren hinaus und bieten die Busen der Leeseegel der strömenden Briefe entgegen; lustige Wimpel flattern an den höchsten Spizen: kurz alles ist reizendes Ebenmaß, hebt und neigt sich voller Kraft und Anmut, und rauscht wie im Bewußtsein vollbrachter Thaten, wie gehoben durch eine Fülle von Glück und Reichthum, dem Hasen zu. Dort hat der Telegraph die Ankunft schon gemeldet, die Eigner harren, die Flagge grüßt, Lust und Freude überall! —

Freilich erreicht nicht jedes Schiff so den Hasen. Ein ganz anderer Anblick ist es, wenn ein Brack herantreibt: da sind die Segel zerrissen, die Masten gekappt, die Waaren über Bord geworfen oder verdorben, die Räume voll Schmutz und Wasser, die Matrosen schweigend, finster, zu Tode erschöpft — wahrlich! ein trüber Anblick. Und leider kein gar seltener! Die Mündungen der Weser, Elbe und Eider, die in diesem Winkel der Nordsee fast zusammengrenzen, sind gar schwierige und gefährliche Eingänge. Zahlreiche Sandbänke und Untiefen erfordern die größte Aufmerksamkeit beim Einlaufen; und bei Sturm und Unwetter sind oft die geübtesten Lotsen nicht im Stande, ein Unglück zu verhüten, trotz der Leuchtschiffe und sonstigen Vorrichtungen, welche zur Warnung und zur Bezeichnung der rechten Fahrwasser dienen. Die Leuchtschiffe sind bei Tage durch ihre rote Farbe und durch Flaggen, des Nachts durch aufgezugene Laternen bemerkbar, und machen in ihrer flachen nackten Gestalt einen eigenthümlichen Eindruck. Sie dürfen selbst im wildesten Sturme ihren Platz nicht verlassen; nur dem Treibeise müssen sie mitunter weichen und flüchten sich dann meist nach Helgoland. Man kann leicht denken, daß die Besatzung dieser Schiffe erfahren und von eiserner Natur ist;

die Anker sind mehrere tausend Pfund schwer, und dennoch ging, wie v. Wachsmann erzählt, am 26. December 1824 ein solches Feuerschiff mit Mann und Maus zu Grunde. Die Wellen wühlten es in den Sand.

Unweit der Feuerschiffe liegt die Lotsen-Galliot vor Anker. Schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wird eines solchen Lotsenschiffs gedacht. Die Galliot darf ebenfalls ihren Platz nur in Nothfällen verlassen und ist dazu bestimmt, die nach der Elbe gehenden Schiffe mit Führern zu versehen. Alle Schiffe mit einem Tiefgange von mehr als sieben Fuß sind „lotspflichtig“, d. h. sie müssen einen Admiraltätslotsen gegen die gesetzliche Gebühr an Bord nehmen. Die Helgoländer lotsen daher in dieser Gegend nur bis zur Galliot; dort treten die Hamburger und bei Bösch, unweit Brunsbüttel, die Lotsen der übrigen Uferstaaten ein. Vor der Weser und Eider besteht eine solche Einrichtung nicht; dagegen kreuzen vor der Wesermündung mehrere Lotsenkutter, welche zum Aerger der Helgoländer fast alle nach Bremerhaven, und oft auch die nach Hamburg, Lönningen, Husum &c. bestimmten Schiffe mit Lotsen versehen.

Wir waren, Neuwerk vorbei, auf der Höhe der roten Lonne angekommen. Dies Wasserzeichen ist seit Jahren der Buzemann, der Würger aller seekrankheitsfüllten Gemüther; hier beginnt das offene Meer, hier wird die Flut am bewegtesten, hier verfällt gar Mancher den Herrschern der Tiefe, der lange gehofft und gekämpft hat, oder wohl gar über die verdächtigen Geschirre, womit Aufwärter und Aufwärterinnen umhereilen, allerlei mutwillige Glossen zu machen sich erdreistete. Das Schicksal ereilt den Spötter; er wird plötzlich ein „stiller Mann“; bleich und matt sieht er einige Male voll Ergebung über Bord, dann unterliegt er willenlos dem Verhängnisse, dem unerbittlichen, das

„furchtbar über ihn herwaltet“ — ihm selbst zur wohlverdienten Strafe, Andern aber zum abscheulichen Exempel.

Und wir? Wir fahren offenbar unter einem glücklichen Gestirne. Nur ein kühlender Lufthauch zog kräuselnd über die ruhige Flut, und das rote Wasserzeichen schien sich zu wundern über die stille Stunde, wie sie ihm lange nicht zu Theil geworden sein mochte. Noch eine kleine Weile, und die ganze unabsehbare Wasserfläche lag so heiter und spiegelglatt vor unseren Blicken, daß wir die Kreuzpünktchen und Strahlen der treibenden Medusen oder Quallen erkennen konnten. Auch die Aengstlichsten vergaßen bald alle Furcht und athmeten, wie einem drohenden Unheil entronnen, leicht und in doppelter Fröhlichkeit auf. Man scherzte, sang, erzählte, löste Rätsel; drei Sachsen und ein Preuße schwuren sich Freundschaft auf Leben und Tod; einige Hamburger und Hannoveraner verhandelten mit dem Bärtigen die schleswig-holsteinsche Frage; eine muntere Frau schnitt Papierkreuze künstlich in Stücke, welche die Herren wieder zusammenlegen mußten: kurzum man unterhielt sich vortrefflich, und selbst die Excellenz schaute ganz leutselig über Bord und hätte sich beinahe über die Wurzelbäume der Delphine gewundert und über das wundervolle Smaragdgrün gefreut, das beim Hingleiten des Kiels durch die Flut hell und sonnendurchleuchtet am Bug emporsvogte.

Nur Einer fehlte — Zwicklein. Ich fand ihn würgend in der Kajüte. Er hatte die verschiedenen Ratschläge so eifrig befolgt, daß er in dem heißen und speisedunstigen Raume wirklich krank geworden war.

Sie haben Recht, ächzte er, Ihr gefälligst mitgetheiltes Mittel hilft nicht Jedem.

Und die Makulatur?

Hilft auch nicht, stöhnte er, und zog einen ganzen Ballen hervor.

Schauerhaft! höchst schauerhaft! Also selbst dazu nutzlos! —  
Die Papierkreuze aber hatten folgendes Sonett veranlaßt:

Du weißt geschickt und zierlich zum Entzücken  
Das ärgste Kreuz, o Holde, zu zerlegen;  
Doch sieh! was frommt dein reicher Frauensegen,  
Womit die klugen Hände uns beglücken?

Wir mühen uns, durch Rücken und Verrücken,  
Durch Auf- und Ab-, durch Hin- und Herbewegen  
Ein neues Kreuz zu bilden, wie wir pflegen,  
Ein wahres Kreuz, wenn auch ein Kreuz in Stücken.

Das alte Lied! Wie auch der Frauen Güte  
Des Lebens Leid mit Blumen mag verdecken,  
Die Männer achten nicht der holden Blüte;

Sie schnitteln Kreuze sich aus jedem Stecken  
Und pflegen dann zum Hohne noch zu klagen:  
O Ehekreuz! o Haus- und Weiberlagen! —

Helgoland! erscholl es vom Vordertheil des Schiffes! Helgoland! erklang es von allen Lippen nach. Fern an der Kümmung tauchte ein dunkler Streifen empor, wohin nun fortwährend alle Blicke gerichtet blieben. Höher und höher, näher und näher rückte das Ziel unserer Fahrt, bis nach einer Stunde das wunderbare Eiland in seiner ganzen Größe oder vielmehr Kleinheit vor uns lag. Wir unterschieden den Leuchtturm, die alte Feuerblüse, den „Mönch“, die Kirche, die Treppe, das Unter- und Oberland, die kleine Fischerflotte im Hafen; rechts lag die Düne mit ihren hohen Bakern und der doppelten Reihe grüner Badefarren; auf der Sandzunge des Unterlandes versammelte sich eine wimmelnde Menschenmenge, eine Anzahl Bote mit grün-rot-weißen Flaggen stießen vom Strande und näherten sich der Richtung des Dampfschiffes; von der Höhe der Südspitze quoll grüßender Kanonendonner — dann nochmals und nochmals — und nach wenigen Minuten lagen wir zwischen der Düne und dem Vorlande vor Anker. Die Bote legten nun nach und nach an und führten

uns und unser Gepäck dem Gestade zu. Hier spielten die „Prager“ ihre lustigsten Weisen, und die ganze Badegesellschaft hatte sich in Reihe und Glied aufgepflanzt, um die neuen Ankömmlinge zu empfangen, Bekannte zu begrüßen und die seelkranken Gesichter zu mustern. Niemand entgeht diesem Schicksale. Es ist ein alter höllischer Brauch, über den zwar Jeder klagt und schwögt, den aber doch Jeder anerkennt und fernerhin aufrecht zu erhalten eifrigst beflissen ist.

Denke dir eine stürmische Ueberfahrt und dann die Empfindungen der unglücklichen Opfer, welche diese Laster-Allee, wie man sie genannt hat, durchwandern müssen! Eben den Klauen der fürchterlichsten Würgerei entronnen, noch erschöpft, bleifarbig, schwindelnd, verworren und wüth an Leib und Seele, tritt man, Ruhe suchend und Ruhe bedürftig, ans Land, und kommt da mitten unter die gepuzten Fremden, die den Nachgeschmack eines trefflichen Mahles noch auf der Zunge haben, und hört, o Hohn der Hölle! die hüpfenden Töne von Polka und Galoppade. Muß man da nicht diese herzlose Sitte bis in den untersten Schwefelfuß verwünschen? Kann man es begreifen, daß Leute von Lebensart sich so hinstellen? ja daß zwei Drittel aus Frauen, aus den reizendsten sanftesten lieblichsten Gesichtern bestehen? — Allein, sonderbar! kaum sind zwei oder drei Tage ins Land gegangen, und man steht schon selber in Reihe und Glied. —

Das Reisegepäck wird, ohne daß man sich darum zu bekümmern braucht, in die Nähe des „Konversationshauses“ gebracht.

Dies Haus liegt auf dem Unterlande und ist aus den Ueberbleibseln eines Packhauses und der Börse, wo zur Zeit der Kontinentalperre die großartigsten Geschäfte gemacht wurden, hergestellt und erweitert worden. Es entspricht, wenn auch nicht allen, doch so ziemlich den wesentlichsten Bedürfnissen. Auch für ein Duzend Zeitungen verschiedener Zungen und Farben ist gesorgt;



zur Seite, in einem angemessenen Versteck, liegt die unvermeidliche Spielhölle, obwohl Glücksspiele gesehlich verboten sind. Vor dem Hause befinden sich Bänke und ein kleiner Rasenplatz mit Gesträuchen und Blumen. Hier spielt täglich die Musik, wofür jeder Badegast 4 *M.*; jede Familie 6 *M.* zu zahlen hat. Hierher oder an die andere Seite wird auch das Reisegepäck gebracht, worauf dann Jeder das seinige aus sucht oder dem Aufseher Namen und Marke unter Angabe der Wohnung bezeichnet. Die Hinschaffung in die Wohnung erfolgt durch bestimmte Träger, welche gleich den Ruderleuten unter der Einwohnerschaft durchs Los ermittelt werden. Die Jüngeren und Fähigeren rudern, die Aelteren tragen. Mitunter bringt aber das Los eine Anzahl Ungeübter zusammen, was dann, zumal bei schlimmem Wetter, den „Offizieren“ das Leben sauer genug macht und auch sonst nicht ohne Bedenken ist. Für die Ueberfahrt, einschließlich des Gepäcks, zahlt man 12 *A.*; die Vergütung für das Tragen des Gepäcks in eine Wohnung auf dem Oberlande beträgt 4 *A.*, in eine Wohnung des Unterlandes 2 *A.* für jeden Träger.

Bei den Meisten erfolgt der Entschluß, ob sie im Unterlande oder auf dem Oberlande wohnen sollen, nicht ohne einigen Kampf. Die Bequemlichkeit hier unten, die freie Aussicht da oben; der nahe Meereshauch auf dem Vorlande, die frische Luft auf dem Felsen; die Nähe des Konversationshauses hier, die Nähe der Spaziergänge dort; der Tang-Geruch am Strande und die Treppenbeschwer nach oben: wohin neigt sich die Waage?

Eine schmale kurze Straße, zu beiden Seiten mit lockenden Muschelläden und sonstigen Schaustellungen, führt zur Treppe. Diese bildet den einzigen Zugang zum Oberlande, das sich ringsum, zwischen 85 und 190 Fuß, sehr steil, ja meist senkrecht erhebt. Nur zum Osten der Südspitze sind ein paar Stellen, die ein gewandter Fuß und schwindelfreier Kopf zu erklimmen vermag. —

Schon Adam von Bremen gedenkt eines solchen „einzigsten Zugangs.“ Die Helgoländer nennen die große Treppe de Borrig, was nach Einigen Burg bedeuten, nach Andern aber von Borrig herkommen soll, weil oben bei der Treppemündung früher eine Burg oder ein Berg gelegen. Im vorigen Jahrhundert war der Zugang an einer andern Stelle, etwa 100 Schritte weiter nördlich, und bestand in einer, in das rote hellgebänderte Gestein eingehauenen Steige, welche oben unter einem Wachthause durchging. Die Stelle heißt noch jetzt de road Borrig und hat Herr v. d. Decken und Andere veranlaßt, daraus Radborg und Radbodburg und hieraus eine Residenz des heidnischen Friesenkönigs Radbodus I. zu machen. Road bedeutet aber im Helgoländischen rot.

Die Verlegung der Treppe geschah im Jahr 1767, nachdem schon öfter bedeutende Besserungen und Vollwerksarbeiten versucht worden waren. Es war das für die Helgoländer ein Ereigniß und zugleich eine Aufgabe. Sie nahmen den Regierungsantritt Christians VII. wahr, um eine Beihülfe zu erlangen, versicherten durch Abgeordnete ihre „vorzüglichste Venerazion,“ übersandten „ein sehr geringes Geschenk von einhundert Thalern“ und baten um einen geschickten Baumeister und um Schenkung zweijähriger Landesgefälle zum Bau. Auf letzteres wurde zwar nicht eingegangen; dagegen kam bald ein Baumeister Rosenbergan. Die Kosten sollten von der Landeskasse getragen werden. Allein am Ende mußte die Regierung doch die Hauptkosten — über 1458 Thaler — vorschließen und 1774 auf deren Erstattung verzichten. — Zu Anfange dieses Jahrhunderts war schon wieder eine Erneuerung nötig. In ihrer jetzigen Gestalt ist die Treppe ein Werk großbritannischer Fürsorge. Sie wurde 1834 gebaut und steigt zickzackartig, in vier Abtheilungen, mit Ruhebänken und gußeisernen Geländern versehen, die bunte Felsenwand hinan. Ueber die Stufenzahl, wie über so Vieles auf Helgoland, herrscht großer Zwiespalt unter

den Gelehrten. Von Bachsmann, Wienberg, Theodor von Kobbe, Dr. Rödning und Andere führen 173, Dr. Salomon 172, Dr. Girsch 180, mehrere sonstige Schriften 186, Meyers Konversationslexikon 195, Schleiden „fast 300“ Tritte an. Die Erdbeschreibung von Ungewitter, 1848, hat sogar eine „Felsentreppe von 126 Stufen.“ Unter solchen Umständen habe ich die Tritte ebenfalls gezählt, und muß leider auch noch eine Meinung haben, nämlich 185, sage einhundert fünf und achtzig Stufen. Seitdem ist aber bei einer Erneuerung der Treppe die Zahl um einige verändert worden; was ich bemerke, um mich vor den Anzweiflungen künftiger Trittzähler zu sichern. Die Höhe der ganzen Treppe mag etwa 80 Fuß betragen. Der Bau ist breit und flach. Zur Schmuggelzeit ritt ein Engländer zu Pferde auf's Oberland, worüber eine alte Frau, die ein solches Thier- und Menschen-Ungethüm noch niemals gesehen hatte, dermaßen erschrak, daß sie ohnmächtig zu Boden fiel. Ein junger Kaufmann lief die Treppe in 59 Sekunden auf und nieder und gewann damit eine Wette um zehn Pfund Sterling; und ein junger Helgoländer, Herr Rickels Haas, mein trefflicher Hauswirt, thats ihm noch um eine Kleinigkeit zuvor, und zwar — zum eigenen Vergnügen.

So schnell kommen wir nun freilich nicht hinauf. Nimm vielmehr an, lieber Leser, wir ständen noch vor dem ersten Abfage. Dann ist links ein Brunnen, worin jedoch nicht das „süße Wasser“ des Adam von Bremen, wie Manche gefabelt haben, sondern Brack- oder Halb-Salzwasser zu finden ist. Auch hat man diesen Brunnen erst im laufenden Jahrhundert angelegt. Gegenüber steht die Mahnung des Jesus Sirach, 7, 36: „Reiche dem Armen deine Hand, auf daß du reichlich gesegnet werdest!“ Man könnte dies zu Gunsten Dessen deuten, der lungenlahm oder mühselig und beladen ist und doch die Treppe hinauf muß; allein es ist auch ein Armenkasten dabei. Ich habe jedoch den leisen Verdacht, daß eine Spinne vor diesem Kasten mit derselben Ungeförtheit, wie

vor der berühmten Armenbüchse des Hogarth, ihr Netz ausspannen kann. Der unterste Treppenabsatz ist von Linden, zwischen denen Abends eine Glockenlaterne leuchtet, überschattet; weiter hinauf neigen Rüstern und Syringen, Rosen und Goldregen sich aus Geländer; dann klettert und hängt wilder Wein an den roten Wänden, bis zuletzt ein mächtiges Strebewerk zum obern Thor geleitet.

Wendet man sich dann links, gegen Süden, so ist man ap Fallem oder, wie die Fremden meist sagen, „am Falm,“ und hat die schönste Straße des Oberlandes, die Bellevue Helgolands, vor sich. Sie führt einige hundert Schritte längs der Ostseite der Insel hin und ist nach der Tiefe zu mit einer Brustwehr versehen, über welche man die prachtvollste Aussicht auf den Rorder- und Süder-Hafen, auf das Meer und die Düne hat. Tief unten liegen die Häuser und Buden des Vorlandes; am Strande lagern zahlreiche Fischerböte; zwischen den roten Ziegeldächern strecken ein paar grüne Baumgipfel ihre verlangenden Zweige empor; in den engen Straßen lebendigstes Treiben, auf den Altanen gepugte Fremdlinge, über den Schloten ziehender Rauch: kurz das Auge ruht auf einem Bilde der eigenthümlichsten und anziehendsten Art.

Wendet man den Blick zurück, so erheben sich rechts die Häuser des Oberlandes, zum Theil mehrere Stockwerke hoch, mit Altanen und Flachdächern versehen, zum Theil niedrig, mit grünen Läden und Simsen geziert, theils dicht am Wege, theils hinter Gärtchen voll Blumen und Strauchwerk sich zurückziehend. Hier sind die gesuchtesten Wohnungen, die Häuser der Dehn, Franz, Lassen, Barz &c.; freilich auch die theuersten; doch kann man für  $1\frac{1}{2}$  bis  $2\frac{1}{2}$  *M* täglich schon ein wöhnliches Zimmer erhalten, wenn man sich zeitig oder in glücklicher Stunde darnach umthut. Wer auf die Aussicht verzichtet und sich ins Innere wendet, kommt mit der Hälfte und noch billiger aus. —

## Seebad. Dünen und Klippenriffe. Aelteste Beschreiber.

Welch ein Zauber, welcher Reiz liegt in diesen Meereswinden und Wellen! Schon der Hauch der See, der ewigfrische lebenskräftige Odem der Wogen, läßt Seele und Leib wie neugeboren werden; man fühlt sich gehoben, getragen, gestärkt; die Brust wird leichter, der Geist freier; man steht wie ein Erwachender nach schwüler Nacht und trinkt den kühlen erquickenden Born in sehnsüchtigen durstiglangen Zügen hinab. In der That gehört der Genuß der Seeluft wesentlich zur Kur. Am Strande, auf der Düne, bei der Ueberfahrt, überall sucht man den belebenden Duft so reich und frisch als möglich zu erhaschen. Ja einige Kranke, denen die Wellenbäder nicht zuträglich sind, fahren doch zur Düne hinüber, um wenigstens dem Meereshauche mehrere Stunden ausgefetzt zu sein. Dort lagern dann ganze Gruppen an den Sandhügeln oder dicht an den heranschäumenden Wellen, lesen, plaudern, scherzen, oder schauen hindämmernd in die wechselnde Farbenpracht der Wogen, oder ergehen sich am Strande und blicken suchend nach Muscheln und Seeplanzen, nach Glückssteinen und Donnerkeilen aus, mit denen die heranschlagenden Flutwellen rauschend und schäumend spielen. Weichen die Wasser ebbend zurück, so bildet der stille Strand bald eine feste Sandfläche, von den gekräuselten Spuren der letzten Wellenbewegungen übergossen, und

die Schritte der Spähenden wandeln dann weiter, bis zu den abgerissenen Kreidestücken, zwischen denen Hunderte von Seefernern — fünfstrahlige, wie die Sterne der Ehrenlegion — auf die wiederkehrenden Fluten harren. So wird der Luft- und Wasserhauch genossen; und selten mag es sein, daß nicht auch das trübste Gemüt erquickliche und tröstliche Belebung findet.

Helgoland hat in dieser Hinsicht einen unbestreitbaren Vorzug vor den übrigen Nordseebädern, und vor den Ostseebädern vollends; denn nirgends strömt Luft und Flut von allen Seiten und zu allen Zeiten so frisch und unvermischt heran als hier. Ostende, Scheveningen, Ruzhaven, Dobberan, Hāringsdorf, Swinemünde und andere liegen ganz am festen Lande; Nordernei hängt fast damit zusammen, und selbst Wangeroge und Böhr sind den Küsten so nahe, daß theilweise nicht viel mehr als Landwinde dort wehen. Helgoland aber ist nach allen Richtungen über sieben Meilen vom Festlande und seinen Strommündungen entfernt. Selbst von Wangeroge ist es noch durch einen fünf und eine halbe Meile breiten Meeresstrich geschieden.

Helgoland gehört zu den jüngsten Seebädern. Sehr frühe kannte und benutzte man in England die Heilkräftigkeit der kalten Bäder im Meere. Schon um 1750 bediente sich die königliche Familie der Seebäder. Auch im Alterthume war der Gebrauch des Salzwassers zum Baden und Waschen bekannt, wie der berühmte Badeschriftsteller J. D. W. Sachsé aus Hesekiel 16, 4 und aus den Schriften des Hippokrates und Anderer hervorgehoben hat. Als Aristides das Orakel fragte, ob er im Meere oder im Wasser einer Quelle baden sollte, erhielt das Quellwasser den Vorzug; ein heutiges Orakel hätte vielleicht anders entschieden. In Deutschland gab zuerst der berühmte Lichtenberg, 1793, durch eine Veröffentlichung allgemeiner Anregung zur Anlegung von Seebädern; er war durch seine rege Aufmerksamkeit auf das Leben

und Wehen der Engländer und durch seinen eigenen erfolgreichen Aufenthalt im Bade zu Margate dazu veranlaßt worden. Schon zehn Jahre früher hatte der Prediger Janus auf der Insel Juist in einer Vorstellung an Friedrich den Großen, der damals Ostfriesland beherrschte, die Errichtung einer Seebadeanstalt in Vorschlag gebracht. Doch kam der Gedanke nicht zur Ausführung. Erst 1794 wurde das erste deutsche Seebad durch den verdienstvollen Arzt S. G. Vogel am Heiligendamm bei Dobberan gegründet, und erst 1797 folgte die Nordsee mit Rordernei nach. Dann entstanden in rascher Folge: Travemünde 1800, Kolberg 1802, Wangeroge 1804, Appenrade 1813, Rügenwalde 1815, Rughaven 1816, Putbus auf Rügen 1816, Stralsund und Föhr 1819, Ragast bei Barel 1820, Zoppot 1821, Warnemünde 1822, Kiel 1822, Swinemünde 1825, und Helgoland 1826. Jünger ist das reizende Haringsdorf, zwei Stunden von Swinemünde; auch einige andere Anstalten, die aber gleich der Mehrzahl der obigen Bäder nicht viel mehr als kleine Ortseinrichtungen geworden sind, haben ein späteres Geburtsjahr.

Das Verdienst der Gründung von Helgoland gebührt dem Schiffbauer Jakob Andresen-Siemens, der bei der zunehmenden Verarmung der Insel die Errichtung einer Badeanstalt seit dem Jahre 1823 betrieb. Es erhoben sich zwar viele Bedenken und kleinmütige Einwendungen; allein die zähe Ausdauer von Siemens überwand alle Schwierigkeiten. Eine Aktiengesellschaft ward gegründet und mit Ach und Krach brachte man bis 1826 etwa 20, bis 1831 gegen 50 Aktien, jede zu 100  $\mathcal{M}$ , unter. Die Gesellschaft erhielt eine Art Privileg, und 1826 kamen vier Badefarren auf der Düne und zwei am Strande des Unterlandes in Thätigkeit. In demselben Jahre erschien das Buch v. d. Deckens über Helgoland, welches die günstige Lage der Insel für ein Seebad empfehlend hervorhob. — Die Ueberfahrt der Fremden wurde

mehrere Jahre durch ein paar nothdürftig dazu umgestaltete Segelschiffe bewirkt. Im Sommer 1828 waren etwa 200, im Jahr 1831 kaum so viel Badegäste da. Als aber von Hamburg aus eine regelmäßige Dampfschiffverbindung hergestellt und 1833 in der Person des jetzigen Badearztes Dr. von Uschen ein junger lebendigfördernder Mann herbeigezogen wurde, mehrte sich die Zahl der Besucher von Jahr zu Jahr und ist neuerdings bis zu 3000 gestiegen. Die Helgoländer thaten dabei wenig genug; aber die Wunder der Natur und die unseugbaren Vorzüge der Insel vor den meisten anderen Badeorten, sowie die besondere Theilnahme, welche Künstler und Schriftsteller dem Eilande zuwandten, schlugen alle Schwierigkeiten nieder. Gegenwärtig mag es wenige Papiere geben, die so einträglich sind, als die helgolander Badeaktien. Die Besitzer, mit wenigen Ausnahmen Helgoländer, verwendeten stets nur einen Theil des Aufkommens; schon in den zwanziger Jahren bezogen sie Zinsen, 1831 wurden 5 Procent gezahlt, 1834 nach Siemens schon 30 Procent vertheilt; neuerdings kamen gegen 100 Procent jährlich, 1852 sogar 110 Procent zur Vertheilung, trotz einer Abgabe von 10 Procent des reinen Aufkommens an die Landschaft. Auch befinden sich die Aktienbesitzer in der tröstlichen Lage, daß ihnen bei der Erneuerung ihres noch bis 1860 reichenden Freibriefs wahrscheinlich Niemand mit großen Bedingungen und Auflagen kommen wird. Dazu sind auf Helgoland die Interessen und Aemter, die Verwandtschaften und Bekanntschaften zu eng verschlungen und durchschürzt.

Die Zahl der Aktienbesitzer beträgt kaum zwanzig; die Zahl der Stimmen, deren jeder eine hat, soll nach einem Beschlusse von 1843 nicht vermehrt werden. Die Direktion wird nur von den Aktionären gewählt und ist nur von ihnen abhängig. Kein Wunder also, wenn bei der ganzen Verwaltung die Vertheilungsbeträge allzusehr in den Vordergrund treten und die Klagen der



Fremden ohne Abhülfe bleiben. Gar Vieles könnte geschehen und geschieht nicht. Die Mangelhaftigkeit des Badestrandes und der Einrichtungen am Unterlande, der Schmutz in den Wegen, die unzureichende Bedachung auf der Düne, dies und manches Andere hätte schon längst Veranlassung sein sollen, alljährlich ein paar tausend Mark mehr zu verwenden oder zu größeren Einrichtungen zurückzulegen. Selbst am Badeplatze der Frauen befindet sich nur ein kleines windiges Zeltgehäuse, während z. B. in Nordernei, wo man den Wohnungen doch um Vieles näher ist und sich nicht auf einer gesonderten Sandinsel befindet, Breterbuden errichtet sind. In Swinemünde hat man sogar Wartezimmer mit Stühlen und Sophas; auf Helgoland ist nicht einmal in dem Hause für warme Bäder ein Zimmer, was die Harrenden vor Ermüdung und Zugluft schützt. Auch dafür ist die Badedirektion verantwortlich zu erklären, daß die Fremden zwar eine Apotheke, aber in der Apotheke nicht zu jeder Stunde Jemanden vorfinden, da das Aufkommen vom Geschäft dem Inhaber nicht gestatten mag, für Fälle der Abwesenheit einen Gehülfen zu halten. —

Gewöhnlich wird, wenn über Mängel in den Badeeinrichtungen geklagt wird, ein Haupttheil der Schuld dem Badeearzte beigemessen; es bleibt aber dabei außer Acht, daß der Einfluß des Herrn von Aschen auf die geldgierigen und nicht immer sehr einsichtsvollen Aktionäre und Direktionsmitglieder bei weitem nicht so groß sein mag, als man gewöhnlich unterstellt. Herr von Aschen ist zwar zu Zeiten Mitglied des Vorstandes und stets im Besitze einer Akzie; allein er hat nur eine Stimme, und wird mit seinen Verbesserungsvorschlägen oft genug in der Minderheit bleiben.

Es liegt auf der Hand, daß ihm als Badearzt weit mehr daran gelegen sein muß, den Ruf der Anstalt zu heben und den Wünschen und Bedürfnissen der Badegäste entsprochen zu sehen,

als von seiner einzigen Akzie ein paar Mark mehr zu beziehen. Daß er im Besiz zahlreicher Akzien sei, wie man oft hört, ist un- wahr; es beruhen dergleichen Angaben, wie manche andere, z. B. daß er Reisegelder beziehe, um für den Zuwachs an Badegästen zu wirken, auf Unkunde oder böswilliger Entstellung. Er ist allerdings außer der Badezeit meist abwesend und läßt sich dann durch einen Gehülfsarzt vertreten; allein es geschieht das nicht für Rechnung der Badeanstalt, sondern zum Zwecke seiner eigenen Fortbildung &c. Er besucht die Heilanstalten großer Städte und wird auf diese Weise mit vielen und berühmten Aerzten bekannt, was mittelbar freilich auch den Badebesuch fördert, da selbst die ersten unter den wiener Aerzten ihm Leidende zusenden. — Zur Leitung der Bälle und sonstigen allgemeinen Vergnügungen wird neuerdings ein Fremden-Ausschuß erwählt, wobei aber ein dauernder Zusammenhang fehlt. Meist hat sich Herr von Aschen auch mit dergleichen befaßt, wobei indeß die Stellung des Arztes und die Pflichten des artigen Leiters der Vergnügungen in Zwiespalt geraten mußten.

Das Konversationshaus steht nicht unter der Badever- waltung. Es ist Eigenthum der Landschaft und wird mit allem Zubehör, auch mit den aufliegenden Zeitschriften, zur unentgelt- lichen Benugung geöffnet. Nur der Wirt zahlt eine Miethe, und der Oberste der Spielhölle hat eine jährliche, freilich auffallend ge- ringe Pacht von 500 Pistolen für die Landeskasse zu entrichten. Ein Ausschuß von Ratleuten und Landesvorstehern besorgt das Nähere.

Helgoland hat manche Anfechtungen zu bestehen gehabt. Insbesondere trat ihm 1833 Dr. Richter und 1836 der Badearzt Dr. Mühry zu Gunsten Norderneis zu nahe. Allein beide gaben sich dabei Blößen genug, um die schärfsten Entgegnungen zu fin- den; für Helgoland trat 1836 Dr. Rödning, für die Ostseebäder 1837 Dr. Saxe in die Schranken.

Jetzt sind dergleichen Streitereien ziemlich verklungen. Helgoland hat seinen Wert siegreich behauptet, während andererseits nicht zu bestreiten ist, daß auch die übrigen Seebäder ihre Vorzüge und Eigenthümlichkeiten haben: Ostende den Steindamm und die Stadt, Scheveningen den Haag, Dobberan die Waldesfrische, Haringsdorf die Abgeschlossenheit, Putbus den Park und die Ausflüge nach der Granitz und Stubbenkammer, Wangeroge die Geselligkeit und den nahen Strand, Nordernei die großen Säle und die „gute Gesellschaft.“

Im stärksten Gegensatz hinsichtlich der Einrichtungen stehen Wangeroge und Helgoland. Dort Alles bis aufs kleinste geregelt, Alles von einem leitenden Mittelpunkte ausgehend und zu einer engen Gemeinsamkeit zurückführend; hier Alles ungebunden, frei, der Laune und dem Belieben den weitesten Spielraum gewährend. Hätte Wangeroge nicht die vielen geschriebenen Anordnungen, so könnte man es das patriarchalische Seebad nennen. Doch ist das Patriarchenthum eigentlich ein Matriarchenthum, weil nicht ein Erzvater, sondern eine Frau, die Geheimhofrat Westing, oder kurzweg „die Geheime“ genannt, das Regiment führt. Indessen leistet diese Frau für strenge Ordnung mehr als alle Männer auf Helgoland zusammengenommen. Sie ist überall selbst: in der Küche, in den Speisekammern, in den Wohnhäusern, im Rechnungs- und Kassenzimmer, im Salon, überall ist sie; bei Tisch führt sie den Vorkitz, sieht Nachmittags im Pavillon zum Rechten und leitet Abends die Bälle und Thees. — Dabei hat Alles seine festen Säge und Wege. In keinem Bade sieht man so viele Bekanntmachungen und Anordnungen. Um das englische geschriebene Recht zu lesen, sollen fünf Jahre nötig sein; zur Kenntniß aller Geseze und Rechte in Deutschland würden etwa fünf Menschenalter gehören — tam immensus aliarum super alias acervatarum legum cumulus — in Wangeroge sind gegen fünf

Wochen erforderlich, um sich die verschiedenen Vorschriften zu merken. Im herrschaftlichen Wohnhause hängen Bestimmungen über Trinkgelder, Fährschiffe, Dampfschiffe, Wagenpreise, Trägeregebühren, Spazierfahrten, Zimmermiethen, Handtücher, Servietten, Bettzeug u. s. w. Es ist die Erwartung ausgesprochen, daß die Bewohner des Hauses „fortwährend bei Tafel speisen“ werden; es wird ersucht, hartes Thürschlagen und lärmendes Laufen zu vermeiden. Auf einem besondern Anschläge ist die Vergütung für das Reinigen der Fußbekleidung geordnet; jeder Herr hat wöchentlich 18 Grote oder 6 Gutegroschen, jede Dame 12 Grote zu zahlen; der Herrenschmutz ist also um ein Drittel höher veranschlagt, was gewiß nicht übertrieben ist. — In anderen Räumen findet man andere Bestimmungen. Von besonderer Wichtigkeit ist die Tischordnung, welche aus einer ganzen Reihe von Sätzen besteht. So ist im Artikel VI. vorgeschrieben, daß das Zeichen zum Aufheben der Tafel von der Direktion „durch Rücken mit dem Stuhle gegeben wird“; die Tischgäste sind daher ersucht, „vor dem gegebenen Zeichen ein solches Rücken mit dem Stuhle zu vermeiden,“ damit „Irrthümern“ vorgebeugt werde. Wonach sich männiglich zu achten! Und in der Regel thut dies auch Jeder. Gegen das Ende der Tafel sind daher Aller Augen und Ohren mit Spannung auf die Frau Vorsitzerin gerichtet. Zwar gibt es mitunter einige Böswillige, die einen heimlichen Stuhlruck nicht unterlassen können; Andere mögen aus purer Angst, daß sie mal unversehens rücken könnten, rücken; allein im Ganzen weiß die Vorsitzende die Ordnung doch streng aufrecht zu erhalten. Einem Manne wäre es platterdings unmöglich. Da sieht man die Vorzüge der weiblichen Herrschaft! —

Auf Helgoland weiß man von dergleichen nichts. Da gibt's eine Menge Tische; Jeder kommt und geht, wann er Lust hat; Jeder handelt wie er mag und kann. Ein paar Bestimmungen

der Badedirektion, die großen Theils unbeachtet bleiben — das ist alles.

Der helgolander Badeplatz auf der Sandinsel hat den Vorzug, daß an verschiedenen Stellen, zu Westen und Osten derselben, gebadet werden kann. Deshalb ist der „Wellenschlag“ im Ganzen besser als zu Nordernei, Wangeroge und an anderen Orten, wo der Platz derselbe bleibt, der Wind mag wehen, von wannen er will; denn das Bäumen und Ueberstürzen der Wellen hängt nicht sowohl von der Flut als vielmehr von der Richtung und Stärke des Windes ab; die bloße Flut bringt, zumal bei mählich ansteigenden Gestaden, nur ein geringes, und bei entgegenstehendem Winde fast gar kein Aufwogen hervor. — Auf Nordernei und Wangeroge richten sich die Badestunden, und damit auch das Mittagessen, nach Ebbe und Flut, auf Helgoland nicht; von 6 bis 2 Uhr hat man freie Wahl.

Zu jedem Bade auf der Düne ist eine kleine Seefahrt von viertel- bis halbstündiger Dauer erforderlich. Es hat das seine Vortheile und Nachtheile. Bei stürmischem Wetter wird zuweilen ein Ausfall von einigen Bädern dadurch herbeigeführt, wenn man sich nicht mit dem Ersatz am Unterlande oder mit einem Sturzbade im Badehause begnügen will; aber im Ganzen möchten die Vortheile und Annehmlichkeiten, namentlich der heilsame Hauch der See, doch überwiegend sein. Selbst die schaukelnde Bewegung beim Ueberfahren soll ihr Gutes haben. Was hat nicht alles sein Gutes? Auch der Neger, den Manche über ein paar rauchende Qualm- und Dunst-Schornstein-Mäuler im Schiffe empfinden, kann möglicher Weise sein Gutes haben. Nur muß er nicht verschluckt, sondern dem Raucher ins Gesicht geblasen werden; ganz wie dieser es mit seinem Qualm macht, grob oder mit Grazie! Und dann: wie viel Bekanntschaften werden während der Ueberfahrten gemacht, wie viel Abenteuer erlebt! In Nordernei werden

die Bekanntschaften durch Badekommissäre vermittelt, auf Wangerooge durch die Frau Westing, zu Helgoland durch die Fährböte. Und diese leisten zuweilen mehr als jene. Ich habe einmal 14 Tage in einem Seebade zugebracht, ohne eine andere Bekanntschaft zu finden, als die eines kurzsichtigen Gelehrten, und diese auch nur dadurch, daß sich derselbe in meinen Badekarren verlieh und mir wassertriefend beweisen wollte, ich sei eigentlich in seinem Karren; zu Helgoland dagegen war ich genötigt, schon bei der ersten Ueberfahrt Jemanden kennen zu lernen, und bei der Rückkehr hätte ich beinahe meinen Regenschirm mit einer hübschen Hamburgerin theilen können, d. h. wenn ich nicht zu spät, d. h. wenn mir nicht ein Anderer zuvorgekommen wäre. Das war alles das Werk des Fährbootes. Und nun gar: wenn einmal die See etwas hochgeht, wenn die Böte hüpfend auf- und niederschleusen, wenn beim Anlanden und Abstoßen die anprallende Brandung zischend darüberhinschäumt und Alles schreiend und benäht durcheinanderfliegt, da müßte es doch wunderbarlich zugehen, wenn nicht auch für den finstersten Grimmbart ein Stück Heiterkeit abfiel!

Das Ueberfahren geschieht stets mit großer Vorsicht. Es ist kein Beispiel eines erheblichen Unfalls bekannt.

Gewöhnlich wird an der Westseite der Düne angelegt. Dort theilen sich alsbald die Wege zu den Badekarren beiderlei Geschlechts, die Einen gehen linkwärts, die Andern rechtwärts; doch verfährt man dabei unbiblisch, indem die Schäflein nicht zur Rechten, sondern zur Linken wandern. Nur ein geringer Raum ist neutrales Gebiet, und auf diesem steht ein Pavillon, wo man frühstücken und einiges Obdach gegen plötzliches Unwetter finden kann. Die Grenzen des Frauen-Strandes sind durch Handweiser und Inschriften angedeutet. Man nimmt es damit ziemlich strenge, da unbekleidet gebadet wird, was heilsamer, angenehmer und selbst anständiger ist, als die spärlich bemäntelte Gemein-

schaftlichkeit zu Ostende und Dieppe. Nur mit zarten Knäblein wird eine Ausnahme gemacht. „Knaben über 5 Jahre — sagte eine Warnungstafel — werden am Damen-Strande nicht zugelassen.“ „Dagegen — hätte einst ein Schalk darunter geschrieben — werden Frauenzimmer über 50 Jahre am Herren-Strande nicht gelitten.“

Am Badestrande des Unterlandes indessen besteht die schamlose Einrichtung, daß die Badekarren, auch wenn Frauenzimmer baden, von Männern, freilich von alten, ins Wasser geschoben werden.

Da die Badezeit nicht beschränkt und ohnehin eine große Anzahl von Karren vorhanden ist, so hat man selten nötig, lange zu warten. Es ist daher auch noch niemals ein solcher Streit entstanden, wie vor Jahren auf Nordernei, wo die gnädigen Frauen nebst ihren Rosen dermaßen in Hitze gerieten, daß zuletzt die Badewärterinnen den Dienst verweigerten. Der Badekommissär war nicht im Stande, dem Unfug des Belegens und Nummerfälschens zu steuern; es drohte eine völlige Auflösung, bis er endlich auf den Einfall kam, hinter dem nächsten Dünenhügel einen alten Hirten aufzustellen, mit der Weisung, auf den Ruf der Badewärterinnen herabzusteigen und als ein anderer Paris den Kampf- und Strandrichter zu machen. „Kaum war dieses Edikt bekannt, erzählt Th. von Kobbe, so vertrugen sich die Damen wie die Engel.“

Man hat eine Menge Baderegeln. Manche behelfen sich ganz damit, ohne einen Arzt zu Räte zu ziehen. Es ist das aber bedenklich. Handelt es sich nicht bloß um Stärkung und Erfrischung im Allgemeinen, sondern um Befestigung eines besondern Uebels, oder treten gar ungewöhnliche Zufälle, als Schwindel, Ohnmachten, Brustbeklemmungen, Krämpfe und dergleichen ein, so ist die Befragung eines Arztes gewiß dringend zu empfehlen.

Sonst freilich kann man sich an die üblichen Regeln halten; auch an folgende:

Seh frisch darauf los! Habe mutige Lust und fröhliches Vertrauen!

Genieße den Reiz des Lebens und der Düne; genieße auch ein Weniges, ehe du überfährst!

Wandele erst den Weg alles Fleisches! Helgolander Schwarzbrot und hufe'sches Wasser thun oft gute Dienste.

Sei langsam zum Bohn und langsam zum Badeplatze, aber rasch zum Untertauchen!

Laß dich nicht zu sehr gelüsten! Habe ein Genügen am ersten Schoß und an der ersten Glühitze; denn sonst kommt Heulen und Zähnkappen.

Haßt du ein Glied, das dich besonders ärgert, so haue es nicht gleich ab; sondern bade es mit, und siehe hernach zu!

Viel Predigen und Grübeln machet den Leib müde; aber viel Spazierengehen am Strande ist sehr heilsam.

Laß nicht den Mantel im Stich, sondern nimm ihn mit auf die Düne; denn die Launen des Wetters und der Weiber sind unergündlich.

Leidet dein Magen, so meide Hummer und Fische! Daß man sich an Melonen und ebenso an 300 Mustern um's Leben genießen kann, haben Kaiser Friedrich III. und der polnische Landbote Jablonsky mit dem Tode bekräftigt.

Im Uebrigen — sieh, wie die Andern es treiben! und — „Willst du die Andern verstehen, blick in dein eigenes Herz!“ —

Zuweilen bringen solche allgemeine Regeln aber in arge Verlegenheit. Dr. M. Flügge, Badearzt auf Nordernei, sagt z. B. in seinen Verhaltensmaßregeln zum Gebrauche der Seebäder also:



„Es ist gänzlich zu widerraten, irgend einen leidenden Theil den Wellen vorzugsweise zu exponiren.“

Der wangeroger Arzt Dr. Chemnitz dagegen rät in seinen allgemeinen Baderegeln unter Nr. 23 folgendes:

„In die Brandung der Wellen mag man denjenigen Theil halten und mit der Hand fleißig reiben, welchen man vorzüglich für krank oder schwach hält.“

Ich bitte Einen, was soll man nun thun! In die Brandung halten oder nicht, das ist die Frage. Dr. v. Aschen, der vielerfahrere, dem ich meine Not klagte, meinte, die Umstände müßten entscheiden. Er scheint aber meistens für das Hineinhalten zu sein.

Wirft man sich zum ersten Male in die Flut und findet sie nur einigermaßen leidenschaftlich erregt, so geschieht es gewiß nicht ohne eine gewisse Beklommenheit. Sehen und Hören vergeht einem, wenn die tobenden Ungethüme von Wellen heranstürmen und sich bäumend und schäumend überschlagen, und man über und über von dem brausenden Sturz bedeckt wird. Allein *oo n'est que le premier pas qui coute!* Hat man den ersten Schauer überstanden und weiß, wie man sich drehen und wenden muß, um den rauschenden Sägen der Bogen zu begegnen; so kostet es oft eine große Aufmerksamkeit und schwere Ueberwindung, um sich zeitig dem fesselnden Gebalge zu entziehen. Immer nahez noch eine frische Welle, deren schäumenden Gischt man noch über sich herbrausen lassen möchte; nur die eine noch, denkt man, aber dieser einen folgt eine zweite, der zweiten eine dritte, und eine vierte ist höher und prächtiger, als alle früheren, man kann ihr unmöglich entlaufen: und so überschreitet man am Ende die richtige Zeit. — Endlich reißt man sich los. Aber o weh! im Eifer hat man vergessen, sich die Nummer des Badelartens zu merken; die Wellen haben einen allmählich aus der Richtung ge-

worfen, und man kann nun von Glück sagen, wenn man unter sechs Karren, die man ansieht, den richtigen findet.

Freudvoll und leidvoll erkennt man endlich seinen Noth, seine Unausprechlichen, wie Philoktet seine Pfeile, und läßt sich erschöpft auf dem Breterfisse der kleinen Behausung nieder. Man trocknet sich nun rasch ab, das heißt, wenn man nicht auch in der Zerstreuung das Zeug dazu vergessen hat. Viele begnügen sich mit Handtüchern und dergleichen kleineren Behelfen; ich ziehe aber ein ausgewachsenes Badelaken vor, weil man sich damit schnell und auf ein Mal umhüllen und so das Wiedererwärmen, das völlige Erglühen der Haut, um so früher und sicherer herbeiführen kann — ein Gefühl, das zu den angenehmsten Empfindungen gehört, deren ein nichtsnutziger Leib theilhaftig zu werden vermag. Die Lebensthätigkeit bekämpft und überwindet die kältende, zusammenpressende Einwirkung des Wassers, und in dieser Anstrengung, sowie in der Aufrüttelung des ganzen Menschen durch das brausende Element, in dem Kampfe, in dem Aufstacheln aller Nerven- und Lebenskreise zu neuer Thätigkeit und zum Steg über Schlassheit und Schwäche, mag wohl der Hauptgrund der außerordentlichen Heilkräftigkeit der Seebäder liegen.

Die Dauer des Verweilens im Wasser hängt von der Körperbeschaffenheit, von der Kälte des Wassers ic. ab. Man höre auf, so lange es noch am besten schmeckt, nach dem Eintritt eines Wärmegeföhls, aber vor dem Ausbruch einer zweiten Durchfröstelung. Zwei bis fünf Minuten ist die gewöhnliche Zeit; starke und rüstige Personen können bei warmem Wetter auch wohl bis zu einer Viertelstunde und länger im Wasser bleiben.

Die Aus- und Ankleidehäuschen sind auf zweirädrigen Karren erbaut. Sie gewähren aber bessern Schutz, als die wangeroger vierräderigen „Kutschen“, die nur mit Segeltuch umkleidet sind, und zwei selten vollkommen schließende Thürflügel haben.

Das Mobilier besteht aus einem Stiefelnknecht und einem Lattenwerk, das zu einer trockenen Fußunterlage dienen soll, von meinem Nachbar aber auch zweckmäßig als Leiter benutzt wurde, als er sich in der Haltung des belvederischen Musengottes aufstellte. Außerdem ist ein kleiner Spiegel vorhanden, der aber so angebracht ist, daß ein regelrecht gewachsener Mann weder stehend noch sitzend hineinschauen kann. Endlich hängen zur Seite ein — Kamm und eine Haarbürste, und der Augenschein lehrt, daß sie nicht alle Zeit müßig gehangen haben!! — Die Badekarren der Frauen haben statt des männlichen Stiefelnknechts eine weibliche Fallschirmleinwand, die zur Verdeckung beim Ein- und Aussteigen und selbst während des Badens dienlich ist, zu letzterm Zwecke aber fast nie benutzt wird.

Während des Ankleidens kann man sich damit unterhalten, das Gebaren der in der Nachbarschaft Badenden zu betrachten. Man sieht da oft Drolliges und Wunderliches genug. Einem zweiten Lichtenberg würde der reichste Stoff zufließen. Besonders gewähren die Dicken, folglich Verdienstlichen, wie die Siamesen schließen, zuweilen ergötzliche Schauspiele. Eine Hauptbaderegel ist, möglichst schnell unterzutauchen. Aber wie bringt ein Hängebauch den Kopf unter Wasser? Vergebens sind bei einigen alle Anstrengungen und Versuche. Auch bei heftigen Wellen, die selbst gelenkigen Leuten zu schaffen machen, sind solche verdienstvolle Leibesbildungen übel daran; sie können sich dann nicht auf den Beinen erhalten, und einmal hingefallen, würden sie eher ein Korkteufelchen auf den Kopf, als sich selbst auf die Hinterfüße zu stellen vermögen.

Ist man mit Ankleiden fertig, so gibt man mittels einer Schelle das Zeichen, daß man aufs Trockne gezogen werden will, und löst sich durch eine Marke aus, die man im Badehause des Unterlandes zu 12, und duzendweis zu 10<sup>2</sup>/<sub>3</sub> Schillingen, erhält.

Das Baden läßt man zurück; man findet es am andern Tage getrocknet wieder, wofür man 1 Schilling, und wenn der Besorger auch Eigenthümer ist, 2 Schillinge täglich zahlt. Das Ueber- und Zurückfahren kostet 4 Schillinge. Jedes Bad kommt daher etwa auf eine Mark oder  $9\frac{3}{5}$  Gute Groschen, was den Preis vielerorts übersteigt, da in Rordernei ein Bad nur 6, in Wangeroge 5, in Ostende noch keine 4, in Swinemünde und Haringisdorf kaum 3 Gute Groschen kostet. Schwächliche oder Kengstliche, die einen Bader mit ins Wasser nehmen, müssen dafür noch besonders zahlen.

Nach dem Bade begibt man sich gewöhnlich auf die Düstette der Dünen, welche meistentheils gemeinschaftliches Gebiet ist, und findet sich dort mit einer befreundeten Seele zusammen, oder wandelt allein auf und nieder, sucht Versteinerungen, Pholaden oder andere Merkwürdigkeiten, welche das Meer auswirft, und überläßt dabei das Haar den trocknenden Winden — nota bene, wenn man noch eigenes Gewächs besitzt und es als Zubehör mitgebadet hat, was sehr zu empfehlen ist. Hat man eine besondere Neigung, sich nach der Art des Demosthenes zum Redner auszubilden, so findet sich auch hierzu die schönste Gelegenheit; denn an Wellengebrause fehlt es selten, an kleinem Steingerölle niemals. Auch gewähren die Sandhügel zur Seite, welche sich zum Theil bis zu einer Höhe von 30 Fuß erheben, die Möglichkeit, mit oder ohne Steine im Munde, bergan zu laufen. Neigt man aber mehr zu einer sanftern Bewegung, so klettert man langsam umher oder lagert sich an einem der Abhänge oder am Strande und sieht in die Farbenpracht des Meeres und auf das Spiel der heranschäumenden Wellen, bis endlich der Hunger sich meldet und der Pavillon eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübt. Dann kann man ein nochmaliges Luft- und Sand- und Sonnenbad, das zuweilen in ein Wind- und Regenbad sich umwandelt, nehmen, bis eine willkommene Gesellschaft zur Heimfahrt sich zusammenfindet.

Freilich sind nicht Alle so umständlich. Manche eilen schon mit dem nächsten Boote zurück. Allein es ist das nicht zu empfehlen. Die besten Erfolge wird Derjenige haben, der ein wahres Dünenleben führt und die Behandlung seines sämmtlichen Menschen vom Morgen bis zum Mittag als eine Art Kultus betrachtet, und ihn, wie ein Pythagoräer sein Tagwerk, mit der größten Gewissenhaftigkeit ausübt. Auch hat ein solches Treiben nicht bloß seinen Nutzen, sondern selbst seine Reize, sein träumendes Behagen. Stunden lang kann man auf den Hügeln so lungern und lagern, im reinsten Sande hingestreckt, von der Sonne durchwärmt, vom Winde gekühlt, von tausend flüchtigen Gedanken durchflutet, Auge und Ohr der donnernden schäumenden Brandung zugewendet, überall das Meer vor sich, in seiner ganzen Fülle und Frische und in der unbeschreiblichen Pracht der Farben, die vom hellsten Smaragd bis zum dunkelsten Veilchenblau wechseln und in einander spielen. Dabei die Segler auf den Bogen und in den Lüften, die Wolkenbildungen oben und die Spiegelungen in der Tiefe! Dort eine Möve mit ihren wiegenden glänzenden Fittichen, dort ein Fischernachen, dort der Rauch eines fernziehenden Dampfers, dort ein Rauffahrer unter vollen Segeln, erst ruhig und blendend im hellsten Sonnenschein seine Pfade ziehend, dann in anmutiger Sicherheit wendend und die dunkeln Busen seiner Leinen herüberkehrend: kann man unter solchen und zahllosen anderen Erscheinungen jemals ermüden im Anschauen? Und wenn nun gar ein paar befreundete Augen das alles mitgenießen? oder wenn eine weiße Hand das dunkle, im Winde flatternde Haar zurückschlägt und deutend und fragend in die Ferne zeigt?

Eins ist mitunter auf der Düne störend — die Unart des Schießens. Es gibt gewöhnlich eine Anzahl Nimrode und Sonntagsjäger vor dem Herrn, die in ihrer jagdregal- und waffenschein-gefegneten Heimat selten eine Flinte losbrennen, auf der Düne

aber in den blutdürstigsten Aufzügen umhersteigen und den Spaziergängern meist gefährlicher sind als den Strandläufern. Ein solcher Dünen-Rimrod ist im Eifer fähig, einen Badekarren für eine Seeschwalbe anzusehen; wenigstens wußte mir einer, den ich höflichst nach dem Unterschiede fragte, keine befriedigende Antwort zu geben, obwohl er während der ganzen Ueberfahrt über die auf der Jagd zu beobachtende „Ruhe und Kaltblütigkeit“ geredet hatte.

Die Sandinsel ist für die Helgoländer von größter Wichtigkeit. Sie liefert ihnen nicht nur in Seewürmern und Sandspielen den trefflichsten und billigsten Köder, sondern sie schützt auch den Hafen und das Unterland vor den Oststürmen und bietet vor allen Dingen die unerläßlichen Strandflächen für die Badeplätze. Mit dem Untergang der Düne würde das Seebad so gut wie vernichtet sein; denn der am Strande des Unterlandes eingerichtete Platz kann nur als ein Nothbehelf gelten.

Zwar ließen sich durch Anstrengungen und Kostenaufwand ohne Zweifel Verbesserungen bewirken, und es verdient die schärfste Mühe, daß nicht mehr geschieht, daß namentlich jedes Obdach für Wartende, ja selbst ein Abtritt fehlt; allein die Beschaffung eines Strandes, der mit Rordernei zu wetteifern vermöchte, würde schlechthin zu den Unmöglichkeiten gehören. Darum betrachten denn auch viele Helgoländer das allmähliche Schwinden der Sandinsel, namentlich der Hügel, mit ängstlicher Besorgniß. Jede bedeutende Sturmflut leckt mit gierigen Zungen an dem lockern Gestade, und eben so sehr schaden die Winde, die in dem leichten Flugande wühlen und wirbeln und oft ganze Wolken davon fort-schleudern. Das meiste fällt zwar in einiger Entfernung nieder, der nächste Sturm aus entgegengesetzter Richtung wühlt es wieder auf und die Wellen werfen es an den Strand zurück; aber einiges wird auch so weit fortgetrieben, daß es wohl niemals aus der

Tiefe zurückkehrt. Ob der Zeitpunkt des Verderbens durch menschliche Borrichtungen fern gehalten werden kann, steht dahin. Viele bezweifeln es; ich glaube aber, daß der südöstliche Theil der Hügel, der noch eine ziemlich zusammenhängende mit Sandhafer dichtbewachsene Masse bildet, durch Bohlen-Einfassung Jahrhunderte lang in einem für das Seebad erforderlichen Umfange erhalten werden kann. Auch durch Zaunwerk und Anpflanzungen könnte noch mehr erreicht werden, als bisher geschehen ist. Vor allen Dingen müßte der Pflege und Verbreitung des Sandhafers und ähnlicher Pflanzen, die durch klastert lange Wurzeln und tausendfache Faserverschlingungen den Sand zusammenhalten, mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden. Allein Anstrengung und Gemeininn ist leider die starke Seite der Helgoländer nicht; sie lehnen lieber Tage lang am Fallem und spucken mit verachtendem Schweigen ihren Tabaksfaß in die Tiefe, als daß sie die Straßen bessern, oder die Düne schützen, oder sonst der Anregung Einzelner zu gemeinsamer Thätigkeit Folge leisten. Die Mehrzahl hat nur sich und den nächsten Vortheil im Auge, und verläßt sich im Uebrigen auf das Meer und den steten Glückstern der Insel. Die haben sich denn freilich bisher in merkwürdiger Weise treu gezeigt. In den ältesten Zeiten brachten die Seeräuber ihre Gaben; dann kamen reiche Haringzüge; dann blühte das Lotsenwesen, der Fisch- und Hummerfang, der Strand; dann kam der Goldregen der Schmuggelzeit, hierauf der Silberstrom der Babeluß: und künftig? Nun, das Meer ist reich, die um 1847 entdeckte Austerbank hat es bewährt; aber es möchte sich doch auch fügen können, daß den Helgoländern ihre Nachlässigkeit einmal bitter vergällt und versalzen würde.

Ehemals hing die Düne mit der Hauptinsel und mit der Wittklaww oder Weißklippe, einem hohen Kalk- und Gypsfelsen zu Nordwesten der Sandinsel, zusammen. Die Verbindung lehnte

sich an die Ostseite des Unterlandes und war noch 1714 so bedeutend, daß die Dänen eine Batterie darauf errichteten und von dort das Land beschossen. Sie bestand meist aus Sand und Gerölle und hieß de Baal oder der Steinwall, wie jetzt der südöstliche Theil des Vorlandes de Wal genannt wird.

Zwischen den Dünenhügeln war um 1615 noch Schafweide. Zu Anfang dieses Jahrhunderts diente ein großer bewachsener Platz zum Bleichen. Dann zog man einige Jahre vortreffliche Kartoffeln, bis zu Anfange der zwanziger Jahre der zusammengetriebene Sand Alles bedeckte.

Die Weißklippe ist schon über ein Jahrhundert weggerissen und kommt jetzt nur bei niedriger Ebbe als ein Riff unter dem Namen Wittklaw-Brunnen zum Vorschein, woraus die Kartenmacher und Beschreiber Helgolands Witt-Klou-Brunnen und andere Mißgestalten gemacht haben.

Der Erste, welcher eine ausführlichere Beschreibung der Insel hinterlassen und namentlich auch der Weißklippe gedacht hat, ist Heinrich Rauzau, der gelehrte Freund Tycho Brahes. Eine kurze aber höchst bemerkenswerte Schilderung kommt bei Adam von Bremen vor, wovon später noch weiter die Rede sein wird. Aus früheren Zeiten finden sich nur beiläufige Andeutungen, hinsichtlich der frühesten nur Vermutungen, die bei näherer Betrachtung meist zu bedeutungslosen Reibelbildern verschwinden.

Gelehrte und Ungelehrte haben sich's nicht nehmen lassen, Helgoland mit manchen Angaben griechischer und römischer Schriftsteller in Verbindung zu bringen. Man hat sich der Fahrten der Phönizier und Karthager im Ocean nach den geheimnißvollen Kassiteriden oder Zinninseln erinnert. Man hat die Entdeckungs-



reise des Karthagers Himilkon, die kühne Fahrt des Massiliensers Pytheas, des Marco Polo der Alten, herbeigezogen. Man hat gefragt, ob Helgoland nicht eine von den Bernstein-Inseln des Pytheas und Plinius, oder eine von den drei Sachsen-Inseln des Ptolemäus, oder die Hertha-Insel des Tacitus, oder gar alles in allem sei. Und dergleichen mehr. Ja Peter Sax, in seinen Schriften über Nordfriesland, hält sich fürmissimo überzeugt, Helgoland sei die felsige Hafen-Insel im ersten Buche der Aeneide, wo der geängstigte Aeneas nach dem Quos ego Neptunus mit sieben Schiffen Ruhe fand und sieben Hirsche schoß.

Einige Wahrscheinlichkeit mag es immerhin haben, daß unser Eiland den Alten schon bekannt gewesen sei; aber Sicheres wird darüber wohl niemals zu ermitteln stehen. Die Jupiter- und Markstempel, von welchen Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts reden, erscheinen völlig unbeglaubigt.

Ueber die merkwürdige Reise des Pytheas sind leider nur spärliche Bruchstücke auf uns gekommen, die der gelehrte Pole Joachim Belewel in einer 1836 zu Paris erschienenen Schrift zusammengestellt und zu deuten versucht hat. Pytheas fuhr um 340 v. Chr. von der griechischen Pflanzstadt Massilia, dem heutigen Marseille, aus, um im nördlichen Ocean vorzudringen. Er kam nach Albion und an dessen Küste hinauf bis zur Ultima Thule. Dann änderte er den Lauf. Das Meer im Norden erschien ihm einer „Seelunge“ gleich; so flossen Luft und Wasser ineinander. Nachher fuhr er, wie Belewel meint, an der Küste des Festlandes hin, an der Rheinmündung vorüber, und kam bis zum Ausflusse des nördlichen Tanais. Auch das Land der Ostiater oder Ostionen und eine Bucht, Mentonomon geheißten, 6000 Stadien groß, lernte er kennen. An ihr wohnten die Guttonen. Eine Tagesfahrt entfernt lag die Insel Abalus oder Abalca, an welche, wie er vernahm, zur Frühlingszeit der Bernstein so reichlich ge-

worfen wurde, daß die Einwohner ihn „als Feuerung benutzten und an die benachbarten Teutonen verkauften“. — Wo liegen nun aber Bucht und Insel? Einige haben in der Nordsee, Andere in der Ostsee, namentlich an der Bernsteinküste Preußens, gesucht. Mentonomon soll das Frische Haff, Abalus die Kurische Nehrung sein. Lelewel dagegen nimmt die Elbe für den vermeintlichen Tanais; Mentonomon sei die Nordsee-Ecke, die heutige helgolander Bucht. Wäre diese Deutung richtig, so würde Helgoland allerdings einige Ansprüche haben, für das Bernsteinland Abalus zu gelten, obwohl Lelewel an die Insel Baltrum vor dem Dollart denkt. Allein wo ist der Raum von 6000 Stadien, mehr als 150 geographische Meilen? Richtiger mag es daher sein, die Ostsee für jene Bucht zu nehmen. Doch ist Pytheas schwerlich hineingekommen. Vielleicht hörte er nur von der jenseitigen Bucht und von den Inseln, die „drei Tagesfahrten“ vom Lande der Skythen lagen. Die Teutonen mögen in Schleswig-Holstein, die Ostionen an der Oste, im Lande Hadeln, gewohnt haben, wenn man nicht eine Hindeutung auf die Nisten vorzieht.

Der alte Geograph Klüver, 1616, hält Helgoland für die Insel Uktania beim Plinius und zugleich für eine der drei Sachsen-Inseln vor der Elbe. Auch viele Andere haben dies gethan; indessen weiß man seit dem achten Jahrhundert von keiner sächsischen, sondern nur von einer friesischen Bevölkerung des Eilands. Für die beiden übrigen Inseln werden bald Nordstrand und Büsum, bald andere Eilande und angedeckte Küstenstrecken genommen. Kaspar Zeuß, in dem berühmten Werke „Die Deutschen und die Nachbarstämme“, 1837, nimmt Nordstrand, Föhr und Silt für die drei Inseln des Ptolemäus.

Am wenigsten spricht bei Helgoland für die Hertha- oder vielmehr Nerthus-Insel. Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß seine Klippen und Klüfte die felszerrissenen Inselgestade — insulas

saxis abruptas vel per occulta vada infestas — gebildet haben, an welche nach Tacitus einige Schiffe des Germanicus nach der Schlacht von Idistaviso durch Sturm geworfen wurden. Denn außer Helgoland und dem entferntern Silt hat weit und breit keine Insel Felsen aufzuweisen. Auch an die germanischen „Säulen des Herkules“, welche Tacitus erwähnt, und welchen nachzuforschen Drusus Germanicus durch den Ocean gehindert wurde, kann vielleicht gedacht werden.

Die erste zweifellose Erwähnung Helgolands findet sich im Leben des heiligen Willibrord von Alkwin, das gegen das neunte Jahrhundert geschrieben sein mag, da Alkwin 804 gestorben ist. Daran schließt sich eine Stelle im Leben des heiligen Ludger von Altfrid, der 849 starb; und daran die Schilderung Adams von Bremen, der um 1072 schrieb. Dann folgen Jahrhunderte lang nur geringe Andeutungen in einigen Urkunden u. s. w.; bis in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts die Beschreibung Heinrich Ranzaus genauere Auskunft gibt. Peter Sag, Benjamin Knobloch und Andere folgen nach. Wir wollen sie etwas näher kennen lernen, um ihre Berichte über die helgolander Vorzeit desto besser würdigen zu können.

Ranzau ist 1526 geboren, 1599 gestorben, und der Sproß eines alten hochberühmten Rittergeschlechts in Holstein. Die Ahnfrau des Hauses kommt in den deutschen Sagen vor. Als sie einer geheimnißvollen Kindbetterin, der Königin der Unterirdischen, Beistand geleistet hatte, erhielt sie drei Gaben als Zeichen für drei Kinder und Stämme — mit der Verheißung von Kriegsglück, zahlreicher Nachkommenschaft und hohen Staatsämtern: drei Stäbchen wurden unter ihrem Kopfstissen zu Gold; daraus mußte sie einen Håring, eine Spindel und Rechenpfennige anfertigen lassen, die bei der Familie bleiben sollten. Das ging denn alles in Erfüllung. Der Håring kam an einen Josias

Ranzau; der ließ einen Schwertgriff daraus formen und soll siegreich und unverwundet in unzähligen Kämpfen geblieben sein. Viele Ranzaus waren königliche Statthalter und hohe Beamten. Auch die zahlreiche Nachkommenschaft fehlte nicht; gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts lebten 118 männliche Sprossen mit 50 Burgen und Gütern. Ein berühmter Kriegsheld und angesehener Staatsmann war Johann Ranzau, dessen Rüstung der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich unter den Waffen der gefeiertsten Kriegsmänner aufstellen ließ. Sein Sohn war unser Heinrich Ranzau, der lange Jahre als königlicher Statthalter wirkte und als Gelehrter und Kunstfreund, als Staatsmann und Beförderer der Industrie sich Ansehen und Verdienst erwarb. Er hatte in Wittenberg studirt und im Hause Luthers gewohnt. Dann lebte er mehrere Jahre am Hofe Karls V. und stand später mit den berühmtesten Männern in Verbindung. Er besaß einundzwanzig Güter und große Geldschätze, von denen er glänzenden und wohlthätigen Gebrauch machte. Von seinen Nachkommen wurde Christian 1650 Reichsgraf und Landesherr. Auch später und in neuester Zeit hat der Name Ranzau trotz mancher dunkelen Geschichte einen guten Klang behalten. Zwei Ranzaus waren es, welche früh durch Beispiel und Schrift sich um die Aufhebung der Leibeigenschaft verdient machten. Heinrich Ranzau sammelte einen reichen Handschriften- und Bücherschatz, der aber leider in alle Welt zerstreut ist, trotz des schweren Fluchs, womit jeder Eingriff belegt war — *perpetuo execrabilis, semper detestabilis esto, maneto!* Er selbst hinterließ viele Schriften, worunter besonders die Beschreibung der Herzogthümer Schleswig-Holstein, welche er zwischen 1590 und 1597 verfaßte, bemerkenswert ist. Sie findet sich unter dem Titel: *Cimbricae chersonesi descriptio etc.* in Westphalens Monument. inedit. rer. Germ., Belpzig 1739, Band 1. Darin kommt auch die Schilderung

Helgolands vor, wobei sich Ranzau auf den Bericht des herzoglichen Bogts Georg Bruel gestützt hat.

Sein nächster Nachfolger ist, abgesehen von einigen beiläufigen Bemerkungen bei Boetius, Pontanus, Neoforus und Anderen, Peter Sax, der 1638 eine „Beschreibung des Helgolandes“ verfaßte, und auch in anderen Schriften der Insel gedacht hat. Er war 1597 zu Evensbüll auf Nordstrand geboren, hatte sich in Wittenberg allerlei Gelehrsamkeit erworben und lebte als Landwirt und Ratmann zu Koldenbüttel, wo er 1662 starb. Er beruft sich häufig auf den Bericht Bruels, der am vollständigsten von Pontanus wiedergegeben war. Seine Schrift findet sich gedruckt in J. F. Camerers historisch-politischen Nachrichten, Leipzig 1758, Band 1.

Dann folgt Benjamin Knobloch, der 1643 „Helgolandia oder chorographische Beschreibung der Insel und Festung Heiligeland“ herausgab. Er lebte einige Zeit als Hauslehrer beim Kapitän Matthias Puls auf Helgoland, und wurde nachher Pagen-Informator am herzoglichen Hofe zu Gottorp. Seine Schrift ist dem Kommandanten und den namentlich aufgeführten „ehrbaren, weisen und vorsichtigen Herren Rats-, Quartier-Leuten und Bevollmächtigten des Landes“ gewidmet. Er schildert aus eigener Wahrnehmung, hat sich aber manche willkürliche Annahmen und Namensdeutungen zu Schulden kommen lassen.

Einige Jahre später arbeitete der königliche Mathematikus Johannes Meier zu Husum, geboren 1606, eine Landkarte der Insel aus. Sie erschien mit der „Neuen Landesbeschreibung“ der Herzogthümer Schleswig und Holstein vom Bürgermeister Dr. Kaspar Dankwerth zu Husum, 1652. Meier war armen Herkommens und in der Jugend Viehhirt. Ein Edelmann entdeckte große Anlagen in dem jungen Menschen und war ihm behülflich, sich in Kopenhagen zum Mathematiker auszubilden. Seine Arbeiten fanden großen Beifall. Er hat aber nicht bloß

die Gestalt Helgolands zu seiner Zeit, 1649, sondern auch Zeichnungen von der Insel in den Jahren 800 und 1300 geliefert. Dankwerth war Arzt und starb 1672.

Dann folgt die „Nachricht von der Insel Helgeland im Jahre 1699“ von einem Ungenannten, abgedruckt im ersten Bande des angeführten Werkes von Camerer. Als Verfasser gilt ein Leutnant Böttcher oder Böttcher. Falk, in der Vorrede zu Heimreichs nordfriesischer Chronik, bezeichnet ihn als Kommandanten der Insel. Doch wird er nur Stellvertreter gewesen sein; denn nach einem handschriftlichen Jahrbuche auf Helgoland kam am 1. April 1699 ein Leutnant Böttcher nach der Insel, um während einer Badereise des Majors von Kolditz das Kommando zu führen, und blieb bis zum 5. August. Auch im folgenden Jahre war ein Leutnant Böttcher fünf Monate auf Helgoland. Die Nachricht zeugt von scharfer Beobachtung. Die Darstellung ist oft grell.

Hiernächst erschien 1751 eine weitläufige Schrift vom Advokaten J. Laß in Husum, die 1753 als „vermehrte und verbesserte Nachricht von der Beschaffenheit des Heiligen oder Helgolandes“ wieder aufgelegt und 1758 mit weiteren Zusätzen in Camerers Sammlung nochmals abgedruckt wurde.

Daran reihen sich Beschreibungen und Reisebemerkungen von Edleffen, 1764, Büsching, Hasselmann, Zöllner, Niemann und Anderen. Hasselmann war Landvogt auf Helgoland; seine Beschreibung und Schilderung ist in den schleswig-holsteinischen Provinzialberichten von 1790 und den folgenden Jahren erschienen.

Auch der Engländer G. D. Clarke in seinen *Travels in various countries of Europe Asia and Africa* hat der Insel gedacht und dabei eine Karte veröffentlicht, welche von Wiebel als eine mangelhafte Kopie der meyer'schen bezeichnet wird.

Im Jahre 1826 gab der königlich hannöversche General-Feldzeugmeister F. v. d. Decken, der um 1809 eine Zeitlang auf der Insel gelebt hatte, seine „Philosophisch-historisch-geographischen Untersuchungen über die Insel Helgoland oder Heiligeland und seine Bewohner“ heraus. Es ist damit eine Karte von Papen und ein Nachrich der meter'schen Karte verbunden. Weitere Karten sind 1714, nach der dänischen Eroberung, und 1760 bis 1841 erschienen, im Ganzen über ein Duzend. Zu den genauesten wird die von C. Wessel, 1793, gerechnet; die verdienstvollste, von mir benutzte, ist die vom Professor K. W. M. Wiebel in Hamburg, dessen umfassende Messungen und Untersuchungen in den Jahren 1844 und 1845 ich noch öfter erwähnen werde. Sie ist 1848 mit der gründlichen Schrift über die Größe Helgolands, in Hamburg erschienen. Wiebel hat dabei auch ein Verzeichniß der hauptsächlichsten Literatur über die Insel geliefert.

Ranzau sagt von der Insel und der Weißklippe folgendes:

Constat insula haec tota binis rupibus separatis, rubenti una, candenti altera. Prior . . . una tantum via conscendi potest, et instar muri rubentis recta ex mari emergit . . . superne pingui solo et fertili ubique contacta. Hordeum ex se fundit, fabas, pisa, et siliginis loco hordeum Anglicanum, ea praestantia, ut duo modii tribus Eiderstadiensibus praestent. . . . Nullos serpentes, bufones nec alia venenata animalia habet. Armenta hic eduntur magna, oves, vaccae, equi, quos pedibus ligatos magna diligentia observant . . . Altera insulae sacrae rupes, quae candet, sabulosa est, et calcem, quae excisa divenditur, gignit, ubi suavissimi fontes passim eructant. Cuniculi in ea latibula habent. Non est haec uti rupes rubens compascua, cannabim tamen producit . . . Si lignis instructa foret, quae ex vicina importantur Holsatia, dici de ea posset: Terra suis contenta bonis, non indiga mercis.

Also die ganze Insel bestand damals aus zwei gesonderten Felsen, wovon einer rot, der andere weiß. Der erstere konnte nur durch einen Zugang bestiegen werden, erhob sich wie eine rote Mauer senkrecht aus dem Meere und war überall mit fettem und fruchtbarem Boden bedeckt... Der weiße Fels mit Anbehör dagegen war sandig und enthielt Kalk, welcher verkauft wurde; an verschiedenen Stellen sprudelte das angenehmste Quellwasser hervor; Kaninchen hatten dort ihre Schlupfwinkel; zum Weidplätze, wie der rote Fels, war er nicht geeignet, brachte aber Hanf hervor. Wenn die Insel auch Holz hätte, meint Ranzau schließlich, statt daß sie dies aus dem Holsteinischen beziehen mußte, so könne man auf sie den Vers des Dichters anwenden: Land mit eigenen Gütern versorgt, nicht bedürftig des Handels. —

Noch 1618 wurde mit dem Kalk und Gyps der Weißklippe Handel getrieben; die Last von zwölf Häringstonnen wurde zu fünf Thalern verkauft. Auf diese Weise trugen die Insulaner in kurzfristiger Unbedachtsamkeit selbst dazu bei, das Hauptbollwerk für ihr Eiland und den Norderhafen zu vernichten. Dieser muß im sechszehnten Jahrhundert vortrefflich gewesen sein. Der Süderhafen vertlich nach Ranzau für mehr als hundert Lastschiffe Sicherheit. Auch mag, als die Weißklippe von gleicher Höhe wie der rote Inseltheil war, die ganze Gestalt des Eilandes von der Art gewesen sein, daß der belehene Peter Sag an die Verse Virgils erinnert werden konnte, wenn auch freilich der Zusammenhang der Stelle wenig paßt:

Defessi Aeneadae, quae proxima, littora cursu  
 Contendunt petere et Libyae vertuntur ad oras.  
 Est in secessu longo locus: insula portum  
 Efficit objectu laterum, quibus omnis ab alto  
 Frangitur, inque sinus scindit sese unda reductos.  
 Hinc atque hinc vastae rupes geminique minantur



In coelum scopuli, quorum sub vertice late  
 Aequora tuta silent, tum silvis scena coruscis  
 Desuper, horrentique atrum nemus imminet umbra.  
 Fronte sub adversa scopulis pendentibus antrum;  
 Intus aquae dulces vivoque sedilia saxo,  
 Nympharum domus.

Der Inselhafen, die weiten Klippen und die doppelten Felsen an der einen Seite und die hängenden Steinbögen und Höhlen an der andern Seite fehlten nicht, wenn auch die damaligen Grotten nicht mehr die lebendigen Wohnsitze von Nymphen, welche die Helgoländer Sewätkener nennen würden, sein mochten. Aber bedenklich sieht es doch mit dem dunklen Hain und den schwankenden Wäldern aus. Indessen Sag, der auch den „keuschen Hain“ des Tacitus auf Helgoland sucht, hält dafür, daß damals „eine lustige Holzung“ vorhanden gewesen sein möge. Und v. d. Decken, der gleichfalls der Insel den Hain der Nerthus zuschreibt, nimmt an, daß der heilige Willibrord die alten Heiden-Bäume habe umhauen lassen und der Waldgrund vom Meer verschlungen worden sei, obwohl Alkuin davon nichts erwähnt.

Biel Wert haben diese Annahmen, wie wir später sehen werden, nicht. Gewiß ist aber, daß die Weißklippe vernichtet und der Nest vom Meer verschlungen worden ist. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hatte man noch eine Schießbahn dort anlegen können; am 1. November 1711 aber, wie eine zuverlässige helgolander Aufzeichnung berichtet, „ist das letzte Ueberbleibsel, so bei zwölf Jahren noch als ein Heuschaber gestanden, durch eine hohe Flut bei Nordwestwinde vollends umgeworfen und absorbiert worden.“

Der Steinwall zwischen der Insel und Düne hielt noch einige Jahre länger aus; doch gingen schon längst ungewöhnliche Sturmfluten darüber hinweg. Im Jahre 1720, berichtet die erwähnte

Aufzeichnung, „den 31. December am Neujahrsabend und den darauf folgenden Neujahrstag, war es um zwei Uhr ein rechter Hauptsturm, und hierselbst ein ungemünes hohes Wasser, mit so grausamen Wellen, daß auch einige Häuser und Buden bei Norden dem Lande wegspülten, und übertraf diese Wasserflut selbst diejenige, welche am Weihnachtsabend 1717 erging; der Wind war auch heftiger, als zu der Zeit; der Steinwall zwischen dem Lande und der Sanddüne riß durch und war beinahe ein ganz Jahr ein Loch darin, daß man allemal mit halber Flut mit Zöllen und Chalupen durchfahren konnte.“ Nachher scheint das Loch zwar wieder verstopft worden zu sein, allein sicher nur auf kurze Zeit. Laß gedenkt keiner festen Verbindung mehr. Die jetzt lebenden ältesten Leute wissen von ihren Müttern, daß diese in ihrer Jugend nur zur Ebbezeit auf die Düne zum Bleichen gehen konnten. Gegenwärtig beträgt der Zwischenraum bei mittlern Wasserstände über 3000 Fuß, die größte Tiefe etwa 20 Fuß. Das Lot schlägt noch immer auf Sand und Gerölle. Doch liegt unter dieser Schicht vielleicht festere Masse. Möglich aber auch, daß der ganze Wall nur eine lockere Anhäufung nach dem frühern Wellenwurfe gewesen ist. Zu beiden Seiten lag und liegt der Norder- und Süderhafen: jener mit einer Tiefe von vier bis sechs Faden, also selbst für große Schiffe ausreichend, aber jetzt gegen Nordosten fast alles Schutzes beraubt; dieser von geringerer Tiefe.

Von der Düne schießen in nordwestlicher Richtung mehrere langgestreckte, parallel laufende, Risse aus, welche von Gotte-tern oder Rillen durchsetzt sind und ein äußerst gefährliches Klippengebilde bilden. Zur Zeit der Ebbe, namentlich bei starken Ostwinden, treten sie theilweise in langen dunklen Rücken aus dem Wasser hervor und erscheinen dann wie doppelte und dreifache Schutzwälle für die Insel. Die Helgoländer nennen solche Risse Brunnen, während eine Klippe über dem Wasser Kläww heißt.

Wiebel findet in der Bezeichnung das alte pruniä, branne, Harnisch, was nicht recht einleuchten will. Jakob Grimm leitet das hochdeutsche Wort Brunne, Brunnen, von prinnan, brinnen, brennen ab, wie Söt von siodan, sieden — Wörter, worin „sich Wasser und Feuer vermählen.“ Da wird man auch bei der Brandung, bei dem Barleng, über den helgolander Brunnen an eine solche Abstammung denken dürfen. — Das nächste Riff von der Insel aus ist der Grundrest der obengedachten Weißklippe. Dann folgen die Selle- oder Seehunds-Brunnen, welche schon bei gewöhnlicher Springebbe aus dem Wasser treten, und weit länger als die Wittklaww-Brunnen sind. Sie bilden eins der Ziele für Lustfahrten, und werden auch der Seehundsjagd wegen besucht. Zwischen beiden Riffen liegt das Skitt-Gat, eine mehrere hundert Klafter breite, gegen 40 bis 50 Fuß tiefe Kluft, in welche zuweilen Schiffe gerathen und dann meist ohne Rettung verloren sind, weil das Gat gegen die Sandinsel hin, die hier den Namen Ohlhöv führt, geschlossen ist. In dieser Gegend findet sich eine merkwürdige dunkle Thonmasse, die in Verbindung mit den benachbarten Klippengesteinen schon vielfach die Aufmerksamkeit der Erdforscher in Anspruch genommen hat. Sie ist von zahlreichen Schwefelkiesknollen und Versteinerungen erfüllt und heißt bei den Helgoländern Tök. Auch eine geschichtliche Bedeutung hat man dem Orte geben wollen. Peter Sax nimmt an, daß dort eine zweite Kirche Helgolands gestanden habe, weil die Stelle noch immer „die alten Höfe oder Kirchhöfe“ genannt werde; „auch sein darunter gefunden worden allerlei Hausgeräth, Brunnen (?), goldene und silberne Münzen“. Es scheint jedoch, als habe Sax den alten Kirchhof am Rande des Oberlandes, unter welchem nach Knobloch zuweilen abgefallene Münzen gefunden wurden, mit jenem Namen irrthümlich in Verbindung gebracht. — Auch neuere Untersucher haben den Gegenstand in Betracht gezogen.

Wiebel schreibt „Olde Høse“ und denkt an einen alten Begräbnißplatz für angetriebene Leichen. Ich verfolge das nicht weiter; indessen ist der Name entstellt, wie viele andere Benennungen; die Helgoländer sagen Ohlhøv, während sie den Begräbnißplatz Karkhoff (Plural Karkhoffer) nennen.

Das dritte Riff heißt de hog Brå. Es ist von den Seehundsklippen durch das 30 bis 50 Fuß tiefe Adrians-Gottel getrennt, und besteht gleich jenen aus Kreide. Gegen die Düne hin führt es den Namen Kalwerdåns. Außerdem liegen nordöstlich noch zwei kleinere Riffe, die ebenfalls aus Kreide bestehen sollen. Dieselbe Masse mag die Grundlage der Düne bilden.

Nach Süden schiebt die Sandinsel in einer langen schmalen Landzunge unter dem Namen Ade aus; das unter dem Wasser fortlaufende Riff heißt Ade-Brunnen und Stert. Zu beiden Seiten der Ade fällt der Grund ziemlich steil ab; es können daher Wellen von bedeutender Höhe und Kraft hier anbranden und zusammenschlagen, was bei starken Stürmen mitunter in den prachtvollsten, gegen achtzig Fuß hohen Schaumbögen und Schaumpyramiden geschieht.

Westlich von der Ade-Brunnen liegt Danskerman sin Hörn, ein gefährlicher Kreideknollen, der den Eingang zum Süderhafen oft sehr schwierig macht. Sein Seitenstück, weiter westlich, ist der Hohe-Stein, hog Stean, ebenfalls eine gefährliche, seit uralten Zeiten berühmte Kreideklippe, die bei tiefer Ebbe nur wenig unter Wasser bleibt, und schon zahlreichen Schiffen den Untergang bereitet hat. Die Hamburger ließen vor langen Jahren ein Warnungszeichen, Drivboi genannt, darauf legen und besoldeten auf der Insel einen eigenen Wächter dafür. Außerdem sind auf der Düne und der Insel Baken errichtet, durch welche Gesichtslinien gebildet werden, die sich über dem Steine schneiden, und so dessen Lage bezeichnen.

Nach Westen zu ist Helgoland nicht mit solchen gesonderten Klippenreihen gleich versteckten Felsenarmen umschlungen, dagegen hat die Insel selbst im Laufe der Jahrtausende durch das Anstürmen der Wellen und durch Abfälle und Abbröckelungen solche Einbußen erlitten, daß die nahe an zweihundert Fuß hohe senkrechte, vielfach zerriffene und durchlüftete Stein- und Thonwand auf einem breiten Felsengrunde ruht, der zur Zeit tiefer Ebbe mehrere hundert Fuß weit zu Tage tritt und wie ein gepflügetes Ackerfeld daliegt. Weiterhin senkt sich dieser Felsgrund mehr und mehr, bis er in einer Entfernung von etwa dreihundert Faden plötzlich zehn bis zwanzig Fuß senkrecht abfällt und unter dem Namen Kant die Grenze des roten und bläulichhellen Inselgesteins bildet. Nach Norden und Süden schießt diese Kante in die Nachhörn- und Sadhörn-Brunnen aus, von denen die ersteren sich gegen viertausend Fuß weit ins Meer erstrecken, die letzteren zwischen ihren südlichsten Ausläufern und dem Stein den westlichen Eingang zum Süderhafen bilden. Auch zu Osten und Nordosten der Insel ist diese Kante, zum Theil in hellen Streifen und Flächen, unter dem Wasser wahrnehmbar; doch beträgt die Entfernung von der Sohle des Felsens kaum halb so viel als zum Westen, weil die Ostseite der Insel stets geschützter gewesen ist.

Durch diese Felsengrundlage wird zugleich die Möglichkeit gegeben, zur Ebbezeit die Insel zu umgehen. Indessen ist dies wegen des schlüpfrigen Gesteins ein ziemlich beschwerliches und mit Rücksicht auf die überhängenden und herabstürzenden Massen auch keineswegs gefahrloses Unternehmen. Besser thut man, ein leichtes Boot zu nehmen und an den bemerkenswertesten Stellen auszustiegen. Man hat dann zugleich Gelegenheit, im klaren Wasser den Felsengrund mit seinen Streifen und Zerklüftungen und die am Boden haftenden, sich anmutig wiegenden und schlängelnden Meeresspflanzen zu beobachten. Dann und wann spa-

ziert auch wohl eine Krabbe am Grunde, oder ein paar Fische schießen in der reinen kühlen Flut zwischen den schlanken Tangblättern verlockend umher.

Zu Westen der Kante schlägt das Lot auf einen tieferliegenden Klippengrund, der sich noch gegen 500 Faden weiter erstreckt und meist aus Kreide besteht. Er bildet mehrere Abfälle und Erhöhungen, welche von den Fischern Letg-Rögg, Binnen-Rögg und Bütters-Rögg — Kleiner, Binnen- und Außen-Rücken — genannt werden; bis zuletzt bei einer Tiefe von zwölf bis sechszehn Faden der weiche Grund des Meeresbodens beginnt.

Diese Klippen um Helgoland bilden das Erntefeld für die Hummerfischer, welche dort die in Rigen und Höhlungen versteckten Rückwärtsläufer zu fangen wissen. Auch Taschkrebse, welche seitwärts marschieren, und Seetigel, Seesterne und sonstiges Seegethier, welche sich diplomatisch nach Gestalt der Umstände rückwärts und vorwärts und seitwärts bewegen können, kommen dabei zum Vorschein.

Der Eingang zum Norderhafen ist weniger schwierig als zum Süderhafen, da zwischen den Radburn-Brunnen und den Seehundsklippen ein weiter tiefer Meeresarm verbleibt. Doch liegt auch hier ein gefährliches Riff, der Dräk genannt, das zur Zeit der Kontinental Sperre mit einer Tonne belegt war.

Bringt man die äußersten Ausläufer aller Klippen und Knollen mit einander in Verbindung, so mag sich eine Länge von  $1\frac{1}{2}$  Meile und eine Breite von noch nicht halb so großer Ausdehnung ergeben. Hiernach ist zu bemessen, was von der alten Annahme, daß Helgoland in früherer Zeit eine Größe von vielen Geviertmeilen, mit Wäldern, Flüssen, Burgen u. s. w., ja um das Jahr 1030 nach Christus neun Kirchspiele gehabt habe, zu halten ist. Die Ausdehnung der Insel ist innerhalb geschichtlicher Zeit nie so bedeutend gewesen. Auch steht ihre völlige Zerstörung

nicht so nahe bevor, wie Viele glauben. Sie wird dem Wogen- und Wetterdrange leicht noch ein Jahrtausend widerstehen, wenn nicht ganz ungewöhnliche Naturereignisse die Vernichtung beschleunigen. So sehr auch die weichen Stein- und Thonmassen dem Wellenschlage und der Zerbröckelung durch Wind und Wetter ausgesetzt sind, so bringen doch selbst mehrjährige Einwirkungen nur geringe Veränderungen hervor. Zudem wird mit dem Zurückweichen der Inselwand das Klippenfeld immer größer und die Einwirkung der Wellen also stets geringer, da diese auf dem seichten Grunde mehr und mehr ihre Höhe und Kraft verlieren.

Die älteren Größenangaben beruhen auf Schätzung oder ungenauen Messungen. Auch Johann Meier hat 1649 nicht genau gemessen. Es erhellt dies schon daraus, daß er dem Oberlande von Süden nach Norden eine weit geringere Ausdehnung gegeben hat, als noch heut zu Tage da ist. Hasselmann gibt um 1790 die Länge zu 2100, Kobbe um 1840 zu 2300 Schritten an. — Die genauesten Messungen sind 1793 von Wessel und 1844 von Wiebel gemacht worden; dieser hat dabei in manchen Richtungen gar keine, oder nur unbedeutende Unterschiede gefunden. Die Länge von S. O. nach N. W. bestimmt er auf 5750 hamburger Fuß; den Flächeninhalt des Oberlandes hat er auf 6,000,889, den des Unterlandes auf 779,913 Quadratfuß berechnet. Die größte Breite beträgt noch 1900 Fuß. Würde nun auch jährlich  $\frac{1}{4}$  Fuß vernichtet, was im Durchschnitt kaum der Fall ist, so ergäbe sich für den letzten Rest immerhin noch manches Jahrhundert. Die bloße Abspülung durch den Wellenschlag betrug in sieben Jahren noch keine zwei Zoll.

Zunächst werden wohl einige Vorsprünge und Ueberhänge zusammenbrechen, namentlich die äußerste Nordspitze oder eigentlich Nordwestspitze, die durch ein weites Gat schon unterhöht ist. Nach einigen Jahrhunderten steht sogar eine Abtrennung des

ganzen nördlichen Theils der Insel bevor, indem beim Flagenberg das Felsgestein in Folge einer Verwerfung ungewöhnlich zerklüftet ist. Doch läßt sich dieser Zeitpunkt durch zeitige Aufwendung einiger Mühe gewiß bedeutend hinausrücken. Gegenwärtig beträgt die Breite der Insel an dieser Stelle noch gegen 270 Schritt.

---



### 3.

## Badewirkungen. Inselleben. Fläche und Berge. Auf- schneidereien. Größenstreit.

---

Wir haben das Treiben auf der Düne und die Außenseite Helgolands kennen gelernt; betrachten wir nun auch, wie es auf dem Hauptlande hergeht und aussieht.

Ist man vom Baden zurückgekehrt, so denkt man vor allen Dingen an ein zweites oder drittes Frühstück. Jeder, der sich gehörig im Seewasser tummeln kann und dann ordnungsmäßig strandläuft, bekommt nämlich über kurz oder lang einen so gesegneten Appetit, daß zwei bis drei Frühstücke kaum ausreichen. Selbst die Zartesten verfallen nicht selten diesem pöbelhaften Hunger. Wann aber die Wolfsnatur sich offenbart, ist verschieden; wie überhaupt die Wirkungen der ersten Bäder auf die einzelnen Leibes- und Krankheitsbeschaffenheiten sich sehr abweichend und mitunter geradezu entgegengesetzt äußern. Manche können zu Anfange der Kur nicht schlafen, Andere später nicht; Einige verspüren alsbald einen ungewöhnlichen Hunger, Andere nach und nach; Viele bekommen Badefriesel, noch Mehre bleiben frei davon; Dieser leidet an Mattigkeit oder Beklommenheit, Jener findet sich ungemein aufgereggt; Der muß häufig den Weg alles Fleisches wandeln, Jener sehnt sich vergebens u. s. w. u. s. w. Allein welcher Art die Erscheinungen auch sein mögen, man kann sicher sein, daß irgend ein Ratgeber sich findet, der sie für „erfreuliche Krisen“ erklärt. Und

man thut wohl, an solche Krisen zu glauben. Sie bilden einen heilsamen Satz, vielleicht einen heilsamern, als die unfehlbare Lehre, „daß man sich in einem Seebade nicht erkälten könne“.

Bei einigen Leiden wirken die Bäder oft anscheinend verschlimmernd, niederdrückend, beängstigend, ohne daß darum ein heilsamer Erfolg schon bezweifelt zu werden braucht. Besonders scheinen Unterleibsleidende, Hypochonder, Hysterische zc. anfangs scharf angegriffen zu werden; zumal, wenn keine vorbereitende Kur vorausgegangen ist. Ja es soll Beispiele geben, daß solche arme Schelme und Schelminnen alle Sünden bekannten, die sie jemals gethan und nicht gethan hatten. Ein rechter Seebadearzt muß daher nicht bloß ein tüchtiger Arzneymann, sondern auch ein tiefblickender Seelenkennner und Herzenskundiger, ein theilnehmender Geduldfreund und tröstender Beichtvater sein, wie ja auch bei den Aegyptiern die Heilkundigen nicht allein körperliche Heilkünstler, sondern Aerzte und Priester zugleich waren.

Am meisten müssen in der Regel die armen Hauswirtinnen unter den Beklemmungen und Verstimmungen solcher Kranken leiden. Bald ist das Zimmer bald das Bett, bald der Kasse bald der Thee nicht recht; bald blenden die Vorhänge, bald schließen die Fenster oder die Thüren nicht; bald lärmten die Zungen, oder schreien die Hähne, oder knattern die Treppentritte, oder rappeln die Küchenschüsseln; bald wird ein Schellenzug, bald ein Schreibzeug, bald dies bald das vermisht. Indessen werden dergleichen Vorgänge meistens mit viel guter Laune ertragen. Man hört zuweilen die ergößlichsten Schilderungen davon. Einmal hatte ein Einziehender gleich beim Miethabschlusse eine Menge Bedenken. Er wollte vor allem nicht glauben, daß die Bettstelle lang genug sei. Er schüttelte zu allen Bethuerungen zweifelnd den Kopf, zog endlich den Rock aus, nötigte die Frau, ihm die Stiefeln abzuziehen, und legte sich zur Probe der Länge nach nieder. Nun

ergab sich allerdings, daß der Raum, wie er sich auch reckte und streckte, vollkommen ausreichte; allein jetzt kamen ihm Zweifel, ob die Decke wohl warm genug sei, und, als ihm eine Federdecke angeboten wurde, ob diese — falls es sehr kühl werden sollte, was doch immerhin möglich sei — auch vollkommen ausreichen werde, um sie nicht nur unter den Füßen zusammenzuschlagen, sondern auch über die Schultern herauf zu ziehen. Und so gieng fort. Einige Male mußte die Hauswirthin sich mit ihm vor den Spiegel stellen und die Zunge ausstrecken, weil er durchaus vergleichen wollte, um wie viel die seinige mehr belegt sei, als die ihrige.

Aber er zahlte doch gewiß gut? meinte ich.

Nun — was bedungen war.

Kein Trinkgeld? kein Geschenk?

Nein, aber er gab mir noch seinen Segen! —

Im Uebrigen gehe ich an den Wirkungen der Seebäder, namentlich auch an der Abmagerung und an vielen sonstigen Dingen, von denen man in den Badeschriften liest, vorüber. Ich habe zwar von Abmagerung während des Badens nichts bemerkt; allein es ist das Sache der Aerzte und der Forscher vom Fach. Wundern darf sich aber auch ein Nichteingeweihter, wie es in unserer forschungsregen Zeit rücksichtlich des Wesens der Seebäder noch so dürftig aussieht. Behauptungen und allgemeinen Sätzen und Redensarten begegnet man genug, aber an genauen Beobachtungen und Untersuchungen scheint es noch außerordentlich zu fehlen. Daher erklärt sich's, daß so Viele unvorberettet, ja kaum anders als auf gut Glück in die Seebäder geraten.

Nach dem Frühstück ruht man sich von des Tages Last und Hitze ein wenig aus; man liest, träumt, schreibt, „fallmt“, oder thut sonst nach des Herzens Begehr. So naht der Hauptabschnitt des Tages, die Stunde des Mittagmahls. Die Helgoländer essen mit dem Schlage zwölf; die Fremdentische, deren es unten

und oben mehrere gibt, beginnen um 3 Uhr. Das Gedeck kostet anderthalb Mark, in einigen Häusern weniger; in einem kann auch nach der Karte gespeiset werden. Ueberall aber geht's mit dem Auftragen langsam. Gar häufig kommt der hamburger Dampfer viel früher in Sicht als der hamburger Braten, was dann wegen der Bildung der Lasterallee einige Unruhe zur Folge hat. Ist kein Dampfschiffstag, so hat alles seinen gemessenen Verlauf. Es heißt dann beim Nachtmisch: wie bringen wir den Nachmittag hin? — Früher war die Auswahl in dieser Hinsicht größer. Es standen auch auf dem Oberlande, auf dem Flagenberg und auf der Südspitze Kaffe- und Aussichtshäuschen; allein beide Unternehmungen haben sich nicht gehalten; es sind nur die „Trichter“ am Strande geblieben.

Nach dem Kaffe werden Lustfahrten und Sraziergänge gemacht, und mit dem sinkenden Tage findet sich gewöhnlich am Nordhorn eine zahlreiche Gesellschaft zum Genuße des Sonnenuntergangs zusammen. Indessen gehört dieses Zusammentreffen nicht immer zu den Annehmlichkeiten des Insellebens . . .

Ueber die ganze Insel hin sind ein paar hundert Schafe, die Milchversorger Helgolands, angepflückt, deren Geblöke und Geblarre gegen Abend besonders lebhaft wird, und mit den Ausrufen und Betrachtungen der Fremden sich mischt . . .

Der amtliche Name der Nordspitze ist Hamilton-point. Er bezieht sich auf den englischen Governor William Hamilton, welcher nach einem kurzen militärischen Regiment der erste Verwalter der kleinen Kolonie war. Hamilton blieb bis zum Herbst 1814. Er geriet wegen einer Amtshandlung mit einem schottischen Kaufmanne in einen Rechtsstreit, der, wie es scheint, unrichtiger Weise gegen ihn entschieden wurde, und ihm sein ganzes Vermögen gekostet haben soll. Nach ihm kam Henry King, ein Stelzfuß aus dem Landheere; dann 1840 John Hindmarsh, ein Kriegsmann

von der Flotte. Die Besatzung bestand anfangs aus 400 Seesoldaten; später gewöhnlich aus einer Abtheilung Veteranen. Die alten Burschen, von denen alle paar Monate einer voll Epleen und Langweile an den Klippenrand spazierte und sich hinabstürzte, um dann oben an derselben Stelle ein englisches Selbstmörderbegräbniß zu finden, wurden mitunter nützlich beschäftigt. So mußten sie eine Zeit lang Straßen pflastern und Wege bessern. Auf diese Weise entstand um 1810 bis 1815 das Pflaster am Fallem und in einigen Hauptstraßen, dem man es noch jetzt zu danken hat, daß man nicht überall in Regenzeiten bis an die Knöchel im Dreck wadet.

Später ließ King längs über die Insel durch Ackerfelder und Rasenplätze, trotz des Widerspruchs der Betheiligten, einen geraden Weg aufwerfen, der gegenwärtig unter dem Namen Kartoffelallee den Hauptspaziergang der Badegäste bildet, und in der Bindfadenallee, einem Seilerwege auf dem Unterlande, sein baumloses Seitenstück hat. Doch nennen ihn nur die Fremden so; die Helgoländer sagen Landwai. Die Benennung Hamilton-point ist längst verklungen; die Insulaner bleiben bei ihrem uralten Radhurn, die Fremden sagen Nordspitze. Auch die neueren Straßennamen, die zum Theil sehr hochtrabend klingen, wie Königsstraße, Prinzenstraße, Trafalgarstraße, Waterloostraße u. s. w., sind niemals recht lebendig geworden. Die Helgoländer halten ihre alten Bezeichnungen, wie Reckwai, Steanacker zc. unwandelbar fest, und wo deren fehlen, da die meisten Straßenrichtungen erst seit einer Anordnung des vorigen Jahrhunderts entstanden sind, wissen sie alle Wege und Schlupfwinkel auch ohne Benennung zu finden. Hunderte kennen die neuen Straßennamen gar nicht.

Zu beiden Seiten der Kartoffelallee dehnen sich Weideplätze und Feld- und Gartenländereien aus. Das heißt, sie dehnen sich eigentlich nicht; denn das gesammte Ackerfeld der Insel ist

nicht so groß, daß Jupiter den Riesen Titus zur Strafe für seine Ungebühr gegen Latona darauf hätte ausspannen können. Es gibt daher auch weder Pferde noch neun Paar Ochsen zur Bestellung. Das Beackern geschieht mit dem Grabseil, und zwar meistens durch Frauen, obwohl lange nicht mehr in dem Umfange wie früher. Vordem hielten die Männer, wie die alten Deutschen, es für unehrenhaft, das Feld zu bestellen. Ein ächter Lotse und Fischersmann grub nicht, wie er noch jetzt keine Mulde auf die Schulter nimmt. Er zog zum Bergen, zum Fischen, zum Lotsen aus; das Wasser war sein Ackerfeld. Aber am Lande that er möglichst wenig, am liebsten nichts; da überließ er Alles den Frauen. Diese mußten Haus und Feld besorgen, mußten graben, säen, pflanzen, ernten, dreschen, mahlen; vor allem waren sie die Bastträger und hatten namentlich die Mulden mit den Fischerleinen an den Strand und zurückzuschaffen, während die Herren Gatten vielleicht gemächlich hintendrein schlenderten, beide Hände in den Hosentaschen. Dergleichen kann man zwar auch jetzt noch sehen; allein es hat sich doch vieles geändert. Das BADELEBEN und die Abnahme der Fischerei und des Lotsenwesens haben mancherlei Wechsel in dem Thun und Treiben der Helgoländer herbeigeführt. Sind auch die Männer im Ganzen nicht eben arbeitslustiger geworden, so wollen wenigstens die Frauen der Entschuldigung des ungerechten Haushalters: „graben mag ich nicht“ — kein Gehör mehr geben. Viele haben die Herren Ehe- und Seemänner bedeutend herum- und heranzuziehen gewußt. Und Manche von diesen arbeiten auch gern, wenn sie eben nichts Anderes und Besseres zu thun haben.

Die Feldländerei wird fast nur mit Kartoffeln und weißem Kohl bestellt; früher zog man Gerste, Hafer u. s. w.

Den Helgoländern ist ihre Insel natürlich nicht klein; sie haben darauf Berge und Hügel, Ferne und Weite. Sie nennen

ſie kurzweg „das Land“, und ein altes Mütterchen, das niemals im Leben ein größeres Stück Erde als ihr Lunn geſehen hat, weiſet einen Fragenden wohl mit den Worten zurecht: noch hel ſier weg! noch ganz weit weg! Und doch iſt die äußerſte Ferne nicht ſo weit, daß ein Liebender den Rat Venaus übertreten könnte:-

Weiter ſollte nie in's Land  
 Lieb von Lieb ſich wagen,  
 Als man blühend in der Hand  
 Kann die Roſe tragen!

Dem entſprechend ſind denn auch die Berge, z. B. der Flagenberg, nur 10 bis 20 Fuß hohe Hügel, während die Heiker oder Hügel noch mehr zuſammenschrumpfen. Gleichwohl herrſcht über die Berge Helgolands mehr Ungewißheit und Streit, als über die Gebirge Hindoſtans. Auf der papen'schen Karte findet ſich in der Nähe des Flagenbergs ein „Gies- vel Riesberg“ verzeichnet; eben ſo auf der meier'schen Karte von 1649, während die Karte von der frühern Geſtalt der Inſel den Riesberg in eine Gegend verſetzt, die ſchon um 1300 vernichtet geweſen ſein ſoll. Auch Knobloch führt einen ſolchen Berg auf und erklärt den Namen aus dem Umſtande, „weil darauf alle ankommenden Schiffe erkieſet werden können.“ Allein Alle, die ich darnach fragte, wollten weder von dem Berge, noch von dem Namen etwas wiſſen. Eben ſo iſt mir's mit dem Bredtberge gegangen. Nicht minder mit dem „Lögenberge“ auf der wickel'schen Karte, der am Ende auf einen Lügenberg zuſammenſinkt, wenn er nicht der Reſt des Giesberges iſt. Dagegen liegt ſüdlich vom alten Leuchtthurme ein Hügel, der Skeppberrg genannt wird und den ich auf keiner Karte finde. Auch über den „Roderberg“ — in der Nähe des Pulverthurms — herrſcht Streit. Neuerdings iſt er ſogar als Mutterberg in eine mythologiſche Betrachtung gezogen worden; es wird ihm aber ſchwerlich eine ſolche Bedeutung zu-

stehen. — Die wichtigste Erhöhung ist der Bakberg, auf welchem der alte Feuerthurm steht, von den Helgoländern gewöhnlich *de Bak* genannt. Wiebel hält diesen Hügel für den *unicum collem* des Adam von Bremen, und zugleich für einen heidnischen Grabhügel, indem man Urnen und Gebeine darin gefunden habe. Ähnlichen Ursprungs mögen auch die übrigen Hügel, namentlich der Flagenberg sein. Ältere Bücher und Karten haben statt Flagenberg Flavenberg, und Knobloch leitet den Namen von „der Abgöttin Flava oder Flavia“ zc. her, ohne dieselbe jedoch näher zu beglaubigen. Die Neueren schreiben gewöhnlich Flaggenberg und denken an eine Flagge. Wiebel versteht darunter einen Rasenberg, indem er die Benennung von „Flaggen, dünnen Rasen“, ableitet. Allein die Helgoländer sprechen deutlich Flagenberrg und kennen den Ausdruck Flaggen für Rasen gar nicht. Abgestochne Rasen heißen bei ihnen Soäden. Dagegen haben sie für einen Regenguß das Wort Fläg. Möglich also, daß Flagenberg und Gießberg von einerlei Bedeutung sind.

Auch über die Entstehung des Flagenbergs herrscht Zwiespalt. Die Einen haben eine „plutonische Erhebung“ darin gefunden, die Andern ein Werk menschlicher Thätigkeit, indem sie annehmen, daß hier ein Theil der Erdmassen aus den nahen Vertiefungen aufgehäuft worden sei. Dies letzte hat gewiß seine Richtigkeit; doch wird der Grund der Anhäufung wohl ein anderer als der einer bloßen Erdbeseitigung sein, weil man sonst — nach den Gesetzen der Trägheit und der Schwere — die Massen nicht aufwärts, sondern abwärts, nach der tiefer liegenden Seite der Insel, geschafft haben würde. Die Annahme eines alten Grab- oder Opferhügels mag am meisten für sich haben. Jedenfalls ist der Flagenberg der Bloßberg Helgolands, auf dem sich zu Walper-Inn, in der Walpurgisnacht, die Hexen erlustigen; denn an Hexen, welche die Kinder quälen und sonst



allerlei Uebels thun, glauben gar viele Helgoländer. Früher war der Hexenglaube noch stärker. Indessen weiß ich von keiner Nachricht über eine gerichtliche Verfolgung. Eine schleswigsche Verordnung Herzog Friedrichs III. mahnte 1641 die Prediger, allem Zauberwerk entgegenzuwirken; wer dem „gräulichen Laster“ verfällt, soll mit Leibes- und Lebensstrafen belegt werden. Falsche Anklagen sollen aber hart bestraft werden. Doch weiß man auf Helgoland von keiner Anwendung.

Am Ende ist der Flagenberg auch der St. Liets-, oder, wie Westphalen schreibt, St. Sietsberg, von dem Bötticher erzählt: „St. Liets ist auch ein kleiner Gott, welcher die Fischeret hat gesegnen müssen, wovon sein Bildniß hier selbst bis auf den heutigen Tag noch zu sehen. Welcher Gestalt die Anbetung geschehen, davon ist gegenwärtig nichts mehr vorhanden, als daß sie dies Ebenbild gegen den Frühling mit Procession im Lande umhergetragen und nachgehends auf eine heilige Stelle auf einem Berge geführt, allwo die Verehrung beschlossen, mit Bedrohen, falls sie seinen Segen nicht verspüren würden, er von ihnen bestraft werden sollte. Der Berg ist noch diese Stunde und hat seinen Namen als St. Lietsberg erhalten.“

Jetzt ist der Name jedoch verklungen. Auch die ältesten Frauen wissen nichts davon. Laß läßt den „Lietensberg“ halb abgefallen sein, so daß er vielleicht mit dem Gießberge identisch gewesen ist. Nach der verbesserten Ausgabe soll aber das Bild des kleinen Abgotts noch zu sehen gewesen sein. Jetzt ist auch dies dahin. Eine Beschreibung und Abbildung davon hat v. Westphalen im vierten Bande seiner Monumenta, Leipzig 1745, gegeben. Das verstümmelte Holzgebilde werde in der Kirche bewahrt; eine Abzeichnung sei ihm kürzlich zugestellt worden. Der Kopf sei mit einer Nehren- und Blumenkrone umgeben, inwendig hohl, ohne Zweifel, um Wasser mit kleinen Fischen hinein-

nämlich die kleinen gelben Ameisen; außerdem aber auch die Zwerge und Kobolde der Helgoländer, die kleinen Unterirdischen, die unter der großen Treppe und in sonstigen Verstecken wohnen, und nachts zu allerlei Arbeiten und Schabernack hervorkommen.

Auch mancherlei andere gewöhnliche Thiere hat die Insel nicht, wie Kröten, Frösche, Eidechsen; überhaupt scheint die ganze Klasse der Lurche nicht vertreten zu sein. Robbe und seine Nachschreiber haben auch Sperlinge und Schwalben vermisst und keine Ratten u. s. w. getroffen. Indessen ist es damit nichts. Die Sperlinge gehören gerade zu den wenigen Vögeln, welche auch außer der Wanderzeit vorkommen und nisten; Schwalben finden sich im Herbst und Frühjahr genug; wie denn überhaupt große Schaaren von Zugvögeln, deren schon Adam von Bremen und Kanzau gedenken, im Ganzen über dreihundert Arten, vorkommen.

Die freie Oberfläche des Eilands ist völlig baum- und strauchleer. Nur im Schutze der Gebäude und Planken kommen Obstbäume, Beerengesträuche, Bierstauden, Linden, Pappeln, Weiden und dergleichen vor. Auch ein paar Weinstöcke sind da. Ein Birnbaum ist weit über hundert Jahre alt, und trägt noch Blüten und Früchte. Ein schiffbrüchtiger Odysseus würde aber doch immerhin seine Not haben, so viel „verschlungenes Gezweig mit dichter Belaubung“ zusammenzubringen, daß er einer helgoländischen Nauzilaa anständiger Weise entgegentreten könnte.

Nach Adam von Bremen hatte Helgoland keinen Baum — arborem nullam. Die neueren Schriften führen gewöhnlich nur einen Baum an, nämlich den Maulbeerbaum im Garten des ersten Predigers. Besonders bemerkenswert ist derselbe allerdings, nicht als einziger Baum, aber doch als Maulbeerbaum in so nördlicher Breite. Hasselmann erzählt 1790 von einem Prediger-Maulbeerbaum, der vier Fuß und sieben Zoll im Umfange hatte. Der jetzige, ein schwarzer Maulbeerbaum, ist

um 1814 gepflanzt worden und nicht ganz so dick. Er ist dabei, gleich seinem Nachbar Birnbaum, so weise, die Aeste und Zweige im Schutze des Pfarrhauses zu halten, eine Vorsicht, die man auch an Aepfelbäumen wahrnimmt, während die Pappeln mitunter über die Firste der Dächer hinausstreben und ihren Vorwitz dann mit dem Ersterben der Spitzen nach dem nächsten Sturme zu büßen haben. Denn die Gewalt der Stürme ist so groß, daß die Baumzweige, und selbst Korn- und Kartoffelstengel, welche davon getroffen werden, welken und verdorren, weil das innerste Leben zernickt und vernichtet werden mag. Ähnliche Erscheinungen findet man auch auf anderen Inseln von geringer Ausdehnung, z. B. auf Wangeroge und Rordernei. Sogar von „giftigen Winden“ hört man reden. Am zähesten verhalten sich Weißdornen; Hollunderbüsche leiden sehr, erholen sich aber leicht.

Die Baum- und Schattenlosigkeit Helgolands bildet meistens einen der Hauptbeschwerdepunkte der Fremden. Natürlich fehlt's auch an Ansichten und Plänen nicht, wie dem Dinge abzuhelpen sei. Mir fällt dabei immer der Ausspruch Göthes ein, der einer enthuftastischen Schatten-Seele, welche einen kahlen Berg bei Jena bewachsen wünschte, erwiderte: das komme ihm gerade vor, als wenn man dem Apollo von Belvedere Hosen anziehen wollte.

Aus Adams Angabe erhellet, daß die Baumlosigkeit der Insel eine uralte Erscheinung ist. Ja sie reicht sicher noch weiter hinauf. Als Willibrord und Ludger sich an den Heiligthümern des Fosite vergriffen, werden Thierweide und Quelle, aber keine Haine und Bäume erwähnt. Es ist das für Diejenigen, welche die vielen Kirchspiele und eine mehrere Geviertmeilen große Ausdehnung des alten Heiliglandes behauptet und vertheidigt haben, ein schlimmer Punkt. Wäre die Insel so groß gewesen, so würde sie Bäume gehabt haben, so gut wie Rügen und Föhr deren noch jetzt besitzen. Meier hat auch nicht unterlassen, auf seiner Karte von

Helgoland, wie es um 800 und 1300 nach Christus gewesen, die Hütle und die Fülle Waldungen und Baumgruppen, als Hülligenwold, Helgelundholdt u. s. w. anzubringen. Am wenigsten konnten Diejenigen eine Hölzung entbehren, welche in Helgoland die vielbesprochene Oceans-Insel des Tacitus mit dem „kuschlichen Hain“ gefunden haben.

Indessen sieht es mit der ganzen Geschichte von der ehemaligen Größe sehr aus; sie ist in der That keine Geschichte, sondern Fabel. Merkwürdig aber bleibt's, daß ein solches Gewirre und Gewebe entstehen konnte, wie sich's bis auf unsere Tage fortgesponnen hat. Das winzige Eiland ist zuletzt so auseinander gezerrt worden, daß nach v. d. Decken die auf der Insel „herrschende“ Tradition besagt haben soll, es sei vor Zeiten Jemand mit einem Sack Korn auf einem übergelegten Brete nach der schleswigschen Küste spaziert. Andere haben wenigstens eine schmale Fahrstraße gelassen.

Bedenkt man jedoch, was noch tagtäglich in lächerlichen Ausschneidereien und Uebertreibungen geleistet wird, so kann man sich doch über jene Erscheinung kaum wundern, zumal es nahe lag, dem Meere außerordentliche Unbilden gegen Land und Leute zur Last zu legen und über den ehemaligen Zusammenhang der verschiedenen Friesengebiete zu träumen. Herr von Wachsmann läßt in seinem Buche von 1844 einen helgolander Lotsen einen „Punkt, den der Fremde in äußerster Ferne wie ein kleines Nebelwölkchen bemerkt“, mit bloßen Augen und zwar bei Sturmwetter, für eine „meglanische“ Brig, die nach der Elbe will, erkennen. Fast eben so viel leisten ein paar Jungen, die „auf sechs Meilen Entfernung“ aus den Bewegungen eines Schiffes schließen, daß es einen Anker verloren habe. Was ist dagegen die Scharfsichtigkeit eines Strabo, der auf dem Lilybäum die auslaufende Flotte Karthagos zählte! Und wie kann man

sich da noch über die alten und neuen Angaben von Mars- und Jupitertempeln, von Wäldern und Burgen, von Bretern und Kornsäcken, wundern?

B. d. Deeken behauptet: „Noch 1809 wußten verschiedene Helgoländer, ohne irgend eine Beschreibung ihrer Insel zu kennen, zur Zeit der Ebbe, so weit das Auge reichte, in der Umgegend der Insel die Stellen zu bezeichnen, wo einst heidnische Tempel, Kirchen, Klöster und Schlösser belegen gewesen sein sollen.“ So bestimmt diese Nachricht dasteht, so kann ich ihr doch kein Gewicht belegen. Wäre 1809 wirklich eine so lebendige Ueberlieferung unter den Helgoländern herrschend gewesen, so würde sie heutiges Tages noch nicht ganz erstorben sein. Ich habe mich aber vergebens darnach erkundigt. Auch nicht die leiseste Spur von einer solchen Sage, von einer auf Mittheilungen von Mund zu Mund sich stützenden Kunde habe ich entdeckt, obwohl ich mehr als ein Duzend alte Leute darnach gefragt habe. Die älteste Frau auf der Insel, deren Gedächtniß bis zum Jahre 1770 reicht und noch vollkommen klar und sicher ist, weiß kein Wort von dergleichen Dingen. Was Einer oder der Andere anzugeben wußte, beschränkt sich auf allgemeine Andeutungen hinsichtlich einer frühern Größe und auf den Untergang mehrerer Kirchspiele; allein auch diese Kunde stützt sich sicher nicht auf stete Ueberlieferungen. Forscht man nach den letzten Grundlagen, so kommt man meist auf „alte Chroniken-Nachrichten,“ die den Vorfahren bekannt gewesen seien, oder welche die Erzähler selbst kennen, zurück. Das Einzige, was eine bestimmtere Färbung hat und was eine alte Mutter von ihrer Großmutter erfahren haben soll, ist die Erzählung, daß vor fernem Jahren, zur Heidenzeit, an der nordöstlichen Seite der Sandinsel ein Gehölz gewesen sei, wohin die Bewohner zum Beten — to bérigen — gegangen wären. Vielleicht steht das mit dem Namen Oshöv, den jene Gegend noch jetzt führt, in

Verbindung. Es ist wenigstens nicht unmöglich, daß vor vielen Jahrhunderten im Schutze der Weißklippe und der höheren Kreideriffe ein kleines Gebüsch bestanden habe.

B. d. Decken hat, wie erzählt wird, bei einem Manne gewohnt, der allgemein für einen der ärgsten Ausschneider und nebenbei für einen starken Vorspukseher galt. Leicht möglich also, daß einige Ausflüsse dieses Talents auf die Schrift des Miethsmannes eingewirkt haben.

Neuerdings stügt sich Schleiden in dem reichen Buche: die Pflanze und ihr Leben, wie es scheint, auf denselben Gewährsmann. Dadurch würden sich auch bei diesem Schriftsteller etnige Ungeheuerlichkeiten in der Schilderung Helgolands, die dem Werke nicht eben gut anstehen, erklären. Namentlich fehlt auch bei ihm die Einflechtung der erstaunlichsten Weit- und Scharfsichtigkeit nicht. Eine Frau erkennt beim Feuerthurme, wie das Schiff ihres Mannes nach Neuwerk hin verschlagen wird, wenige Kabellängen von Vogelsand Anker wirft, langsam weiter treibt, wieder Segel macht — und das im August bei Sturmangeregtem Meere — Dinge, die das geübteste Lotsenauge mit dem besten helgolander Fernrohre unter solchen Umständen nicht wahrnehmen würde.

Die erwähnten Chroniken-Nachrichten, worauf sich manche Erzähler stützen, sind nicht etwa selbstständige helgolander Aufzeichnungen, sondern entweder kleine Druckschriften oder handschriftliche Zusammenstellungen aus alten Büchern, namentlich aus Heimreichs nordfriesischer Chronik, welche den Erzählungen der späteren Vorgänge und den eigenen Wahrnehmungen der Verfasser vorausgehen. Solche Zusammenstellungen alter Begebenheiten und neuerer Erlebnisse soll es mehrere geben. B. d. Decken erwähnt einer Handschrift von 1617, die einen helgolander Prediger zum Verfasser habe. Mir ist aber nichts Nä-

heres darüber bekannt geworden. Aus einer „Chronik des Andr. Jakob Reimers“ sind mir Auszüge zu Händen gekommen; sie selbst, heißt es, sei mit einem Badegaste davon gegangen. Eine andere, im Besitze des Herrn Volzendorf, habe ich selbst eingesehen und benutzt. Sie ist ohne Namen, rührt aber von einem Ratmanne und Schiffer Hans Broders her, wie eine Vergleichung mit einer Aktensammlung unter dem Titel „Helgolander Brieffschaften“ ergibt. Der Verfasser wurde im Jahre 1717 wegen Bestätigung der Landesprivilegien und wegen zahlreicher Beschwerden gegen den Kommandanten nach Kopenhagen gesandt, und bekundet überall Umsicht und für einen Schiffer damaliger Zeit große Bildung und Gewandtheit im Ausdruck. Er oder sein nächster Gewährsmann hat Knobloch und Heimreichs Arbeiten gekannt; viele Angaben, z. B. über Sturmfluten in den Jahren 1158, 1162, 1196, 1204, 1216, lauten wörtlich wie bei Heimreich. Von einer auf Helgoland herrschenden Sage der obigen Art enthält die Aufzeichnung aber nichts. Bei Wiebel heißt es von derselben, sie bestehe „nur aus zusammengestoppelten Nachrichten auswärts erfonnener Ereignisse und Schicksale des Eilandes.“ Dies Urtheil ist viel zu hart und ungenau; es paßt nur für die ersten Blätter und auch dafür nur theilweise. Von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis 1698 enthält die Handschrift eine ziemliche Reihe bemerkenswerter Angaben, denen zum Theil Urkunden zum Grunde liegen. Vom 18. Juni 1698 beginnen Nachrichten, die der Verfasser „mehrern Theils“ aus dem Kalender eines 1713 verstorbenen Gerichtsschreibers Stieff entnommen hat; und von 1713 bis 1723 finden sich fast tägliche Aufzeichnungen, welche hin und wieder, z. B. über die dänische Beschießung und Besitznahme, über Sturmfluten und dergleichen, von Bedeutung sind.

Hinsichtlich der frühern Größe Helgolands, welche gleich zu Anfange berührt wird, drückt sich der Verfasser folgendermaßen

aus: „Daß die sogenannte Insel Helgeland von Alters her an dem nächstangrenzenden friesischen Lande soll landfest gewesen sein, will man heutiges Tages vorgeben oder vielmehr präsumiren; fragt man, wenn oder zu welcher Zeit dann dieses Land von andern Dertern durch die ergangenen Wasserfluten sei abgerissen, so findet man von solchen alten Sachen in der Antiquität keinen Beweis.“ Er erwähnt sodann einiger Fluten der „alten“ Geographen, z. B. der „englischen“ Flut, durch welche England von Frankreich getrennt worden, und meint, es scheine also wohl „nicht unmöglich,“ daß auch mit Helgoland sich ähnliches zugetragen habe; doch setzt er sogleich hinzu: „und kann man davon halten und glauben, was man will.“ Darf man mehr Einsicht und ein unbefangeneres Urtheil verlangen? Und ferner: würde der Aufzeichner wohl unterlassen haben, der Uebertreibungen und Sagen von versunkenen Tempeln, Burgen, Wäldern und dergleichen, wenn solche damals unter seinen Landsleuten herrschend gewesen wären, zu gedenken? —

An geschichtlichen Zeugnissen für eine vielmeilenweite Ausdehnung der Insel fehlt es gänzlich. Willkürliche Annahmen und Vermutungen, Abergelahrtheit und Leichtfertigkeit haben dem Gilande die Größe und den Aufpuß gegeben, in welchen es bei den verschiedenen Schriftstellern dasteht. Auch eine Fehde zwischen dem Herzoge Friedrich von Schleswig und den Städten Bremen und Hamburg ist dabei von Einfluß gewesen. Die Städte behaupteten die Freiheit der Insel, der Herzog nahm die Oberherrlichkeit darüber in Anspruch. In den gewechselten Streitschriften ließ der Herzog um 1496 geltend machen, daß Helgoland ein Zubehör von Klein- oder Nordfriesland sei und schon aus diesem Grunde ihm zustehe. „Es wäre ganz unstreitig und aller Geographorum und Historicorum einhelliger Consens“, daß Helgoland „juxta ducatum Slesvicensem in Frisia minori wäre be-



legen und für tausend und noch für weniger Jahren, mit Gyderstädt, Evershop und Uttholm, ingleichen mit Nordstrand, sodann Föhr, Sylt und Amre, eine conterminirende Region gewest, und daß die Einwohner solcher Landen und Inseln nicht allein una eademque Frisiorum colonia et populus unius gentis, sondern auch dem Herzogthum schon vor 755 Jahren incorporirt worden.“ Der Herzog wolle deßhalb „ungeachtet der Städte Einreden die Insel für sein Erb- und eigenthümlich Land halten.“ Diesen Vorsatz setzte er auch durch, aber nicht sowohl wegen des vorstehenden, als vielmehr wegen eines begründeteren und wirksameren Umstandes, nämlich weil er im Besitze war und sich mit gewaffneter Hand darin erhielt. Es mag aber dem Rechtsvorgeben zu Liebe damals Manches erfonnen oder erweitert worden sein. Wenigstens ist in den nächsten Jahrhunderten die Annahme einstiger Größe und Zusammengrenzung im Schwange geblieben. Die spätere Kleinheit der Insel wurde durch Abreibungen und Wegschwemmungen erklärt. Weil anderswo ganze Strecken und Kirchspiele überschwemmt und vernichtet waren, so mußten von Helgoland ebenfalls verschiedene Kirchspiele weggerissen worden sein. In einem alten Register werden drei Kirchen aufgeführt. Ranzau erwähnt sieben Kirchspiele, von denen fünf in den Fluten liegen; Heimreich weiß von neun, deren sieben daran glauben müssen. Namen aber und besondere Umstände führt keiner von ihnen an. Niemand weiß von einer ältern Beschreibung, Niemand von einzelnen Abbrüchen und Zerstörungen. Auch Meier hat auf seinen Karten die vielen Kirchspiele und ihre Namen nicht. Er führt nur zwei oder drei Kirchen und ein paar Kapellen auf.

Dieser Mann hat für die ehemalige Gestalt Helgolands am meisten geleistet. Er hat, wie schon erwähnt, um 1649 Zeichnungen entworfen, wie die Insel um 800 und 1300 beschaffen ge-

wesen sei. Auch von den nordfriesischen Inseln und Küsten hat er solche Karten geliefert, und zwar für das Jahr 1240. Er soll dabei alte Leute zu Hülfe genommen haben und „den Tiefen fleißig nachgefahren sein.“ Wie mangelhaft solche Grundlagen aber bleiben müssen, wenn nicht andere Stützen hinzukommen, liegt auf der Hand. Für Helgoland fehlen solche Stützen gänzlich. Wenigstens finden sich deren in den bekannten gleichzeitigen Quellschriften nicht. Die Kirchen und Tempel scheint Meier aus einem angefochtenen Kirchenverzeichnisse entnommen zu haben; einige Ortsnamen und Zahlen aus Peter Sax, einige Wälderbenennungen und den Mars tempel aus Knobloch: wo das Uebrige, wo die Namen Baddum, Farrenbüll, Wenderup, Langberg und viele andere nebst sechs Häfen hergekommen sind, weiß Gott. Vielleicht hat er sich durch Mißverständnisse, vielleicht durch willkürliche und leichtfertige Annahmen Anderer leiten lassen. Selbst Sax und Knobloch sind mit seinen Angaben nicht im Einklange. Sax stützt sich auf eine Schrift des Cornelius Kempius über Friesland, Köln 1588, Buch 2. Er führt darnach an, die alten Friesenkönige hätten zuweilen in Medenblyck, zuweilen auch in Miltenburg (Wiltensborch, Wiltaburg, Utrecht) und in Gronenburg und mitunter in Bhosteland oder auf Helgoland gewohnt; er „gedenkt“ dann weiter, daß Jutho, Ubbo, Vitho und alle anderen friesischen „Häupter, Athletae und Richter“ daselbst müßten residirt haben. Meier hat das vereinigt und die drei in Westfriesland gelegenen Orter nach Helgoland versetzt als: Castellum Miltenburg Regis Juthonis, Castellum Medenblyck Regis Ubbonis, Castellum Gronenburg Regis Vithonis. — Knobloch erwähnt eines alten Waldes Namens „Heyligen Lunde“ oder Walde;“ es kann darunter nur ein einziges Gehölz verstanden werden, da Lunde ebenfalls Wald bedeutet. Meier hat aber auf die Karte von 800 drei Namen und Waldungen derselben Bedeutung gebracht:

Hellegenwold, Hilligenwold und Helgelundholdt. Außerdem kommt ein Solm busch und noch mancher unbenannte Waldgrund vor. Dazwischen liegen die Tempel des Jupiter, der Besta, des Mars und des Fosete, die Klöster, Kirchen und Kapellen des Gilbert, der Ursula, des Wigbert, Lindger u. s. w. Der Marstempel findet sich in einer Gegend, die schon 1300 nicht mehr dagewesen sein soll, während die Bücher im siebzehnten Jahrhundert ihn auf dem Oberlande vermuten. Die ersten beiden Tempel sind mit der Jahreszahl 692 versehen, wahrscheinlich, weil B. Sag vom Heidenbekehrer Willibrord anführt, er habe zu jener Zeit die Tempel des Jupiter und der Besta niedergedrückt, was aber in den Quellennachrichten keine Bestätigung findet.

Wie wenig Wert auf die alten Zeichnungen zu legen ist, geht schon daraus hervor, daß Dankwerth selbst, mit dessen Beschreibung sie veröffentlicht worden sind, mehrere Angaben Meiers ansieht. Er hebt die Unzuverlässigkeit der Grundlagen, der menschlichen Traditionen, hervor und zweifelt sehr, ob aus den Alten zu erweisen sei, daß dergleichen Schlösser, als Redemblick u., jemals auf Helgoland belegen gewesen, hält auch nicht dafür, „daß an der Iuthen und Bithenburgen etwas Wahres an sei.“

Gleichwohl haben Spätere großes Gewicht auf die Karten gelegt. Die Art der Entstehung blieb meist unbeachtet; man hielt sich an das Bild; man sah mehr, als man dachte.

Das Verdienst, den alten Wust zuerst gehörig untersucht und geläutert zu haben, gebührt dem ausgezeichneten Geschichtsforscher Dr. Lappenberg zu Hamburg. Doch hatte schon vorher Dr. H. L. J. Michelsen in seiner 1828 im achten Bande des staatsbürgerlichen Magazins abgedruckten „Geschichte Nordfrieslands im Mittelalter“ die meiersche Karte angefochten und die Größe Helgolands auf kaum  $1\frac{1}{4}$  heutige Geviertmeile herabgesetzt. Lappenberg behandelte den Gegenstand 1830 bei Gelegenheit der

Naturforscherversammlung in Hamburg. Seine geschichtliche Ausführung geleitete die Naturgelehrten zu einem gemeinsamen Besuch der Insel am 23. und 24. September, und erschien nachgehends, mit einer topographischen und geognostischen Zugabe von Lichtenstein und Kunowski, im Druck.

Von keiner Seite erhob sich eine ernstliche Einsprache. B. Hoff, im dritten Bande seiner Geschichte der Veränderungen der Erdoberfläche, verwies die ehemalige Größe ins Reich der Erdichtung. Erst im Jahre 1838 trat L. Wienberg in einem Anhange seines Tagebuchs von Helgoland gegen Lappenberg auf und suchte die alte Sagengröße zu retten. Doch muß dieser Versuch des geistvollen Schriftstellers als mißlungen betrachtet werden, obwohl nachdem die ehemalige Größe noch verschiedentlich, z. B. von Theodor v. Kobbe im „malerischen Deutschland“ festgehalten worden ist. Kobbe meint, es sei „kein Grund vorhanden,“ der meyerschen Karte den Glauben zu versagen; geognostische Beobachtungen (?) und geschichtliche Nachweisungen hätten dazu gedient, jene vielfach angefeindeten Angaben zu bewahrheiten. Auch in Turners Geschichte der Angel-Sachsen ist die Größe beibehalten worden.

Am gläubigsten hat K. J. Element in der 1845 erschienenen „Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen“ eine bedeutende Größe Helgolands gelten lassen. Auf die Forschungen Lappenbergs nimmt er gar keine Rücksicht. Die Angabe Heimreichs, daß die Insel schon um 1010 neun Kirchspiele gehabt habe, bezeichnet er zwar als eine bloße Fabel, die Größe aber läßt er bestehen und legt auch sonst auf die Darstellungen Heimreichs und Meyers großes Gewicht. Er sieht in Helgoland die Insel des Tacitus; das Eiland heiße darum eben das Heiligeland; der Zusammenfluß zu dem gemeinschaftlichen Nationalheiligtum und die kurze Ueberfahrt habe ihm den bei Adam von Bremen vorkom-

menden Namen *Farris*, was *Fährinsel* bedeute, erworben. Allein nach haltbaren Gründen für solche Annahmen sieht man sich vergebens um. *Clement* legt eine große und gerechte Vorliebe für die friesische Vorzeit an den Tag. In manchen Dingen hat er sich aber allzusehr von der Einbildungskraft tragen und treiben lassen. Er phantasiert große untergegangene Friesengebiete zwischen *Wangeroge* und *Amrum* zusammen. *Neuwert* soll der Rest eines großen Landstrichs sein; zwischen *Helgoland* und der jetzigen nordfriesischen Küste nimmt er eine zwölf Meilen lange und acht bis zehn Meilen breite Friesenmarsch an, rings von Wasser umschlossen und „tausendstrimelig durchschnitten, durchschlängelt und paradiesisch geformt von unzähligen Kanälen und schmalen Wasserarmen“ — ungefähr so, wie es auf den *meier'schen* Karten sich ausnimmt. Auch außerdem soll in der Nordsee eine Masse Landes untergegangen und in den „Trichter“ zwischen *Schottland* und *Norwegen* hineingespült sein und diesen um hundert Faden flacher gemacht haben. Ja er will „aus hinreichender Lokalkunde den sichern Schluß ziehen,“ daß noch innerhalb der christlichen Zeit von *Helgoland* aus ein hoher, harter und steiniger Landrücken Meilen weit nach den jetzigen nordfriesischen Außenlanden hingelaufen sei, wovon das *Rotkliff* auf *Silt* und *Helgoland* nachgebliebene Trümmer wären, u. s. w. Allein bis zu einer nähern Darlegung der Vordersäße wird man dem Schluß keinen Beifall schenken können.

Gegen *Wienberg* ist *Wiebel* aufgestanden. Er hat 1842, 1846 und 1848 in mehreren Abhandlungen die Annahmen *Lapenberg's* näher ausgeführt und begründet, und sie durch die Ergebnisse wertvoller Messungen und Durchlotungen des Meeresgrundes, sowie durch geognostische Erörterungen unterstützt. Allein auch dadurch ist das alte Größengerede noch nicht zum Schweigen gebracht worden. In *Frasers* Magazin 1848, in den *Wande-*

rungen an der Nord- und Ostsee 1850, in der Weserzeitung 1853 ist es wieder aufgetaucht; den Annahmen Clements ist noch 1854 Dr. Kröger in den „norddeutschen Freiheits- und Heldenkämpfen“ blindlings gefolgt. Ja man hat sogar den Seehandel Hamburgs mit der Vernichtung Helgolands in Verbindung gebracht, indem vorher die Elbmündung von der bedeutenden Insel beherrscht und bedroht worden sei.

So ist denn eine weitere Besprechung noch nicht überflüssig.

---

Adam von Bremen über Heiligland. Namen der Insel. St. Ursula  
und Ursula. Sturmfluten. Quellen und Regenwasser.

---

Die älteste und wichtigste Urkunde über die ehemalige Größe und Gestalt Helgolands ist die Beschreibung Adams, des bremer Domherrn und Scholastikus, der bis zum Jahre 1072 lebte und schrieb. Sie findet sich in seiner hamburger Kirchengeschichte, unter den Nachrichten über die Lage Dänemarks und über die Inseln des Nordens, Kapitel 3 und 10 (210 und 217), und lautet — nach Lappenberg's Textfeststellung im IX. Bande der Monumenta Germaniae — wie folgt:

Archiepiscopus ordinavit . . . in Funem Eilbertum, quem tradunt conversum a pyratibus, Farriam insulam, quae in ostio fluminis Albiae longo secessu latet in oceano, primum repperisse, constructo que ibi monasterio fecisse habitabilem. Haec insula contra Hadeloam sita est. Cujus latitudo (longitudo) vix octo milliaria panditur, latitudo quatuor, homines stramine fragmentisque navium pro igne utuntur. Sermo est, piratas, si quando praedam inde vel minimam tulerint, aut mox perisse naufragio aut occisos ab aliquo, nullum domum redisse indempnem. Quapropter solent heremitis ibi viventibus decimas praedarum offerre cum magna devotione. Est enim haec insula feracissima frugum, ditissima volucrum, et pecudum nutrix, collem habet unicum, arborem nullam, scopulis

includitur asperrimis, nullo aditu praeter unum, ubi et aqua dulcis, locus venerabilis omnibus nautis, praecipue vero pyratis. Unde accepit nomen, ut Heiligland dicatur. Hanc in vita sancti Willibrordi Fosetisland appellari discimus, quae sita est in confinio Danorum et Fresonum. Sunt et aliae insulae contra Fresiam et Daniam, sed nulla earum tam memorabilis.

Occidentalis oceanus . . . a meridie Fresos tangit, cum ea parte Saxonum, qui nostrae diocesi pertinent Hammaburgensi. (In hoc oceano insula est modica Heiligland, de qua supra dictum est.)

So klar diese Stellen (von denen die letzten Worte nur in einer Handschrift vorkommen) im allgemeinen zu sein scheinen, so ist doch über Einzelnes viel gestritten worden. Ich möchte sie meinerseits folgendermaßen genau übersetzen:

„Der Erzbischof — nämlich Erzbischof Adalbert von Hamburg, 1043 bis 1072 — ordinarie für Fünen den Gilbert, welcher, von Seeräubern gejagt, Farria, eine Insel, die vor der Mündung der Elbe durch weite Entfernung in der See verborgen ist, zuerst wieder aufgefunden und daselbst ein Kloster errichtend bewohnbar gemacht haben soll. Diese Insel liegt dem Lande Hadeln gegenüber. Ihre Länge beträgt kaum acht, ihre Breite vier Milliarier (Tausende). Die Einwohner gebrauchen Streu und Schiffstrümmer zur Feuerung. Es geht die Sage, daß Seeräuber, wenn sie auch nur die kleinste Beute von dort entführt, entweder bald durch Schiffbruch umgekommen oder von Jemandem erschlagen worden; keiner sei unbeschädigt heimgekehrt. Deshalb die Seeräuber den dort lebenden Einsiedlern mit großer Ehrfurcht einen Beutezehnten dazubringen pflegen. Die Insel ist nämlich sehr fruchtbar an Feldfrüchten, sehr reich an Geflügel, und nährt Tristvieh; sie hat einen einzigen Hügel, keinen Baum, wird von rauhesten Felsen umschlossen, ist ohne Zugang außer



einem, wo auch süßes Wasser, ein Ort allen Schiffern ehrwürdig, besonders aber den Seeräubern. Woher sie auch den Namen empfangen hat, daß sie Heiligland heißt. Im Leben des heiligen Willibrord, wissen wir, wird sie Fosetisland benannt, im Grenzbezirke der Dänen und Friesen gelegen. Es gibt auch noch andere Inseln gegen Friesland und Dänemark hin, aber keine davon ist so merkwürdig.

Die Westsee . . . berührt gegen Mittag die Friesen, mit demjenigen Theile der Sachsen, welche zu unserem hamburgersprengel gehören. In dieser See liegt die kleine Insel Heiligland, von welcher oben die Rede ist.“

Man muß erstaunen, wie sehr dies scharfe und knappe Bild dem jetzigen Helgoland noch gleicht. Man glaubt das kleine, baumlose, fruchtbare, schafenährende, zu gewissen Zeiten von zahllosen Vögeln besuchte Eiland, mit den schroffen Felsen und dem einen Zugange, leibhaftig vor sich zu sehen.

Von den verschiedenen Ansichten und Streitfragen, welche über Adams Worte entstanden sind, bleiben einige mehr unterhaltend als erhebllich. So hat man den *Eilbertum conversum a piratis* zu einem Seeräuber-Konvertiten gemacht. Andere haben hitzig und witzig darüber gestritten, ob unter *pecudes* bloß Schafe oder auch Dachsen und Rindvieh zu verstehen seien. Ich lasse das auf sich beruhen. Auch an dem Bewohnbarmachen gehe ich schnell vorüber. Die richtigste Auslegung ist gewiß die, welche nicht eine neue Bevölkerung und Bebauung der Insel, sondern nur die Herstellung eines christlichen Wohnsitzes annimmt, indem die früher gegründeten Anfänge christlichen Lebens unter den Ueberbleibseln und Erinnerungen des zähen nordischen Heidenthums wieder erloschen sein mochten. Nur zwei Punkte will ich ausführlicher berühren:

Was ist von der Benennung *Farris* zu halten?

Wie sind die Größenangaben acht und vier Milliarum zu verstehen?

Der Akkusativ *Farriam* scheint sich auf Helligland oder Helgoland beziehen zu müssen. Allein wie kommt die Insel zu diesem Namen? Unter den zahlreichen Bezeichnungen und Namensverschiedenheiten des Eilands steht die Benennung *Farría* einzig und vereinzelt da; weder vor noch nach Adam findet sich eine Spur davon. Wo dieselbe Bezeichnung oder ähnliche, z. B. *insulae Fareiae*, vorkommen, wie namentlich in einigen für die Geschichte des hamburgers Erzbisthums wichtigen päpstlichen und kaiserlichen Urkunden alter Zeit, da können sie nicht von Helgoland, sondern müssen von anderen Eilanden verstanden werden.

Die älteste, einigermaßen sichere Benennung unserer Insel ist *Fosite*- oder *Fosites*land. Man hat in Helgoland, wie schon erwähnt, auch die Insel *Atlantia* des *Plinius* und eine der drei *Sachsen*-Inseln des *Ptolemäus* finden wollen; allein es gibt dafür wenig Halt. Die in letzterer Hinsicht vorkommenden Bezeichnungen, als *Saxenholm*, *Saxolandia* u. a., sind neuern und willkürlichen Ursprungs; *Ptolemäus* selbst führt keinen Namen an. Bei *Alkuin* und *Altfrið* aber, im neunten Jahrhundert, finden sich Nachrichten, welche mit Zuversicht auf Helgoland bezogen werden können. Ich setze die Stellen, aus denen wir zugleich die Einführung des Christenthums kennen lernen, wörtlich her. *Alkuin* sagt von *Willibrord*, der gegen Ende des siebenten Jahrhunderts eine Bekehrungsreise nach Jütland unternahm, um 699 auf Helgoland gewesen sein mag, und 739 als Erzbischof von *Utrecht* starb, folgendes:

Cum ergo pius verbi Dei praedicator iter agebat, pervenit in confinio Fresonum et Danorum ad quandam insulam, quae a quodam deo suo Fosite ab accolis terrae Fositesland appellatur, quia in ea ejusdem dei fana suere constructa. Qui locus a

paganis in tanta veneratione habebatur, ut nihil in ea, vel animalium ibi pascentium vel aliarum quarumlibet rerum gentilium quisquam tangere audebat, nec etiam a fonte, qui ibi ebulliebat, aquam haurire nisi tacens praesumebat. Quo cum vir Dei tempestate jactatus est, mansit ibi aliquot dies, quousque sepositis tempestatibus opportunum navigandi tempus adveniret. Sed parvipendens stultam loci illius religionem, vel ferocissimum regis animum, qui violatores sacrorum illius atrocissima morte damnare solebat, tres homines in eo fonte cum invocatione sanctae trinitatis baptizavit. Sed et animalia in ea terra pascentia in cibaria suis mactare praecepit. Quod pagani intuentes arbitrabantur eos vel in furorem verti vel etiam veloci morte perire; quos cum nihil mali cernebant pati, stupore perterriti, regi tamen Radbodo quod viderant factum retulerunt. Qui nimio furore succensus in sacerdotem Dei vivi suorum injurias deorum ulcisci cogitabat, et per tres dies semper tribus vicibus sortes suo more mittebat, et nunquam damnatorum sors, Deo vero defendente suos, super servum Dei aut aliquem ex suis cadere potuit; nec nisi unus tantum ex sociis sorte monstratus martyrio coronatus est. Vocatur vir sanctus ad regem et multum ab eo est increpatus, quare sua sacra violasset et injuriam deo suo fecisset. Cui praeco veritatis constanti animo respondit: non est deus quem colis, sed diabolus.

Ulfrid, zweiter Bischof zu Münster, der die um 785 erfolgte Befebrung der Insulaner durch seinen Vorgänger Gudger erzählt, sagt folgendes:

Ipsa vero cura sollerti, doctrinae Domini gregi sibi tradito fluentia ministrare studuit, fana destruere et omnes erroris pristini abluere sordes. Curavit quoque ulterius doctrinae derivare flumina, et consilio ab imperatore accepto, transfretavit in confinio Fresonum atque Danorum ad quandam insulam, quae a nomine dei sui falsi Fosete Foseteslant est appellata. Cui cum navi-

gando appropinquasset, tenens in manu sua crucem, et ad Dominum preces cum laudibus fundens, viderunt qui in ea nave erant, caliginem tenebrosam de eadem egredientem, qua recedente, magna in ea serenitas perstitit. Tunc vir Dei ait: Videtis, qualiter per misericordiam Dei effugatus est inimicus, qui prius caligine occupaverat insulam hanc! Pervenientes autem ad eandem insulam, destruxerunt omnia ejusdem Fosetis fana, quae illic fuere constructa, et pro eis Christi fabricaverunt ecclesias. Cumque habitatores terrae illius fide Christi imbueret, baptizavit eos cum invocatione sanctae trinitatis in fonte, qui ibi ebulliebat, in quo sanctus Willibrordus prius homines tres baptizaverat, a quo etiam fonte nemo prius haurire aquam nisi tacens praesumebat. Cujusdam etiam eorum principis filium, Landricum nomine, accepit a fonte, quem sacris literis imbutum ordinavit presbyterum. Qui multis annis genti Fresonum in doctrinae praefuit studio.

Wir erfahren also, daß die heiligen Männer zu einer gewissen Insel auf der Grenzscheide zwischen Friesen und Dänen gekommen seien, die nach dem Gotte Fosite oder Fosete, dessen Heiligthümer dort waren, von den Anwohnenden Fositesland benannt wurde und bei den Heiden in so großer Verehrung stand, daß Niemand die weidenden Thiere zc. zu berühren, und aus der Quelle, welche dort hervorsprudelte, anders als stillschweigend zu schöpfen wagte. Die Glaubensboten aber hätten in dieser Quelle die Einwohner getauft und an Statt der Heiligthümer des Fosite christliche Gotteshäuser errichtet.

Dagegen erfahren wir Nichts, was auf den Namen Farria Bezug hat, da er mit Fosite nicht wohl zusammenhängen kann.

Ueber diesen friesischen Gott ist viel geschrieben und vermutet worden. Man hat sogar eine Göttin, sogar eine Vesta daraus gemacht, nämlich so: Fosite, Fosete, Foseta, Fosta, Vesta, woher

sich die Namen Fostelandia, Fosteland, Insula Phosea, Terra Phosetanea u., welche bei einigen Schriftstellern für Helgoland vorkommen, erklären. — Jakob Grimm bringt den Fosite mit dem Forseti der Edda, dem weisesten Richter bei Göttern und Menschen, in Verbindung, und nimmt an, die Insel habe seit der Einführung des Christenthums, „den Namen helegland, Helgoland,“ angenommen. Grimm zweifelt also an der Einerleiheit der Fosites-Insel mit dem heutigen Helgoland nicht. Auch ist dazu sicher kein Grund. Alkuin beschreibt zwar sein Fositesland nicht näher; allein Adam von Bremen, der, wie Altfred, auf dessen Angaben Bezug nimmt, gibt sein Heiligland bestimmt für dieselbe Insel, und beschreibt es, wie wir gesehen haben, in einer Weise, daß unser heutiges Helgoland nicht zu verkennen ist. Statt des „Orts, der bei den Heiden in Verehrung war“, wie Alkuin sagt, hat er aber einen „Ort, allen Schiffern und vornehmlich den Seeräubern ehrwürdig“, und knüpft daran die Herleitung des Namens.

Nach der Benennung Heiligland kommt Helgäland und Hilligheland nebst einer Anzahl von ähnlichen Bezeichnungen vor. Ich will nur einige anführen, als: Helligeland, Hildigland, Helingelandt, Helgenlandt, Hilgerlandt, Helgarlandt, Halegland, Helgelund, Heiligenlund u. s. w. Der alte Poet Hamkonius, 1609, bildet für seine lateinischen Hexameter Heiligelandia. Ranzau schreibt Insula sacra; Peter Sax und schon vor ihm Boettius, Prediger auf Nordstrand, Helgoland. Diese letzte Benennung ist neuerdings am üblichsten geworden, während im vorigen Jahrhundert der hochdeutsche Ausdruck noch Heiligland vorzog. Auch die amtliche Bezeichnung auf der Insel ist gegenwärtig Helgoland. Die Engländer dagegen schreiben Heligoland; die Holländer Helgeland. Die Insulaner nennen im gewöhnlichen Ausdruck ihr Eiland nur Lunn, neuerdings auch wohl Helgolunn, und sich selbst Helgolunners, auch Hallunners.

In allen diesen Benennungen ist wohl die Bedeutung heilig, nach verschiedenen Sprachformen, enthalten. Auch das nordische Helgo wird so zu deuten sein; wie auch in der Sprache des Simplicissimus die Heiligengilderbogen Hellgen heißen. B. d. Decken hat das Wort haleg aus dem „Baterunser“ herangezogen. Die Helgoländer haben nun zwar weder ein Wort haleg, noch ein Vaterunser in ihrer Mundart; sie kennen seit undenklichen Zeiten das Gebet nur hochdeutsch, und sagen für heilig ebenfalls heilig und in einigen Wendungen hellig, z. B. Helliginn Heiliger-Abend; allein mit der Bedeutung heilig mag es doch seine Richtigkeit haben. Dieselbe paßt auch zu den geschichtlichen Beziehungen der Insel so wohl, daß es kaum nötig erscheint, sich nach weiteren Erklärungen und Ableitungen umzusehen. Indessen haben sich die Forscher älterer und neuerer Zeit damit nicht begnügt. Die Einen haben einen König Helgo zu Hülfe genommen, die Andern einen Fürsten Helgo; Andere denken gar an einen helgolander Bischof Hilgo oder Heltgo. Auch an einen Theil Norwegens, Helgeland, früher Halagland, Halogaland, ist erinnert worden; eine Sage von Föhr läßt Helgoland vom Teufel aus Norwegen geholt werden, wobei der Gottseibeius über jene Insel geschritten sei und ein paar bleibende Spuren zurückgelassen habe. Andere endlich haben die Halligen, die unbedeckten Eiländer an der schleswigschen Küste, herangezogen, und finden darin die Bedeutung hochliegende Wasserländer. Der Name soll von hal, hoch, herkommen; man nimmt dann an, die christlichen Befehrer hätten sprachunkundig das Hochland oder Halligland für Heiligland genommen und so einen irrthümlichen Namen veranlaßt.

Ich verfolge dies nicht weiter. Dagegen muß ich der Vollständigkeit wegen noch bemerken, daß Helgoland auch den Namen St. Ursula-Insel geführt hat. St. Ursula und die elftausend Jungfrauen haben zwar die Zeiten des helgolander Christenthums

nicht erlebt, sie sollen ja schon zu Attilas Zeit, um 453, nach anderen Annahmen noch ein paar Jahrhunderte früher, nach der kölnner Kirchensagung im Oktober 238, ihr Märtyrerkreuz gefunden haben; allein ihre Anwesenheit auf der Insel steht doch in sofern fest, als dem Ritter Bertram Pogewisch, den wir später weiter kennen lernen werden, im sechszehnten Jahrhundert noch ihre Fußstapfen gezeigt wurden. — Der heidnische Sinn mag bei den Bewohnern des alten Fosteslandes so nachhaltig und zäh gewesen sein, daß die christlichen Priester auch die weiblichen Streiterinnen dagegen haben zu Felde ziehen lassen. — Die kirchliche Sage von der Ursulaschaar, mit deren Deutung sich auch Göthe befaßt hat, und die kürzlich von Oskar Schade ausführlich behandelt worden ist, lautet kurz wie folgt. König Deonatus in Britannien hatte eine Tochter Ursula von wunderbarer Schönheit und hoher Tugend. Als ein wilder Heidenfürst sie für den Sohn zur Ehe begehrte, erleuchtete sie Gott durch ein Gesicht, daß sie ihren Lebensweg und die Palme des Märtyrerkreuzes erkannte. Sie verlangte, daß man ihr elf Schiffe ausrüste, jedes mit tausend Jungfrauen besetzt, und dann drei Jahre lang Zeit vergönne. In dieser Frist stellte sie vielfache Uebungen mit ihrer Heerschaar an. Als aber der Tag der Hochzeit nahete, flehten die Jungfrauen zu Gott um Erhaltung der Keuschheit. Da stieg ein Wind auf, der sie glücklich über See führte. Dann schifften sie den Rhein hinauf; erst bis Köln, darauf bis Basel; dort banden sie ihre Schiffe fest und pilgerten über die Alpen gen Rom. Als sie heimkehrten lag das Volk der Hunnen vor Köln, und sie fanden alle den Tod.

An geschichtlichen Zeugnissen für einen solchen Jungfrauenzug, der den nächsten Geschlechtern nicht leicht unbekannt bleiben konnte, fehlt es gänzlich. Beda Venerabilis, der am Ende des siebenten Jahrhunderts lebte, erwähnt in seiner

Kirchengeschichte nichts davon, obwohl er bemerkt, daß bei der angelsächsischen Einwanderung viele geflüchtet seien. Auch Helgolands gedenkt er nicht. Eben so wenig wissen die ältesten Martyrologien etwas von der Ursulaschaar. Erst im neunten Jahrhundert werden zwei, dann fünf, elf, und später elftausend Märtyrerinnen genannt. Auch die Gebeine sollen erst nach und nach aufgefunden sein. Im zwölften Jahrhundert, als die Reliquienverehrung mit Eifer verbreitet wurde, nahm man zu Köln mehrtägige Ausgrabungen im Großen vor. Viele halten den Platz für einen römischen Begräbnisacker. Es fanden sich auch Gebeine von Männern und ganz kleinen Kindern. Die Kirchlichen aber haben das von der Schiffsmannschaft und von den Frauen, welche die Schaar begleitet hätten, erklärt. Die zahlreichen Gebeine werden bis auf den heutigen Tag in der Ursulakirche zu Köln bewahrt und verehrt.

Wie dem allen auch sein mag, gewiß ist, daß die Ursulallegende selbst bis Helgoland gedrungen ist und hier allerlei Ausschmückungen und Zudichtungen gefunden hat. Die Helgoländer sollen mit den Jungfrauen sehr gottlos umgegangen sein. Das Aergerniß war so groß, heißt es, daß der Zorn des Himmels erwachte, ein großer Theil des Landes zerstört wurde und versank, und viele Gegenstände in Stein übergingen. So entstanden die mancherlei Versteinerungen, welche noch fortwährend gefunden werden, namentlich die *Wachslichte* — *candelae cereae induratae*, deren Kanzau gedenkt und die auch noch heut zu Tage bei den Helgoländern *Lichter* heißen. Der hüsumer Pfarrer Johann Adolph, genannt *Neokorus*, der um 1630 starb, gedenkt in seiner Chronik des Landes *Ditmarschen* der Sage mit folgenden Worten: *Undt secht men, dat de 11,000 Jungstruwen dar angelandet, do it ein grot schone Landt gewesen, de Küde awerft, so gottloß, hebbben mit chuen Schande*



gedreuen, darup dat Land so versunken, affgetreten unnd alles thom Steine vorflöket; wo ich denn ein Endelin vom Waslichte, welches tho Stene geworden, in Vorwharing.

Ob die Helgoländer ihre Gottlosigkeit eingesehen und bereut haben, wird nicht bemerkt. Sie sollen aber die elftausend Jungfrauen in einem Schiffe in ihr Landeswappen aufgenommen haben. Doch möchte dies einigermassen zweifelhaft bleiben. Unter den alten Wappenabdrücken in Westphalens Monumenten findet sich für Helgoland nur ein leeres Schiff. Siemens gibt dem alten Inselwappen nicht elftausend Jungfrauen, sondern nur drei Haringe, die ein Mann auf der Brust habe. Ich selbst habe nur Siegel mit einer Inselansicht, und aus neuerer Zeit mit dem vollen großbritannischen Wappen gesehen. Mit den Haringen kann es indessen seine Richtigkeit haben. Vermuthlich sind sie eine Erinnerung an den einstigen außerordentlichen Haringreichthum bei Helgoland, vielleicht ein besonderes Andenken an die wahnsinnigen Haringe, die einstmals bis an die Treppe geschwommen sein sollen, damit sie doch gefangen werden möchten, was denn freilich ein altes Weib so unwirsch gemacht, daß sie die zudringlichen Gäste mit dem Besen hinweggekehrt oder einen Haring „mit Ruthen gestrichen“ habe, was wiederum die Haringe so übel vermerkt hätten, daß sie seitdem nicht wieder in die Nähe der Insel gekommen wären, vielmehr eine Pest erschienen sei, und Alles bis auf wenige Hausgefessene hinweggerafft habe.

Thedor v. Kobbe hat St. Ursula und ihr Kloster mit der dunklen Geschichte von Urfa, der Tochter Dufas und des Königs Helgo in Verbindung gebracht. Dieselbe stützt sich auf sagenhafte, mit einander mehrfach im Widerspruch stehende Nachrichten des Nordens. Sie lautet wie folgt, und spricht, wenn

auch wenig anderes, doch den uralten unversöhnlichen Gegensatz zwischen Dänen und Sachsen aus.

„Der König von Lethra, Helgo, war im sechsten Jahrhundert an der sächsischen Küste gelandet, wo die streitbare und stolze Fürstin Dlusfa herrschte. Sie entzog sich den Bewerbungen des Königs; als dieser aber mit Gewaltthätigkeiten drohte, wich sie scheinbar der Uebermacht. Sie gab ihre Einwilligung und stellte die Hochzeitsfeier an. An dem festlichen Tage aber sorgte sie dafür, daß Helgo berauscht und darauf sein Kopf geschoren, mit Pech und Theer bestrichen, und er dann in einem Sack auf sein Schiff gebracht wurde. Als er erwachte und sich seinen Leuten in solcher Gestalt zeigte, erschien auch die Fürstin mit einem so ansehnlichen Heere, daß Helgo die Ausbrüche seiner Rache zurückhalten mußte. Beschämt zog er sich zurück; nach einiger Zeit aber erschien er wieder an der Küste. Er vergrub einige Kostbarkeiten in einem Walde und bestach einen Knecht der Dlusfa, seine Herrin von diesem Schätze zu unterrichten. Sie folgte der Lockung, ließ sich verleiten, in den Wald zu gehen, wo Helgo sie auffing, sie auf sein Schiff nahm und sie nicht eher entließ, bis er ihrer überdrüssig geworden. Dlusfa gebar eine Tochter Urfa, welche sie insgeheim bei einem Bauer am Strande erziehen ließ. Helgo besuchte oft diese Küste; er traf hier das liebliche Mädchen. Als sie kaum ihr zwölftes Jahr erreicht hatte, nahm er sie mit sich und heiratete sie. Als sie ihm schon einen Sohn, den nachmals so berühmt gewordenen Rolf Krake geboren hatte, sah Dlusfa das Werk ihrer Rache vollführt; sie unterrichtete ihre Tochter von dem Verhältnisse, in welchem sie lebte, nötigte sie, Helgo zu verlassen und verheiratete sie wieder an einen König von Schweden. Als Helgo sein Unglück erfuhr, soll er sich selbst erstochen haben. Von diesem Könige nun leiten Einige den Namen Helgoland ab.“

Pastor N. Dugen zu Brecklum hat in seinem 1837 erschienenen Glossarium der friesischen Sprache sogar die Meinung aufgestellt, daß Urfa auf Helgoland geboren und aufgewachsen sei.

An zahlreichen Benennungen und Namenserkklärungen fehlt's also nicht, allein keine bringt uns der Bezeichnung *Farrria* näher. Manche Ausleger haben daher an ganz andere Inseln als Helgoland gedacht. Man hat die Färder, die dänische Insel Falster, ja sogar Femern herangezogen; Lappenberg hat auf Föhr die Aufmerksamkeit gerichtet und vorgeschlagen: a piratis *Farrrianis* zu lesen; Wiebel meint, a piratis *Foeranis* sei noch besser. Der Sinn würde dann sein, *Gilbert* sei vor den Seeräubern von der Insel Föhr entwichen. Auch Jakob Grimm nimmt in der zweiten Auflage der deutschen Mythologie an, *Farrria* sei entweder aus Verwechslung der Insel Föhr mit Helgoland entsprungen oder man habe zu bessern: a piratis *Farrrianis*. Allein sollten die verfolgenden Seeräuber so genau erkannt worden sein, daß gesagt werden konnte, sie seien von der Insel *Farrria* oder Föhr gewesen? Wäre es nicht ansprechender, an eine Ortsbestimmung zu denken und etwa die Auslassung eines *apud* oder *prope* anzunehmen? Es würde dadurch der Sinn entstehen, *Gilbert* sei in der Nähe von *Farrria* vor Seeräuber geflüchtet und so nach Helgoland gekommen. Das heutige *Giland* Föhr mag dann allerdings am besten für jenes *Farrrialand* gelten, welches sammt der Insel *Fünen* das Bisthum *Gilberts* bildete, der deßhalb auch *farrriensischer* Bischof genannt wird.

Ich überlasse den scharfsinnigen Lesern, auch ihrerseits noch eine Konjektur zu machen; nur sei das Ergebniß nicht *acutius quam verius*!! Muß aber die Bezeichnung *Farrria* auf Helgoland sitzen bleiben, wofür allerdings ein *Scholion* zu *Adam* spricht, so denke ich mir die Sache in der Weise, daß es für das *Giland* neben dem feierlichen Heiligen-Namen auch eine Benennung

des gemeinen Lebens, gleichsam einen Spitznamen oder Hoakels-nom, wie die Helgoländer sagen, gegeben habe. Dieser war *Farrja*, also etwa Raubloch oder Schafsnest, je nachdem man in dem Worte eine Raub- oder Fährlichkeits-, oder eine Schaf-Bedeutung finden will, was beides geschehen ist. Zieht man aber vor, an das angelsächsische *fara* oder *fär* oder *gar var*, also etwa an Wanderplatz, Schiffsland, Tangküste oder dergleichen zu denken, so habe ich auch nichts dagegen; denn jede dieser Benennungen könnte schon passen, wenn nur die Herren Radikalen, die Sprach-Wurzel-Forscher, damit zufrieden sind.

Die wichtigste Frage, welche die Worte Adams erregen, bezieht sich auf die Größe Helgolands. Wie sind die acht Milliarier Länge und vier Milliarier Breite aufzufassen? Meilen, wie gewöhnlich übersetzt wird, zumal deutsche Meilen, können nicht darunter verstanden werden. Für eine solche Ausdehnung fehlt im Meere jede Grundlage, jede Spur. Die See hat in geringer Entfernung von der jetzigen Insel schon gegen hundert Fuß Tiefe; es ist aber zweifellos ganz unmöglich, daß seit acht hundert Jahren so bedeutende Ab- und Ausspülungen hätten Statt finden können. Die stärksten Stürme bringen bei einer Tiefe von sechszehn Faden keine erhebliche Einwirkungen mehr hervor. Aber auch die römische Bedeutung von Milliarium, nämlich tausend *passus* oder Doppelschritte, also 5000 römische Fuß, ergibt noch eine bedenkliche Ausdehnung. Darnach würde die Insel an 40,000 Fuß oder etwa  $1\frac{1}{2}$  deutsche Meile lang und halb so breit gewesen sein, wofür sich ebenfalls keine Grundlage findet. Zudem scheint das Verhältniß der Breite zur Länge nicht recht zu passen; wenigstens ist dasselbe bei der roten Kante und beim heutigen Oberlande nicht wie 1 zu 2, sondern ungefähr wie 1 zu  $3\frac{1}{2}$ . Was ist da zu thun? wie dem alten Adam beizukommen?

Lappenberg hat vorgeschlagen, nicht Schritte, sondern Fuße zu unterstellen. Wiebel findet sich vornehmlich durch das Mißverhältniß der Länge zur Breite gestört, und greift daher zu Veränderungen des Textes. Wenn Adam oder die späteren Abschreiber, meint er, „stadia mit milliarum verwechselt haben sollten, wenn ferner VIII statt XIII gesetzt worden“ sei, so ergäbe sich eine Länge von 13 Stadien oder 13 Mal 625 römischen Füßen, gleich 7392 pariser F. und eine Breite von vier Stadien oder 2274 p. F.

Diese Größen mögen allerdings der Ausdehnung der jetzigen Hauptinsel zur Zeit Adams ziemlich entsprechen; allein die Art, wie Wiebel dazu gelangt, namentlich die Vertauschung von Milliarum mit Stadien, erscheint doch allzukuln. Es bietet sich dafür keinerlei Handhabe. Auch an Fuße ist nicht zu denken. Adam wollte offenbar nur ungefähre Größenbestimmungen zur Veranschaulichung geben. Er mißt nur nach Tausenden; auf einige Hunderte mehr oder weniger kommt es ihm gar nicht an. Wer aber nur ungefähre Angaben machen will, der wählt keine künstlichen oder fernliegenden oder unbequemen Maße, sondern natürliche; er mißt Helgoland nicht nach Stadien aus, und setzt auch nicht einige tausend Male einen Fuß vor den andern, sondern er schreitet es ab, und wo er nicht schreiten kann, schätzt er. So verfuhr wohl auch Adam oder sein Gewährsmann; so erhielt er eine Länge von kaum acht und eine Breite von vier tausend Schritten. Da er aber in lateinischer Sprache schrieb, so setzte er VIII milliarum; denn milliarium oder milliaria bedeutet ein Tausend, nämlich Schritte. Er unterließ aber, die deutschen Schritte in fünfßüßige römische passus zu übertragen.

So, meine ich, läßt sich die Sache allenfalls denken. Doch werde ich mich auch wenig beunruhigt finden, wenn wirklich tausend römische oder zweitausend deutsche Schritte, oder eine italienische Meile unter milliarium verstanden werden müssen, wie

Falk im zweiten Bande des staatsbürgerlichen Magazins annimmt. Die den Größenangaben zum Grunde liegende Schätzung würde dann ungefähr um die Hälfte fehlgegriffen haben; allein dergleichen kann man bei so unregelmäßig geformten Gegenständen und in Fällen, wo keinerlei Genauigkeit erfordert wird, wo der Schätzende vielleicht nach der Erinnerung urtheilt, auch noch heut zu Tage erleben. Ein Flächeninhalt von  $1\frac{1}{4}$  deutschen Geviertmeile, wie Falk und Michelsen annehmen, würde aber darum noch keineswegs sich ergeben, da die Ausläufer der Insel gewiß immer lang und schmal gewesen sind. Die Land- und Felsenstriche mögen höchstens  $\frac{1}{8}$  Geviertmeile betragen haben, während gegenwärtig Insel und Düne kaum den fünfzigsten Theil einer solchen ausmachen.

Aber wo und wie lag der Raum für die acht und viertausend Schritte? Wiebel geht davon aus, daß sich die Größenangaben Adams nur auf den Haupttheil Helgolands beziehen. Allein wo bleiben dann die Dünen, die Weißklippe, die Seehundsklippen? Die Weißklippe war vordem fast von gleicher Höhe wie das rote Felsenland; selbst Dankwerth gibt sie noch zu „beinahe gleicher Höhe“ an. Es steht auch fest, daß sie mit der Düne zusammenhing. Die Düne aber war mit dem Hauptlande verbunden. Auch die Seehundsklippen und andere Riffe werden früher in stärkerer Verbindung mit der Sandinsel gewesen sein, als jetzt, „gestalt man nach dem Osten“, wie Dankwerth sagt, „bei starkem Ostwinde eine Meile Weges auf dem Lande hinausgehen kann.“ Wie hätte nun Adam bei seinen Angaben alle diese Bestandtheile der Insel außer Acht lassen sollen? Konnte er in der Meeresbucht zwischen dem roten und weißen Felsen oder in der Schmalheit und Fläche des verbindenden Steinwalls einen Grund für solche Nichtberücksichtigung finden? Das wäre etwa, als wenn man bei der Längenbestimmung der Insel Kügen das

nördliche Wittow mit Arkona außer Acht lassen wollte, weil es nur durch die niedrige und schmale Schabe mit Jasmund und dem übrigen zusammenhängt und weil der Breeger- und Jasmunder-Bodden dazwischen liegen.

Noch die späteren Beschreiber Helgolands, bis auf Bötticher herab, stellen die verschiedenen Theile stets als ein Ganzes dar. Kanau sagt, die ganze Insel — *insula haec tota* — bestehe aus zwei Felsen, und nennt das rote Oberland einen Bestandtheil — *pars insulae*. Ruobloch vergleicht die Gestalt des Ganzen mit einem Pokal, wobei „der Insel Untertheil“ den Fuß, „des Landes Mitteltheil“ den Griff vorstelle. Die Weißklippe rechnet er ausdrücklich zum Untertheil. Die Größe „der ganzen Insel“ sei vor Zeiten „nach Meilen“ berechnet worden — vor 900 Jahren zwei Meilen lang und eine breit — „heutiges Tages aber begreife sie zum meisten zwei Stunde Gehens oder eine kleine Meile im Bezirke“.

Selbst die Ausdrucksweise der Helgoländer deutet bis auf den heutigen Tag darauf hin, daß die Sandinsel und das Oberland als ein Ganzes betrachtet wurden. Wie der nördliche Theil des roten Felsens *Nadhörn*, der südliche *Sadhörn* genannt wird, so hieß und heißt der östliche Theil des Ganzen schlechthin *Ost*. Man sagt nicht anders, als: *he es ostert* oder *he es bi Ost*, er ist bei Osten, d. h. auf der Sandinsel. Erst wenn die Düne selbstständig in Betracht kommt, heißt sie *Hallem*.

Faßt man nun dieses Ganze, das zur Zeit Adams noch mehr als im siebzehnten Jahrhundert wie ein solches erscheinen mußte, ins Auge, so ergibt sich, daß die Länge nicht in der Richtung der jetzigen Süd- und Nordspitze des Oberlandes, sondern zwischen dem Süden der Sandinsel und den Nordhorn-Brunnen, beziehungsweise den Weiß- und Seehundsklippen, zu suchen ist,

und allerdings nicht viel weniger als 8000 Schritte betragen mochte. Auch das Verhältniß der größten Breite zur Länge, wie etwa 1 : 2, stellt sich dann ziemlich genau heraus. Eben so steht Knobloch's Maßbestimmung, „zwei Stunden Gehens“ im Umfange, damit in gutem Einklange, zumal auch er nur eine ungefähre Angabe macht.

Vielleicht wird man mir aber denselben Einwand machen, den Wiebel mit Recht gegen das von Wienberg unterstellte und vertheidigte „bescheiden niedrige Wischland“ erhoben hat, daß nämlich die Beschreibung Adams nur auf das von schroffen Felsensäulen eingeschlossene, baumlose Oberland mit dem einzigen Zugange und der Quelle dabei passe, indem eine weitere Ausdehnung ja Zugänge und Bäume genug geboten haben würde. Allein bei genauerer Ansicht der Schilderung Adams dürfte dieser Einwurf doch in nichts zerfallen. Beachten wir nur den Gedankengang! Zunächst gibt der Beschreiber die Lage der Insel im Ocean an; dann bemerkt er die ungefähre Größe derselben. Hierauf geht er zu den Bewohnern über: er führt an, daß sie Streu und Schiffstrümmer zur Feuerung brauchen, daß ihnen kein Seeräuber etwas nehmen könne, ohne Schaden zu leiden, und daß den unter ihnen lebenden Heremiten der Beutezehnten dargebracht werde. Dann fährt er in Betreff des Wegnehmens von Seiten der Seeräuber fort: „sie ist nämlich reich an Früchten und Geflügel und nährt Schafvieh“. So kommt er von den Bewohnern zu dem fruchtbaren Thelle der Insel, den sie bewohnten, und das war das Oberland. Dieses beschreibt er nun näher: es hat einen einzigen Hügel, keinen Baum, wird von sehr rauhen Felsen umschlossen — und nun erst sagt er die Worte: *nullo aditu praeter unum, ubi et aqua dulcis*, keinen Zugang außer einem, wo auch süßes Wasser ist. Kann man nach diesem Gedankengange die letzte Angabe im geringsten auffallend finden, auch wenn unter



der Größenbestimmung die kalkige und sandige Weißklippe nebst Zubehör mitbegriffen?

So erhält denn die merkwürdige Stelle des alten Domberrn einen ganz natürlichen, mit späteren Zeugnissen und den Wahrnehmungen der Gegenwart im vollsten Einklange stehenden Sinn, ohne daß man zu Aenderungen seine Zuflucht zu nehmen braucht.

Weißt du Besseres, so theile es mit! wenn nicht, *his utero mecum!*

Diejenigen, welche eine größere Grundfläche Helgolands in früheren Jahrhunderten festhalten, nehmen an, daß die Räume zwischen den Klippen ausgefüllt gewesen seien und außerdem jenseits der Riffe, besonders nordöstlich von der Insel, weite Strecken Gesteins oder lockern Erdreichs sich befunden hätten, welche von den Sturmfluten zerrissen und weggeschwemmt worden wären. Allein solche Annahmen sind nach der Beschaffenheit und Tiefe des Meeresgrundes nicht zulässig. Zwischen den Klippen, namentlich in der Nähe der Sandinsel, wird allerdings vor Jahrtausenden mehr Land und Zusammenhang gewesen sein, als gegenwärtig; aber viel weiter wird man in seinen Unterstellungen nicht gehen dürfen, ohne allen Boden zu verlieren. Zwar liegen nordwestlich von Helgoland, etwa drei Meilen entfernt, noch bedeutende einzelne Steinmassen, welche Wiebel nicht berücksichtigt hat; allein eines Theils sind sie mit den Inselriffen nicht in Verbindung, und andern Theils weiß man auch nicht einmal, ob sie aus festgewachsenem Gestein oder aus einem großen Kollsteinlager bestehen. Nach den Angaben und Bezeichnungen der Fischer, welche sie Ballsteaner (Ballsteine) nennen, sowie nach dem nebenliegenden kleinern Gerölle, scheint das letztere der Fall zu sein. Sicher aber liegen sie gegen hundert Fuß tief, also der Einwirkung der Stürme so sehr entzogen, daß eine Abspülung bis zu solchem Betrage und ein Ausschwemmen der zwischenliegenden Räume

innerhalb geschichtlicher Zeit nicht Statt gefunden haben kann. In einer Tiefe von hundert Fuß haben die Wellen keine erhebliche Einwirkung mehr. Dasselbe gilt von einem schmalen Felsrücken, den die Hummerfischer einige Meilen nordöstlich von den helgolander Klippenriffen in paralleler Richtung kennen. — Wie wenig die Wellen in der Tiefe und bei allmählich aufsteigenden Erd- und Sandmassen vermögen, das zeigen die seit Jahrhunderten bestürmten und überschwemmten Halligen und ihre Umgebungen an der schleswigschen Küste, das sieht man auch an den weichen Kreideklippen und an dem lockern Sande und kleinen Gerölle des ehemaligen Steinwalls, der in einem vollen Jahrhundert noch nicht über zwanzig Fuß an der tiefsten Stelle weggerissen worden ist. Eine halbe Meile südöstlich von der Düne liegt ein schmaler Sandrücken, kaum sechs bis sieben Faden tief. Ringsumher findet das Lot gegen siebzehn, ja in einem nahen Kessel gegen dreißig Faden Wasser. Und doch ist jener Sandrücken seit Menschengedenken nicht abgetieft worden; auf Kind und Kindeskind haben sich die alten Lotsenangaben vererbt und passen noch heute.

Nach den Gebrüdern Weber, welche die Lehre von der Wellenbewegung zuerst auf genaue Versuche gestützt haben, ist zwar die Wirkung der Wellen bei einer Tiefe, welche dem 350fachen Betrage der Wellen  $h$  ö  $h$  e gleichkommt, noch deutlich wahrnehmbar. Ja es wird angenommen werden dürfen, daß die Wellenbewegung überall bis auf den Grund oder doch weit tiefer wirkt, als der Wasserstand der Nordsee ist. Aber die Wirkung wird nach der Tiefe immer geringer; die kreisförmige Bewegung der Wassertheile geht zuletzt in ein bloßes Hin- und Herschieben über. Die Sturmwellen auf dem Ocean sollen gegen vierzig Fuß hoch werden; in der Nordsee, die südwestlich von der Doggerbank meist nur 100, 150, 200, selten bis 300 Fuß tief ist, sind sie zwar weit niedriger, kürzer und darum gefährlicher; ihre Wirkung bis zum Grunde ist

jedoch zweifellos. Aber diese muß gering sein. Die Summerföörbe der Fischer stehen bei sechs bis acht Faden Tiefe schon ziemlich sicher. Es kann halbe Tage lang stürmen und man bemerkt in einiger Entfernung von Helgoland noch keine Trübe. Erst nach längerer Zeit wird bei einer Tiefe von 20 bis 30 Faden das Wasser tjock, wie es die Fischer nennen, und man erwartet dann keinen guten Fischzug. Dabei werden aber nur die leichten Schlammtheilchen aufgeregt, und auch diese von der Welleneinwirkung nicht fortgespült, weil die Wasser sich nicht weiter bewegen, sondern sie fallen, abgesehen von dem schwachen Einflusse der Ebbe und Flut, fast an derselben Stelle wieder nieder.

Außerdem fehlt aber auch jedes glaubwürdige Zeugniß von bestimmten Abbrüchen und einzelnen erheblicheren Wegschwemmungen bei der Insel. So viel Angaben von Sturmfluten die älteren Aufzeichner haben, Helgolands geschieht niemals besonderer Erwähnung. Am wenigsten wird der Verwüstung einzelner Ortschaften gedacht. Nicht einmal solche allgemeine Angaben, wie hinsichtlich Hollands und Frieslands, der Elb- und Wesergegenden, vorkommen, finden sich. Erst Anton Heimreich und nach ihm der Helgoländer Broders führen bei den Jahren 1102, 1162 und 1216 die Verkleinerung der Insel durch Sturmfluten an. Aber keiner von beiden nennt seine Quellen. Heimreich war Prediger auf der von Ueberschwemmungen so oft heimgesuchten Insel Nordstrand und starb 1685; Broders lebte zu Anfange des nächsten Jahrhunderts. Heimreichs norfresische Chronik erschien 1666 und ist 1819 von Falck wieder herausgegeben worden. Sie nimmt Band I. S. 193. 256 an, daß Helgoland 1010, ja 1030 noch „neun Kirchspiele“ gehabt habe; es sei aber „in den A. 1162 und A. 1216 ergangenen Fluten also weggespület, daß davon A. 1300 nur zwei Kirchen sein übergeblieben.“ Broders, der viele Flutangaben wörtlich aus Heimreich ent-

lehnt hat, sagt zum Jahre 1216: „In dieser und vorige Wasserfluten ist die Insel Helgoland dergestalt mitgenommen, daß von neun Kirchspielen, so Anno 1030 darauf waren, nun nicht mehr denn zwei überblieben.“ Außerdem führt er zu den Jahren 1102 und 1116 an: „In den ergangenen hohen Wasserfluten ist ein gut Theil Landes von der Insel Helgoland heruntergefallen und ausgeworfen.“ Die Zahl 1116 beruht vielleicht auf einen Schreibfehler für 1216.

Offenbar haben aber alle diese Angaben wenig oder gar keinen Wert. Sie stützen sich auf keine Quellen, finden in den Nachrichten der Zeitgenossen der angeblichen Ereignisse keine Bestätigung, ja sie stehen damit in entschiedenem Widerspruche. Hätte Helgoland 1030 neun Kirchspiele gehabt, wie wäre das Adam von Bremen, der die Insel etwa vierzig Jahre später so genau beschrieb, unbekannt geblieben? Und wenn damals die Kirchspiele bestanden und die Verwüstungen erst 1102 bis 1216 erfolgten, wie hätte Gilbert das Eiland um die Mitte des elften Jahrhunderts von allem christlichen Leben verlassen und verödet finden können? Dazu kommt, daß die Flut von 1102 überhaupt kein weiteres Zeugniß für sich hat. Kuf, der 1825 eine Zusammenstellung der denkwürdigen Naturereignisse in den Herzogthümern Schleswig und Holstein herausgegeben hat, bemerkt daher ausdrücklich: „Heimreich möge für die Wahrheit einstehen.“ Die Flut vom 16. Februar 1162 ist ohne Zweifel dieselbe, welche der gleichzeitige Helmold in seinem Chronikon der Slaven erwähnt. Sie fand am 14. Tage vor den Kalenden des März in dem Jahre statt, wo Graf Adolph II. von Holstein im Kampfe mit den Slaven den Tod fand, an demselben Tage, als die Slaven Mecklenburg einnahmen und großen Jammer anrichteten. Es wird dafür der 16. Februar 1164 angenommen. Auf einen furchtbaren Gewittersturm folgte ein seit langen Zeiten unerhörter

Austritt des Meeres — *maris exundatio quanta non est audita a diebus antiquis*. Die Meeresstriche von Friesland und Hadeln und alle Marschgegenden — *terra palustris* — an der Elbe und Weser, mit vielen tausend Menschen und unzähligem Vieh, wurden ergriffen und unter Wasser gesetzt. Von weggerissenen Länderstrecken aber sagt Helmold nichts. Und Helgoland wird gar nicht erwähnt. Und doch hätte ein Untergang ganzer Kirchspiele, falls seit Gilberts Zeit bis 1164 ein ausgebreitetes christliches Leben auf der Insel erstanden sein sollte, wohl bis nach Stade, wo einige Tage zuvor der neue Bischof Konrad von Lübeck geweiht worden war, und weiter bis zu Helmold, dem Presbyter von Bosau in Bagrien, der bis 1170 lebte, dringen können. Auch Albert von Stade, der 1232 Abt wurde und noch 1256 an seinem Chronikon schrieb, gedenkt der Ueberschwemmung von 1164: *involuit aqua omnes fines maritimos Frisiae*. Ferner führt er zum Jahre 1158 eine große Wasserflut, zum Jahre 1247 einen mächtigen Sturm an. Aber Helgoland wird gar nicht genannt. Auch der Flut von 1216 gedenkt er nicht. Von anderen Wassersnöden, die Heimreich zu den Jahren 1204, 1218 u. aufführt, bemerkt er ebenfalls nichts. Dagegen lassen sich für diese Fluten die alten lübecker und andere Chroniken anziehen, wenn auch die Jahre nicht genau zutreffen. Zum Jahre 1206 wird dort eine so große Aufstauung der Wasser — *so grot upstowinghe der watere* — berichtet, wie je im Leben vernommen sei; zum Jahre 1217 oder 1218 ebenfalls eine große Wasserflut, welche hauptsächlich in den Wesergegenden geherrscht zu haben scheint und „viel tausend Volks“ zu Grunde richtete. Von weggerissenen Länderstrecken und namentlich von Helgoland wird nichts erwähnt.

Wahrscheinlich hat Heimreich oder sein nächster Gewährsmann die Wirkungen der Fluten auf Helgoland willkürlich hinzugesetzt. Die Annahme eines ehemaligen größern Umfangs der

Insel war jener Zeit gäng und gäbe; die spätere Kleinheit wurde durch die fraglichen Fluten erklärt. Diese Wahrscheinlichkeit wächst noch durch den Umstand, daß Matthias Voctius, der um 1615 Pfarrer auf Nordstrand war und in seiner 1623 erschienenen Beschreibung eines Deichbruchs eine Reihe früherer Sturmfluten anführt, zum Jahre 1216 der Insel Helgoland nicht gedenkt, obwohl er die Flut dieses Jahres anführt und wie der spätere Heimreich 10,000 Menschen in Nordfriesland unkommen läßt. Broders ist nachgefolgt. Er hat zum Jahre 1010, in Anlehnung an eine Annahme Knoblochs, eine Länge der Insel von zwei Meilen und eine Breite von einer Meile bemerkt; darnach mußte also freilich „ein gut Theil“ abhanden gekommen sein. Der treffliche Ratmann dachte sich den Vorgang ganz ähnlich, wie er selber ein paar Abstürze erlebt hatte, er ließ das Fehlende „heruntergefallen und ausgeworfen“ sein.

Bei späteren Fluten, namentlich bei einer „Marcelliflut“ am 16. Januar 1300, bei der „allergrößten“, der furchtbaren Mandrankels, die bald ins Jahr 1354, bald ins Jahr 1362 gesetzt wird, ferner bei der Cäcilienflut 1412, bei den verschiedenen Gallusfluten 1434, 1474, 1476, 1477, 1483, bei der Allerheiligensflut 1570, die von Holland bis Jütland 400,000 (?) Menschen das Leben gekostet haben soll, ferner bei den von Voctius beschriebenen Fluten des Jahres 1615 und bei der von Heimrich selbst erlebten „landverderblichen Sündflut“ am Burchardtstage 1634, welche Nordstrand und Pelworm trennte, bei allen diesen und vielen anderen Wassernöten wird Helgolands gar nicht gedacht. Im September 1621 war eine so hohe Sturmflut, daß man nach Neokorus „mit großen Schiffen über Helligland“, das heißt, über die Landenge zwischen der Düne und dem Oberlande, fahren konnte; und doch that diese Flut so wenig Schaden, daß die schmale Landverbindung noch ein volles Jahr

hundert ausbleibt. Spätere Fluten, z. B. von 1653 und 1665 haben noch weniger geschadet 1649, worauf Böttcher und Büsching eine Hauptverkleinerung fügen, war gar keine Flut. Nur kleine Abfälle haben nachgehends, außer der früher erwähnten Zerstörung der Weißklippe zc. Statt gefunden. So fiel 1706 die „Hucke von der Rodenborg“ ab und unterhöhlte eine Batterie so bedeutend, daß kaum „das Stück davon zurückgebracht werden konnte.“

Endlich ist nicht außer Acht zu lassen, daß die heftigsten Angriffe der Sturmfluten nicht von Osten und Nordosten, sondern bis auf diese Stunde von Nordwesten und Westen kommen, also an der Nordostseite Helgolands, wo am meisten vernichtet worden sein soll, am wenigsten schaden. Fast alle bedeutenden Ueberflutungen und Anstürmungen, von denen man Genaueres weiß, z. B. am 26., 27. December 1653, 3. December 1705, 1. November 1711, 2. März 1714, 5. December 1716, ergingen bei nordwestlichen Winden. —

Besondere Aufmerksamkeit hat von jeher das „süße Wasser“, dessen Adam bei dem einzigen Zugange erwähnt, und die heilige Quelle, aus welcher man nur stillschweigends zu schöpfen wagte und in welcher die Heiden getauft wurden, erregt. Die Alterthumsfreunde haben nicht unterlassen, sich darnach umzusehen. Daß und Andere nehmen die älteste „Sapstühle“ für das Taufbecken; Wachsmann weiß von einer Quellen-Tradition; Einige haben den Brunnen an der Treppe für die Quelle genommen; Kobbe und seine Nachfolger lassen sie in Brennerie des Jasper Busse verwendet werden zc. Auch Lichtenstein und Kunowski sind nach den topographischen und geognostischen Bemerkungen zu Lappenberg's Schrift der Ansicht gewesen, daß man in dem busse'schen Brunnen „ohne Zweifel“ die alte heilige Quelle vor sich habe. Sie werfen sogar die Frage auf: ob das Verschmähen des wohlschmeckenden Wassers seitens der Helgoländer nicht die Folge

„einer von den Vorfahren ererbten Gewohnheit sei, die sich des heiligen Wassers enthielten?“ Noch in den letzten Jahren ist diese Anführung in eine mythologische Erörterung übergegangen. Allein eins ist so grundlos wie das andere. Der Brunnen an der Treppe ist erst von den Engländern, der buse'sche noch später angelegt worden. Auch ein anderer Brunnen zwischen den Häusern des Unterlandes, und ein vierter, den man verschüttet hat, sind keines hohen Alters. Und alle haben Brackwasser. Selbst der buse'sche Brunnen, obwohl den Fremden das willkommenste Trinkwasser gewährend, hat einen gelinden Salzgehalt. Das ist auch der Grund, warum die Helgoländer nicht gern daraus trinken. Sie sind nicht daran gewöhnt und bekommen leicht Durchfall davon; das ist, neben der Unzugänglichkeit für die meisten, das Geheimniß des Verschmähens.

Es scheint überhaupt ein ziemlich unfruchtbares Bemühen zu sein, der alten Quelle noch nachforschen zu wollen. Sie ist weniger beständig gewesen, als die berühmten Quellen Griechenlands, als die Kassotis und Kastalia, welche noch heute da sprudeln sollen, wo vor zwei Jahrtausenden. Nach Ranzau murmelten an der Weißklippe die lieblichsten Quellen hervor — *suavissimi fontes passim eructant*. Auch das hat längst aufgehört. Bötticher bemerkt, daß sowohl „ohnweit der Treppen“, als auch „vorn in den Dünen“ frische Quellen seien, und wäre das Wasser der Dünen das beste. Dies ist auch noch jetzt der Fall; doch hat man längst förmliche Brunnen, und zwar immer mehr nach dem Innern der Dünen, graben müssen. Das Wasser ist sehr wohlschmeckend. Es steigt und fällt, je nachdem das Meer flutet oder ebbet. Zur Erklärung dieser Erscheinung, deren schon Laß gedenkt, wird gewöhnlich eine Speisung aus der See und eine Filtrirung während des langsamen Durchsickerns angenommen; indessen ist diese Ansicht schwerlich haltbar. Eben so wenig darf wohl an ein Aufquellen



aus der Tiefe gedacht werden. Vielmehr wird eine andere Meinung die richtige sein, daß nämlich das Wasser von Regen und Dunstniederschlägen herrühre. Die Sandhügel sind nicht so trocken, wie sie zu sein scheinen. Selbst bei großer Dürre kann man mit der Hand bis zur Feuchtigkeit einwühlen. Diese nimmt in der Tiefe zu, bis nach dem Durchgraben mehrerer Sand- und Gerölleschichten kleine Wasseradern hervorbrechen, noch ehe der Felsen- grund, welcher sich vermutlich unter den Dünen hinzieht, erreicht worden. Genauere Beobachtungen hierüber, wie über das Verhältnis des Wasserstandes zur Höhe des Meerespiegels, fehlen. Deshalbige Erforschungen und Bohrversuche auf der Sandinsel müßten zu bemerkenswerten Aufschlüssen führen. Gewöhnlich beträgt der Unterschied der Wasserhöhe zur Flut- und Ebbezeit gegen einen Fuß, während die Flut des Meeres 9 Fuß, in Springzeiten 11 bis 12 Fuß Höhe hat. Bei heftigen Nordweststürmen soll das Wasser im Brunnen zuweilen gegen 2 bis 3 Fuß steigen; die Flut erreicht dann eine Höhe von 15 bis 20 Fuß.

Der Grund der Einwirkung der Meereshöhe auf dem Wasserstand des Brunnens wird in einem Druck und Gegendruck der verschiedenen Wasseradern zu finden sein.

Auch die Brunnen an der Treppe und bei Buse zeigen ähnliche Einwirkungen der Ebbe und Flut. Ihr Wasser, soweit es süß ist, stammt ebenfalls nicht aus der Tiefe, sondern dringt aus dem Seitengestein. Ueberhaupt findet sich an der ganzen Ostseite des Felsens süßes Wasser. An einigen Stellen dringt es sogar in der Höhe hervor, und bei Frostwetter hängen dort oft ganze Ketten langer Eiszapfen. Es erklärt sich dies leicht daher, daß die Schichten des Inselgesteins in einem Winkel von etwa 20 Grad nach Osten zu geneigt sind und ihre Köpfe zum Theil unter den Wiesen und Ackerflächen des Oberlandes haben, wo sie das ein-

dringende Regenwasser und die Rebeintederschläge aufnehmen und nach der Tiefe führen.

Auch auf dem Oberlande wird Quellwasser angetroffen; in einigen Häusern dringt es sogar in die seichtesten Keller. Man hat daher mehrere Brunnen angelegt; allein die Helgoländer lieben das Wasser, welches sie har und apdringen Weter nennen, nicht, und verwenden es nur zum Scheuern und dergleichen. Auffallender Weise ist auch dieses Wasser etwas brackig, zumal bei anhaltender Dürre. Also ein neues Rätsel! Wie kommt auf das hohe Oberland Salzwasser? Vermuthlich ist der Grund in den vom Winde auf die Oberfläche getragenen Salztheilchen des Meerwassers zu finden; allein warum trifft man dieselbe Erscheinung nicht auch beim Dünenwasser an? Etwa weil dies reichlicher fließt? Oder sollte das Gestein des Oberlandes Salzspuren enthalten?

Die Helgoländer benutzen am liebsten Regenwasser. Sie haben zu dem Ende Fässer, die Wohlhabenderen Kisten, das sind ausgemauerte, mit Cement gegen das Quellwasser geschützte Gruben, in welchen sie das Regenwasser von den Dächern auffangen und bewahren. Seit einer Reihe von Jahren hat man dazu Rinnen angelegt. Noch zu Anfange dieses Jahrhunderts stellte man Mulden und dergleichen unter die Dächer. Die Engländer haben auch das Kirchendach mit Rinnen umgeben und eine unterirdische Leitung nach einer großen, außerhalb des Orts liegenden Cisterne angelegt. Neuerdings bildet dieser Wasserbehälter eine allgemeine Aushülfe in der Not. Der Erlös fließt in die Armentasse. Im trockenen Sommer von 1826 wurden 152 *M.* gelöst. Dann mußte man auf der Düne einen tiefern Brunnen graben, um der Not abzuhelfen. Im Jahre 1809 war ein solcher Wassermangel, daß eine Schildwache an die große Sapskuhle gestellt wurde, um die Benennung des spärlichen Wasserrestes darin zu regeln. Gewöhnlich tritt im April bedeutender Mangel ein. Auch anhat-

tender Frost bringt zuweilen für die ärmeren Bewohner, welche keine gemauerten Behälter haben, die bitterste Not.

Die Sapskublen liegen außerhalb des Orts und sind offenbar zum Zweck des Wassersammelns gegraben worden. Seitdem aber die höher liegenden Weide- und Wiesenplätze meist in Kartoffelfeldland umgewandelt wurden, welches das Regenwasser verschluckt, ist ihr Nutzen gering. Es sind deren drei. Die jüngste, vermutlich die größte, wurde 1736 angelegt. Von einer zweiten sagt Bötticher, sie sei noch nicht „gar lange gewesen und gemacht, weil die alte zu klein“ geworden. Die meier'sche Karte deutet nur eine Sapskühle an, deren Lage aber zu keiner der vorhandenen recht paßt. Auch die Karte von Papen bei v. d. Decken hat nur eine einzige und zwar noch mehr an verkehrter Stelle.

Die dritte Kühle ist hohen Alters. Nach Knobloch und Bontoppidan, sowie nach angeblicher Tradition, findet v. d. Decken darin das Wasser, in welchem König Radbod vom heiligen Wulfram habe getauft werden sollen. Die Befehlungsgeschichte des tapfern Friesenführers ist indeß mit vielen Sagen und Ausschmückungen umgeben; nur ein geringer Kern beruht auf Wahrheit. Radbod war anfangs gegen die tausenden Glaubensboten sehr ergrimmt; er ließ einen — wie es heißt, den heiligen Wigbert — mit dem Tode belegen, und zwar nach v. d. Decken erwürgen, nach Peter Sax säbeln, nach Knobloch säbeln und hinrichten. Auch den Erzbischof Willibrord selbst fuhr er nicht wenig an; sein „steinernes Herz“ widerstand aller Wärme des heiligen Mannes, wie Alkuin berichtet. Aber nachgehends, meint man, nach wiederholtem Kriegsunglück gegen die Franken um 718, sei er in sich gegangen. Der von Karl Martel abgesandte Bischof Wulfram habe den alten König zur Annahme des Christenthums zu bewegen gewußt. Schon „hätte Radbod entkleidet vom weißen Gewande, einen Fuß ins Wasser gesetzt, um

getauft zu werden," da sei „durch die unzeitige Beredsamkeit des Heiligen" alles zu Wasser geworden. Wulfram habe nicht wie Luther gedacht:

Ihu's Maul auf,  
Hör' bald wieder auf!

Als er am Schluß seiner Taufrede noch die hohe Glückseligkeit gepriesen, welche Rabbod dereinst im Paradiese finden werde, während die Vorfahren „ewig in der Hölle braten müßten," habe jener ausgerufen: wie, ich käme nicht zu meinen Vorfahren?! da ist es besser, dem großen Haufen zu folgen! Und somit sei er entschlossen zurückgetreten und bald als Heide zu den Vätern versammelt worden. Kempius und Andere legen die Geschichte nach dem Festlande; nach Einigen sei Rabbod hochbetagt gestorben, nach Anderen habe ihm der Teufel die Kehle zugeschnürt; Andere meinten, er sei auf Helgoland am Fieber oder aus Gram gestorben. Knobloch läßt ihn auf Heiligland nach dreitägigem Fieber ein Ende mit Schrecken nehmen und allda begraben werden. Und dergleichen mehr.

Vieles hiervon ist spätere Zuthat; selbst die älteren Nachrichten, namentlich das Leben des heiligen Wulfram von Jonas, das ohnehin nicht überall für ächt gilt, enthalten schon Sagenhaftes. Von einem Vorgange auf Helgoland wird nichts erwähnt. Die dem neunten Jahrhundert angehörenden Jahrbücher von Kanten erzählen die Sache einfacher, gedenken aber ebenfalls unserer Insel nicht. Rabbod soll selbst, als er bereits den Fuß an die Quelle gesetzt hatte, gefragt haben, wo die „größere Zahl" der friesischen Könige und Edlen seien, im Himmel oder in der Hölle? und habe dann gemeint, als die ungetauften das Verdammungs-urtheil empfangen: er könne die Gesellschaft der Vorfahren nicht entbehren und möge nicht mit Wenigen im Himmelreich zubringen — *statim pedem a fonte retraxit, dicens se non posse carere*

consortio praedecessorum suorum, et cum parvo numero sedere in coelesti regno. Worauf er im nächsten Jahre ungetauft gestorben sei.

Nach neueren Forschungen ist Radbod durch den heiligen Wulfram zu Medemblick in Westfriesland wirklich getauft worden.

„Noch blühet, versichert v. d. Decken, sein Andenken unter den Helgoländern, die gern die große Sapskühle, in welcher er getauft werden sollte, und den Platz zeigen, wo einst sein Palast stand.“ Wie es indessen mit diesen und ähnlichen Sagenblüten steht, habe ich schon früher erwähnt.

Ueber den Namen Sapskühle oder Sapskål hat man viel geraten und vermutet. Einige haben Sakskühle daraus gemacht; Saks denkt an „sappen“, was so viel als „beständig Wasser von sich geben“ bedeute u. s. w. Sappenberg erinnert an Zappi, einen Ritter König Waldemars IV. von Dänemark, der um 1356 sich der Insel bemächtigt und eine kleine Feste angelegt hatte.

**Die Helgoländer. Ältere und neuere Schilderungen. Mäßigkeit.  
Strandsegengebet. Einwohnerzahl. Sterblichkeit.**

---

Die Helgoländer sind friesischen Stammes. Sie haben zwar im Laufe der Jahrhunderte durch Zuwanderung, durch Seeräuber und Haringsfänger, durch Schleichhändler und Badegäste, mancherlei Einbürgerungen und Einschmuggelungen erfahren; dennoch aber und trotz der verschiedenen Einflüsse und Botmäßigkeiten, welche sich ihnen in plattdeutscher und hochdeutscher, in dänischer und englischer Zunge aufgedrängt haben, ist ihnen eine eigene Mundart und mancher eigenthümliche Charakterzug, in Fehlern und Vorzügen des alten Friesenvolks, verblieben. Weniger mag die äußere Leibeserscheinung Bestand gehabt haben. Germanisches Blond und himmelblaue Augen der Friesen sieht man nicht viel; dunkles Haar und dunkle Augen sind vorherrschend.

Die Helgoländer sind im Ganzen ein schöner Menschenschlag. Die Männer sind meist kräftig und hochgewachsen; unter den Alten gibt es einige Gestalten, die mit ihren gebräunten, sturmdurchwetterten Zügen die Aufmerksamkeit erregen. Die Weiber sind schlank, oft zierlich gebaut, von leichter Haltung und zarter Farbe, namentlich in der Jugend. Man sieht viele hübsche Kinder; aber sie verblühen schnell, manche, noch ehe sie sich zu voller Lebenskraft

entwickelt haben. — Das Auftreten der Männer ist ernst, zurückhaltend, gemessen, fast schleppend; die Frauen sind nett und ungezwungen, die Mädchen freundlich und schalkhaft, die Kinder munter, die Jungen bis zur Ungezogenheit lebhaft.

Fast alle Schriften über das Eiland enthalten Abschilderungen der Bewohner. Es scheinen aber früher wie später manche Einseitigkeiten und Uebertreibungen mit untergelaufen zu sein. Am ärgsten ist es den Helgoländern in den letzten Jahrzehnten ergangen, wo sie das Unglück hatten, einigen überschwänglichen Seelen und vielen unfundigen Tagesarbeitern unter die Hände zu kommen. „Oft erscheinen sie mir,“ sagt der lebenswürdige Theodor von Kobbe, „wie Königs söhne, welche von einer großen Insel ausgezogen sind und Fürstentöchter entfernter Länder sich geholt haben, die aber, zurückgekehrt, den größten Theil ihrer unermeßlichen Insel durch einen bösen Geist weggezaubert sehen und nun auf dem übrig gebliebenen Felsblock zu plebejischer Arbeit und plebejischem Mangel verurtheilt sind.“

Anderer haben andere Herrlichkeiten gesehen. Man hat die Friedlichkeit, die Nüchternheit, die Redlichkeit gerühmt; noch in den jüngsten Zeiten ist alles Ernstes behauptet und nachgeschrieben worden, es sei auf der Insel nur ein Diebstahl, nur ein unsittliches Attentat vorgekommen, Ehebruch sei ein „unbekanntes Verbrechen“ u. s. w.

In anderen Dingen dagegen hat man die Insulaner dann wieder bis zur Ungerechtigkeit geschmäht und sie durch allerlei alberne Geschichten und Erfindungen herabgewürdigt.

Auf beiden Seiten liegen offenbare Unrichtigkeiten vor, und man kann es begreiflich finden, wenn die Helgoländer über die wunderlichen Urtheile der Fremden oft erstaunt gewesen sind.

Nichts kann unrichtiger sein, als die Insulaner für ein einfaches Fischer- und Lotsenvölkchen voll Unbefangenheit und Un-

spruchslosigkeit zu halten. Dazu sind sie mit den Leidenschaften und dem Treiben der Welt viel zu sehr in Berührung gekommen. So klein das Eiland ist und so beschränkt und einförmig die meisten Verhältnisse sind, so gibt es doch Dinge genug, die an Lächerlichkeit und Verwerflichkeit den Thorheiten und Verderbnissen großer Städte wenig nachstehen. Besonders gilt dies von den oberen und unteren Schichten der Bevölkerung; denn solche gibt's auch hier. Da hat sich der Firnis und Schmutz der fremden Welt am meisten angelegt. Von dem alten Sein und Leben dagegen ist am meisten in der Mittelstufe, unter den eigentlichen Fischern, in Mitten des Orts, in Mitten der kleinen bescheidenen Häuschen, in Mitten der Arbeit und Mühe, erhalten; da ist vorzugsweise die Redlichkeit, die Treue, die Zucht zu suchen; da ist sicher auch manches weibliche Leben noch so ehrbar und rein, wie die schmutzige Sauberkeit des ganzen Hauswesens.

Im Uebrigen aber fehlt es weder an Diebstählen noch an Unfittlichkeiten. Zu Diebereien im Großen bietet sich natürlich wenig Gelegenheit; Entwendungen von Hummern, Holz, Lebensmitteln, Schafen u. s. w. sind aber seit einer Reihe von Jahren genug vorgefallen. Das Nichtverschließen von Häusern und Buden ist schon sehr außer Gebrauch gekommen. Außerordentlich selten dagegen werden sich Badefremde über Diebstahl seitens der Helgoländer zu beklagen haben; mir ist kein zuverlässiges Beispiel bekannt.

Auch an ehebrecherischen Verhältnissen, an wilden Ehen und dergleichen fehlt es nicht. Im Jahr 1842 kam sogar ein Strafurtheil wegen Ehebruchs im zweiten Betretungsfalle vor; man erkannte auf eine Geldbuße von 150 Thalern. Selten sind uneheliche Geburten. Aber auch das darf nicht allzu hoch angeschlagen werden. Es gibt Dinge im sittlichen Zustande einer Bevölkerung, die ärger sind als solche Geburten; und daß Helgoland



von dergleichen bedroht ist, das ist hauptsächlich die Folge des Einflusses und des Beispiels der Fremden.

Es wäre in der That ein halbes Wunder, wenn das wogende Treiben der neuern Zeit auf der Insel eine Einfalt und Sittereinheit zurückgelassen hätte, wie sie vielleicht in entlegenen Fischer- und Gebirgshütten, unter den kargen Händen und in der schützenden Obhut einer strengen Natur, gefunden werden mögen. Helgoland ist kein unschuldiger Fischerort, sondern eine Stätte leidenschaftlichen Lebens; neben dem einen Maulbeerbaume steht längst — trotz der Nähe des Pfarrhauses und der Kirche — der Baum der Erkenntniß, und zwar stärker und treibender als jener. Schon die Besatzungen des vorigen Jahrhunderts konnten nicht ohne Einfluß auf die Sitten und Anschauungen der Insulaner bleiben. Ist auch die Bemerkung: *Dulcinea lapidata est* — welche ein Jahrbuch zum 8. Januar 1700 macht, dunkel und vielleicht sehr unschuldiger Beziehung, so wird doch in 1715 einer Barbara gedacht, deren Verhältniß zum Kommandanten ziemlich klar gewesen sein muß. Auch aus der spätern Zeit fehlt es nicht an Ueberlieferungen. Ueber eine *Dulcinea* und ihren Krieger aus den letzten vorenglischen Jahren sind mir glaubhafte Mittheilungen geworden, die einem die Haut schaudern machen. Sie war an einen Helgoländer verheiratet worden, der Witwer gewesen. Drei Stiefkinder, zwei Knaben und ein Mädchen, mißhandelte sie Jahre lang durch Hunger und Frost und Schläge in so entsetzlicher Weise, daß das Mädchen aus Verzweiflung von der Klippe sprang und die Knaben endlich zu Verwandten gethan werden mußten, nachdem ein paar Zehngenossen in scheußlichster Fühllosigkeit von dem Unfuge lange Zeit Kunde gehabt und ruhig zugehört hatten. Kinder und Mann durften nicht in die Stube treten, wenn des Herrn Federhut vor der Thüre lag. Später wurde sie wegen gefährlicher Verwundung zum Zuchthaus verurtheilt.

Dann kam die englische Zeit. W. d. Decken berichtet darüber folgendes: „Die Männer verloren allen Sinn für die Beschäftigungen, die ihnen vorher Unterhalt verschafften . . . . Viele ergaben sich dem Müßiggange, dem Trunke und dem Spiele. Schlimmer noch wirkten die neuen Verhältnisse auf die Helgoländerinnen. Zwar gab es einiges Aufsehen, als die ersten unter ihnen das unerhörte Beispiel gaben, mit Fremden öffentlich zu leben. Bald gewöhnte man sich daran; das Sittenverderbniß erhielt zu einem hohen Grade die Oberhand. Die Weiber vernachlässigten die Arbeit im Hause, um desto öfterer die Wirtshäuser und Tanzböden zu besuchen.“

Alte Leute haben mir versichert, daß diese Schilderung übertrieben sei und nur auf Wenige passe. Indessen mag doch Wahrheit genug bleiben.

Die Einwirkungen der Badezeit und der Reiselust liegen noch mehr am Tage. Die Helgoländer kennen und gestehen das selbst. Ein „alter Helgoländer“ singt:

De Boadtid verdervt uhn de Grünn

Üs Nakömenskast van kinn to kinn.

Freilich, setzt er gleich hinzu, wäre die Badezeit nicht, so hätten wir nicht viel zu leben! — Ein junger Bursche, den ich um das Verhalten der Mädchen fragte, meinte, es würden wohl manche von den fremden Herren verdorben. Auf die Frage: ob denn nicht auch die Burschen von „fremden Damen“ verdorben würden, erwiderte er verdutzt: das könne „nicht angehn.“ Wie er's eigentlich verstand, lasse ich dahingestellt sein.

In manchen Stücken scheinen die Helgoländer viel vom alten Friesensinn bewahrt zu haben. Man kann selbst an den „Stolz“, selbst an jenes Selbstgefühl erinnert werden, mit welchem die friesischen Abgesandten unter Nero sich im Theater des Pompejus auf den Platz der Vornehmsten und Besten setzten, weil ihr Volk „von

keinen Sterblichen in Waffen und Treuen übertroffen werde.“ Ueber einen helgolander Posten gibt es in der Meinung eines alten und ächten Helgöländers nicht leicht Etwas. Einem Reisenden der neunziger Jahre wurde versichert, er könne weit und breit gehen und werde ein solches Land und solche Leute nicht finden.

Noch mehr zeigt sich der eifersüchtige Gleichheits- und Unabhängigkeitsgeist der Friesen. Alle Helgöländer behandeln sich auf dem Fuße vollkommener Gleichheit; selbst das Ratmannsamt gibt nur Geschäfte, nicht Rang und Würde. Es kommen Reiche und Arme vor, aber der Aermste nennt den Reichsten du; es haben sich Vornehme hervorgethan, die sich anders kleiden und gehalten, aber kein Bettelmädchen nennt ein Porzellan-Fränlein dieser Adligen, wie sie spottweise bezeichnet werden, anders als beim Vornamen. Alles unter einander, Alt und Jung, Fein und Grob, Bekannt und Unbekannt, heißt sich beim Taufnamen. Selbst Kinder reden alte und fremdstehende Leute so an. Dagegen wird zu alten Personen, namentlich zu Eltern und Großeltern, nicht du, sondern jim, ihr, gesagt. Auch Fremde erhalten meist diese Anrede, die dann zuweilen in die hochdeutsche Uebersetzung übergeht, z. B. Herr Fürst, wollt Ihr fahren? Unter sich haben die Insulaner keine Herr-Anrede, auch keine Herren, auch keine Knechte, keine Diener und Dienerinnen. Der Schiffer und Fischer hat seine Mackes und Mäten, seine Genossen und Gehülffen, die Fischersfrau ihre Helferin, die als Helper heißt für's ganze Leben; aber alle stehen auf dem Fuße der Gleichheit, kein Mat oder Helper würde Etwas thun, wozu sich die Anderen zu gut hielten. Wie Jemand ein Bediente sein kann, begreift ein ächter Helgöländer sehr schwer, selbst dann kaum, wenn er ans Geld denkt. Und das Geld ist es doch hauptsächlich, warum er selber die Fremden bedient. Fürsten und Herren sind den Helgo-

ländern äußerst wenig, vorausgesetzt, daß sie nicht mehr Geld haben und geben als Andere. Für Geld thut der Helgoländer viel, er wagt kaltblütig sein Leben dafür; aber er wird nicht leicht ein ständiger Bediente. Erst in neuerer Zeit haben sich einige Mädchen dazu verstanden, in eine Art Dienstbotenverhältniß zu treten.

Aber auch der alte Sondergeist und die Selbstsucht unter den Friesen hat sich auf Helgoland erhalten. Wie die Bewohner der Insel Nordstrand sich 1612 und später nicht einigen und dazu verstehen konnten, einen entfernten Deichbruch mit gesammter Hand zu stopfen, und dadurch unendliches Elend über ihr Land brachten, so bessern auch heute die Helgoländer ihre Straßen und Wege nicht, weil der Einzelne denkt, er wolle für Andere nicht arbeiten.

Es sind uns eine Reihe bemerkenswerter Schilderungen der Friesen und Helgoländer seit dem zwölften Jahrhundert überliefert worden. So oft sie in Einzelheiten von einander abweichen, so sehr stimmen sie im Ganzen überein. Vor allem tritt der Freiheits- und Unabhängigkeitsgeist hervor; fremde Herrschaft und fremde Obrikeit ist den Friesen zuwider; wir sehen sie als stolze, kühne, zuversichtliche, ernste Männer, die zäh am Hergebrachten hängen und die gesteckten Ziele mit Schlaubeit und unbeugsamer Hartnäckigkeit verfolgen. Die Anmaßungen von Herren und Geistlichkeit wiesen sie nachdrücklich, oft blutig zurück. Sago Grammatikus, um 1185, nennt die Nordfriesen kriegerischwild und körpergewandt — *natura feroces, corpore agiles*; Dankwert h schildert sie „stark von Leibe, hoch von Geist, steif von Sinnen, ernsthaft und landbegierig.“ Albert von Stade wirft den Friesen *insolentia* vor, Albert Kranz Hochmut und Freiheitsanmaßung. Aeneas Sylvius, der nachherige Pappst Pius II. (1458—1464), rühmt ihre Waffengeübtheit und Leibesstärke, ihre Tapferkeit und

Todesverachtung; für die Freiheit in den Tod zu gehen, falle ihnen nicht schwer; sie wählten alljährlich ihre Obrigkeiten, strafte streng die Unkeuschheit der Weiber und ließen nicht leicht unverheiratete Priester zu, weil sie Enthaltbarkeit für fast unmöglich hielten — *vix enim continere hominem posse et supra naturam arbitrantur.*

Die älteste Schilderung der Helgoländer findet sich bei Ranzau. Sie sind ihm ein emsiges, geschicktes, kerniges, gesundes, wohlhabendes Geschlecht, das sich außerhalb des Eilandes zu hohen Dingen empor-schwingt — *gens industria, robusta, sana, dives, extra patrium solum ad res magnas et dignitates emergens.* Peter Sag spricht weniger vortheilhaft von ihnen. „Es ist nicht genugsam zu beschreiben,“ sagt er, „was zankfüchtig und animalia suspicantia diese Leute sein; sie streiten entweder mit ihren Pastoren oder mit ihren Voigten, oder auch wohl mit beiden zugleich; gemeinlich aber wissen sie die Sache dergestalt einzurichten, daß zwischen den Pastoren und Voigten viele Streitigkeiten sich immerdar erhalten, und auf den Fall hängen sie sich an den, der sich ihrem Humeur hat gewußt zu accommodiren. Und ist gemeinlich zuletzt über die Pastoren übel ausgegangen.“ Mitunter mag dergleichen wohl der Fall gewesen sein. Allein die geistlichen und weltlichen Würdenträger stritten sich auch zuweilen um Dinge, woran die Helgoländer sehr unschuldig wären. So wird zum Jahr 1615 bemerkt: „Izige Zeit haben die Frau Kapitainin und Pastorin Pfauenfeddern aufm Haupt getragen, worüber die Frauen sowohl als die Männer wegen dem Vorzug in großen Streit gerathen.“

Knobloch lobt die Helgoländer; er bezeichnet ihr „Gemüt als fast politisch und zu allen Dingen leicht abzurichten und zu gewöhnen.“ In der Widmung sagt er ihnen als Nachkommen der rechten und uralten Friesen Artigkeiten; Hans

Broders, der helgolander Chronist, bemerkt aber dazu, man sehe gar leichtlich, daß er auf die Friesen „nur hin und wieder stüchle.“

Böttcher wirft den Insulanern Dünkel, Hoffahrt und Insonderheit Mangel an Liebe und Gehorsam gegen ihre Landesherrschaft vor. Mit ihren Befehlshabern seien sie übel umgegangen und hätten jüngst den Kommandanten „zu gefänglicher Verwahrung in fremde Hände getiefert, welche Bosheit nicht genug zu beschreiben.“ Der größte Theil wolle nicht wissen, „daß sie als Unterthanen ihrem Landesherrn mit schuldiger Partion verbunden; der gemeine Mann sage öffentlich, er sei kein Unterthan, das Land gehöre ihnen.“

Camerer meint, wenn er „von Eitlichen“ auf ihre Landsleute schließen könne, so seien die Helgoländer höflich, bescheiden, gastfrei, beherzt zur See, ungemein gutartig, aber böse gemacht nicht leicht zu besänftigen. Ihr Landvogt Hasselmann nennt sie gutmütig, ehrlich, gastfrei, gesellig und mitleidig, doch letzteres mit der Einschränkung, daß die Hülfeleistung nicht eine gewerbliche sei. Das alles paßt noch bis auf den heutigen Tag. Ein recht zürnender und hassender Helgoländer kennt kein Ende. Er stirbt lieber ohne Hülfe, ohne Arzt und Prediger, als daß er an seinen Feind sich wendet. Soll er als Lotse helfen, da fordert er viel. So lange Jemand zahlen kann, ist von Mitleid und Theilnahme keine Rede; denn man will verdienen, wo man arbeitet oder sein Leben wagt. Für wirklich Notleidende und Unglückliche aber haben die Meisten ein weiches Herz. Und es fehlt selten an Bedrängten und an trüben Geschicken. Die erschütterndsten Ereignisse und der herzzerreißendste Jammer schlagen gar oft ans Gestade.

So begab sich im Frühjahr 1853 folgendes. Ein junger Matrose war bei Rughaven in einem kleinen Boote von Eis und

Strom erfasst und verschlagen worden. Vergebens strengt er sich an, in der Nähe der Küste zu bleiben. Die Ebbe setzt ihn auf eine Sandbank. Er hat Umsicht genug, sich etwas Schnee und einige Muscheln zu sammeln; aber vor dem schwersten Unwetter findet er keinen Schutz. Nach eingetretener Flut schiffte er sich mit seinen Vorräten wieder ein; die Nacht kommt, der Morgen kommt, aber nirgends zeigt sich Hülfe. Sechs Tage und sechs Nächte schwankt der Unglückliche so in der Nordsee umher — im offenen Kahn, durchnäßt und durchgefroren, ohne Feuer, ohne Speise und Trank, nur Schnee und rohe Muscheln zur Erquickung. Bis zum Tode erschöpft, sinkt er endlich nieder; mit letzter Kraft hebt er noch, um Rettung flehend, die Hand über Bord . . . so fand ihn ein helgolander Schiff. Es brachte den Erstarrten, sofort den Rückweg antretend, ans Land. Aber auch die sorgsamste Pflege vermochte den Armen nicht zu retten. Es geschah alles Mögliche, allein Arme und Beine waren in solchem Maße erfroren, daß nach vierzehn Tagen der Tod erfolgte. So fand der treubergige Bursch, ein kerniger Schleswig-Holsteiner, nach einer Jugend voll Trübnis, ein frühes Ende. Sein Loß war kein heiteres gewesen. Von Eltern wußte er kaum. Verlassen und arm, unter Hunger und Mißhandlungen, war er bei fremden Leuten aufgewachsen. Endlich war ihm gelungen, wonach er sich stets gesehnt; die See hatte ihn erlöst, er war auf der ersten Reise. Nun kam ihm ein solcher Tod. — Am 1. April wurde er begraben. Sechszehn junge Fischer trugen ihn barhaupt zu Grabe. Hunderte folgten im Zuge. Was an Blumen und grünem Gezweig auf der Insel aufzutreiben gewesen war, schmückte den Sarg. Es waren wohl die ersten Kränze und Thränen, die dem Unglücklichen zu Theil wurden. — Dreiviertel Jahr später wanderte der Schiffer, der ihn gefunden hatte, mit seiner Familie nach Australien aus. Das Dampfschiff wurde in der Nacht von einem andern Schiffe

überfahren und sank. Niemand wurde gerettet; Niemand kennt die Stätte. —

In neuerer Zeit hat Wienbarg die Insulaner am treffendsten gezeichnet: „Von Außen rauh und schlicht, verbirgt der Helgoländer eine Welt von Heimlichkeiten, Klippen und Untiefen in seinem Busen; man muß sein sehr guter Freund sein, um das richtige Fahrwasser in ihm zu erkennen. Ich glaube, daß er von Natur lebhaft, offen und geschwätzig ist, wie sein leichtfließendes salzgeschwängertes Blut erwarten läßt und wie seine Kinder und Weiber zu bestätigen scheinen. Aber der Umgang mit der See, gegen deren Tücke er immer auf der Hut sein muß, das einsame Regwerfen, die beschwerdevolle Arbeit, die schaurigen Morgen, die Augenblicke der Gefahr, wo er dem Tode ins Angesicht sieht, alles dies macht ihn zum ernstern, kalten, lauernden Beobachter.“

Merkwürdig ist die große Vorliebe der Helgoländer für die Anwendung des Loses bei gewerblichen und sonstigen Angelegenheiten. Es mag das weit zurückreichen, vielleicht mit heidnisch-religiösen Gebräuchen der Urväter zusammenhängen. Bei den alten Deutschen wurden ja, wie Cäsar und Andere berichten, die wichtigsten Angelegenheiten, namentlich Krieg und Frieden, Hinrichtungen und dergleichen, nach Wahrzeichen und durchs Los entschieden. Tacitus erzählt in der Germania, daß man einen Zweig von einem fruchttragenden Baume nahm, ihn in Stücke zerschnitt und diese mit eingegrabenen Zeichen unter Gebet und mit gen Himmel gerichteten Augen auf ein weißes Tuch warf und den Ratschluß der Götter erforschte. Drei Mal wurden die einzelnen Zeichen erhoben, um zu erfahren, ob eine weitere Befragung an dem Tage gestattet sei. Als der Friesenfürst Radbod an Willibrord und dessen Gefährten die Frevler gegen Fosites Heiligthümer ahnden wollte, ließ er ebenfalls seinem „Brauche“ gemäß an dreien Tagen je drei Mal das Los werfen. Und so mag sich die Sitte bis auf



unsere Lage erhalten haben. Sollen Lotsen ausfahren, so werden sie durchs Loß ermittelt; kommen Dampfschiffe oder sollen Bergungen für das Land vorgenommen werden, so bestimmt das Loß die Arbeiter; ja fast das ganze Geschäftsleben der Inselaner ist nach Lotten oder Loßen geregelt. Eine Zeit lang mußten selbst die Schulkinder, welche zur obersten Klasse kommen sollten, darum loßen.

Zu den hauptsächlichsten Vorwürfen, welche den Helgoländern gemacht werden, gehört der des Eigennuzes und der Habsucht. Sie feilschten, heißt es, bei den Gefährdeten, nähmen den Badegästen unmäßig Geld ab und ließen selbst durch ihre Knaben die Fremden um Schillinge bedrängen. Es ist das nicht ganz unrichtig, aber doch übertrieben. Wir sind auch viele Fälle von Uneigennützigkeit, Billigkeit und bereitwilliger Gefälligkeit vorgekommen. Daß die Helgoländer gern verdienen und gewinnen wollen, daß sie gern wenig thun und viel bekommen, ist wahr, daß sie gern viel thun und wenig nehmen, ist selten, sehr selten sogar; aber man darf auch nicht vergessen, daß sie als Lotsen meist nur noch in Nothfällen gerufen werden und dann ihr Leben nicht für eine Kleinigkeit aufs Spiel setzen wollen, und daß die Fremdenwirthe kostspielige Anschaffungen zu machen und mit den Anforderungen und Quälereien der Badegäste oft ihre liebe Noth haben. Manche Preiserhöhungen sind ohnehin von den Fremden selbst verschuldet worden, indem durch besondere Freigebigkeit zu größern Ansprüchen in ähnlichen Fällen gereizt wurde. Die Zudringlichkeit und Ungezogenheit einiger Jungen ist allerdings oft groß; allein auch dabei sind die Fremden nicht ohne Schuld. Unzeitiges Mitleid und übelangebrachter Scherz haben den Unfug herbeigeführt oder doch vergrößert. Manche der kleinen Inselbrut sind höchst industriös. Sie verdingen sich zu steter Begleitung, tragen Mäntel, Schirme, Tücher, Mappen — und

dabei ist gewiß nichts zu erinnern, wenn nicht der Schulbesuch leidet. Andere schachern mit Muscheln, Steinen, Seepflanzen und sonstigen Merkwürdigkeiten, oder fangen Krabben, Seerosen und dergleichen Thiere, und mahnen dann Jeden, der ihre Schätze betrachtet ohne zu kaufen: „einen Schilling für's Besehen?!“ Auch gegen diesen Erwerb wird wenig einzuwenden sein, wenn er nicht zur Thierquälerei ausartet. Aber das geschieht allerdings zuweilen, namentlich wenn kleine Vögel gefangen werden und dann der Ruf erklingt: „fliegen lassen für'n Schilling“? — Am gangbarsten ist jedoch der Anruf: „'n Schilling in de Grabbel!“ Damit wird zur Auswerfung eines kleinen Geldstücks aufgefordert, über welches sie dann wetteifernd herfallen und zu einem wahren Knäuel von Rücken und Hintergliedmaßen verwachsend, sich so lange schieben und raufen, bis eine glückliche Hand den Schilling erwischt hat, was im Sande oft lange genug dauert. Auch über dies Gebahren ist mitunter scharf geurtheilt worden. Man sieht aber leicht, wem die Hauptschuld dabei zufällt. Wer nicht bloß die Zudringlichkeit rügen, sondern das Treiben überhaupt tadeln will, der muß wenigstens seinen Eifer sehr weit greifen lassen. Geht's anderswo denn anders her? Und sind tausend sonstige Handlungen, die überall für Geld und um das liebe Brot vorgenommen werden, etwas Besseres? Wer kennt nicht die Anrufe und Anfragen: Hüppen wie'n Bogge vor'n Mattier? Laufen wie'n Seehund vor'n Grote? In den Schlamm springen für 'n Sixpence? Und ist's etwas Besseres, wenn man Sacklaufen veranstaltet? wenn man Geld unter das Volk warf? wenn man in Frankfurt den Krönungshafers und den Krönungssohns preis gab? Treiben die Hunderte und Tausende von Stelzenspringern, Straßenmusikanten und Gauklern aller Art etwa Edleres, als die helgolander Jungen? Ja, müssen Etuem nicht selbst die alten Theaterrechnungen in den Sinn kommen? „Sechs Arien ge-

sungen, thut 6 Gulden; ein mal begossen worden, macht 34 Kreuzer; zwei Ohrseigen bekommen, thut 1 Gulden 8. —

Weniger die armen Knaben als die gebildeten Fremden verdienen Vorwürfe, von denen mancher vergißt, daß Rohheit und Herabwürdigung der Menschennatur niemals und nirgends am Plage ist.

Etwas bedenklich sieht es mit der gerühmten Nüchternheit aus. Zwar bemerkt man Betrunkene höchst selten; allein die Trinker können viel vertragen. Die Helgoländer scheinen auch in dieser Hinsicht den Sitten und Ansichten der Vorfahren nicht allzu sehr untreu geworden zu sein. „Tag und Nacht zu trinken“ galt ja bei den Germanen für keine Schande, wie Tacitus erzählt.

Zur Zeit Böttchers, der freilich auf die Eiländer nicht gut zu sprechen war, muß es ziemlich arg ausgesehen haben. „Wenn nicht die Furcht zu ersaufen bei ihnen wäre, meint er, werden sie sich wenig an ihr Gewissen kehren. Entweder sie sind in der See oder in den Krügen, so sie nicht in ihren Häusern liegen und schlafen. Die nicht in der Fremde gewesen sind, sind ganz ungehobelt, legen ihre angeborene böse Art und Natur durch viehisches Leben genugsam an den Tag, werden sich von Niemandem einreden noch corrigiren lassen, und vermag solches ihr Prediger nicht zu thun, weil der Verstand entweder vom stetigen Saufen hinweg oder der Eigensinn so groß ist, daß sie von ihrem Willen nicht wollen abstehen“.

So arg ist's heut zu Tage nicht. Allein die große Anzahl von Wirtshäusern und Schenken und die große Anzahl der Besucher und stillen Genießer beweisen genugsam, daß auch die heutigen Helgoländer noch nicht aus der Art geschlagen sind.

Früher scheinen sogar die Priester die Lieblingsneigung der Insulaner zu benutzen gewußt zu haben. Es werden darüber

allerlei Geschichten berichtet, die zugleich mit alten heidnischen Gebräuchen in Verbindung stehen mögen. Man überredete die Fischer, „ein großes Krucifix, an welchem eine Glocke geheset war, sei, von Osten kommend, an ihre Insel geschwommen“. Zu gewissen Zeiten ist ein anhaltender Ostwind für den Fischfang von Wichtigkeit. In der Hoffnung, der Himmel werde ihnen diesen gewähren, zogen nun die Fischer in Procession in die Kirche, beteten vor dem Krucifix das Vaterunser, füllten die Glocke mit starkem Getränke und tranken sich einander „der Reihe nach die Gesundheit zu: auf eine glückselige Zeit und guten Ostwind!“ Die Priester verstatteten die Ceremonie, wie es heißt, nur in einer Zeit, wo der Ostwind sich gewöhnlich einzustellen pflegte. Blieb er aus, so wurde die Feierlichkeit wiederholt. Natürlich fehlte es auch an bemerkenswerten Wunderereignissen dabei nicht. So erhielt ein Spötter einst Windstille, während die Genossen eine frische Ostbrise hatten; und von einem andern Verächter des alten Brauches erzählt Knobloch das „merkliche Mirakel“, daß derselbe, als er gleichwohl mit den Uebrigen aufs Meer gefahren, „solches Windes nicht habe genteren können, sondern da seine Mitgesellen den Ostenwind gehabt, ist ihm der Westenwind in seine Segel gegangen.“

Noch der „edle Holsate“ Ritter Bertram Bogwisch hatte so guten Glauben und Durst, daß er sich aus der Glocke „einen gelinden Westwind“ ertrank. Er erzählt dies und seine sonstigen Wahrnehmungen auf Helgoland — zu Ende des 16. Jahrhunderts — folgendermaßen: „Zum Dritten, will ich erzählen, was mir begegnet auf ein Oheland im teutschen Meer; heißt Hüllich Land. Das Ländlein ist 45 Klafter hoch und nunmehr ganz steil und geht nur eine Steig hinauf . . . darauf bin ich eplliche Tage gewesen, und es haben die Einwohner mir gezeigt eplliche Fustappen, die man im Grase kennen kann, ist dunkler denn ander

Gras, mit diesem Bericht, daß S. Ursula aus England dahin geschifft, und ihre Schwester Debora an den Landes Herrn Heligo zu Ehe gegeben und da Hochzeit gehalten; als ich da einige Tage verharret und der Wind kontrain gewesen, hat mir der Bogt zu erkennen gegeben, daß bei seines Großvaters Zeiten sei ein Krucifix von der Norderseiten aus Land geflossen kommen, und auf der Brust eine Klocke gestanden ohne Knepel. Ich habe begehrt die Klocke aus der Kirche herzubringen, alsdann habe ich die Klocke vollschenken lassen und daraus getrunken und gesagt: Gott und die heilige Junckfrau S. Ursula sammt ihrer Gesellschaft wolle uns morgen bescheeren einen gelinden Westwind bis nach Eiderstaedt; mein Schiffer, ein Lutheraner, hat alleweg nur Gott allein und nicht die Heiligen wollen mit anrufen und daneben um ein Südwest-Wind gebeten; des Morgens aber ist es ein gelinder Westwind gewesen, der sich nicht verändert hat, bis ich hinüber nach Eiderstaedt gekommen“.

Ob aus der Glocke auch Süd- und Nordwinde ertrunken werden konnten, wird nicht berichtet. Sollte dieselbe aber auch nicht ganz die Kraft und den Wert wie der Hut des schwedischen Königs Wedhrhatr, mit welchem jeder beliebige Wind erschwenkt werden konnte, gehabt haben; so war sie doch schon wegen des Ost- und Westwindes wichtig genug, denn damit kann ein tüchtiger Schiffer schon auskommen. Kein Wunder also, wenn sich die Helgoländer selbst durch die Reformazion den Glockentrunk nicht gleich nehmen ließen. Die Sitte kam nach Knobloch erst „vor kurzverwichenen Jahren“ ab. Ein freigeistiger Kapttän ließ die Glocke größer gießen und dann vor dem Wachtthause als Lärm- und Zeichenglocke aufhängen. Später rief sie die Kinder zur Schule.

Wie viel von diesen und ähnlichen Erzählungen auf willkürlichen Zuthaten beruht, lasse ich dahin gestellt sein. Jeden

Falles hat das Festhalten am Bloctrinken, oder wenigstens am Trinken, große Wahrscheinlichkeit für sich, da ja überall die Deutschen keinen Brauch der Urväter, trotz Christenthum und Reformation, trotz Reichspolizeiordnungen und Landesverbotten, beharrlicher aufrecht erhalten haben, als die Böllerei und das „Zutrinken“. Die Trinklustigen wußten sich mit Allem abzufinden und zu verständigen. Wird doch noch aus späterer Zeit die trotzig-tröstliche Inschrift angeführt:

Ek bin en meckelnborsch Edelmann!  
 Wat gait di Düwel mien Supen an?  
 Ek drinke mit mienen Herrn Jesus Christ,  
 Wenn du Düwel in'er Hölle sist.

Jedes Zeitalter verief sich dabei auf das frühere, das es nicht besser gemacht habe; ja man suchte eine förmliche Ehre darin, es den tapferen Altvordern gleichzuthun. Das folgende norddeutsche Trinklied drückt die Sinnesart der Trink-Epigonen trefflich aus:

De ohten Düdschen, use Dörsahren,  
 Können wol supen bi ören Jahren,  
 Stopen verklaren.

Se sellen de Kannen an den Mund,  
 Drunken se ul bet up den Grund,  
 Tor Stund.

Wi, öre Kinner un Nakomen,  
 Hävvel darin nig asgenomen,  
 Ahne Fromen.

Un künnt et glia önen ok wul,  
 Un driwet et, bet wi weret vull  
 Un dull.

Eine Hauptrolle spielt auf Helgoland das Hakendrinken. Unter Haken versteht man Kreidezeichen auf der schwarzen Tafel des Strandwirts Nickels Block, von denen jedes einen Schilling bedeutet. Haken sind so gut wie Rat, und unter Rat ver-

steht man baar Geld. Haken werden bei der Vertheilung des Lotfengeldes ausgeworfen, um Haken wettet man, Haken läßt Derjenige anschreiben, der ein Trinkgeld oder eine kleine Vergütung zu geben hat, Haken dienen als Scheidemünze, in Haken kann man Kapitalien anlegen, Haken erben vom Vater auf den Sohn, obwohl in der Regel die Alten erst reine Rechnung machen; die Hakentafel des Herrn Bloch ist eine helgolander Girobank, ein Abundzuschreibebuch, ein laufendes Konto; trinkt Jemand ein paar Kären oder einen Rum oder ein Glas Grog, so durchstreicht Nickels die entsprechende Anzahl Haken, und die Rechnung ist abgethan. Kann man sich eine zweckmäßigere Einrichtung denken? Darf es Wunder nehmen, daß Manche nie glücklicher sind, als wenn sie brav Haken haben, ausgenommen; wenn sie eben Haken vertrinken? Haken sind sogar noch besser als baar Geld; denn dieses kann möglicher Weise die Frau noch in Beschlag nehmen, während Haken, wie bei uns das Handwerkzeug und der Sonntagsgroß, arrestfrei sind. Wenigstens weiß die helgolander Rechtsgeschichte von keiner gerichtlichen Kümmerung.

In früheren Jahrhunderten war das Hauptgetränk hufumer Bier. Mit der Zahlung von einer Tonne Bier waren manche Geseßübertretungen bedroht; um eine Tonne Bier stellte man Wettfahrten an, wobei sich so angegriffen wurde, daß in jedem Boote Einer die Uebrigen zur Abkühlung mit Seewasser bespritzen mußte; um eine Tonne Bier riß oft die gesammte Inselmannschaft an einem langen Taue, um zu sehen, welche Quartiere fallen oder siegen würden: jetzt aber haben Kornbranntwein und Rum das Uebergewicht; man strengt sich auch nicht mehr so an, sondern trinkt ganz gemächlich seine Haken.

Es ist versucht worden, dem Genuß der vielen geistigen Getränke entgegenzuwirken. Peter Andresen Delrichs, ein alter Seemann und Freimaurer, hatte die Bildung eines Mäßigkeits-

vereins unternommen. Allein das Bemühen verfiel sofort dem schlimmsten Geschehe — der Lächerlichkeit. Der ganze Verein bestand nur aus sieben Mitgliedern. An eindringlichen Reden und Vorstellungen hat es nicht gefehlt. Auch Fremde haben gemahnt. Es wurde nach Anleitung des „Hauskreuzes“ von Pastor Böttcher zu Alfeld auseinander gesetzt, daß ein wichtiger Unterschied zwischen „gebrannten“ und „gegohrenen“ Getränken sei, daß die ersteren den Durst nicht löschten und daher „eigentlich keine Getränke, sondern Gessöff seien“; es ward hervorgehoben, daß Jeder, der täglich nur sechs Pfennige oder ungefähr einen Schilling verzehre, in dreißig Jahren über 225 Thaler verthue, was auf 500 helgolander Trinker — ohne Rücksicht auf die Söffter — über 112,500 Thaler oder 281,250 Mark ausmache, wodurch die Insel in den glänzendsten Zustand gebracht werden könne; es wurde bemerkt, daß unter 780 Wahnsinnigen über die Hälfte durch Branntwein toll geworden wären, und nach Seite 52 des erwähnten Buches aufge zählt, daß im Königreich Hannover „jährlich für sechzig Tonnen Goldes“, desgleichen in Hamburg für 6, in Kurhessen für 26 $\frac{1}{2}$ , in Preußen für 540 Tonnen Goldes Branntwein vertrunken werden solle; es ward sodann die graufige Erscheinung ausgemalt, daß Blut, welches man einem Branntweinsöffter abzapfe, lichter oder vielmehr blauer Lohe brenne, wie Spiritus; es wurde sich endlich auf Heinroth berufen, der den Branntwein für „blutverderbend“, auf Hufeland, der ihn für „lebensverfürgend“, auf 74 Gutachten, die ihn für „niemals dienlich“ und auf 45, die ihn für „schädlich“ erklärt hätten: aber alles vergebens. Ja selbst die „fünf Trauer- und Freudengeschichten“ am Ende des Hauskreuzes blieben ohne Wirkung. Den meisten Eindruck machte noch die halbe Million Mark, die man, abgesehen von den Zinsen, auf der Insel in dreißig Jahren vertrinke, da wohl zwei Schilling täglich im Durchschnitt angenommen werden könnten.



In neuerer Zeit haben einige jüngere Leute einen Sparcassen-Verein gestiftet, der gute Früchte verspricht.

Zu den oft wiederholten Berunglimpfungen Helgolands gehört vornehmlich die Fabel vom Strandsegengebet. „Das Gebet, Gott möge den Strand segnen, sagt v. d. Decken, erhielt im Kirchengebet gleich nach dem gegen Papst und Türkenmord eine Stelle.“ Wo er's her hat, weiß ich nicht; aber er hätte aus Camerers Nachrichten ersehen können, daß schon um 1758 der helgolander Prediger bezeugt hatte, ein solches Gebet finde nicht Statt, es werde vielmehr nur um Abwendung von Gefahren und um Segnung des Fischereibetriebes und des Sandspierensfangs am Strande gebetet. In ähnlicher Weise hat das Kirchengebet bis auf den heutigen Tag gelautet. Heikens ist in seinen 1844 erschienenen Remorabilien empört über die Verleumdung, die er an Upsmitten, ein lügenhaftes Aufhängen, nennt. Gleichwohl hat das nicht gehindert, daß noch in allerneuesten Schriften von jenem Gebete in einer Weise die Rede ist, als sei es in den letzten Jahrzehnen üblich gewesen. Die Schilderungen Helgolands blieben hinter ähnlichen Erzählungen von Wangeroge, Nordernei, Hiddensee, und anderen gesegneten Stränden nicht zurück. Ob ein solches Gebet jemals vorgekommen ist, lasse ich dahin gestellt sein. In einem Kirchengebet von 1716 findet sich die Bitte nicht; eine spätere Vorschrift läßt nur um Beförderung „eines Jeden ehrlicher Handthierung“ und insbesondere um „Segen in den Bergwerken in Norwegen“, bitten. Ein alter Lotse, den ich befragte, ob nicht die Helgoländer selbst und im Stillen mitunter den Himmel um Strandungen angerufen hätten, meinte, das „könne gerne“ sein, der Sinn sei dann aber etwa folgender gewesen: Man gönne Jedem Glück und Segen; wenn's aber mal Gottes Wille sei, daß mit Teufels Gewalt ein Schiff verloren gehen solle, so möge es denn doch lieber an den Strand geworfen werden, als

daß es für Nichts und wieder Nichts im Meere versinke, wobei ja obnehin die Gefahr für die Mannschaft größer sei, als in der Nähe der Insel.

Ist das nicht vorichtig gefaßt? Uebertrifft die Einkleidung nicht noch die Erläuterung des berühmten Thomasius?\*) Und verklaufultiren sich etwa unsere Anwälte, Aerzte, Schuh- und sonstigen Flicker, die auf das Mißgeschick ihrer Nebenmenschen angewiesen sind, noch besser, wenn sie beten, daß Gott ihr Geschäft segnen möge?

Eine andere Verunglimpfung Helgolands bezieht sich auf die Ankunft und den Fang der Zugvögel, die seit uralten Zeiten im Frühjahr und Herbst die Insel zahlreich besuchen. v. Wachsmann sagt folgendes: „Der Schnepfenfang galt als ein Haupterwerb. War es auch mitten in der Predigt und der Ausruf: **De Schnipp is kommen!** ertönte, so sagte der Prediger plötzlich Amen! und Alles stürzte zur Kirche hinaus.“ v. d. Decken bemerkt Aehnliches von der Ankunft der Zugvögel überhaupt, und läßt auch den Prediger das „Jagdvergnügen theilen“. Wahr ist aber auch diese Geschichte, welche an die Schnurre von der Hårings-Predigt zu Bitte auf Rügen erinnert, nicht. Sie hat nicht einmal einen Anschein von Wahrheit für sich. Die Ankunft der Schnepfen erfolgt nicht so stoß- und haufenweise, daß nur Jeder hinlaufen und zugreifen könnte, wie die Kinder Israel beim Wachtelfang! Nur Wenige haben Schnepfenetze, und diese sind so eingerichtet, daß jeder Knabe den Fang besorgen kann. Auch lauten die Worte gar nicht helgoländisch; es würde heißen müssen:

\*) Thomasius — Diss. de Statuum Imperii potestate legislativa contra jus commune, 1703, §. 42, erläutert solche Gebete dahin: ut Deus efficiat, quo bona naufragorum mare non in fundo suo retineat, aut ea in alia, sed in ista littora ejiciat.

de Sneppen sen kùmmen. Gleichwohl ist die Schnepfengeschichte natürlich den späteren Schilderern eine willkommene Ente gewesen.

Auch Eduard Boas hat den Vogel nicht ungerufen gelassen. Er knüpft an das Jahr 1820 einen solchen Kirchenvorgang und läßt, um die Sache noch drastischer zu machen, den Pastor eben über den Wachtelfang in der Wüste predigen und obendrein ein Brautpaar zur Trauung bereit sein: „In diesem Moment wurde die feierliche Kirchenstille auf eine rauhe Weise gestört. Durch die Mittelthür stürzte Jan Petter Stolt athemlos herein und rief: **De Schnipp es kummen!** Es gab nun kein Halten mehr; Alle sprangen von ihren Sigen. Der Prediger schloß seinen Vortrag mit einem salbungsvollen Amen! und rannte sammt den Zuhörern eifertig zur Kirche hinaus, um nicht zu spät beim Neze anzulangen . . . . Erst am späten Nachmittage war es möglich, den Pastor und die Zeugen zusammenzubringen.“

Es wird nicht nötig sein, eine Bemerkung an die Sache zu knüpfen, und der Verfasser ist todt.

Man hat den Insulanern auch oftmals den Vorwurf der Furchtsamkeit und des Mangels an Anhänglichkeit an ihren Landesherrn gemacht. Besonders läßt sich Leutenant Böttcher, wie wir gesehen haben, in dieser Beziehung hart über sie aus. v. d. Decken aber, der königliche Feldzeugmeister, welcher dem Gegenstande ein eigenes Kapitel gewidmet hat, kommt zu dem Schlusse, daß das furchtsame Betragen der Schiffer auf dem festen Lande nur der Unkunde mit den Verhältnissen zuzuschreiben sei. „Was erfordert, fragt er, größere persönliche Verleugnung der Gefühle, sein Leben auf dem Schlachtfelde oder auf dem tobenden Meere aufs Spiel zu setzen?“ — Und letzteres thut der Helgoländer ohne Bedenken. Wenn sein Geschäft, wenn die Entscheidung des Lothes ihn aufruft, mit Sturm und Wellen zu

kämpfen, da geht er mit ruhigem Sinn und kaltblütiger Entschlossenheit der Gefahr entgegen.

Daß die Helgoländer bei den verschiedenen Eroberungen ihrer Insel nicht gekämpft haben, daß sie ihre Häuser und Schiffe nicht zerstören lassen, ihre Weiber und Kinder keiner Hungersnot aussetzen wollten, kann ihnen schwerlich sehr verdächt werden. Was hätten sie bei der ungeheuern Uebermacht der Angreifer und bei dem schlechten Zustande der Befestigungswerke ausrichten sollen? Die Kommandanten mit ihren paar gichtbrüchigen Kanonen und Invaliden zeigten selbst keinen sonderlichen Ernst zum Widerstande. Im Jahr 1684 soll der dänische Admiral eine große Anzahl wehrloser Fischer in See aufgegriffen und mit deren Erhängung gedroht haben. Als 1714 die Dänen auf der Sandinsel landeten, war die helgolander Landwehr „ohne Ordre“, und als 1807 die englische Flotte erschien, versagte sie erst dann den Dienst, als man merkte, daß auch die Besatzung jeden Widerstand für fruchtlos hielt. Ohnehin: welche Vorliebe konnten die Insulaner für das dänische Regiment haben? Sie hatten es sich gefallen lassen, weil sie mußten; und eben so machten sie es mit dem englischen. Sie waren dabei scharfsichtig und umsichtig genug, die Vortheile zu erkennen, welche ihnen die englische Besitznahme in Aussicht stellte. Gleich bei der ersten Aufforderung wurden ihnen alte und neue Freiheiten zugesichert; der Uebergabevertrag gewährleistete ihre Rechte und Einrichtungen. — Auch bei der dänischen Besetzung waren einst ähnliche Versprechungen gemacht worden; allein der König zögerte nachher Jahre lang mit der Bestätigung der Privilegien, und der Kommandant war schon in wenigen Wochen so eigenmächtig, daß ihm „wider Freiheit und Herkommen“ Mehl und Torf gefahren und getragen und der „Frau Major“ sogar das Wasser in die Küche gebracht werden mußte. Dabei nahm er es sehr übel, wenn sich auf die früheren

Einrichtungen und den vorhinnigen Landesherren berufen wurde. Als es sich im Jahr 1715 um eine Lotsengebühr handelte, sagte er, wie getreulich angemerkt ist, „die entsetzlichen Worte: der Teufel zerretz mich, sollt ihr einen Schilling mehr haben“; und als man des Herzogs gedachte, ward er so ungehalten, daß sich ein Ratmann zu der Antwort veranlaßt fand: „es sei etwas Natürliches, unter dem Herrn, da man geboren, so lange Schutz genossen, selben nicht so geschwinde zu vergessen, in demal er kein Wetterhahn wäre, der die Flügel nach allen Winden richtete.“

An ihre Insel haben die Helgoländer eine große Anhänglichkeit. Sie ist ihr eigentliches Vaterland. Ein Mechaniker in Amerika brachte seinen Lehrlingen auch Helgoländisch bei, um nur die Laute der Heimat reden und hören zu können. Indessen ist es in neuerer Zeit nicht mehr richtig, daß sich die Inselaner nur in seltenen Fällen entschlossen, „auf einige Zeit“ ihren Felsen zu verlassen. Es schweifen und wohnen längst Hunderte auswärts, selbst in Rußland, selbst in Brasilien, selbst in Kalifornien und in Australien, am Kap und auf Java.

Die Zahl der Bevölkerung hat zuweilen sehr geschwankt. Im fünfzehnten Jahrhundert sollen 2000 bis 3000 Menschen auf der Insel gelebt und sich meist vom Färingsfang ernährt haben. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts werden 300 Einwohner in etwa 50 Familien angeführt. Peter Sag sagt: „Krieg, Ueberzug, Brand und anderes Unglück haben sie oftmals ausgestanden und sein zu vielen Malen gewaltig zur Bank gehauen worden; sie haben sich aber immer rekolligiret.“ Es geschah dies wohl meist durch Einheiratungen. In den Jahren 1602 bis 1607 und 1628 wütete auf den benachbarten Küsten die Pest; es mag wohl sein, daß auch Helgoland nicht verschont geblieben ist. Eben so wenig wird es in den Pestjahren 1426, 1565, 1574, 1583, und

am wenigsten bei dem furchtbaren „großen Sterben“ oder dem schwarzen Tode, 1349, leer ausgegangen sein. — Im Jahr 1615 waren 68 „Lotten“ oder eigene Haushaltungen, also wohl kaum 300 bis 400 Köpfe auf der Insel. Um 1672 kommen 172 Lotten vor. Im Jahre 1693 raffte eine Krankheit, welche Syprenkel genannt wird, 95 Personen hinweg. Es scheint dabei ganz an ärztlicher Hülfe gefehlt zu haben; wenigstens war 1680 der vom Landvogt angestellte Landesbarbier entlassen worden, weil die Landschaft die Befoldung verweigerte. Zu Anfange des Jahres 1696 zählte man 960 Seelen ohne Kommandanten, Soldaten, Pastor und Kirchendiener; darunter 163 Ehemänner, 58 Burschen über 16 Jahre, 93 Witwen und 646 Frauen, Mädchen und Kinder. Um 1740 sollen 1900, später gegen 2000 Köpfe vorhanden gewesen sein. — Das Kirchenbuch beginnt mit dem Jahre 1669, und zwar in sehr allgemeiner Aufzeichnung der Getrauten und Getauften; das Todtenverzeichnis fängt erst mit 1736 an und läßt in einigen Jahren eine bedeutende Sterblichkeit ersehen. Das ältere Buch aus dem sechszehnten Jahrhundert ist verloren gegangen. In 1751, 1768 und 1785 rafften die Blattern Viele hin, 1757 und 1758 die Frieseln. In diesen beiden letzten Jahren starben 265 Personen, während nur 107 geboren wurden. Im Jahr 1768 starben 162 und wurden 64 geboren. — Im Jahr 1825 ergab eine genaue Volkszählung 2221 Seelen, im März 1848 nur 2152. Im Mai 1851 wurden auf 535 Feuerstellen 2180 gezählt, davon 1060 männlichen und 1120 weiblichen Geschlechts; darunter 416 verheiratete Paare, 43 Witwer und 112 Witwen. Die Angaben der neuesten Erdbeschreibungen, welche auf 3400 und 3500 Einwohner lauten, sind demnach um mehr als ein Drittel zu hoch.

Die Zahl der Witwen ist zu allen Zeiten sehr groß gewesen, da Wiederverheirateten selten war, besonders früher.

Bemerkenswert ist das Verhältniß der Geburts- und Sterbefälle in den letzten hundert Jahren, so wie die Zahl der Verunglückten. Im vorigen Jahrhundert hat die Zahl der Bevölkerung darnach lange Zeit nicht zu-, sondern abgenommen. In den Jahren 1736 bis einschließlich 1740 sind 375 gestorben und nur 299 geboren worden, mithin hatte die Seelenzahl darnach um 76 abgenommen. Von den Gestorbenen waren 58 im Wasser umgekommen. Von 1741 bis 1760 einschließlich wurden 1175 geboren, also jährlich im Durchschnitt etwa 58; es starben dagegen 1280, davon 84 im Wasser, mithin 105 mehr, als geboren. In den nächsten 20 Jahren von 1761 bis 1780 hat zwar die Zahl der Gebornen 1157 die der Gestorbenen 1069, wovon 73 verunglückt waren, um 88 überstiegen; indessen blieb doch das frühere Weniger noch um 93 Seelen unausgeglichen. Erst die achtziger Jahre haben das Gleichgewicht hergestellt, und von da an finden sich mit wenigen Ausnahmen alljährlich mehr Geborne als Gestorbene verzeichnet, wovon der Grund in der bessern Einrichtung der Schiffe, in ärztlicher Hülfe, namentlich in der Blatternimpfung seit 1798 u. liegen mag. Von 1781 bis 1800 wurden 1345 geboren, also durchschnittlich in jedem Jahre 67; es starben nur 1006, also 339 weniger. Davon waren nur 11 im Wasser verunglückt, also nicht einmal jährlich Einer, während in den Jahren 1736 bis 1740 beinahe 12, und in den späteren 40 Jahren etwa 4 jährlich umgekommen waren. In neuerer Zeit verunglückt durchschnittlich Einer im Jahr und etwas darüber; denn von 1801 bis 1820 sind 24 und von 1821 bis 1840 einschließlich 25 im Wasser umgekommen. — Die Zahl der Gestorbenen überhaupt beträgt in den ersten 20 Jahren dieses Jahrhunderts 1056, in den weitern nur 919; geboren wurden dagegen von 1801 bis 1820 durchschnittlich 79 im Jahr, überhaupt 1579, von 1821 bis 1840 nur 1168, also etwas über 58 jähr-

lich. Der große Unterschied fällt hauptsächlich auf die Schmuggelzeit, in welcher die Zahl der Hochzeiten und Geburten sich fast verdoppelte, die der unehelichen Kinder sich vervierfachte. Von 1808 bis 1816 kamen 29 Geburten außer der Ehe vor, sonst kaum eine jährlich. Seit 1840 wurden durchschnittlich zwei uneheliche Kinder im Jahre geboren; die unehelichen Geburten betragen also ungefähr  $3\frac{1}{2}$  Procent, während in Holland etwa 4, in Belgien 8, in Preußen 12, in Braunschweig 20, in Batern 21 Procent vorkommen, was in einigen Städten bis zu 30, ja 33 Procent steigt. — Die Zahl der Verheirathungen betrug von 1741 bis 1760 durchschnittlich 15 im Jahre, von 1761 bis 1780 etwa 13, von 1781 bis 1800 über 15, von 1801 bis 1820 über 21, von 1821 bis 1840 nur  $14\frac{1}{2}$ ; eben so später. Es kommt also etwa auf 152 Seelen jährlich ein Eheschluß, während man in England schon auf 120 Seelen einen rechnet.

Sehr bemerkbar ist hinsichtlich der Sterblichkeit der Einfluß besserer Hülfe und Pflege, namentlich seit der Einrichtung des Seebades. In den zehn Jahren von 1796 bis 1805 starben 601, von 1806 bis 1815 nur 505, von 1816 bis 1825 wieder 547, davon 1824 allein 112, von 1826 bis 1835 nur 454 und von 1836 bis 1845 einschließlich nur 367. Die Bevölkerung nimmt seit 1820, abgesehen von Ein- und Auswanderungen, jährlich etwa um 12 zu.

Auch in anderer Beziehung zeichnet sich die neue Zeit vor dem vorigen Jahrhundert aus, nämlich in Betreff des Lebensalters. Von 1741 bis 1760 starben 1280 Personen; davon waren 20, und zwar meist Frauen, über 80 Jahre, davon 8 über 85 und 3 von diesen über 90 Jahre alt geworden; nur jede 64. Person hatte also das höchste biblische Lebensalter erreicht; nur jede 160. war über 85 Jahre alt geworden. Von 1801 bis 1820 dagegen haben von 1056 Gestorbenen 36 das 80., 14



davon das 85. und 3 von diesen das 90. Jahr zurückgelegt; darunter 9 Männer. Unter den von 1821 bis 1840 gestorbenen 919 Personen sind 34 über 80 Jahre, davon 9 über 85 und 2 über 90 Jahre alt geworden; darunter im Ganzen 14 Männer. In den zehn Jahren von 1841 bis 1850 endlich haben von 437 Gestorbenen 30, darunter 12 Männer, das 80., von diesen 10 das 85. Lebensjahr überschritten. Von den in diesem Jahrhundert Gestorbenen hatte also ungefähr jede 25. Person das höchste biblische Lebensalter von 80 Jahren erreicht, und jede 75. sogar das 85., jede 480. das 90. Jahr überschritten.

Das höchste bekannte Alter erreichte die 1808 verstorbene Beerke Krohn Thaten, nämlich 99 Jahre und einige Wochen. Von den vier anderen Neunzigern dieses Jahrhunderts waren 3 Männer; einer davon, Christian Albrecht Köhn, starb 1835 im 93. Jahre, seine zweite Ehefrau kurz darauf im 86. — Von 1736 bis 1800 erreichten 9 Personen, und zwar nur Frauen, ein Alter von mehr als 90 Jahren. Also in einem Jahrhundert 14 Neunziger.

Die jetzt älteste Frau ist 90 Jahre alt. Eine andere zählt über 85 und ist noch so rüstig, daß sie zwei Eimer Wasser ohne Beschwerde trägt.

In neuerer Zeit sind grassirende Krankheiten selten gewesen. 1824 raffte die Ruhr viele weg; doch soll der Mangel eines Arztes und die Heilart eines „unwissenden Barbiers“ die Hauptschuld tragen. Von der Cholera blieb die Insel fast ganz verschont; 1832 sollen etwa 5 Fälle vorgekommen sein; in den letzten Cholerajahren erkrankte Niemand.

Ältere Leute leiden viel an roten Augenliedern, was man dem steten Theetrinken ohne Milch und Zucker hat zuschreiben wollen. Auch über Gicht und dergleichen wird viel geklagt. Der jüngere Theil des weiblichen Geschlechts scheint eine bedenk-

liche Hinneigung zu Brustkrankheiten und Auszehrungen, wenn nicht zu Kergerem, zu haben. Es sterben viele an der Schwindsucht; während von anderen Inseln das Gegentheil berichtet wird. Die Männer sind meist kernig und gedrunen. Krüppel und Verwachsene sieht man selten, Dide noch seltner, Schmerbäuche gar nicht.

---

## Trachten, Sitten und Gebräuche.

---

Die älteren helgolander Kleidertrachten sind meist dem Erlöschen nahe. Ein sonntäglicher Helgoländer sieht aus wie ein Städter; ein alltäglicher hat nur dann noch etwas Hervorstechendes, wenn er am Strande oder zur See ist. Nur einige der ältesten erinnern an frühere Anzüge. Mehr Eigenthümliches hat die Kleidung der Frauen bewahrt.

Eine eigene Vorliebe haben die Insulaner für Pantoffeln, deren Sohlen häufig von Holz sind: sie gehen darin spazieren, zu Besuch, ins Wirtshaus, aufs Feld, an den Strand, ja ältere selbst in die Kirche. Die hölzernen Pantoffeln heißen Klotzen, die übrigen Slossen. Die Helgoländer haben also in dem großen Pantoffel-Vokal-Konzert den Ton der Holländer und Hochdeutschen gewählt; denn die Pantoffeln regieren in sehr verschiedener Weise und Betonung: im Englischen herrschen slippers, im Holländischen slossen und muilen, im Blämischen slaffen, im Plattdeutschen slurren und slarren, in einigen Gegenden Tuffeln, in anderen Tuffeln, im Dänischen Töfler, im Französischen pantoufles. Nur das sanfte kleine e scheint überall leer ausgegangen zu sein. Oder kennst du, lieber Leser, einen Ehe- und Wehe-Pantoffel in E?

Ziemlich unwandelbar bleibt die Seeleidung. Da spricht nur die Zweckmäßigkeit, nicht die Mode. Es gehören dazu die Seehösen oder grobwoollene Strümpfe, welche über die Unterbeinkleider bis an den Leib heranreichen; ferner die eben so langen Wasserstiefeln, Stowwelen genannt; dann der weite Soillbrök oder die Segeltuchhose, welche bis an die Knie reicht und zur Abhaltung des ansprigenden Wassers dient; endlich der Seespei, eine Art Ueberrock von Duffel, der während der Arbeit abgelegt und bei Kermern durch das Färhemd oder Wams ersetzt wird. Neuerdings haben sich auch Einige mit wasserdichten Oelfacken versehen. Die Kopfbedeckung besteht in dem Sadwester, einer biegsamen gefirnigten oder getheerten See Kappe mit ringsumlaufendem Rande, dessen breteste Stelle nach hinten gehört, um wie ein Wetterdach Hals und Nacken zu schützen; eine ungemein zweckmäßige Einrichtung! Den Schluß machen die Seewänter oder Seehandschuhe, mit Däumlingen auf beiden Seiten, um sofort umgedreht zu werden, wenn einer bei Handhabung der Tawe und Ruder durchgerieben ist.

Bei der Kleidung der Frauen ist der hellrote Rock von wollenem Zeuge, mit schwefelgelbem handbreiten Besatz, das Hauptstück. Zu unterscheiden ist dabei der Skort und der Peik. Jener ist weit und faltenreich und kann über den Hüften zusammengeknüpft werden. Früher diente er wirklich als Rock; es wurden davon mehrere, oft fünf bis sechs, über einander getragen, der obere immer kürzer als der untere. Jetzt gebraucht man ihn nur noch zum Umhängen, indem das untere Ende über den Kopf geschlagen und unter dem Kinn zusammengehalten wird, wie es schon Bötticher beschrieben hat. Doch beschränkt sich das Kleidungsstück mehr auf ältere Frauenzimmer; das jüngere Geschlecht trägt Umschlagetücher und Mäntel. — Der Peik ist ein ziemlich enganschließendes Kleid ohne Aermel. Um die Achsellöcher läuft gelber Besatz, den aber das Färhemd oder Wams, welches darüber

her getragen wird, verdeckt. Die jüngeren Frauenzimmer haben das Oberstück des Peit ganz beseitigt, und wissen dem Furbemd, welches vorn zugehakt wird, einen so modischen Schnitt zu geben, daß es fast wie die obere Hälfte eines städtischen Frauenkleides sich ausnimmt. Der Stoff dazu ist verschieden. Von gleichem Stoffe aber ist meistens der Skoldock, d. h. eine weite, lange Schürze, welche ebenfalls nach Schnitt und Falten so geformt ist, daß der Schein eines Modekleides vollendet wird, wozu außerdem die Schnürleiber, welche seit einer Reihe von Jahren vielfach in Aufnahme gekommen sind, und allerlei Bus- und Schmuckstücke das Ihrige beitragen. Nur hinten bleibt vom Peit ein schmaler Streif von oben bis unten unbedeckt und bewahrt dem Anzuge die alte lebhafteste nationale Färbung.

In dieser Gegend nun finden sich die „charakteristischen“, jene „tiefen, scharfen Falten“, deren Zahl v. Wachsmann auf drei angibt. Viele sind ihm gefolgt. Bei dem ärgerlichen Mißtrauen, welches ich gegen die Schriften über Helgoland habe, bin ich gemüthigt gewesen, auch diesen Gegenstand selbst ins Auge zu fassen, und meine, ich habe zum mindesten fünf Falten gesehen; aber mit voller Gewißheit will ich's nicht behaupten. Man schelte mich darum nicht oberflächlich! Ich kenne recht wohl die Pflichten eines fleißigen Beobachters. Ich weiß auch, daß der berühmte Alterthumskenner Böttiger in der Sabina gesagt hat, dem wahren Forscher sei nichts klein. Ich bin auch von der Wichtigkeit des Faltenwurfs überhaupt, und der Weiberfalten insbesondere, überzeugt; denn wären die Kleiderfalten nicht wichtig, wie hätte der Generalsuperintendent Muskulus im sechszehnten Jahrhundert gegen die weiten Beinkleider, woran freilich oft fünfzig Ellen Zeug in Falten gelegt waren, so eifern und seine Verwahnungs- und Warnungspredigt „vom zerluberten, zucht- und ehrverwegenen pludrigten Hofenteufel“ halten und drucken lassen

können? wie hätte der Prediger Sackmann, wenn er gegen den Faltenreichtum der Weiberröcke zu Felde zog, ausrufen wollen: Dörn sief Fohlen un achter sief Fohlen un an't Halben sief Fohlen, sünd dat nich twintig Fohlen! Ich weiß das alles; aber man bedenke das Schwierige! Und dann ist es auch gut, wenn immer noch etwas Geheimnißvolles verbleibt.

In einigen Familien haben die Frauenzimmer den roten Rock ganz abgelegt oder tragen wenigstens auf Bällen und in Gesellschaften „deutsche Kleider“.

Das zweite Hauptstück des Anzuges der Helgoländerinnen ist der Kopspug. Er besteht bei Frauen alten und ächten Schlages aus Mütze-und-Tuch, Hall-en-Dock, einer Art Haube mit steifem, breitabstehenden Strich, von einer kleinen spizen buntbestickten Mütze bedeckt. Die Mütze oder de Hall hat für den feierlichen Kirchengang eine etwas andere Form und heißt dann Bindel-hüll. Sie ist oft von theuren Stoffen; besonders wurden auf die handbreiten Spigenstreifen des Docks früher große Summen verwendet. Neuerdings mögen solche Ausgaben nicht mehr bedeutend sein. Die Alten haben noch ihre Vorräte aus den goldenen Zeiten, und die gesammte Jugend trägt geflochtenes Haar; nach der Hochzeit tritt ein Putzkapp hinzu.

Ein anderer Kopspug ist der Nösdock oder Høvednøsdock, ein turbanartig um den Kopf geschlungenes Tuch, mitunter recht artig geformt und an den Knotenzipfeln verziert, doch bei der Jugend längst außer Brauch. Am bekanntesten ist der Høvedskoldock oder „helgoländer Hut“, den auch die Badefremden oft tragen. Der Name bedeutet Kopf-Schürze oder Haupt-Schürztuch und klingt bei schneller Aussprache fast wie Hørskoldock, wobei das erste o dem u, das letzte dem u-Laut sich nähert. Der Hut besteht aus einem länglich viereckigen Stück dünner Wappe und einem aufgesteteten Stück baumwollenen oder seidenen Zeugs von

schwarzer, früher bläulicher Farbe, das ursprünglich nichts als eine einfache Schürze gewesen sein mag. Bei alten Frauen ist der Hut noch sehr platt und unförmlich; unter dem Einflusse ausgeübter Hände hat er aber die zierliche Form bekommen, die jetzt gäng und gäbe ist und zu manchen Gesichtern gar wohl kleidet.

Bei Leichenbegängnissen wird der Hovedskoldock für die nächsten Leidtragenden zum Rügenkleid; das aufgeheftete Trauerzeug ist dann so groß, daß es nach allen Seiten in weiten Falten bis zur Hüfte hinabhängt, wodurch der auch im Uebrigen ganz schwarze Anzug etwas ungemein Düsteres, aber auch Feierliches und Würdiges erhält. Für Witwen bildet das Rügenkleid den steten Kirchenanzug; denn die Trauerzeit der Gattinnen dauert bis zum Tode oder doch bis zur Wiederverheiratung. Auf diese alte Sitte wird noch ziemlich streng gehalten. Aermere pflegen sich den Anzug möglichst billig einzurichten oder jedes Mal zu leihen. Dagegen ist die Sitte, daß Witwen nicht ohne Hovedskoldock ausgehen durften, fast gänzlich verblühen.

Einen äußerst trüben Eindruck macht der Anzug der Witwen beim allgemeinen Abendmahlsgange am Gründonnerstage. Sie gehen dann zwischen den krantzgeschmückten jungen Mädchen und den heiteren schneeweißen Rügenstrichen der Ehefrauen in der Mitte, eine dunkle Reihe schwarzer, verhüllter, vereinsamter Gestalten.

Die Stellung und Thätigkeit der Frauen bei Todesfällen ist eine sehr eigenthümliche. Ist Jemand verstorben, so nehmen sich ein paar Verwandte oder Nachbarinnen der Begräbnißbesorgung an; sie legen den Todten aus dem Bett, besorgen die Einsargung, bezeichnen die Grabstelle u. s. w. Das Grab wird von entfernten Angehörigen und befreundeten Männern gegraben; die Aufforderung dazu geschieht durch ein junges Mädchen, welches die Frauen

absenden. Niemand versagt ohne Noth den Dienst; die Beihülfe bei der Bestattung gilt seit alten Zeiten für eine heilige Ehren- und Liebespflicht. Die Grabmacher bringen auch die Bahre vor das Sterbehause und tragen den Sarg auf den Kirchhof. Acht andere Männer, welche besonders dazu gebeten werden, heben den Sarg aus dem Sterbehause auf die Bahre. — Bevor die Leiche eingefahrt wird, legt man sie, in Tücher eingeschlagen, auf Tische, und stellt sie so mitten im Zimmer aus; Nachmittags kommen dann die älteren Frauen der Insel, welche ihre Theilnahme an dem Todesfalle kund geben wollen, und machen ihren Besuch. Auch wenn keine Angehörigen zugegen sind, geht die Besuchende ins Todtenzimmer, setzt sich neben der Leiche nieder, bleibt einige Zeit sitzen und entfernt sich dann eben so still wieder, wenn sich inzwischen Niemand zu einer Unterredung eingefunden hat. Gewöhnlich pflegt aber eine Angehörige oder bei vereinsamt Gestorbenen eine Nachbarin zugegen zu sein. Sind mehrere beisammen, so werden die Lebensgeschicke und die letzten Tage des Todten trüb oder heiter, je nachdem er schmerzlich entbehrt wird oder im höchsten Alter lebensmüde entschlummert ist, vielfach und gründlich besprochen. Auch eine ängstliche oder abergläubische Geschichte taucht wohl auf, zumal wenn et fürrewelt hat, d. h. wenn irgend ein Vorspul wahrgenommen worden ist, oder wenn gar Höwwelspäner oder Hobelspäne am Licht gewesen sind. Ist der Todte verunglückt, namentlich im Wasser umgekommen, so wird die Frage nicht leicht unberührt bleiben, ob ein Dweilächet oder Todtenlicht gesehen worden ist, oder ob am Rande des Felsens oder sonst wo en Ial lippen hat, d. h. ein Feuer gelaufen ist. Das Dweilächet zeigt sich unvermuthet in Buden, an Straßenecken, sogar im Bett; meist dem Bedrohten selbst oder einem Genossen. Doch scheint in neuerer Zeit der Glaube an dergleichen abgenommen zu haben. Am wenigsten hört man noch vom bisterk



Ding, das zuweilen Nachts vor einem „Wassertode“ dunkel und weich, wie ein schwarzes Schaf, in den Straßen erschienen sein soll.

Vor dem Todten aber fürchtet sich nicht leicht Jemand. Nicht einmal haach werden sie vor dem, womit die Helgoländer ein hängliches Grauen bezeichnen, was sich namentlich beim weiblichen Geschlecht in eigenthümlicher Weise zu finden scheint. — Einige alte Mütterchen versäumen es selten, die Todten, auch wenn sie ihnen bei Lebzeiten kaum nahe gestanden, aufzusuchen. Besonders finden sich Theilnehmende zu der Nachmittagsstunde vor dem Beerdigungstage ein, wo die Einläutung geschieht. Man nennt dies *beringen*. Männer machen solche Besuche nie; sie folgen desto zahlreicher zum Friedhofe. Auch bei Verunglückten, die nicht wieder gefunden werden, findet vier Wochen nachher das *Beringen* Statt. Eine Einladung zur Leichenbegleitung erfolgt nicht; es wird Tages zuvor geläutet, und damit ist Jeder geladen, dem Geschiedenen auf dem letzten Erdenwege zu folgen. Vor dem Sterbehause und am Grabe wird gesungen und eine Trauerrede gehalten, was an Sonntagen die Stelle des Nachmittagsgottesdienstes vertritt.

Wie der *Hovedskoldoek* bei Trauerbegängnissen, so spielt der *Skort* bei Kindtaufen eine Rolle. Es ist nämlich Sitte, daß der Täufling von einem jungen Mädchen zur Kirche getragen wird. Dem hübschen Kinde wird zu dem Ende ein netter *Skort* über die gewöhnliche Kleidung her angezogen und zur schützenden Hülle für den kleinen Weltbürger zusammengeslagen. Sendet nun der Schullehrer in das Laufhaus die Nachricht, daß die Predigt zu Ende gehe, so setzt sich ein förmlicher Zug in Bewegung: voran eine Anzahl kleiner Mädchen von sechs bis zwölf Jahren, die silberne Becher oder sonstige kleine Gefäße mit erwärmtem Wasser tragen; dann die Trägerin des Kindes, die *Baten*, die besonders zum „Kirchgang“ Eingeladenen, u. s. w. Vor der Kirche trennt sich

der Zug; die kleinen Wasserträgerinnen wenden sich der Thür in der Nähe des Altars zu und gießen ihre Gefäße in das bereit stehende Taufbecken; die Uebrigen gehen in die andere Thür und setzen sich in einen Kirchenstuhl, bis die Taufhandlung beginnt.

Die Namen des Täuflings werden von den Eltern bestimmt. Die Taufe soll innerhalb sechs Wochen statt finden; doch ist diese Frist in neuester Zeit oft bedeutend überschritten worden. Im Jahr 1837 traten einmal die Ratleute ins Mittel. Als sich Vater und Mutter über den Namen des Kindes nicht einigen konnten, befahl das Gericht, es Wilhelm zu taufen. Der Vater appellirte, und der Governor sagte: nein, es soll Friedrich heißen. Und so geschah's auch.

Früher führten die Helgoländer keine Familiennamen. Dem Namen des Kindes, das gewöhnlich nach dem Großvater benannt wurde, trat noch der Taufname des Vaters hinzu, und zwar mit der Endung s oder en oder ens. Hieß der Vater Jasper und nannte seinen Sohn Pai, so war dessen voller Name Pai Jaspers; der erstgeborene Enkel ward dann Jasper Paiens, der Urenkel wieder Pai Jaspers genannt, so daß Enkel und Großväter oft dieselben Namen führten.

Im Jahr 1763 wurde eine bessere Einrichtung der Kirchenbücher vorgeschrieben. Es hielt aber sehr schwer, die Annahme ständiger Familiennamen durchzusetzen; die Führung und Nennung solcher bei der Taufe wurde endlich unter Strafandrohung befohlen. So kam es, daß die zugesetzten Taufnamen der Väter meistens zu Stammnamen wurden; allein dieselben Namen blieben auch als Vornamen im Gebrauch, so daß man nun zuweilen beide neben einander findet, als Jasper Jaspers, Klaas Klaasen u. s. w. Auch kommen noch sehr nahe Verwandte, z. B. vollbürtige Brüder, mit ganz verschiedenen Hauptnamen vor. Doch gilt das alles nur vom amtlichen und schriftlichen Verkehr. Für das gewöhnliche

Leben ließ man sich nichts gebieten. Man nannte sich nach wie vor nur bei Vornamen; die Familiennamen der Meisten sind kaum dem Hundertsten bekannt. Desto geläufiger aber sind Spitznamen.

Von alten Männernamen kommen noch Nummel, Bad, Nän und andere vor. Eigenthümliche Weibernamen sind: Dulke, Boggo, Wentje, Maiko, Pöntje, Amke, Mämke, Wibke, Përke. Sie werden aber täglich seltener. Ziemlich gebräuchlich ist noch Tätje, gesprochen Töttj, und Antje, was nicht mit Anna gleichzustellen ist. Am häufigsten kommen neuerdings Maria, Anna und Katharina vor. Auch Tina ist sehr gebräuchlich.

Zwischen Taufen und Leichenbegängnissen stehen die Hochzeiten. Den Hochzeiten aber geht der Freierstand voraus, der bei den Helgoländern oft mehrere Jahre lang dauert. Sobald nämlich die jungen Leute, die sich heiraten wollen — und darüber verständigen sich die meisten sehr früh — die Zustimmung der Eltern erlangt haben, leben sie in einer Art Vor-Ehe. Der Bräutigam ist von da an ein Freier, und das zugehörige Zeitwort freie hat eine weiter gehende Bedeutung als im Deutschen. Früher durfte der Bräutigam die Braut zwei oder drei Mal wöchentlich im Hause ihrer Eltern besuchen, aber nicht mit ihr keure oder spazieren gehen. Neuerdings ist dies bedeutend erweitert worden. Die Brautleute besuchen nicht nur gemeinschaftlich den Tanzboden und lustwandeln öffentlich mit einander, sondern der Bräutigam bringt auch, so oft und so lange es ihm beliebt, die Abende bei dem Mädchen zu, ohne daß dies anstößig gefunden wird. Dieser Brautstand geht in der Regel erst dann zu Ende, wenn die Braut bekennt, sie habe en noi Skoldock, d. h. eine neue Schürze vor. Dann wird mit der Aussteuer, die meistens nur in Bett und Brautkiste besteht, geeilt und zur Hochzeit geschritten,

noch ehe die höchste Zeit herannaht. Die neue Schürze thut dabei dem Kranze keinen Eintrag. Inzwischen darf der Bräutigam, nach altem Brauch, nicht zur See, damit er nicht in Gefahr komme, die Braut noch vor der Hochzeit zur Witwe zu machen. Es gehört zu den fast unerhörten Dingen, daß ein Helgoländer ein Mädchen unter den angedeuteten Umständen sitzen ließe; er würde sich damit im Auge der Insel ein arges Schandmal aufdrücken. — Eine Kindtaufe vor der Hochzeit ist nach einer Schleswig-holsteinischen Verordnung von 1798 für beide Theile mit einigen Wochen Gefängniß bei Wasser und Brot bedroht; doch kann sich der Uebelthäter mit einem Thaler und die Genossin mit einer Mark für jeden Tag lösen.

Uebrigens finden und verständigen sich die jungen Leute ohne elterliche oder sonstige Werbung. Eine Scene, wie der bekannte jordan'sche „Heiratsantrag auf Helgoland“, ist dem Inselleben fremd. Helgoland hat dem geistreichen Künstler hauptsächlich den wohlklingenden Namen zu dem hübschen Bilde geliefert. Noch mehr gilt das von dem schneider'schen Bühnenstücke. Selbst gegen das barfüßige Mädchen, plattbüttertelt Famel, des Bildes pfelegen die Helgoländerinnen eifrige Einsprache zu erheben.

So viel sich auch wider die jetzigen Freierschaften, die mit einem alten Aberglauben zusammenhängen, erinnern lassen mag, so erscheinen sie doch gegen die ehemalige, als uralt bezeichnete Sitte des Kortelus zwischen dem „Korn auf der Klippe“ und „in den Sanddünen“ sehr erträglich. Die heutigen Helgoländer bezweifeln das Korteln; auch die ältesten wollen nie etwas davon vernommen haben; selbst das Wort ist ganz außer Gebrauch gekommen. Aber völlig bestreiten läßt sich die Sache doch nicht.

B. d. Decken hat ein besonderes Kapitel darüber zusammengestellt. Kortel soll so viel als Gürtel bedeuten. Der Gürtel habe dazu gedient, den langen weiten Sonntagsrock der Weiber

von Violet-Balen in die Höhe zu schürzen. Sobald der Gürtel losgelassen worden, was korteln geheißen habe, sei der Rock sehr weit und mehrere Ellen lang über die Füße hinabgefallen.

Die ältesten Schriften über die Insel gedenken der Unsitte nicht. Auch Knobloch schweigt darüber. Es ist aber denkbar, daß er bei seiner Stellung zu den Beamten des Eilandes ein Auge zugedrückt habe, wenn er nicht gar beide offen gehabt hat. Die Hauptquelle ist die Nachricht vom Leutnant Böttcher. Er sagt unter anderm folgendes:

„Diejenigen jungen Leute, welche die Kirche nicht besuchen, pflegen des Sonntags öffentlich zu korteln, welches courtoisiren bedeutet; sie begeben sich paarweise auf die Klippe . . . Die Mannspersonen suchen unerkannt zu bleiben, wozu ihnen der lange Rock dient; nicht so die Mädchen, die es sich wohl gar zur Ehre machen, zum Korteln aufgefördert zu werden. Wenn ein Paar eine Zeit lang gekortelt hat, hangiren sie nicht selten, bis der dritte Mann endlich hinzukommt, der die Weibsperson in die Wochen verlangt; alsdann hat das Korteln ein Ende, und wird dem Kortler die Treppe verboten (d. h. er darf nicht zur See), bis er sich mit seiner Kortelfrau kopuliren läßt. Dies ist eine lange hergebrachte heidnische Gewohnheit, und hat der Prediger die Macht nicht, solches zu steuern. Die Strafe, so von der Obrigkeit darauf gesetzt, werden sie willig abtragen, und einander behülflich sein, das uralte Herkommen stets beizubehalten.“

B. d. Decken knüpft an die Erzählung mancherlei geschichtliche und mythologische Bemerkungen. Er vermutet, das Korteln möge mit dem Fositesdienst in Verbindung gestanden haben; vielleicht hätten sich die Weiber um deswillen der Sache berühmt, weil in Fosites Tempel nur Priester gedient hätten, unter denen auch oft Fürstensöhne gewesen seien. Indessen paßt das mehr zu den Verderbnissen späterer Jahrhunderte, als für die

Vorzelt der Friesen, deren hochstolzer Freiheits- und Gleichheits-sinn bekannt ist.

Bötticher mag etwas grell aufgetragen haben; daß aber die Erzählung im wesentlichen wahr ist, ergibt sich aus der Schrift von Laß bei Camerer und aus den Berichtigungen derselben. Laß stützt sich offenbar auf Bötticher; seine Nachricht stimmt fast wörtlich mit jener überein. Er stand aber mit dem helgolander Pastor Drefler in Verbindung und daher mag sich's erklären, daß hinzugesetzt ist, das Korteln geschehe „nach der Predigt“, und daß die Behauptung Böttichers fehlt, der Prediger habe nicht die Macht, solches zu hindern. Auch wird versichert: „Das Korteln und die abergläubischen, auch alte Gebräuche, welche bei ihnen vormals in Schwange gegangen, schaffen sie, in so fern dieselben etwas böses anscheinendes mit sich führen, gänzlich ab.“ Später kamen Einwendungen und Berichtigungen von der Insel; es würde gewiß auch des Kortelns erwähnt sein, wenn es sich hätte bestreiten lassen. Vermutlich hat die Veröffentlichung am meisten zur Vernichtung des alten Herkommens beigetragen. Zu bedauern ist dabei, daß wir von den übrigen „alten Gebräuchen“ nichts Näheres erfahren. Hasselmann bezeichnet das Korteln einfach als abgeschafft.

Kommt es heut zu Tage zu einer Hochzeit, so ist beim Feste und an den Vortagen gar vielerlei zu beobachten, und die jungen Mädchen, welche dabei mitwirken, haben oft ihre liebe Noth, alles gehörig in Acht zu nehmen. Und doch lernen sie dergleichen so gern!

Ein Hauptgrundsatz besteht darin, daß während der ganzen Hochzeitsfeier der Tisch nicht leer stehen darf; irgend eine Kleinigkeit, und sei's auch nur ein Stückchen Brot, muß da sein.

Den wesentlichsten Gegenstand der Vorkehrungen bildet das Brautbett. Es macht zugleich den eigentlichen Brautschatz aus, und wird daher mit möglichster Pracht ausgestattet. Bei

den Wohlhabenden sind die Ueberzüge aus feinstcr Leinwand und an den Räten mit Spigen besetzt. „Brüsseler Spigen“ an den Kissenzügen zu haben gilt für das Höchste und Schönste bei der Ausstattung. Auch auf die Zahl der Kissen, mitunter acht und mehr, wird Gewicht gelegt. Schon bei der Anfertigung des Bettes gibt's allerlei Scherz und Kurzweil; das „Aufmachen“ aber, d. h. das Ueberziehen und Aufstellen in der künftigen Wohnung, geschieht vollends unter zahlreichen Bräuchen und Erheiterungen. Die Sorge dafür liegt den nächsten Verwandten und Freundinnen ob. Es würde für eine große Beleidigung gelten, dabei nachlässig zu sein oder ausgeschlossen zu werden. Beim Hintragen der Bettstücke darf sich keine umsehen oder ausruhen; es würde das schwere Unglück im Gefolge haben. Nach dem „Aufmachen“ bis zum förmlichen „Umwerfen“ darf nichts in Unordnung kommen; auch das wäre ein böses Zeichen.

Die Schlafstellen in einer ächten helgolander Wohnung sind wie Kosen in der Wand des Wohnzimmers angebracht. Die Wohnstube heißt Dönsk und nimmt gewöhnlich den größten Theil des Hauses ein. Doch darf man daraus nicht auf die Größe der Stube, sondern nur auf die Kleinheit des Hauses schließen. Die Stube hat einen kleinen Kachelofen; die Wände sind mit Asters oder bunten Steingutfriesen bekleidet; alles übrige nebst Fußboden ist mit Delfarbe angestrichen. Neben der Stube ist die Küche, die während der mildern Jahreszeit auch als Wohn- und Speiseraum dient, namentlich wenn das Hauptzimmer vermietet ist. Zur Stube und Küche führt ein kleiner Gang, der Tal genannt wird. Der Dachraum über der Stube und Küche wird Baalkem genannt und dient zur Aufbewahrung von Vorräten und zu Schlafstellen. Ist ein Oberzimmerchen angebracht, so heißt das up Sal — auf dem Saal — und mag es auch nur zehn Spannen im Viertel haben. Es rührt das vielleicht daher, daß in älterer Zeit das

einzigste zweistöckige Haus der Insel oben einen Versammlungsaal hatte. Dagegen sagen die Helgoländer auch vom größten Saale gleicher Erde nicht Sal, sondern gröt böstig Dönsk; wobei indessen das bestig mit dem hochdeutschen bieftig nicht gleichbedeutend ist, denn eine schmecke Helgoländerin sagte auch von einem meiner großen Freunde ganz wohlmeinend: o hock en gröt böstig Man!

Die Schlafsojen liegen meist hoch. Der Raum unter dem Hauptbette ist darauf berechnet, der Nachkommenschaft zur Lagerstelle zu dienen, und hat seinen Zugang meist von der Küchenseite. Vor dem Bett sind bunte Vorhänge angebracht, die aber nicht zugezogen werden, sondern halboffen stehen bleiben und das Bett in aller Herrlichkeit sehen lassen. Auch nach der Hochzeit geschieht dies. Die Betten werden am frühesten Morgen gemacht, und selbst die ärmlichste Hausfrau, die nicht völlig verkommen ist, müht sich voll steter Sorgfalt ab, ihr Bett in schmucker Sauberkeit zu erhalten.

Ich besuchte eine vereinsamte siebenzigjährige Jungfrau, die so dürftig lebt, daß ihr kleines frostiges Stübchen nicht einmal gebielt ist; aber ihr Bett war so sorgfältig aufgestapelt, als sei es für eine nahe Hochzeit bestimmt. Der holprige Erdboden in und vor dem Zimmer war in rührender Freude am schmucklichen Schein mit weißem Sande bestreut; die eichene anderthalb hundertjährige Brautkiste der Urältermutter stand blankgeseuert zur Seite und diente als Sitz, und auf den Sims und Hakendretern rings unter der Decke prangten ein paar alte Teller und Tassen, die sie werter hielt und mit größerer Anhänglichkeit und Freude betrachtete, als ein Kunst- und Alterthumsmann seine seltensten Majolika.

Das „Aufmachen“ des Hochzeitsbetts geschieht mehrere Tage vor der Trauung. Es beeilt sich dann Alles, was seine Theilnahme am Glück des Brautpaars an den Tag legen will, das



Bett in Augenschein zu nehmen und zu bewundern, wobei eine Verwandte die Besucher empfängt und sorgfältig darauf sieht, daß sich jeder ein Weilschen setzt, damit dem Ehepaare die Ruhe nicht genommen werde.

Das Hochzeitmachen nennen die Helgoländer Kostgiver d. h. Kostgeben, was wahrscheinlich mit Sitten und Gebräuchen zusammenhängt, deren Grundlage sehr alt sein mag. Im Hochzeitshause, welches in der Regel die elterliche Wohnung des Bräutigams ist, steht ein junges Mädchen mit der Winkostskal oder Weinkostschale, und reicht den Getrauten und den Hochzeitsgästen, sobald sie das Haus betreten, einen Löffel warmen Weines. Erst hiernach darf die Braut in das Hochzeitsgemach gehen.

Tags vor der Hochzeit hat die Braut die Aufgabe, die beiden Bisettens, die Karkgungers und die eigentlichen Hochzeitsgäste persönlich und zwar letztere in Begleitung des Bräutigams einzuladen. Die Bisettens, d. h. Beisitzer, sind verheiratete Frauen der nächsten Verwandtschaft, welche die Braut zur Kirche geleiten und ihr den nötigen Beistand leisten; Karkgungers dagegen sind Männer, welche besonders aufgefördert werden, mit zur Kirche zu gehen, ohne darum an den übrigen Festlichkeiten Theil zu nehmen. Sie verfügen sich Morgens in das Haus des Bräutigams und mit diesem zum Hause der Braut, von wo aus der Kirchengang beginnt. Früher fanden zwischen dem Bräutigam und dem Vater der Braut zunächst allerlei Förmlichkeiten und Wechselreden Statt: der letztere führte z. B. dem Brautsucher anfangs ein unrechtes Frauenzimmer zu r. Allein dieses und manches Andere ist im Laufe der Zeit außer Gebrauch gekommen.

Nach der Trauung führt der junge Mann die Braut ins Hochzeitshaus, das befreundete Hände mit Flaggen zu zieren pflegen, und die Väter und die Beisitzerinnen folgen nach. Alsdann beginnt für ihn die oft sehr saure Pflicht, alle eingeladenen

Gäste persönlich aus ihrer Wohnung abzuholen. • Jüngere erlassen dies wohl, aber die alten Grötvären und öten und Mütchens, die Großväter und Großmütter, die Basen und Muhmen, mitunter auch wohl noch ölöten oder Urgroßmütter, würden sich schwer verletzt fühlen, wenn der junge Mann seine Schuldigkeit versäumte.

Sind alle beisammen, dann beginnt Schmauserei und Kurzweil aller Art, wobei es bescheiden oder hoch hergeht, je nachdem die Umstände sind. Vor Allem aber darf ein Ambolk nicht fehlen. Der Ambolk ist ein Nazional- und folglich Lieblingsgericht, ein Ofengebäck, eine Art Hochkuchen oder dergleichen, aus Mehl Wasser Butter und Zucker bestehend, in besonderen Fällen mit Korinthen und Rosinen oder auch mit Geflügel gefüllt. Die neuere Kultur hat bei den Wohlhabenden noch Hefen u. hinzugehan, und dann schmeckt er nicht übel; sonst aber gehört Liebhaberei und ein tadelloser Magen dazu. Ein ähnliches Gericht, das jedoch in Wasser gar gekocht und mit geschmolzener Butter oder Syrup gegessen wird, ist der Mehlpös oder Mehlbeutel. Wie sehr man diese Gebäcke schätzt, geht unter anderm daraus hervor, daß ein alter Lotse keinen großartigern Wunsch auszudrücken wußte, als daß der Leuchtthurm ein Mehlpös und die Sapsfuhlen voll geschmolzener Butter und Syrup dazu sein möchten. In älteren Zeiten hatten die Helgoländer noch andere Lieblingsgerichte. „Wenn sie sich delectiren wollen — erzählt Böttcher — füllen sie die Kablaumagen mit Grüge und die Schellfischköpfe mit Mehl, kochen es mit einander und gießen Syrup darüber.“

Gegen das Ende des Hochzeitsmahls kommt meistens Diejenige, welche die Küche besorgt hat, mit einem brennenden Stück Linnen, unter großem Wehklagen, daß sie ihr Hemd verbrannt habe, ins Zimmer, und gibt anheim, ihr eine kleine Bei-

steuer für ein neues zu geben. Das Geld wird in ein mit Salz gefülltes Gefäß gesteckt. — Nach dem Essen macht man einen Spaziergang, paarweise Arm in Arm, über die Insel und durch die Hauptstraßen. Es gehört dies zu den Hauptsachen, und es muß schon sehr übles Wetter sein, wenn vom Keuren Abstand genommen wird. Dann folgen andere Vergnügungen, bis gegen Mitternacht die ganze Gesellschaft zum Tanzboden geht, wo der Braut ein besonderer Ehrentanz zusteht.

Endlich kommt dann das Ende vom Ende: das junge Paar wird nach seiner Wohnung begleitet, das Brautbett wird von der mutwilligen Jugend „umgeworfen“ und zum Ehebett zurecht gelegt, wobei aber keins der vielen Kissen unbenutzt bleiben darf, u. s. w.

Uebrigens werden nicht alle Hochzeiten in so umfassender Feierlichkeit mehr begangen. Einige lassen sich sogar nach der Nachmittagskirche trauen, wobei statt der Weißherinnen und Kirchengesänger nur zwei männliche Zeugen zugezogen werden.

Bei allen festlichen und feierlichen Gelegenheiten wirken junge Mädchen mit. Es mag das ein sehr alter Brauch sein. Ich glaube zwar nicht, daß die Helgoländer in den letzten Jahrhunderten noch „etwas Heiliges und Prophetisches“ im Weibe angenommen haben, wie die alten Germanen thaten; auch melden die Geschichtsbücher nicht, daß helgolander Jungfrauen als Führerinnen und Bannerträgerinnen in den Kampf gezogen seien, wie bei den Festlandsfriesen und bei den Ditmarschen; aber eine wichtige Rolle spielen die jungen Helgoländerinnen doch oft genug. Selbst beim jährlichen Wechsel des Landesklassenmeisters wirken sie mit. Es findet dieser in der Regel zu Anfange Februars Statt. Zum Amtskreise des Klassenmeisters gehört hauptsächlich die Ausbawahrung der Landes-

lade und die Kassen- und Rechnungsführung. Ist die Rechnung gestellt und geprüft worden, so ladet der abgehende eine Anzahl junger Mädchen ein, welche dem künftigen ersten Lord des Schazes die Zeichen der Amtsgewalt, die Privilegienlade und die Kasse, von denen regelmäßig jene die schwerere ist, mit Seilen und Schulterbäumen zutragen. Es ist das die höchste Ehre, die einer Helgoländerin zu Theil werden kann. Alles ist geschmückt; selbst die Straßen, soweit es das Wetter zuläßt, werden gekehrt und mit Sand bestreut. Fenster und Thüren sind mit Schaulustigen besetzt; die Jugend ist in Bewegung. Einige Knaben tragen Fähnlein voran. Auch die Kassenmeister schreiten mit, der eine hinterher, der andere voran, wie David vor der Bundeslade. Die Fahnen sind auffallender Weise nur grün. Die vollen helgolander Farben sind nämlich grünrotweiß. Man hat dazu den Spruch:

Grün ist das Land  
 Rot ist die Kant,  
 Weiß ist der Sand,  
 Das sind die Farben von Helgoland.

Oder plattdeutsch:

Grön is dat Land,  
 Rot is de Kant,  
 Witt is de Sand,  
 Dat sünd de Wapen van Helgoland.

Diese letzte Fassung scheint die ältere zu sein. Doch kommen eine Menge Abweichungen vor, wie Strand statt Sand, Wand statt Kant u. s. w. Sehr alt ist der Spruch überhaupt nicht. Am wenigsten ist er wohl ursprünglich helgolandisch verfaßt. Es paßt dazu weder Reim noch Stibnenfall:

Grön es det Lunn,  
 Road es de Kläwwkant,  
 Witt es de Sunn,  
 Det sen de Téken van Helgolunn.

Die drei Farben aber werden allgemein als die helgoländischen betrachtet und wehen bei feierlichen Gelegenheiten als Gruß und Ehrenzeichen an Mast- und Flaggenbaum. Nur die Kassenmeisterfahnen machen eine Ausnahme; vielleicht, um mit dem vollen Grün die gute Hoffnung der Kasse desto stärker auszudrücken.

Der neue Kassenmeister muß den Trägerinnen, die nach vollbrachtem Umzuge einen paarweisen Spaziergang machen, einen Abendschmaus geben; einen zweiten veranstalten diese sich selbst. Früher waren mit der Rechnungsstellung noch andere Schmausereien verbunden. Oftmals wurde mehrere Tage lang mit Weib und Kind auf Landesunkosten gezecht, bis Regierungsverordnungen und Strafdrohungen dem Unfuge Schranken setzten. Neuerdings ist nur eine geringe Summe zu dergleichen Zwecken bewilligt. —

Ein lebhafter Tag ist den Helgoländern das Neujahrsfest. Wohl nirgends wird so eifrig und gewissenhaft geglückwünscht, wie bei ihnen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wandert Eins zum Andern und bringt seine Wünsche dar; Gesundheit, Glück und Segen, und rüm Hart kommen zunächst; dann folgen die besondern Güter, die man nach den obwaltenden Verhältnissen sich gönnt, als brav Letjen, d. h. viele Schellfische, en jong Freier, en jong Famel u. s. w. Am eigenthümlichsten und bedeutungsvollsten ist gewiß das rüm Hart, d. h. ein ruhiges Herz — ein Wunsch, der unter den Schrecken der Natur und unter den Gefahren des Berufs aus dem innersten Leben des Inselvolks hervorzquellen mußte. Auch Vell vertin maist en nicks verlis — viel Verdienst und kein Verlust — ist ein beliebter Wunsch. Der Begrüßte meint's natürlich ebenso und erwidert den Wunsch: det giv Gott wër om so! Und so geht's fort, sechs Tage lang, wenn man nicht früher zu Ende ist.

Abends vor Neujahr, wie am Abend vor Weihnachten, wird gegrötet, d. h. man ist im häuslichen Kreise stillfeierlich versammelt und ißt und trinkt, wo möglich etwas Besseres, als an andern Abenden. Gröts heißt wörtlich grüßen; der Gröter-Inn, der Grufabend, ist den Helgoländern so lieb und wert, daß ihn auch die Ausgewanderten in Amerika und Australien zu bewahren pflegen und sich mitunter Backsolten oder eingefalgene Schellfische von der Heimatsinsel dazu kommen lassen. Der Sylvesterabend wird außerdem mit Topf- und Scherbenwerfen verherrlicht. — Es mag leicht sein, daß in diesen Abenden noch ein ferner Anklang an die alte Zuelfeier, an die zwölf heiligen Nächte der Heidenzeit, zu finden ist.

Den Glückwünschenden muß stets etwas gereicht werden. Arme erhalten ein kleines Geschenk, Kinder Backwerk oder dergleichen, Erwachsene ein Glas Wein oder Rum oder Branntwein, wie die Vermögensverhältnisse es mit sich bringen. Jrgend Etwas sucht aber auch der Aermste zur Hand zu haben, und müßte er wochenlang dafür darben. Auch die Wirte machen keine Ausnahme; in allen Wirtshäusern ist für die Stammgäste freie Zeche; ja selbst Einzelbesucher gehen mit durch, wenn sie nur in den letzten Wochen ihr Andenken aufgefrischt haben.

Dem Weggehenden wird zugerufen: komm wër! Indessen ist diese Ermahnung zum Wiederkommen keine bloße Neujahrs-, sondern eine allgemeine Höflichkeitsrede; sie klingt Jedem nach, der das Haus eines Helgoländers verläßt. Jedem Kinde, das Etwas holt, jedem Boten, der eine Bestellung macht, wird nachgerufen: komm wër! Ein armer Junge, welcher bei meiner guten Wirtin ein Stück Brot erbittet, geht nie ohne das Wort: komm wër! Ja ich glaube, ein Helgoländer wäre im Stande, Jemanden aus dem Hause zu werfen und doch aus Gewohnheit hinzuzufügen: komm wër! — Soll noch mehr als eine bloße Höflichkeit ausge-

drückt werden, so macht man irgend einen Zusatz, z. B. komm man ball wër! komm mären wër! Der Scheidende antwortet: kôm wel, ich komme wohl!

Für Solche, die gern ein Glas über den mittlern Wasserstand trinken, ist der Neujahrstag natürlich ein wahrer Bonnetag. Einige leisten Außerordentliches. Ein tüchtiger Trinker heißt bei den Helgoländern ein jippungen Skepp; solche „tiefgehende Schiffe“ nehmen an den ersten Jahrestagen, von einem Hause ins andere ziehend, eine Ladung ein, die für einen gewöhnlichen Landbewohner staunenerregend ist. Das Gegentheil von jippungen Skeppen sind Wetterhendrängers. So heißen eigentlich die kleinen Mädchen, welche bei Kindtaufen das Taufwasser tragen; spottweise werden die kleinen Böte beim Austernfischen so genannt, und bildlich sind Trinker darunter zu verstehen, welche wenig zu leisten vermögen. Das Verhältniß beider Schiffsgattungen scheint aber auf dem Lande ein anderes zu sein, als auf dem Wasser; in See nehmen die tiefgehenden Schiffe der Helgoländer ab, auf dem Lande aber bedenklich zu. Es gibt auf der Insel an vierzig Wirts- und Schenkhäuser, bei einer Bevölkerung von nicht dritthalbtausend Seelen! Außerdem wird aber auch noch privatim getrunken; ja Einige sollen darin sehr Bedeutendes leisten. Man kann sich das aus den Wetter- und Rebeleindrücken und noch mehr aus der Geschäftslosigkeit Vieler sehr wohl erklären. Auch auf dem Festlande werden ja Tausende aus purer Langweile und Arbeitscheu zu Trinkern. Das erste Mal wird aus Gewohnheit getrunken, dann fordert der erregte Wohlgeschmack ein Glas, auch wohl zwei; dann wird Einer genommen, weil man gerade in der Nähe der Flasche ist; hierauf sieht der umsichtige Trinker nach, wie viel noch in der Flasche geblieben; dann muß er sich überzeugen, ob sie auch gehörig wieder zugespöpft worden: und so geht es fort, bis endlich für neue Füllung zu sorgen ist und es nun

darauf ankommt, ob diese auch ebenso preiswürdig sei, wie die frühere.

Außer den gewöhnlichen einfachen Getränken liebt der Helgoländer besonders eine Zusammensetzung aus Rum warmem Bier und Zucker, welches Gemisch man 'n Hät-en-söten, einen Heiß- und -süßen, nennt. Gründliche Trinker sollen zwar einen ungemischten Kurn oder Rum vorziehen. Allein es gibt doch Einige, die einen Hät-en-söten über Alles setzen. Einer soll ihn selbst im Tode noch auf der Zunge gehabt haben. Und das ist nicht ganz unglücklich. Göthe starb mit den Worten: Mehr Licht! Wieland mit Hamlets: To be or not to be; Napoleon mit dem Rufe: Feldherr! W. Pitt mit dem Seufzer: Mein Vaterland! ein leidenschaftlicher Regelspieler mit dem Frohlocken: Alle Neune! Ich kann mir's denken, daß auch Jemand mit dem Rufe verblühen: 'n Hät-en-söten!

Die Besenkung der Kinder findet nicht zu Weihnachten, sondern zu St. Nikolaus oder Sönnner Kläs, wie man sagt, Statt; doch hat neuerdings auch die Christtagsbescheerung und in einigen Familien selbst der deutsche Tannenbaum Eingang gefunden. Am Nikolausabend gehen die Kinder zu Verwandten und Gevattern und bringen ihnen einen ihrer Schuhe, damit Sönnner Kläs was hineinbringe; am andern Morgen finden sie dann Rosinen oder sonstige kleine Geschenke vor. Es scheint aber, als werde diese Sitte bald verschwinden.

Anderer Bräuche sind längst abgekommen. Zu den obrigkeitlich abgeschafften „Lustbarkeiten“ rechnet Hasselmann „das Beekspringen, da junge Leute beiderlei Geschlechts in der Charwoche auf freiem Felde des Abends mit Stroh und andern leichtlodernden Sachen ein großes Feuer angelegt haben, und dann um dasselbe herum und wetteifernd auch hindurchgesprungen sind.“



Fisch- und Hummerfang. Fahrt um die Insel. Mönch. Hengst.  
Geschichten und Sagen. Sprichwörter. Lieder.

---

Eine Hauptnahrungsquelle der Helgoländer ist der Fisch- und Hummerfang; seit einigen Jahren auch der Austernfang. Bisdem wurde auch starke Haringssischerei betrieben; doch hat das längst aufgehört, da die Haringsszüge wiederholt ihre Richtungen geändert haben. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wurde hauptsächlich in der Ostsee, namentlich in der Nähe von Rügen und an den Küsten von Schoonen, der für die Fasttage so wichtige Fisch gefangen. Um 1425 aber, wie die Lübecker Jahrbücher anführen, änderten die Haringe aus unbekanntem Ursachen ihre Richtung und kamen in die Nordsee, nach Helgoland, in die Gegend Flanderns und zu anderen Küsten. Nun wurden von den Bremern Stadern und Hamburgern Fischereibetriebshäuser auf der Insel angelegt, und Tausende fanden Nahrung und Beschäftigung. Allein es war das nicht von Dauer. Schon um 1554 konnten sich kaum noch hundert von der Haringssischerei ernähren, und bei Ranzau, gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts, ist von derselben nur noch, wie von einer einstigen Herrlichkeit die Rede — *fuit insula halecum captura quondam famosa*. Im Jahre 1641 fuhren noch einige Helgoländer mit Schiffen, welche man Pinken nannte, auf den Haringssfang; aber zweifellos kam

der Fisch nicht mehr in die Nähe der Insel. Einige Male, z. B. in den Jahren 1753 und 1770, hatte es zwar den Anschein, als seien die Haringkönige, welche nach dem Glauben vieler Fischer den Bügen als Führer voranschwimmen, der helgolander Bucht wieder zugethan; allein es bewährte sich nicht.

An das Fernbleiben der Haringe knüpfen sich mehrere sagenhafte Nachrichten. Einige habe ich schon früher berührt. Außerdem führen alte Schriften noch folgendes an. Vor Zeiten war auf der Insel ein Krucifix, welchem der Glaube einen besondern Einfluß auf den Haringfang beimaß. Es ward daher alljährlich in großer Procession um die Insel getragen. Einst erscholl während des Umzuges plötzlich die Nachricht, es hätten sich Haringe gezeigt. Da eilte die ganze Mannschaft zu den Bötten. Der Träger des Krucifixes ließ dies in der Verwirrung fallen; es zerbrach. Zwar sammelten einige Weiber, denen „der alte Glaube noch steif im Herzen lag“, die Stücke und trugen sie in die Kirche; aber die Haringe entfernten sich doch von der Insel.

Auch Walfischfang sollen die Helgoländer früher betrieben haben; Laß meint, „vor nicht allzu langer Zeit“; Siemens will von sieben beladenen Grönlandsfahrern wissen, welche ihnen von türkischen Seeräubern auf ein Mal weggenommen worden seien. Indessen erscheinen diese Angaben etwas bedenklich. Die älteren Schriften enthalten darüber nichts. Broders gedenkt mehrere Male der vorbeisegelnden hamburgers Grönlandsflotte, z. B. unterm 14. September 1703 und 5. April 1706, das letzte Mal 65 Segel stark, erwähnt aber einer selbstständigen Theilnahme der Insulaner am Walfischfang nicht. Dagegen befanden sich gewöhnlich Helgoländer auf der hamburgers Flotte. Auch fuhr 1721 Paul Andresen mit einer eigenen Galliot auf den Robbenfang und wurde bei seiner Heimkehr vom Kommandanten mit Kanonenschüssen begrüßt.

Es finden sich übrigens noch gegenwärtig viele Walfischknochen auf der Insel, namentlich auf dem Oberlande, wo sie zu dauerhaften Grenzpfählen verwendet sind. Doch können dieselben auch von angetriebenen Walfischen herrühren. Es ist mehrfach vorgekommen, daß solche und ähnliche Seethiere an die Inseln und Küsten der Nordsee getrieben wurden, z. B. 1566 bei St. Peter im Eiderstedtischen, 1569 bei Spangenburg, 1604 bei Belworm, 1720 am Elbgestade; um 1598 strandete in Holland ein Pottfisch, der noch mehrere Stunden lebte. Im Spätherbst 1849 wurde ein todter weiblicher Walfisch von 75 Fuß Länge bei Helgoland gefunden und an den Strand gebracht. Man gewann viel Speck und Fischbein, mußte den Rest aber nach der Sandinsel bugfieren, weil der Gestank zu arg wurde. Dort wühlte ihn ein Sturm in den Sand. Der Wissenschaft ging der kostbare Fund verloren. — Nach dem auf Helgoland gültigen jütschen Lowbuche gehören Walfische, Störe und andere große Fische, welche ein Mann nicht ans Land tragen kann, dem Könige. Auch in England ist der Walfisch a royal fish, und zwar vermutlich ohne Unterschied zwischen dem eigentlichen Walfische und dem Pottfische, den man cachalot, auch thrasher nennt. Nach altem Rechte wird dort ein an den Küsten erwischter Walfisch zwischen dem Könige und der Königin getheilt, und zwar so, daß die Königin das Schwanzstück — the tail of it — erhält. Als Grund dieser whimsical division wird in älteren Gerichtsverhandlungen die Versorgung der Garderobe der Königin mit Fischbein angegeben; wogegen freilich ein neuerer englischer Rechtsgelehrte die schlagende Thatsache angeführt hat, daß das Fischbein nicht aus dem Schwanze, sondern aus dem Kopfe stamme. Störe wurden dem Könige allein zugesprochen. Auf Helgoland sind diese Rechte, so viel bekannt, noch nicht in Anwendung gekommen; Königin Viktoria hat 1849 weder Kopf- noch Schwanzstück in Anspruch genommen.

Anderer ungewöhnliche Erscheinungen in der Nordsee sind Nordkaper, Schwertfische und dergleichen.

Auch große Haiſiſche, namentlich der Riesenhai, *Squalus maximus*, werden der Nordsee zugeſchrieben; aber keine Menſchenfreſſer, weder ſüdlliche noch nördliche. In den letzten Jahren wurde bei Helgoland ein Hai, vielleicht ein Blauhai, *Squalus glaucus*, von anderthalb Klafter Länge erlegt. Die Inſulaner nennen einen ſolchen ſcharsbiffigen Gaſt Bithai. Gewöhnlich kommen aber bei der Inſel nur kleinere Arten vor, am meiſten wohl der Dornhai, *Squalus acanthias*, der Erzfeind der Schellfiſche. Er iſt ein Lebendiggebärer; im Juni gefangene Weibchen haben meiſtens gegen ein halb Duzend Junge bei ſich.

Zu den ſelteneren Erſcheinungen bei der Inſel gehören die großen Meeraale, *Muraena conger*, von den Fiſchern Klunker-aale genannt, während die gewöhnlichen Aale ein Gegenſtand der regelmäßigen Strandfiſcherei ſind.

Außerdem kommen gar viele Fiſche vor; z. B. mehrere Schollenarten, namentlich Fleckſchollen, ferner Heiligenbutten, See-Neunaugen, gepanzerte Seehaſen, Almmütter, Seebarben, Hornhechte, Dorurochen, Nagelrochen, Knurrhähne, Meerſcorpionen, Seewölfe, Meerſchlangen, Seedrahen, Seeteufel und ſonſtige Ungeheuer. Indeffen kann ich nicht behaupten, die zu dieſen Namen gehörigen Seeungehüme ſämmtlich geſehen zu haben; die zugehörigen gelehrten Namensungehüme aber, als *Pleuronectes ocellatus*, *Pleuronectes hippoglossus*, *Petromyzon marinus*, *Cyclopterus lumpus* u. ſ. w. habe ich geſehen. Ich überlaſſe Jedem das Nachleſen, und will nur ſo viel zur Beruhigung mittheilen, daß die meiſten dieſer Thiere ſich weniger fürchtbar ausnehmen, als ihre Namen. Die Meerſchlange z. B., *Syngnathus ophidion*, gehört nicht etwa zum Geſchlecht der „großen Seeſchlange“, auch nicht zu den Sprößlingen des uralten Kraken, der ſeinen

buschbewachsenen Rücken an den Küsten Norwegens zeigen soll, sondern hat meist nur die Größe eines ausgewachsenen Regenwurms. Auch der Seedrahe, *Trachinus draco*, ist nur ein spannenlanger Fisch, der außerdem auch Petermännchen heißt. Bei anderen Fischen und ihren Namen verhält sich's dagegen umgekehrt. So ist der Meerengel durchaus kein sanfter Engel, sondern ein bissiger klastertlanger Haiisch. Der Seeteufel sieht zwar etwas abschreckend aus, ist aber doch nur fußlang. Dabei ist er ein bequemer Teufel. Er geht nicht umher und sucht, wen er verschlinge, sondern er gräbt sich in den Schlamm und lockt kleinere Fische durch Bewegung seiner Bartfäden herbei, die er dann gemächlich verzehrt. Die englischen Fischer sollen ihn als einen Feind der jungen Haiische betrachten und deshalb, wenn sie ihn zufällig fangen, zwar nicht anbeten, wie die Bewohner der Moluden den Abgottfisch, aber doch sofort wieder in Freiheit setzen.

Der Meerfiskorpion, *Cottus scorpius*, ist noch kleiner als der Seeteufel. Er ist zum Theil schön gefärbt, hat Höcker und Stacheln, die bössartige Verwundungen hervorbringen, obwohl sie keine Giftöffnungen haben.

Ein sehr schöner, blau und goldgelb gefärbter kleiner Fisch bei Helgoland ist die Halsgrundel oder der Spinnenfisch, *Callionymus lyra*; leider verlieren sich aber die Farben nach dem Ausstopfen.

Ein eigener Rauz ist der Seehase oder Lump, den Fischern als vermeintlicher Raubfisch verhaßt. Die Helgoländer nennen ihn Harpott, nicht Harvadde oder Hasspadde, wie in naturgeschichtlichen Büchern steht. Er wird etwa anderthalb Fuß lang, ist dick und unförmlich, bläulich, unten rötlich und wird gegessen; das Männchen ist mehr blau und soll schlechter schmecken. Durch eine eigenthümliche Form der Bauchhaut zc. kann sich der Fisch ansaugen. Die Weibchen thun dies besonders zur Laichzeit, im

Monat März, und sitzen dann so fest an den hochliegenden Felsenriffen, daß die Fischer sie zur Ebbezeit mit eingehauenen kleinen Haken fassen und in's Boot ziehen. Das Männchen soll gewöhnlich mit einer gewissen zarten Aufmerksamkeit in der Nähe des Weibchens sein; die Fischer meinen sogar, es jage und bringe diesem Nahrung zu, was für einen kalten Fischeheherrn alles Mögliche wäre. Denn in der Regel bekümmern sich die Fischmännchen um ihre Weibchen und Nachkommenschaften gar wenig. Freilich überlassen auch die Weibchen die gelegten Eier meist ihrem Schicksale. Nur von einigen Arten werden Ausnahmen behauptet. So soll das Männchen der Meergrundel, die auch in der Nordsee vorkommt, eine Art Nest oder Höhle machen und die Eier sorgsam hüten. Besonders wird dies von der Meergrundel des adriatischen Meeres angeführt. Schon Plinius erwähnt eines Fisches, der „von Algen ein Nest mache“ und darin Junge ausbringe. Die Männchen der Meernadeln sollen sogar die Eier ihrer Weibchen in Tragsäcke aufnehmen und selbst ausbrüten.

Die Kalmutter, *Bleinius viviparus*, heißt bei den Insulanern Tüg, Tügen. Sie ist eine Lebendiggebärerin, mit 50 bis 80 Kleinen; die Gräten werden beim Kochen grünlich; das Fleisch ist fest und wohlschmeckend. Der Nadelfisch wird Harholt, Hartholz genannt; die Fischer meinen, daß er getrocknet und wagrecht im Zimmer aufgehängt, sich nach dem Winde drehe. Auch auf Wangeroge hört man von einem solchen Glauben.

Die meisten der bisher genannten Fische werden nur gelegentlich gefangen; einen besondern Gegenstand des Geschäftsbetriebes bilden sie nicht. Zu dergleichen Fischen gehören dagegen die Makrelen, der Dorsch, der Schellfisch, der Kabeljau und die Rochen. Die Helgoländer fischen fast nur mit Angeln. Zum Gebrauche von Regen sind ihre Schiffe nicht geeignet. Mit dem Fange von Seezungen, welche Hantongen (Hundsungen) ge-

nannt werden, befassen sie sich wenig oder gar nicht. Namentlich wissen sie für die Badezeit den Bedarf der Wirte nicht regelmäßig genug zu liefern, weil den Schiffen die Einrichtung fehlt, die Fische lebendig zu erhalten. Die Fischgeber rufen daher gewöhnlich einige Blankeneser zu Hülfe. Die Erwer dieser betriebsamen Seeleute sind mit einer Dünn, d. i. mit einem Kistenartigen Einbau in der Mitte des Schiffes versehen, welcher durch eine Menge kleiner Löcher mit dem Außenwasser in Verbindung steht und daher so viel Seewasser enthält als das Schiff tiefgelt. Darin werden die Fische erhalten und fortgeschafft.

Jede Fischart hat ihre Eigenheiten und Liebhabereien, welche sorgfältig in Acht genommen werden müssen, wenn man einen raschen und reichlichen Fang thun will. Hauptsächlich ist der Köder mit großer Sorgfalt vorzubereiten und aufzustecken, was åsen genannt wird. Die gewöhnlichsten Köderarten sind Seewürmer, *Lumbricus marinus*, und Sandspieren oder Sannopper. Jene werden zur Ebbezeit aus dem feuchten Sande gegraben; sie stecken meist senkrecht darin und verraten sich durch ausgeworfene fadenförmige Sandhügelchen, welche die Fischer für Exkremente halten. Die Sandspieren — nicht Sandspinnen oder Seespinnen, wie in manchen Büchern zu lesen ist — *Ammodytes tobianus* — fängt man im Frühjahr und Vorfommer mit ausgestellten und zusammengezogenen Reigen an der Düne, was tågen heißt, und benutzt sie frisch oder salzt sie für die nächsten Ausfahrten ein. Sie bleiben aber auch gesalzen kaum einige Wochen recht brauchbar. Vor der Ankunft der Sandspieren werden Seewürmer, die sich gesalzen etwas länger halten, gebraucht. Zur Aushülfe und als Zugabe zu einem Seewurm dient Ochsenleber, Seehundsleber und dergleichen. Früher fuhren oft ganze Båge nach Wangeroge Langeroge Spikeroge und den Sandbånken von Neuwerk, um Seewürmer zu graben; neuerdings macht man gewöhnlich Bestellungen bei den

dortigen Strandbewohnern und holt den Bedarf in Fässern ab. Zu Hummerköder werden getrocknete Schollen Anurrhähne und dergleichen kleinere Fische benutzt. — Mit dem einfachsten Köder nehmen die gierigen Makrelen vorlieb; sie schließen und beißen nach irgend einem Lappen, und hat man die erste gefangen, so schneidet man ihr ein Stück unter dem Leibe weg, und fängt damit andere. Sie sind gegen anderthalb Fuß lang und äußerst zart und wohlschmeckend, müssen aber bald benutzt werden. Zu Markt werden sie nicht gebracht. Ueberhaupt verfahren die Helgoländer nur Schellfische und Kabeljaue; mit gesalzenen Fischen handeln sie gar nicht. Wenn die Makrelen eben aus dem Wasser kommen, schillern sie in prächtigen Farben. Aehnliches findet sich bei einigen anderen Fischen, am meisten bei der gestreiften Meerbarbe, die für den Fisch gehalten wird, den die Römer lebendig auf den Tisch brachten und ihn den Damen in die Hand gaben, damit der Farbenschmuck des sterbenden Thieres sie ergöze. Die Makrelen werden im Segeln gefangen, was die Helgoländer Makrealen-silen nennen. Es werden dabei zwei Angelschnüre an einer Lotleine befestigt und so gehalten, daß sie nur einige Fuß tief im Wasser hingeleiten; denn die Makrele „läuft“, wie die Fischer sagen, „zwischen Wind und Wasser“. Die beste Fangzeit ist der Monat Juli; im Herbst kommt der Fisch selten vor. Die Fischer behaupten, daß er im Anfange seines Erscheinens fast mit geschlossenen Augen schwimme. Für einen besondern Vederbissen gilt die Makrele, wenn sie gesmuttert ist. Das Smutzen versteht aber nicht Jeder; es ist ein Garmachen und Räuchern über verdecktem Feuer. Eine Hauptrolle spielten die Makrelen und einige verwandte Fischarten bei den Gutschmeckern der Alten, die ihre theuern Salzische — *τάριχος*, *salsamentum* — und die gerühmten Fischsalzbrühen, das *Garon* und die *Muria*, daraus verfertigten. Das *Garon* von Iberermakrelen, *de succis piscis Iberi*, wie Horaz singt, durfte



bei keinem fetten Gastmahle fehlen. Die Brühen wurden zu Fleischspeisen verwendet, auch zu altem Wein gegossen, um ihn „angenehm zu verdünnen“. Doch klingt die Anfertigung solcher Brühen, wie sie Plinius beschreibt, nicht sonderlich einladend: Eingeweide und sonstiger Abfall der Fische mußten, mit Salz vermischt, lange Zeit stehen und zergehen, ut sit illa putrescentium sanies. Das Salsamentum würden die Helgoländer etwa Backsoltzen nennen. Sie geben ihr Gesalzenes aber billiger. Ein Topf vom besten Tarichos soll eine Hekatombe, wenigstens 100 Schafe wert gewesen sein; eine Tonne helgolander backsolt Fesk würde noch keine zwei Schafe, kaum sechs Thaler, kosten.

Der Schellfisch, der Dorsch und der Kabeljau gehören zu einem und demselben Geschlechte, zu den Gadinen. Der Schellfisch wird von den Helgoländern Wettleng, von den Engländern haddock, von den Gelehrten *Gadus aeglefinus* genannt. Sehr verwandt mit ihm ist ein weißglänzender, sehr wohlschmeckender Fisch, den die Helgoländer Gadj nennen. Er hat wie jener drei Rückenflossen; es fehlen ihm aber die dunklen Flecken bei den Brustflossen, weil ihn Petrus, wie die Fischer sagen, nicht so hart angegriffen habe, wie den Wettleng. Er wird wohl *Gadus merlangus* sein, der sonst auch Wittling, bei den Engländern whiting heißt.

Den Kabeljau nennen die Insulaner Kablag, die Engländer cod-fish, die Gelehrten *Gadus morrhua*. Außerdem führt er wie große Herren noch viele Namen und Titel: gedörrt heißt er Stokfisch, eingesalzen Laverdan, gesalzen und gedörrt Klippfisch. Die Helgoländer salzen, dörren und räuchern ihn zugleich, ohne ihm jedoch eine weitere Benennung zu geben. Einen kleinern Better von ihm nennen sie aber Söddfesk, Gerichtfisch, weil er eben zu einer guten Mahlzeit ausreicht. Die Leber des Kabeljaus liefert den bekannten Leberthran. Doch soll die Leber des Dorsch

noch besser sein. Der Kabeljau gilt für den ärgsten Bielfraß; er schütte den gefüllten und überfüllten Magen, heißt es, durch den Mund wieder aus und beginne von neuem zu würgen. Dabei verschluckt er auch Steine, Muscheln, Bernstein und dergleichen. Ja es wird auf Helgoland versichert, daß man ein großes zusammengeklapptes Taschenmesser im Magen eines Kabeljaus gefunden habe. Seine Vermehrung, wie die der meisten Seethiere, ist sehr groß; es werden dem Weibchen jährlich mehrere hunderttausend, ja Millionen Eier zugeschrieben. Bei einem Gadj habe ich selber einmal über 200,000 Eier gezählt und gewogen; bei einem großen fünfstrahligen Seeesterne 250,000. Leeuwenhoek nahm die Zahl der Eier einer untersuchten Auster zu drei Millionen und mehr an.

Der gewöhnlichste Fisch bei Helgoland ist der Dorsch, von den Einwohnern Gök genannt. Er liebt felsigen Grund und findet sich zu jeder Zeit bei der Insel, während die Schellfische nur vorübergehend in der Nähe sind. Er ist etwas kleiner und glatter als der Schellfisch und wird theils mit ausgelegten festgeankerten Angelleinen, theils mit Lotangeln gefangen. Das letzte heißt stelten und bildet häufig einen unterhaltenden Zeitvertreib für die Badegäste. Man läßt sich zu dem Ende eine Strecke hinausrudern, den Köder durch einen Fischer vorbereiten, und kann, wenn man nur einiges Glück hat, in kurzer Zeit unter dem heitersten und behaglichsten Treiben einige Duzend Fische beisammen haben. Man muß sich nur hüten, daß die gefangenen beim Abnehmen von der Angel nicht entgleiten; denn ein Dorsch taucht wieder unter, was ein Schellfisch, der den Kopf einmal an der Luft gehabt hat, nicht kann.

Gewöhnlich wird mit einem solchen Vergnügen eine Fahrt um die Insel verbunden. Auch wir machten es so. Wir ließen uns vom *Hohen-Stein*, wo wir in wenigen Viertelstunden

gegen vierzig Dorfsche gefangen hatten, zum Reistack, einem abgetrennten thurmartigen Felsstocke an der Südspitze, rudern, um die zerklüftete Westseite der Insel zu betrachten.

Reistack bedeutet Reustock, zum Unterschied von einem ältern Stack oder Felsenstocke, der im Herbst 1839 umgestürzt ist. Die Fremden sagen gewöhnlich Mönch, doch mit Unrecht; denn der Mönch war eben der umgefallene Pfeiler, obwohl auch er nur bei Auswärtigen, nicht bei den Helgoländern, so hieß. In den verschiedenen Beschreibungen und auf den Karten von der Insel geht es mit den Mönchen etwas bunt her. Viele haben einen Mönch, und eine Nonne; Andere zwei Mönche und eine Nonne; Meier zwei Mönche und keine Nonne; v. d. Decken gar drei Mönche. Das beste wird wohl sein, sich mit möglichst wenigen zu begnügen, nämlich mit dem alten umgefallenen. Uebrigens hatte dieser vor vielen anderen den Vorzug, daß er ein sehr nützlicher Mönch war; denn er diente seit Jahrhunderten den Schiffern und Lotsen als Merkzeichen, und wird in alten Steuerbüchern seit dem sechszehnten Jahrhundert als Markstein vielfach erwähnt. Im Examérderbuck oder Lotsenkatechismus der Helgoländer steht noch die Frage: Wat hast dü för Marken van Danskerman-sin-Hörn? Antwort: Stack ün't Nobbelgat — Stock in Robbelloch! Jetzt paßt dies nicht mehr, denn Mönch und Robbelgat sind dahin. Er hat lange Jahre auf seinem öden Posten treulich ausgehalten; aber endlich war auch seine Stunde gekommen. Im Sommer 1839 sah ich ihn noch aufrecht, jedoch auf so schmalem Fuße, daß ein paar Langarme die Flutfurche hätten umspannen können, während das hohe Obertheil nach allen Seiten weit und höckerig überhing. Der nächste Herbststurm in einer Octobernacht riß ihn hinweg. Fremde aber, welche der Mönche nicht entraten zu können scheluen, nennen nun den Reistack Mönch. An den alten Stock soll sich eine Sage von einem hinabgestürzten Reformations-Prediger, der

vormals Mönch gewesen und seine Belehrungspredigten nicht habe einstellen wollen, geknüpft haben. Die Nachricht darüber scheint aber entstellt, wenn nicht willkürlich erfunden zu sein.

Reiſtaſſ hing noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem obern Felsenrande des Südhorns zusammen und bildete, wie jetzt Mörmesgat, einen kühnen Felsenbogen. Alte Leute wissen noch von den Wagstücken der Jungen, die zuletzt, um den Vögeln nachzustellen, auf Händen und Füßen hinüberkrochen, weil die oberste Kante so schmal geworden war, daß ein Aufrechtgehen selbst den kleinen Waghälſen nicht mehr geraten erschien.

Nabe beim Reiſtaſſ liegt ein niedriger Fels, der Predjstäl oder Kanzel genannt wird. An stürmischen Tagen bildet sich dort eine prächtige Brandung. Ein Gelehrter erinnerte uns dabei an den gyriſchen Fels, den Njag der Lokrer schiffbrüchig erklommen hatte, und den dann der Erdumstürmer Poseidon zerschmetterte, als der Frevler in lästerndem Mute den Göttern Troß bot.

Wir stiegen an einigen Stellen der wild zerrissenen Westseite der Insel aus, um die grotesken Felsenformen und die vielfachen Höhlen Gänge und sonstigen Zerklüftungen näher zu betrachten. Merkwürdig sind die zahlreichen kleinen Feuersteingerölle, von den Helgoländern Singels genannt, welche an einigen Stellen dicht an der Felsensohle und in den Höhlungen liegen, sowie die lockern, bald weißen bald roten Sandadern, welche zwischen den unteren Steinlagern getroffen und Katersand genannt werden. Die Gerölle sind von der Größe einer Erbse und Haselnuß bis zur Dicke eines Balls und häufig fast kugelförmig. Wie kommen diese Feuersteine hierher? Etwa von den westlichen Kreideriffen? Allein diese liegen meist gegen sechs Faden tief und aus solcher Tiefe reißen die Wellen hier schwerlich Feuersteinknollen los und empor. Lagen jene Riffe früher höher? Oder sind die kleinen Kugeln die letzten zusammengeroßten Ueberbleibsel einer Zeit, wo die Insel

selber noch mit den höherlagernden Kreidemassen bedeckt und von den Fluten überspült war? Vor vielen Jahrtausenden lag sicher einmal die Oberfläche der Insel eben so in der Brandung der Wellen, wie jetzt die Schichtenköpfe zum Westen des Landes.

Einige Felsstücke erregen durch regelmäßige schnürenartige Figuren die Aufmerksamkeit. Doch muß man sich hüten, darin Versteinerungen zu finden. Das Entstehen wird durch Risse erklärt, welche das Niederschlagsgestein bei seiner Bildung durch Trocknen empfangen und welche dann durch Massen ungleicher Härte ausgefüllt wurden und später ein ungleiches Abspülen zur Folge hatten.

Bis Junkgat und Mörmersgat, das mit seinem weiten hohen Bogen oft der Gegenstand künstlerischer Darstellung gewesen ist, gingen wir zu Fuße am Felsenrande hin; dann schifften wir uns wieder ein. Junkgat bedeutet Dunkelgat, weil es früher noch nicht durchbrochen war, und kommt unter diesem Namen schon bei Bötticher vor. Seine inneren Spalten sind sehr tief. Mörmersgat wird noch weit älter sein. Sein Bogen ist über siebenzig Fuß hoch und weit. Wenn man des lockern Gesteins und an die große Masse denkt, welche, gegen 40 Schritt lang, 25 breit und 100 Fuß hoch, auf dem weiten Bogen und schmalen Streberfeller lastet, so eilt man unwillkürlich unter dem hallenden Gewölbe hinweg.

Außer diesen Gäten kommen noch eine Menge andere vor.

Ältere Beschreiber erwähnen unter dem Namen *Piversloch* einer Kluft, die auch auf der papen'schen Karte noch angemerkt steht, jetzt aber unbekannt ist. Die Stelle ist nicht weit vom Nordhorn. Es soll die Sage gegangen sein, diese Kluft, aus welcher mitunter eigenthümliche Töne hervorgebrungen, stehe mit Segeberg in Holstein, bekannt durch einen merkwürdigen Gypsberg, in Verbindung. Bötticher hält das Loch für ein Werk

von Menschenhand, vielleicht für einen Begräbnisplatz oder Bergwerkseingang. Niemand wollte sich damals zur nähern Untersuchung dingen lassen. Auch Ranzau gedenkt einer tiefen Höhle, welche man untersuchen ließ. Merkwürdig ist die Behauptung, daß in einigen Häusern der Kirchenstraße des Oberlandes zur Nachtzeit mitunter ein eigenthümliches Geräusch, wie in der Tiefe des Felsens, vernommen würde. Es soll einem dumpfen Klopfen gleichen.

Als wir wieder eine Strecke hinausgerudert waren und eine Zeit lang in den kühlen lockenden Tanghain der klaren Tiefe hinabgeschaut hatten, trafen wir an einer Echnostelle mit zwei andern Bötten, die in umgekehrter Richtung um die Insel fuhren, grüßend zusammen. In dem einen waren ein paar fingfertige Aehlen, welche in der heitern Ebbe- und Abendstille die klangvollsten Töne über die Fluten hingleiteten und an dem sonnenbeleuchteten Felsen widerklingen ließen. Ein Fisch in der Tiefe regte so leise die Flossen, als ob er horchte. Weiter hinaus schwamm ein vierter Rachen, aus dem bald darauf ein vielstimmiges Jubelgeschrei herüberscholl. Es war eine Gesellschaft, die sich mit Hummerfischen ergözte, und eben in dem letzten „Blumper“, nachdem die Hoffnung auf einen Fang schon aufgegeben war, noch einen tüchtigen Altvater heraufgebracht sah. Man zeigte ihn triumphirend herüber. Indessen blieb's ein Schaugericht, für die Fänger nicht minder, als für uns; denn es war noch geschlossene Zeit, während welcher die Erlaubniß zum Fischen nur gegen das Versprechen ertheilt wird, den Fang sofort wieder ins Meer zu setzen.

Der Hummerfang steht zwar Jedermann, d. h. jedem Helgoländer, frei, allein nur vom 15. September bis zum 15. Juli. In der Zwischenzeit schalen sich die Thiere. Auch die gefangenen Hummer in den festgeankerten Aufbewahrungskisten entledigen sich häufig der Schalen. Sie müssen dann in einen besondern Kasten

gesetzt werden, weil sonst die gesunden sich ganz gemüthlich über die „kranken“ hermachen und sie verzehren. Die ausgezogenen Schalen sehen mit allen Füßen und Fühlern einem vollen Hummer so täuschend ähnlich, daß man sie der Gestalt nach kaum unterscheiden kann. Nur der Rückenschild ist gespalten; sonst alles umversehrt. Unbegreiflich ist es fast, wie die Glieder durch die engen Gelenke hindurchkommen. Verlorene Scheeren wachsen den Hummern wieder; die Verletzung der Kopfspitze aber wird von den Fischern für tödtlich gehalten. Nur zur Unterhaltung der Badegäste wird in der geschlossenen Zeit das Hummerfangen gegen Ertheilung des bemerkten Versprechens gestattet. Am 15. September aber sieht man mit der frühesten Morgendämmerung alle Klippenstriche von Hummerböten bedeckt. Schon Wochen lang zuvor werden die verschiedenen Fanggeräthschaften hervorgesucht und in Bereitschaft gesetzt.

Der Hummer hält sich am liebsten an Klippen und Felsenriffen auf. An den seichteren Stellen fängt man ihn in Tinern oder Fallen-Körben, die aus Holzreifen und einem Flechtwerk von Rezen über einem mit Steinen beschwerten Boden bestehen. Die Lockspeise befindet sich im Innern; der lüsterne Hummer schlüpft seitwärts hinein und hinab und kann dann mit seinen langen Scheeren nicht zurück. Die Körbe werden gewöhnlich Abends aufgestellt und durch schwimmende Korkstücke oder Blasen für das Auffinden und Einziehen am nächsten Morgen markirt. Zuweilen geht aber Fang und Korb verloren, wenn ein plötzlicher Sturm das Einholen verhindert und das Meer bis zur Tiefe des Felsens aufregt. Die Tinern sind eine neuere Erfindung, und zwar eines Helgoländers, der zugleich Vogelsteller ist. Sonst wurden Reze zum Hummerfang aufgestellt.

Eine andere Fangart ist die mit Plumpers. Der Plumper besteht aus einem daumdicken eisernen Reif, unter welchem sich ein beschwerter Netzbeutel befindet. Die Lockspeise ist in der Mitte

angebracht. Der Reif wird an einem kleinen Tau hinabgelassen, durch schwimmenden Kork markirt und etwa nach einer halben Stunde, unter einem raschen Rucke, damit der aufsteigende Hummer in das Netz falle, emporgeholt. Mit diesem Fangzeuge kann nur an tieferen Stellen gefischt werden, weil sonst der zu Tisch sitzende Hummer, trotz seines Behagens am lederbereiteten Mahle, die Bewegung des Bootes merkt und sich aus der Gefahr herausschnellt.

An einigen entfernten Stellen zu Nordwesten der Insel ist den Hummern nicht leicht beizukommen, theils wegen der Entfernung theils wegen der Beschaffenheit des Grundes. Nur zufällig hat man dort einige mit Fischangeln gefangen, die dann meist von ganz ungewöhnlicher Größe waren. Viele Fischer glauben, daß die Hummer wandern.

Der Hummerfang ist für Helgoland von großer Bedeutung und muß früher noch beträchtlicher gewesen sein. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war der ganze Fang einem londoner Abnehmer zugesichert. Derselbe erhielt 1713 über 18.000 und 1714 gar 34,989 Stück geliefert. — Die ersten Hummer werden nicht selten mit einem Thaler das Stück bezahlt. Der gewöhnliche Preis ist  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Mark. Die Helgoländer wissen ihren Fang noch dadurch im Wert zu steigern, daß sie einen Theil in schwimmenden Hummertisten bis zur günstigsten Verkaufszeit aufbewahren. Es müssen aber den Thieren die Scheeren gebunden werden, weil sie sich sonst einander tödten.

Auch einer kühnen That gedenken die Jahrbücher, welche sich an die Hummerfischerei knüpft. Wie oft, so namentlich zur Zeit des spanischen Erbfolgekriegs und der nordischen Kämpfe zwischen Karl XII und seinen Gegnern, war Helgoland der Zummelplatz und Schlupfwinkel von Kapern. Französische, seeländische, dänische, schwedische und andere Raub- und Kriegsschiffe werden in den Aufzeichnungen der Jahre 1701 bis 1714 erwähnt. So weit



die politischen Beziehungen von Schleswig-Holstein es zuließen, dessen Herzog Friedrich IV. zu seinem Schwager Karl XII. stand, wurden die Kaper meist gern gesehen. Das Volk verthat Geld und „soff sich voll“, und die Kapitäne schmauseten mit dem Kommandanten, dem sie auch wohl „vier Säcke Waizen“ und dergleichen zu „verehren“ wußten. Ein Gegenstand besonderer Wut aber wurde der dänische Kaper Jobst Springer, der nicht allein kaperte und die Verbindungen störte, sondern sich auch begeben ließ, des Morgens die gestellten Hummerneze aufzuziehen und den geraubten Fang gewissermaßen vor den Augen der Helgoländer zu verspeisen oder nach der Elbe abzuführen. Das war nicht zu ertragen! Zwar hatte Jobst eine gute Bewaffnung und im Hafen lag nur ein kleiner schwedischer Kaper; allein man griff ihn doch an. Auf Betrieb eines kühnen Helgoländers wurde eine Schnigge, ein kleines zweimastiges Fahrzeug, ausgerüstet und mit drei Fischern, einem Leutenant und vierundzwanzig Mann Soldaten, die alle nur mit Handgewehren bewaffnet waren, besetzt. Als Schiffer und Anführer wird Rickmer Peter Krohn genannt. Diese gingen in Gemeinschaft mit dem schwedischen Kaper unter dem Schutze der Nacht, vom 28. auf den 29. Mai 1714, dem „Hummerdieb“ zu Leibe. Dieser mochte sich allzusicher gedünkt haben; er konnte nur zwei Mal feuern, da waren ihm die Angreifer schon an Bord. Springer ward durch den Kopf geschossen; auch drei Andere fanden den Tod. Von den Angreifern fiel ein Helgoländer beim Entern. Auf beiden Seiten waren Mehrere verwundet. Ein Auszug aus einer „andern Chronik“ läßt den Anführer Krohn auf der Rückfahrt von einem der gefangenen Matrosen, der noch heimlich eine Pistole gehabt habe, am Halse verwundet werden und sofort sterben. Die Angabe ist jedoch wenig glaubhaft; der Tapfere wird mit dem Leben davon gekommen sein. Das genommene Schiff wurde zum Kapern unter schwedischer Verbriefung

bemannt, wobei sich auch fünf Helgoländer betheiligten. Doch scheint seine Thätigkeit nicht von Belang gewesen zu sein, da unter den Betheiligten Streit entstand und kurz nachher die Dänen sich der Insel bemächtigten. Am 4. August mußte jedes Haus eine halbe Tonne Sand an die Brustwehr tragen; am 5. erschienen die Dänen; am 6. landeten sie auf der Düne; am 7. begann das Mörserbombardement; am 8. ließ der Kommandant „um einen Accord anhalten“, und am 13. fuhr der Herr Kommandant „mit seiner Liebsten“ ab. Er hatte Abzug „mit klingendem Spiel“ zugestanden erhalten. — Von dieser Besetzung rührt höchst wahrscheinlich eine Kanonenkugel her, welche in der Wand eines Hauses auf dem Unterlande zu sehen ist. Auch eine Vertiefung auf dem Oberlande, de Bomkål genannt, scheint daran zu erinnern.

Inzwischen waren wir dem „Trichter“ gegenüber angekommen. Einige hatten diese merkwürdige Höhlung von unten noch nicht gesehen. Wir ließen uns daher hinanrudern und traten durch eine Seitenschlucht in die Oeffnung der Trichterspitze hinein, die sich nach Oben schräg ausweitete und so einen gegen 170 Fuß tiefen kegelförmigen Schlund, dessen Außenwand ganz schmal und unzugänglich ist, bildete. Der Ursprung des Trichters rührt von einer tiefeingehenden Höhlung her, deren oberes Gestein so zerklüftet und geschichtet sein mochte, daß es nach und nach keilförmig und röhrenartig ausbröckelte, bis zuletzt auch die Decke einstürzte und die obere Oeffnung sich bildete. Der Einsturz soll um 1802 erfolgt sein.

Zur Zeit der Ebbe lag das wunderliche Ungethüm mit schweigendem Gähnen da; wenn aber die Wellen der Flut, zumal bei stürmischerregtem Meere, in den Schlund hineinschlugen, dann grunzte und brüllte es nicht wenig; es gehörten dann ziemlich feste Nerven und ein schwindelfreier Kopf dazu, um oben an den ab-

schüsfigen Rand zu treten und in den würgenden schäumenden Rachen hinabzusehen. In den letzten Jahren ist der Trichter durch Einsturz der äußern Wand meist zerstört worden.

Von da wandelten wir zum Hengst, einem abgetrennten fünfbeinigen Inselfüße, das im Winter 1851 ebenfalls größtentheils zusammengebrochen ist. Dann suchten wir zum zweiten Male unsere Einschiffung zu bewerkstelligen, was nicht ohne Fährlichkeiten für die Fußbekleidung der Frauen ablief.

Ueber die Benennung Hengst, helgoländisch Hingst, weiß Niemand Aufschluß zu geben. An Deutungen und Vermutungen, namentlich auch mythologischen, fehlt es natürlich nicht. Es ist selbst an den Sachsen- oder Jütenführer Hengist gedacht worden; aber gewiß ohne Grund, obwohl Turner in seiner History of the Anglo-Saxons von Helgoland aus deutsche Kriegsschaaren nach England übersetzen läßt. Die Helgoländer verstehen unter Hingst allgemein Pferd. In der Nähe der Kirche ist auch ein Hingstgars oder Pferdegars, ein offener Platz, dessen Gräserlei früher vom Prediger benutzt wurde. Er führt den Namen schon in einer Landesbeliebung von 1615 und war damals größer. Der Platz diente auch zur Richtstätte, als am 9. Oktober 1719 Marie oder Manke Peters, die einzige hochveinlich gerichtete Verbrecherin, von der die helgolander Geschichte weiß, durch Gottfried Hennings mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht wurde. Sie war nebst ihrer Mutter mit einer Nachbarin über das Reinigen eines Kinnsteins in Streit geraten und hatte die Widersacherin mit einer „dreizackigen Forke“ erstochen. Das Urtheil wurde nach zuvoriger Genehmigung des Obergerichts zu Gottorp von Landvogt und Ratleuten ausgesprochen, und der Körper von „Freunden in den bereiteten Sarg gelegt und aufm Kirchhofe begraben“. Die Mutter kam mit einer vierundzwanzigwöchigen Untersuchungshaft davon.

Früher mag der Platz eine Pferdeweide gewesen sein. Knobloch führt noch Pferde an, die „zu allerhand Arbeit“ gebraucht würden. Auch Ranzau erwähnt unter den Thieren der Insel Kühe und Pferde. Es wird bemerkt, welche Sorgfalt man anwende, damit sie nicht vom Felsen fielen. Zuweilen kam dergleichen aber doch vor, z. B. 1705 mit einer Kuh. Jetzt fallen zuweilen Schafe hinab, aber nur wenn sie gejagt werden. Vielleicht ist vom Hengst ein Pferd hinabgestürzt; vielleicht hat die betnige Gestalt des Kolosses zu dem Namen geführt.

Da eben die Sonne sich zum Untergange neigte, ließen wir uns noch eine Weile auf den allmählich anwachsenden Fluten treiben und wiegen, um die letzten Strahlen durch die nördliche Felsenwand der Insel uns nicht verdecken zu lassen. Welche Augenblicke! Wer beschrieb sie? Welche Worte, welche Farben, welche Töne haben das je vermocht? Schweigend saß Jeder in Anschauung versunken; nur das Plätschern am Gestade und das Klüpfeln der Wellen an den Planken des Bootes waren hörbar.

Im Leuchten der Abendröthe, die ein paar dunkle Wolkenballen mit glühendem Gold umsäumte und hoch oben die Schäfchen mit rosigem Schein überhauchte, kehrten wir heim. Die Schiffer sangen ein Lied, das mit seiner elegischen Tonweise dem Bilde des Abends sich wehmütig anschniegte.

Die Burschen sangen gut. Ueberhaupt scheint der alte Satz daß die Friesen nicht singen — *Frisia non cantat* — auf Helgoland nicht mehr zu passen. Vielleicht ist er ganz falsch. Bei manchen Gelegenheiten, z. B. bei Hochzeiten, wird auf der Insel viel gesungen. Vordem war es auch üblich, zwischen dem Morgen- und Nachmittagsgottesdienste etnige geistliche Lieder zu Hause zu singen. Freilich sind die Lieder und Singweisen, welche man hört, weder alt noch eigenthümlich. Eigene Volkslieder hat Hel-

goland schwerlich. Eben so wenig habe ich eigenthümliche Volksmärchen kennen gelernt. Was man für Kindermärchen ausgeben könnte, hat in Büchern der Neuzeit seinen Ursprung. Auch an Sagen ist die Insel merkwürdig arm. Die älteren sagenhaften Nachrichten sind in der Volkserinnerung längst erloschen. Was dem Gedächtniß der Gegenwart entnommen sein soll, selbst Dasjenige was in der wertvollen Sammlung von „Sagen Märchen und Liedern der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg“ von Karl Müllenhoff zu Kiel erschienen ist, hat meist wenig Inhalt und volksthümliche Bedeutung. Einiges wird auf willkürliche Erfindung und hohlen Spuk zurückkommen. Einiger älteren Sagen, auch der Kennerbansken, habe ich schon gedacht. Diese hatten ihren Hauptfig unter der großen Treppe. Man schüchtert noch die Kinder mit ihnen ein. Neugeborne Kinder wurden zuweilen von ihnen verwechselt. Zum Schutze bestrich man den Kindern die Füße mit Butter. Die Kleidung der Kennerbansken besteht in roten Beinkleidern und grünen Mützen. Wem sie wohl wollen, dem helfen sie, namentlich mahlen sie den Frauen Nachts das Korn.

Die Sage vom Mönch findet sich bei Müllenhoff nach „mündlicher“ Mittheilung in folgender Gestalt. „Im Jahre 1530 schickte unser König einen Mann nach Helgoland, der früher Mönch gewesen war, um dort die neue Lehre Luthers zu verkündigen. Aber die Helgoländer hielten an ihrem alten Glauben fest, verspotteten den frommen Mann und wollten ihn zwingen wieder katholisch zu werden. Als er sich aber dessen hartnäckig weigerte, stürzte man ihn endlich vom Felsen hinunter, an der Stelle, wo vor einigen Jahren noch eine Klippe aus dem Wasser hervorragte, die ganz deutlich wie ein Mönch aussah, und auch so genannt ward. Doch gleich in der ersten Nacht nach seinem traurigen Ende zeigte sich der Geist des Bekehrers auf dieser Klippe und predigte

von neuem mit einer Donnerstimme die neue Lehre, daß viele sich gleich vom Papstthum abwandten, und bald auch die übrigen, da der Geist nicht eher zur Ruhe kam, als bis alle bekehrt waren. Man hat auch später noch oft seine drohende Stimme gehört, besonders wenn ein böser Mensch auf der Insel eine böse That auszuführen im Begriffe stand.“

Wie ich schon oben erwähnte, erscheint mir das Stück sehr verdächtig; aus inneren und äußeren Gründen. Ich habe vergebens bei den ältesten Leuten darnach gefragt. Schon der Umstand, daß die Helgoländer selber den umgestürzten Felsenstock gar nicht Mönch nannten, muß bedenklich machen.

Am meisten Frische und Ursprünglichkeit zeigt sich in einigen Redeweisen und Sprüchwörtern der Insulaner, z. B.

Likto es de naiht Wai, gradezu ist der nächste Weg.

Det Fall es naiher as det Hemt, die Haut ist näher als das Hemd, der Nächste geht vor.

östenwinn-Raien en ölwäffenskiwen hält nig wër ap, Ostenwind = Regen und Altweiberkeifen hört nicht wieder auf.

Diar de Düwel to'n Frunn hat kan lecht ün de Höll köm, der den Teufel zum Freunde hat kann leicht in die Hölle kommen.

Andre haben örtliche Veranlassungen und Bedeutungen. Aus der dänischen Zeit stammt z. B. die Redensart: Det passt as en dansk Uniform. Die letzte dänische Besatzung hatte nämlich nur einen Wachtrock, der beim Ablösen gewechselt wurde und jedem Nachfolger passen mußte.

Die Lieder, welche gewöhnlich gesungen werden, stammen fast alle vom Festlande. Helgoland hat seine Dichter, aber keine Volkslieder; und seine Dichter haben zu viel gelesen und ergehen

sich zu weitschweifig. An bemerkenswertesten ist noch das Seemannslied, welches wir hörten; es zählt 15 bis 20 Strophen. Ich will nur den Anfang hersehen:

Was ist doch eines Seemanns Leben?  
Wie bald ist es um ihn geschehn!  
Er muß in steten Angsten schweben,  
Wenn andere Leut' zu Bette gehn.

## Schellfischfang. Schiffe. Fischergebräuche und Luftbarkeiten.

---

Wir waren wieder zum Fischen aus. Wir hatten es diesmal auf den Haifisch abgesehen. — Die kleinen Haie der helgoländer Meeresstriche, der Stagen- und der Dornhai, sind zwar äußerst gefräßige Raubfische, allein nur Lilliputer von zwei bis vier Fuß Länge und dabei so furchtsam oder vielmehr so dumm, daß sie nicht einmal an den Badestrand der Frauen zu schwimmen und dort einen oder den andern hübschen Fuß anzubeißen wissen.

Die Helgoländer essen diese Haie; der Geschmack ist aber etwas thranig. Die Thiere zeichnen sich durch eine ungemeine Lebenszähigkeit aus. Selbst wenn sie schon lange außer dem Wasser gewesen, wenn ihnen Kopf Schwanz und Eingeweide weggeschnitten sind, schnellen sie beim Berühren noch schlagend empor. Der Fang geschieht wie bei Schellfischen und Kabeljauen. Doch wird nicht leicht eigens darnach ausgefahren, wenn es nicht zum Vergnügen der Badegäste geschieht. Da man eine Strecke ins offene Meer hinaussegeln muß, so ist es nötig, eine Schaluppe zu nehmen, deren die Helgoländer etwa 50 besitzen.

Eine solche Schaluppe oder Schluppe oder Slup ist etwa 25 bis 30 Fuß lang und gegen 9 oder 10 Fuß breit. Sie hat einen beweglichen Mast mit Sprit, und kann vier Segel führen, von denen gewöhnlich das Großsegel und Focksegel, seltener Klüf-



und Seefegel in Anwendung kommen. Die Bemannung besteht beim Fischen aus vier Personen; sonst genügen zwei oder drei. Früher waren die Slupen etwas kleiner und völlig unbedeckt. Die Fischer waren dann oft mehrere Tage und Nächte 10 bis 15 Meilen in See dem schrecklichsten Unwetter ausgesetzt. Am 4. März 1821 fuhren zwei Schaluppen nach Bremen. Eine verschwand spurlos; die andere wurde in die Weite verschlagen und kam nach zwei Tagen bei der Insel Vorkum an. Inzwischen war aber die Mannschaft vor Kälte und Ermattung zusammengefunken und erfroren. Nur Einer, ein junger rüstiger Bursch behielt, obwohl von Schneegestöber und einschlagendem Wasser bis aufs Mark durchnäßt und erstarrt, so viel Leben, daß er mit dem Aufgebot der letzten Kraft sich aus Steuer zu setzen und das Schiff an die Insel zu bringen vermochte. Er kam allein zurück.

Neuerdings ist im Vordertheil des Schiffes ein kleiner bedeckter Raum, Frenner genannt, mit einem niedrigen Windofen angebracht; er ist eben groß genug, um drei, höchstens vier Personen Platz zum Liegen zu gewähren. Das Deck bietet einen Wandelplatz; freilich einen sehr beschränkten, für zwei oder dritthalb Schritte. Allein die Helgoländer brauchen nicht viel mehr; die Lotsen und Fischer machen auch am Lande nicht mehr als drei oder vier Schritte, ohne zu wenden, was sich, wenn mehrere, oft 10 bis 20, in einem Rummel find, gar wunderlich ausnimmt. Außer dem Frenner hat jede Schaluppe ein „Nachthäuschen“ mit Kompaß Laternen und dergleichen Gebrauchsstücken. Der übrige Raum dient zum Verpacken der Fische u. s. w. Die Slupen werden auf der Insel selbst gebaut; das Holz bezieht man meist von Amsterdam. Sie sind die flinksten und eigenthümlichsten Fahrzeuge der Helgoländer; luvierend und am Winde kommt ihnen nicht leicht ein Schiff gleich; sie wissen noch bei fünf, ja vier und einem halben Strich am Winde zu segeln. Dabei sind sie

ungemein leicht gebaut, und können auch gerudert und auf's Trockne gezogen werden. Letzteres geschieht im Sommer zur Ausbesserung, im Winter zur Sicherstellung. Es sind dazu gegen 20 Mann erforderlich. Auch ist ein eigener Apsonger, d. h. Auffinger bestellt, der beim „Aufbaren“ den Takt ruft, wie der „Mutanreizer Eropheus“ beim Ovid, und dafür 4 R. erhält. Die Planken der Slupen sind keinen Zoll dick. Trotz ihrer Leichtigkeit halten die Schiffe aber Stürme aus; man geht dann vor Anker, legt den Mast nieder und wartet, bis wieder Segel zu führen sind. Nur im Eise sind diese Fahrzeuge leicht verloren.

Außer den Slupen haben die Helgoländer etwa anderthalb hundert größere und kleinere Ruderböte und dann ungefähr ein Duzend sogenannte Deckschiffe, als Kutter, Kuffen, Tjalken u. s. w., die einen feststehenden Mast und eine kleine Kajüte im Hinterteil des Schiffes haben. Das größte Fahrzeug der Insel ist eine Schnigge, helgolandisch en Sneek, mit zwei kleinen Masten. Zu Anfange dieses Jahrhunderts gab es solcher Schiffe noch über ein Duzend; daneben gegen 40 sonstige Deckschiffe und über 100 Schaluppen. Im Jahr 1700 hatte die Insel noch eine Menge Gallioten; die Dänen konnten in Glückstadt 9 davon anhalten.

Das Zusammenschmelzen der helgoländer Marine hat in der zunehmenden Mittellofigkeit und Laubheit, hauptsächlich aber auch in der Unsicherheit des Hafens seinen Grund. Zu Manzaus Zeiten gewährte der Süderhafen allein über 100 Lastschiffen Raum und Schutz; jetzt liegen die Schaluppen nicht einmal sicher, und die Deckfahrzeuge überwintern zum Theil in Rughaven.

Die Fahrzeuge gehören theils Einzelnen theils Gesellschaften. Namentlich bestehen unter den Fischern Kampenien, von denen etnlige mit mehreren Slupen arbeiten. Man hat die Einrichtung, daß Arbeiter und Schiff gesondert in Betracht kommen. Manche arbeiten ohne Theil am Schiff zu haben, und Manche haben

Theil am Schiff ohne zu arbeiten. Ein paar Wohlhabende besitzen sogar mehrere Schiffe, ohne jemals zum Fischen oder zu sonstigen Fahrten persönlich mit auszugehen. Es ist das eine wohlthätige Einrichtung; denn es wird dadurch möglich, daß sich Reiche und Arme nach Maßgabe ihrer Kräfte theilnehmen können. Die Anthelle heißen Barten oder Lotten; es gilt dabei der durchgreifende Grundsatz, daß die Schaluppe oder das Boot ein Lott hat, oder dem Anthelle eines „vollen Mannes“ gleichgestellt wird. Auch bei Spazierfahrten wird dieser Maßstab angewendet. Fahren zwei Ruderer aus, so bekommt der Eigner oder die Eigenthums-gesellschaft des Boots ein Drittel und jeder Ruderer ein Drittel. Nur die Deckschiffe erhalten gewöhnlich zwei oder auch wohl drei Anthelle. Zu gewissen Zeiten wird dann Abrechnung gehalten, was für die Fischer-gesellschaften mit einigen heiteren Nachstunden, die sich in glücklichen Jahren auch wohl zu Tagen und Nächten ausdehnten, verbunden zu sein pflegt.

Die Schaluppen führen nach uraltem Brauch besondere Namen, Farben, Abzeichen, Sinnsprüche und dergleichen. Unsere Argo hatte Namen und Zeichen des Kronengels, wobei die Malerei freilich an die Urzeiten der Farbenkunst erinnert. Dabei war sie „rotbackig“, wie das Geschwader des Odysseus vor Troja, während die übrigen „schön gebordeten Schiffe“ der Griechenflotte dunkel waren. Zu dem gekrönten Engel lasen wir den Spruch:

Der Herr wolle bewahren

Alle, die mit dem Kronengel in See fahren!

An der Steuerruderbank standen die Worte des Jesaias 41, 10:

Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott, ich stärke dich, ich helfe dir.

Ähnliche Sprüche sind an allen Slupen zu lesen; nur die neueste Aufklärung scheint dem frommen Brauche untreu geworden zu sein.

Die Hauptzurüstung zum Fischfang sind die Angelleinen. Jeder Fischersmann, der zu einem vollen Loß theilhaftig ist, muß 8 vollständige Leinen in Bereitschaft halten. Jede Leine besteht aus 7 Abtheilungen und ist 350 Faden oder 2100 Fuß lang; jede Abtheilung hat also eine Länge von 50 Faden. An diese Leine sind in Kasterweiten Abständen dünne Angelschnüre, welche etwa vier Fuß lang sind, befestigt. An den Enden dieser Schnüre finden sich die Angeln mit dem Köder. Das Anknüpfen der Angeln, welche stets frei von Rost sein müssen und deshalb alle paar Jahre gewechselt werden, sowie das Aufstecken des Köders erfordert große Sorgfalt. Eben so ist zum Zusammenlegen der Leinen große Aufmerksamkeit nötig, da das Auswerfen im Segeln, wobei es oft stürmisch genug hergeht, geschehen muß. Jede Leine wird in eine große Mulde, Ohls genannt, gelegt und heißt ein Bak. Da die erste und letzte Angel jeder Abtheilung etwa eine Kaster vom Ende entfernt ist, so hat jede Abtheilung 48 Angeln, jede Leine mithin 336, und das ganze Tau einer Schaluppe, welches aus 12 bis 24 Leinen zu bestehen pflegt, sonach 4032 bis 8064 Angeln und eine Länge von mehr als einer deutschen Meile. Man ersieht daraus, daß der Wert einer solchen Leine für einen armen Fischersmann bedeutend genug ist. Gar Mancher hat schon Leib und Leben eingesetzt, um bei plötzlich einbrechenden Stürmen noch die ausliegenden Leinen zu retten. Zugleich wird klar, welche große Vorsicht nötig ist, damit nicht die Tauc mehrerer Schaluppen, die gewöhnlich nach einer und derselben Richtung ausfahren, in einander geraten.

Wir führten natürlich keine Zurüstung von vielen Leinen, sondern nur ein paar Abtheilungen bei uns. Sobald wir uns möglichst bequem gesetzt und gestellt hatten, wobei auch die abgeschiedenen Räume, welche sonst für die gefangenen Fische dienen, benützt werden mußten, gingen die verschiedenen Vorrichtungen

zur Besichtigung umher; namentlich legten die Frauenzimmer eine große Aufmerksamkeit für die Fangwerkzeuge an den Tag. Dann wurde gesungen, gescherzt, erzählt; ein Schulgelehrter sprach von der Argo und von dem tausendjährigen Schiffe des Theseus, ein Bibelmann von der Arche Noah, die vor Jahren ein Holländer nachgebaut habe; ein Anderer erinnerte sich bei dem Kronengel, daß Paulus unter dem „Panier der Zwillinge“ von Malta nach Syrakus gefahren sei; ein Schöngest zog Tegners Frithiofsage hervor und redete, als die Wellen höher gingen, unser Schiff an:

Da nun gilts zu zeigen,  
Ob du birgst, Gilda,  
Mut in eisenfester  
Hochgewölbter Brust!

So kamen wir eine ziemliche Strecke hinaus. Da aber die See immer bewegter wurde, trat die leidige Seekrankheit in Aller Sinn. Zwar wurde beschlossen, das Wort bei Strafe, den Haifischen vorgeworfen zu werden, nicht über die Lippen zu bringen; allein es bewirkte das keineswegs, daß Alles hinter den Lippen zurückgeblieben wäre. — Ein berühmter Dichter hat die Seekrankheit als das beste Mittel gegen glückliche und unglückliche Liebe bezeichnet; zeitweilig bewährt sich das gewiß.

Jemand warf die Frage auf, warum wohl Homer der Meerübelkeit nicht gedente, da er doch mehrere Seefahrten ausführlich erzähle und Einiges, z. B. das Segelstreicheln Mastniederlegen und Anlanden, so genau schildere, als habe er es den helgolander Stupen abgesehen. Die Ansichten darüber waren verschieden. Einer meinte: wahre Helden können doch unmöglich — wasserkrank werden; jedoch ließ er sich selber dadurch nicht abhalten, kurz nachher heldenmütig über Bord zu sehen. Ein Anderer hielt dafür, daß ein solches Uebel zu unästhetisch sei, um einen Gegenstand homerischer Dichtung abzugeben, wodurch sich aber wiederum eine Nachbarin nicht abhalten ließ, auf der andern

Seite sich — über Bord zu neigen. Ein Dritter vermutete, das klassische Alterthum habe das Ungethüm gar nicht gekannt, wogegen aber alsbald der Schulgelehrte sich nachdrücklich erhob, da die Griechen zweifelsohne die Nausia gehabt hätten. Noch ein Anderer war des Bedünkens, daß Odysseus allerdings seenuwohl gewesen sein möge, daß dies aber nur generaliter in den „vielen herzkränkenden Leiden“, welche der göttliche Dulder ausgestanden habe, angedeutet worden sei. — Was meinst du dazu?

Wir waren nunmehr weit genug hinausgekommen, und es wurde mit dem Auswerfen der Angelleine begonnen. Es geschieht dies, so viel als möglich, in süd-nördlicher Richtung, damit der Flut- und Ebbestrom, welcher eine westöstliche Richtung hat, durch die am Boden liegenden Angelschnüre klar hinziehen kann und sie nicht verwickelt und mit Schmutz bedeckt. Das Auswerfen geschieht seit uralten Zeiten unter gewissen Formeln und Gebetsprüchen, welche von Geschlecht zu Geschlecht überliefert noch heute fast eben so klingen mögen, wie vor vielen Jahrhunderten. Sie werden von jedem ächten Fischer treu bewahrt und heilig gehalten. Es kommen zwar verschiedene Abweichungen, z. B. hinsichtlich der Anrufung Gottes und des „Herrn Jesus Christus“, vor, doch werden auch diese wieder von mehreren Personen gleichlautend angegeben, so daß sich wahrscheinlich mehrfache Ueberlieferungen nach verschiedenen Fischervereinen gebildet haben. Im wesentlichen stimmen indessen alle überein.

Die Gebräuche beginnen mit dem Auswerfen der Boje. Diese ist ein schwimmendes Merkzeichen für den Anfang der Leinen, um nötigenfalls von hier aus, wenn sich Unfälle ereignen sollten, die ausgeworfenen Angeln wieder einziehen zu können. Sie ist zu dem Ende mit dem Abzeichen der Kompagnie versehen. Am Ende ist das Tau eines kleinen Ankers befestigt und an diesen Anker wird zugleich der Anfang der Fischerleine geknüpft. Das

Auswerfen der Tonne geschieht durch den Vorman oder Vordermann, welcher der Jüngste und in der Regel noch ein Anfänger ist, der zu  $\frac{1}{4}$  oder  $\frac{1}{2}$  Bart fährt. Er ruft dabei: Alläst! — ein altes unübersetztes Wort, das an das bekannte „Alas Köln!“ erinnert und nach Heilens so viel andeuten soll, als „um oder mit Erlaubniß, von Gott den Segen zu erbitten“.

Sobald der Schiffer oder erste Mann, der hinten am Ruder ist, des Vormanns Ruf hört, antwortet er: Liat skätt ün Gottes Namen! d. h. laß schließen in Gottes Namen! Zugleich überreicht er den kleinen Anker, woran die Tonne mit dem Tauc befestigt ist, dem zweiten Mann, welchem das Auswerfen der Angelleine obliegt, und ruft dabei: Anker!

Der zweite Mann antwortet: „Anker met Gott! Ei komm wër met moi Wër, en gudd Fang en gudd Skott, kloar Gesecht, en gudd Verstand, en behüllen Gudd, en frei van Fasting, en frei van Menschen!“

Das heißt: Anker mit Gott! Ei komm wieder mit schönem Wetter und gutem Fang und gutem Stromzuge, mit klarem Gesicht, und gutem Verstande und gehaltenem Gut, frei von Festhaltung und frei von Menschen!

Der Stromzug bezieht sich auf Ebbe und Flut; er muß, wie schon bemerkt, quer durch die Angelleine gehen, damit die einzelnen Schnüre sich frei entfalten und die Fische „mehr Spielraum“ haben. Das klare Gesicht zielt auf die gehörige Beobachtung der in der Nähe Fischenden ab, der gute Verstand auf genaue Beachtung von Wind und Wetter, das behaltene Gut auf den Wunsch, daß Alles glücklich zurückkommen möge — frei vom Festhalten, nämlich an Steinen und Rissen im Grunde — und frei von Menschen, d. h. ohne Beeinträchtigung und Schädigung von Seiten der Nachbarn, und früher auch wohl von Seiten der Seeräuber und Raper.

Wenn der zweite Mann den Anker fallen läßt, ruft er: Diärgungt er hen — da geht er hin! und der erste Mann lüftet den Gut oder den Südweßer und betet: Herr, auf dein Wort! Segn' us Ännernehmen!

Run werden die Angelleinen nach und nach ins Meer gelassen, wobei der dritte Mann stets eine neue Leine bereit halten und auf den Ruf: Bak af, Bak weg! die beiden Enden zeitig mit einander verknüpfen muß. Jede erste Abtheilung einer Leine hat einen kleinen Anker. Der Ruf: Anker mit Gott! wird daher öfter wiederholt, ohne indessen die ganze Gebetsformel im Gefolge zu haben.

Soll mit der letzten Leine begonnen werden, so hat der dritte Mann: Baketille! zu rufen. Es ist das ebenfalls ein alter Ausdruck, der so viel andeuten soll, als: „Achtung! die Leinen gehen zu Ende.“ Versäumt der dritte Mann den Ruf, „so hat er im Nu eine derbe Ohrfeige vom Schiffer am Kopf, als Warnung, seine Pflicht nicht wieder außer Acht zu lassen.“ Man könnte daher bei dem Worte an das altfriesische bakka, die Backe, denken; allein richtiger möchte es sein, den Ausdruck von Bak und tilla, aufheben, in die Höhe heben, herzuleiten.

Es muß nämlich nunmehr vom vierten Mann oder Vorman der Bootsanker, welcher mit dem Ankertau am Bordtheile des Schiffes befestigt ist, in Bereitschaft gehalten und daran das Ende der letzten Leine befestigt werden. Beginnt die letzte Abtheilung der letzten Leine, so ruft der Schiffer: Letzt Lin geit!

Der dritte und vierte Mann begeben sich nach vorn zum Focksegel und jener antwortet: Vorman steit! Geht auch die letzte Abtheilung zu Ende, so befehlt der Schiffer: Fock omlæg! streicht das Focksegel!. Sobald dies geschehen, wird der Bootsanker ins Meer gelassen, das Großsegel gestrichen, der Mast nieder-



gelegt und etwa eine halbe Stunde Raft gehalten, während welcher Zeit etwas Brot und Brantwein genossen, bei ruhigem Wetter auch wohl Kaffe gekocht wird.

Ist die gehörige Zeit vorüber, so schreitet man zum Einziehen der Anker und Leinen. Das Einholen liegt zunächst dem vierten Mann ob, während der Schiffer die Fische von den Angeln nimmt, zählt und sondert, und der zweite und dritte Mann die Schaluppe langsam in der Richtung der ausgeworfenen Leine zurückrudern. Beim Abnehmen von der Angel wird das Bluten befördert; was den helgolander Fische einen Vorzug vor den mit Netzen gefangenen geben soll.

Zunächst wird also der Bootsanker eingeholt. Kommt der erste Knoten des Ankertaues, so ruft der Bormann: Knöp tom iärsten — Knoten zum ersten!

Der Schiffer antwortet: Ûs Herrgott segn' us met Roehen, Kablag en Wettleng de miärsten! Unser Herrgott geb' uns segnend Roehen, Kabeljaue und Schellfische die mehrsten!

Kommt der Anker selbst, so ruft der Bormann: Krüz! weil der Anker ein kreuzartiges Ansehen hat. Der Schiffer antwortet: Ûs Herrgott help us met Glück na us Lieben hen t' Häs! — unser Herrgott helfe uns mit Glück zu unsern Lieben hin nach Hause!

Jetzt geht's an das Einziehen der Angelleine selbst. Sobald der Bormann den ersten Schellfisch gewahr wird, ruft er freudig: Blank! und der Schiffer antwortet eben so vergnügt: Gott sei Dank! De hat er, well's Gott, allén nig wesen — der ist, will's Gott, nicht allein dagewesen!

Dann kommen nach und nach mehrere zum Vorschein, wenn der Tag nicht allzu unglücklich ist oder die Haifische nicht allzu viele weggefressen haben. Dies geschieht namentlich in den wär-

meren Monaten und wenn die Leinen nicht schnell genug eingeholt werden, so daß die Stierhälse Zeit genug haben, ein paar Mahlzeiten hinter einander zu halten.

Diesmal nun sollten die Haißische nicht nur Nichts wegmausen, sondern sich vielmehr selber an die Angeln fressen; allein sie ließen dies bestens bleiben. Schon war eine volle Leinenabtheilung eingezogen und das Jubelwort „Blank“ immer noch nicht erschollen.

Beim Eintreffen weiterer Schellfische sagt der Bormann: Diar kommt dan en wan ian muär — da kommt dann und wann noch einer mehr. Der Schiffer antwortet: Ei liat's kôm an Gotts Namen! nog kan't help.

Mitunter kommen auch wohl zwei Schellfische zugleich, die sich in ihren Angelschnüren verwickelt und gleichsam umklammert haben; dann ruft der Bormann: Klamm om! und der Schiffer antwortet: Ei, det es 'n gudd Têken — ei, das ist ein gutes Zeichen!

Bei Beginn der fünften Leine wird der Bormann vom dritten Mann abgelöst, dieser bei der neunten vom zweiten Mann zc., da das Einziehen der Leinen ein schweres Stück Arbeit ist und ein paar Hände erfordert, deren Haut nicht allzu zart sein darf.

Sobald alle Leinen eingeholt sind, lüftet der Schiffer wieder den Südwestler und betet: Gott sei Dank för dinnen dolleng! mären muär — Gott sei Dank für diese heute! morgen mehr.

Eine andere Schlußformel ist noch vorsichtiger gefaßt und lautet: mären muär en nig minner — morgen mehr und nicht minder!

Hierauf wird der Mast wieder aufgerichtet und mit gespannten Segeln der Heimat zugeeilt.

Bei anderen Fischfängen, z. B. beim Sandspieren- und

Dorfsfang, sind solche Gebetsprüche nicht mehr üblich. Nur einige Alte heben noch mit einer stillen Anrufung den Südwest, wenn die Netze und Leinen gestellt sind.

Unsere Heimkehr ging langsam, aber ohne Fährlichkeit von Statten. Da der Wind etwas entgegen war, so mußten wir lavieren, also einige Male wenden oder durch den Wind gehen. Auf den Ruf: ro! rauschten dann jedesmal die Segel über unsere Köpfe hin und wer nicht Hut oder Kopfschutz verlieren wollte, hatte sich demüthigt zu bücken. Das Wenden eines Schiffes kann in doppelter Weise geschehen, durch Halsen und Stagen. Beim Halsen fällt das Schiff vom Winde ab, dreht sich vor dem Winde herum und gelangt so auf der andern Seite wieder an den Wind, um einen schrägentgegengesetzten Lauf als vorher zu nehmen; beim Stagen aber, was auch über Stag gehen oder wenden schlecht hin genannt wird, geht das Schiff durch den Wind und gelangt so, aber einfacher, in dieselbe Lage. Wind und Strom zc. müssen entscheiden, welches Manöver anzuwenden ist. Ein Schiff segelt am Winde, wenn der Luftstrom in einem spitzen Winkel, also in weniger als acht Hauptkompaß- oder Windrosestrichen, deren es bekanntlich 32 gibt, in die Segel fällt; vor oder mit dem Winde aber geht es, wenn das Gegentheil der Fall ist. Die helgolander Stupen können, wie schon erwähnt, noch mit 5 bis  $4\frac{1}{2}$  Strich am Winde fahren, d. h. sie sind so gute Windbenutzer, daß der Luftzug mit dem Kiel des Schiffes von vorn einen sehr spitzen Winkel bilden kann und doch noch erfaßt wird. Wenn also der Wind aus Osten kommt, so kann die Schaluppe den Kurs Südost zum Süden oder Nordost zum Norden halten, mithin bei geringer Abdrift erfolgreich gegen den Wind an.

Dies alles und noch vieles Andere kann man bei einer helgolander Haifisch-Partie lernen. Und mancher Uebersetzer und

Novellenschreiber würde wohl gethan haben, wenn er einige Studien auf Helgoland gemacht hätte.

Die Aus- und Heimfahrten der Fischer verlaufen aber nicht immer so ruhig und regelmäßig, wie oben geschildert ist.

Am Morgen des 28. November 1835, erzählt Heikens, gingen zwei und vierzig Slupen mit 168 Mann auf den Fischfang. Kaum hatten sie ihre Angelleinen ausgeworfen, als sich Sturm erhob. Die Fischer wollten ihre Geräte nicht im Stich lassen, und strengten alle Kräfte an, dieselben dem Meeresgrunde zu entreißen. Darüber ging viel Zeit hin und der Abend kam heran, ehe sie die Nähe der Insel erreichten. Die Brandung hatte sich bereits um die ganze Insel verbreitet und nirgends schien ein Durchkommen möglich. Die ältesten Seeleute auf dem Lande begannen zu verzagen. Man zählte die näher kommenden Schaluppen — bis zwanzig — zuletzt bis dreißig; darüber wurde es Nacht. • Alles eilte nun zum Strande hinunter, um jedes einzelne Boot, welches sich durcharbeitete, willkommen zu heißen. Gegen acht Uhr Abends kamen die letzten, bis auf eins, welches ein Raub der Wellen geworden war. Der Sturm hatte sich unterdessen verstärkt. Die Schaluppen lagen selbst auf der Rhede nicht mehr sicher. Acht Mann sprangen in eine Fölle, um ihr in Gefahr schwebendes Fahrzeug mit einem neuen Anker zu versichern. Allein sie kamen nicht wieder. Da wagten achtzehn rüstige Männer ihr Leben, um mit einem großen Ruderboote die Fölle aufzusuchen. Aber auch dieses Boot kam nicht wieder. Die Besorgniß um die sechs und zwanzig Menschen stieg von Stunde zu Stunde. Das Wehklagen wurde allgemein. Die rabenschwarze Nacht ließ die nächsten Gegenstände nicht erkennen. In schrecklicher Ungewißheit wurde sie hingebracht; bis endlich gegen fünf Uhr der Sturm sich legte und Ruderboot und Fölle wohlbehalten herannahen. „Unbeschreiblich war die Freude, welche alle Herzen ein-

nahm. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde über die ganze Insel; an alle Thüren und Fenster der Häuser wurde angeklopft mit der frohen Nachricht; die sechs und zwanzig Vermißten sind gerettet.“

Die Freude und Theilnahme bei solchen Vorfällen ist allgemein. Kommt ein Schiff vom Festlande und hat über einen Vermißten gute Kunde, so kündigt es dies schon von fern durch Aufziehen einer Flagge an. Begegnen sich helgolander Schiffe in See, so schwenken die von der Insel Kommenden nach uraltem Brauche drei Mal den Südwestler um den Kopf, zum Zeichen, daß Alles wohllauf ist. Unterbleibt der Gruß, so hat sich irgend ein Unfall ereignet.

Der Schellfischfang beginnt im Monat Februar oder März und hört im Juli auf. Anfangs müssen die Fische oft gegen zehn Meilen in See aufgesucht werden. Nach und nach kommen sie näher. Die letzten Wochen werden dazu verwendet, um den eigenen Bedarf zu fangen und einzusalzen oder zu trocknen, weil der Transport zu den Marktplätzen nicht wohl mehr möglich ist. Im Herbst fängt man um die Mitte Oktober wieder an und hört mit dem Zufrieren der Flüsse auf. Die ersten Schellfische im Frühjahr werden oft mit 1 Mark das Stück bezahlt. Heikens rechnet den Sommergehalt eines vollen Mannes im Mittel auf 50 bis 60 Thaler h. R. und den Herbstverdienst auf 20 Thaler, wovon aber die Ersatz- und Besserungskosten für die Leinen und 20 Mark für ein Mädchen, welches der Hausfrau helfen muß, abgehen. Der Rest bleibt also kärglich genug! In glücklichen Jahren verdient der Mann wohl über 100 Thaler. Im Frühjahr 1854 erwarb Einer 225 Mark. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts schlug Hasselmann den Gesamtverdienst der Insulaner bei der Fischerei auf 45,000 Mark, den Erwerb beim Lotsen und Bergen auf 60,000 Mark jährlich an.

Die Fischermädchen bilden auf Helgoland eine eigne Klasse der Bevölkerung. Ihre Beschäftigung ist während der Monate des Fischfangs eine mühsame; beim Aufstecken des Köders, wozu stets zwei Personen erforderlich sind, müssen sie in der unbequemsten Stellung Stunden lang platt auf der Erde hocken. Dafür haben sie aber alljährlich eine Feierwoche und einen Festtag, den St. Johannistag, wo es hoch hergeht. Fällt dieser Tag nicht auf einen Sonntag, so wird der nächste Sonntag als der Hauptfeiertag betrachtet. Sie puzen sich dazu aufs beste. Schon einige Tage zuvor werden Blumenkränze und Laubgewinde, soweit die Insel Stoff dazu bietet, angefertigt, womit sie ihre Buden und Versammlungszimmer auszuschnücken wissen. Dann wird gesungen und gejubelt, gegessen und getrunken, umherspaziert und getanzt, von einem Morgen bis zum andern. Auch haben sie nach altem Brauch das Recht, allerlei Schabernack zu verüben, die Schafe auszumilken u. s. w.. Vor Allem aber wird getanzt, wozu natürlich auch die Fischerburschen, die vierten und dritten Männer, sowie die ältern Lehrlinge und Anfänger, welche sich noch durch Laufen, Becken und dergleichen Beschäftigungen zum vierten Mann emporschwingen müssen, eintreffen.

Das Tanzen scheint überhaupt eine große Neigung der Helgoländerinnen zu sein. Fünfzig- und sechzigjährige Frauen sind mitunter noch tanzlustig, und siebenzig- und achtzigjährige lächeln mit dem ganzen Gesicht, wenn sie sich an die Zeiten erinnern, wo sie zu einander oder zur Springbude gingen, die hölzernen Bantoffeln vor der Thür stehen ließen und höstettelt oder in Hosen en Soeken, d. h. in Strümpfen und Socken mit untergenäheten Segeltuchsohlen, herjubelnd umherflogen. Eigentlich aber war's kein Umherfliegen, sondern mehr ein Drehen und ein Auf- und Niederfliegen. Auch jetzt ist der Raum manchmal so klein, daß das Galoppiren und Walzen nur ein Drehen um die eigne

Achse ist. Zu Anfange dieses Jahrhunderts gab's noch keinen besondern Tanzboden. Eine Breterbude mit holpriger Tenne von gestampfter Erde genügte. Darum waren die Segeltuchsohlen unter den Socken nicht unnötig, denn lederne Schuhe zum Tanz kannte man noch nicht. Ein blinder Geigenkünstler machte auf seinem Verjöl die Musik; aber so lebendig erklangen seine Töne den genügsamen tanzfrohen Herzen, daß ein paar lustige Grossmütter noch alle seine Tänze und Takte, seine Walzer und Pölsken zu singen wußten.

Der Tanzboden oder das Springhäus ist auf dem Oberlande. Früher lag er an der Nordseite und hieß Road-Wäter, das Rote-Wasser, jetzt wird er das Grüne-Wasser genannt. Er ist mit Ausnahme der Advents- und Fastenzeit jeden Sonntag Abend für Jedermann geöffnet; das Tanzen beginnt gegen zehn Uhr und dauert nur einige Stunden, mit Einschluß der Nachvergönungen aber häufig bis zum Morgen. Am Eingange wird ein Eintrittsgeld von 4 Schillingen erhoben; man erhält dagegen eine Karte die am Schenktische für ein Glas Grog oder dergleichen angenommen, von Fremden aber gewöhnlich an einem der Nil-Tänzer zur Aufmunterung überlassen wird. Der Nil gibt bei Manchen für einen helgolandischen Nationaltanz, ist aber sicher nur der englische reel oder Gaspeltanz, der aus den Hochlanden stammt, und besonders von den Matrosen geliebt wird. Der helgolander Nil wird von einem Tänzer mit zwei Tänzerinnen, oder auch von zwei oder drei Partien, unter einer Menge hüpfender Bewegungen ohne sonderliche Schönheit und Anmut getanzt. Die wenigsten Helgoländer lieben den Tanz. Doch finden sich immer einige, die gegen eine kleine Bewirtung und gegen Bezahlung der Musik bereit sind, den „fremden Herren und Damen“ den Anblick einer solchen Körperbewegung zu gewähren. Auf Helgoland gewesen zu sein und das Grüne-Wasser nicht besucht zu haben, würde ärger

sein, als Rom zu verlassen, ohne den Papst gesehen zu haben. Die fürnehmsten Frauen halten es nicht für einen Raub, den niedrigen Raum zu betreten. Das Benehmen der jungen Leute ist frei, aber im Ganzen gestittet. Das Rauchen ist nicht verboten. Die Tanzordnung hatte den besondern Artikel: „Dem Anstande gemäß werden die Tänzer gefälligst ersucht, nicht mit bedecktem Kopfe zu tanzen“. Die Musik besteht meist aus vier Mann. Im Roten-Wasser meine ich vordem nur drei gesehen zu haben; doch standen diese dem Einklange nicht viel weniger fern, als der spätere Bierklang. O diese Harmonie der viere! Ich will nicht gerade behaupten, daß sie an dem Wegbleiben der Haringe aus den helgolander Gewässern schuld sei; aber ich finde doch in meinem Gedächtnisse nur Eins, was mich an Töne von einiger Ähnlichkeit erinnert. Das sind die „Flaschbier“ meines seligen Dorfschulmeisters. Der würdige Mann suchte nämlich sein kärgliches Einkommen dadurch etwas zu erhöhen, daß er alljährlich seinen Schülern ein „Flaschbier“ gab, d. h. die Kinder gaben ihm Flachs, und er gab ihnen Bier oder, weil er das dem zarten Alter für angemessener halten mochte, Kaffee und Zwieback. Zugleich aber — und das war die Hauptsache — ließ er einige Stunden tanzen. Dieser Tanz war natürlich eine freudige Aussicht fürs ganze Jahr. Gewissermaßen war er auch eine Art Versöhnungsfest, an welchem das große Schuldbuch zerrissen wurde;

Alle Wunden, die er geschlagen,  
Alle Leiden, die wir getragen,

wurden dann vergeben und vergessen, bis am nächsten Tage eine neue Zeitrechnung begann. Die Musik nun zu diesen Tänzen wurde in der Weise bewerkstelligt, daß der einzige Dorfmusikus eine Art Violine spielte, einer von uns Jungen aber, auf einem Schemel stehend, auf gut Glück verschiedene Bastöne dazu her-



vorbrachte, womit natürlich gewechselt wurde. Man kann denken, von welcher Art die Harmonie war. Und doch meine ich, sie habe lieblich geklungen gegen die Musik der helgolander Virtuosen. So kann eine Jugenderinnerung und Eigenliebe verblenden!

---

Zeitvertreib. Seepflanzen und Meerethiere. Inselbeleuchtungen.  
Dünensfahrten.

Wer längere Zeit auf Helgoland leben muß, ohne eine regelmäßige Beschäftigung zu haben, wird sich irgend einem Zeitvertreib, einer Liebhaberei, oder einem Laster ergeben. Bei aller Neuheit des Anfangs werden die späteren Tage leicht einformig und langweilig. Trotz aller Bäder, Strandläufe, Frühstücke, Spazierfahrten, Sonnenuntergangsbetrachtungen, Ball- und Theeabende, bleiben noch Stunden genug, welche ausgefüllt sein wollen. Da geht denn Jeder seinen besonderen Neigungen nach: die Einen lesen, wozu der wackere Landesälteste und Lotsenofficier H. Bredau stets einen kleinen Büchervorrat bereit hält; die Anderen spielen oder kegeln; die Dritten und Vierten lieben und lassen sich lieben; die Fünften und Sechsten suchen sich gegenseitig eins anzuhängen; die Siebenten stiften Ehen; die Achten forschen Natur; die Neunten — die Musenkinder — machen Verse und schreiben sie andern Tags in die Badekarren, zum Beispiel:

„Es macht mir viel Vergnügen,  
Im Wasser hier zu liegen“;

oder ergreifender:

„All mein Sehnen will ich, all mein Kränken“ —

so war die erste Lesart, dann ist verbessert worden:

„All mein Sehnen will ich all mein Kränkeln  
Zu der Nordsee tiefe Flut versenken,  
Aber meine Liebe nicht!“

Anderer üben andere schöne Künste. Noch Andere sammeln Steinchen und Strandmuscheln, wie Caligula seinen Soldaten thun ließ, zum Zeichen, daß sie den Ocean gesehen u. s. w.

Auch der gute Zwicklein hatte sich einer besondern Liebhaberei ergeben, nämlich dem Studium der Fische. Aber er kam dabei mitunter in arge Not, weil die helgolander Fische zu den gelehrten Namen und Beschreibungen in seinen Büchern nicht immer passen wollten, oder weil sonstige Dunkelheiten verblieben. So konnte er nicht herausbringen, warum die Sandspiere oder der Sandaal *Ammodytes tobianus* heiße. Ich wußte es natürlich auch nicht, behauptete nun aber um so zuversichtlicher, daß dieser Name von Tobias junior herrühre, der nach der Bibel, als er über Land nach Meden zum Geldeinmahnen gegangen und nebenbei auf die Freite geraten, von einem solchen Fische im Wasser Tigris ins Bockshorn gejagt worden sei, und nach Tob. 6, 3 jämmerlich geschrien habe: „O Herr, er will mich fressen!“ Anfangs schien meinem Freunde das einzuleuchten; als er aber nachher die fingerlangen Sandspieren gesehen hatte, war er dem Dinge weiter nachgegangen, und versicherte mir nun triumphirend, daß unter dem Fisch Tobias „vielleicht ein elektrischer Fisch“, jeden Falls aber ein größerer Fisch zu verstehen sei, die winzigen Sandspieren aber offenbar weder zu den Bitterrochen, *Torpedo*, noch zu den Bitterwelsen, *Malacopterus electricus*, noch auch zu den großen Fischen, deren Leber „böse Geister“ vertreiben könnte, gehörten; weshalb die Bezeichnung *tobianus* einen andern Ursprung haben müsse. Ich wollte nun die Sache so wenden, als sei *tobianus* ein Fuldigungsname. Der junge Tobias sei ohne Zweifel, meinte

ich, einer der ältesten Fischfänger und Ichthyologen, und verdiene den Schuldigungsbeweis wohl nicht minder, wie Einer oder der Andere von den Vielen, nach denen Brehm seine Vögelarten und Andere ihre Schnecken, Würmer, Quallen, und sonstiges Gethier benannt haben. Aber damit kam ich vollends schön an! Der sonst so sanfte Mann wurde förmlich vorstig. Was ich denn denke? Wie ich ihm zumuten könne, solche Abgeschmacktheiten zu glauben?...

So kann man um allen Kredit kommen!

Ich ergab mich in mein Schicksal. — Bald darauf aber fand ich den Eifrigen schon wieder im Streit wegen ein paar kleiner Fische, gegen die er vorzugsweise mißtrauisch geworden war. Ein Fischer wollte ihm einen zwei Finger langen Fisch für einen „Stör“ verkaufen. Das soll ein Stör sein? meinte aber Zwicklein verächtlich; gehen Sie doch, das ist ja ein Knurrhahn!

Ein Knurrhahn? — Nein, mein Herr, dies hier ist ein Knörrhahn!

Das? Das ist kein Knurrhahn — Trigla gurnardus — das ist ein Seeteufel!

Nicht doch! Dies hier ist ein Seeteufel!

So stritten sie sich eine Weile. Endlich aber gab der Fischer eine Schlußantwort, die ungefähr so lautete, wie der Endsbescheid jenes Bauern, der Jemandem einen Vogel für einen Dompaffen verkauft hatte, in welchem der Käufer, bei Nicht besehen, einen gemeinen Sperling erkennen wollte: Ja, nömme hei den Vogel as hei well; ech segge Dompape!

Uebrigens nennen die Helgolander den Seeteufel, *Lophius piscatorius*, wirklich Stör. Auch der Meerscorpion, *Cottus scorpius*, wird häufig so genannt. Der eigentliche große Stör, der royal fish des englischen Rechts, der *Acipenser sturio*, kommt in der Nähe selten zum Vorschein, heißt aber bei den Insulanern ebenfalls Stör. Nach naturgeschichtlichen Büchern sollen sie den

Seeteufel Seewolf nennen, was ich nie gehört habe. Die Engländer sagen sea-devil, fishing-frog, monk etc.

Das Feld der Naturbetrachtung ist bei Helgoland weit und reich. Eine Fülle der seltsamsten Formen und Gebilde ladet zum Beobachten und Sammeln ein, und ist auch für Denjenigen belehrend und unterhaltend, der sich um die Erforschung der Natur nicht geschäftsmäßig kümmert, und die *sosquipedalia verba hybrida*, die halbsprechenden griechisch-lateinisch-barbarischen Klostermafs-Namen der Gelehrsamkeit, schlecht zu handhaben weiß. Man kann Stunden lang sitzen und das Farbenspiel, das Entfalten und Zusammenziehen der Seeraupen und Seerosen, das possirliche oder gemessene Behaben einiger Krabben und Krebsarten, die zierliche Gestalt und millionenfach auseinanderstießende Verzweigung der Seegewächse betrachten, ohne zu ermüden. Der merkwürdige Bau eines Seeeigels und die Erforschung seiner inneren Theile kann allein ganze Tage beschäftigen. Besonders heiter nimmt sich das Gebahren der kleinen Einsiedler in den Krebelschneckenhäusern 2c. aus, namentlich wenn sie darauf ausgehen, sich neue Wohnungen zu suchen, ohne die alten eher aufzugeben, als bis sie von den Vorzügen der neuen Gehäuse überzeugt sind. Das vorsichtige Untersuchen und schnelle Aus- und Einschlüpfen ist höchst drollig. Sie sind auch bissig und geraten um eine Fliege, die man ihnen gibt, leicht in den heftigsten Streit, bis einer die Beute davonträgt.

Daß es auch an Männern von Fach nicht fehlt, welche auf Helgoland ihre Pflanzen- und sonstigen Kenntnisse und Sammlungen erweitern, ist leicht zu denken. Mancher hat schon Bad und Kur aus den Augen verloren, um seinen Untersuchungen nachzugehen. Ein ordentlicher Kranker jedoch wird sich nicht so sündlich gegen seinen Leib vergessen, sondern den Naturschmuck und die Naturforschung mehr als einen reizenden Liebesgruß betrachten,

den ihm die vorüberrauschenden Stunden und Tage zu träumerischem Nachsinnen zuwinken.

Am meisten Aufmerksamkeit erregen gewöhnlich die vielen Seepflanzen. Ich will aber mich und Dich, lieber Leser, nicht mit den zahlreichen Familien, Gattungen und Arten der Länge, welche von den tausend bekannten Algenarten bei der Insel vorkommen sollen, behelligen. Was hilft es viel, wenn ich sage, es finde sich: *Cystosira siliquosa*, *Seytosiphon lomentarius*, *Demarestia aculeata*, *Sphaerococcus Brodiaei*, *Hutchinsia byssoides*, *Callithamnium corymbosum*, *Cladostephus myriophyllum*? Während einige Namen mit der Beschaffenheit der Pflanzen gar nichts gemein haben, sind andere so weit her- und zusammengeforscht, daß sie Dem, welcher sie verstehen will, das Leben fast eben so sauer machen, als Denjenigen, welche sie oft schreiben oder aussprechen müssen.

Die Algen stehen neben den Moosen der Landpflanzen. Ein allgemeinerer Name ist auch Tang, Seetang, helgolandisch Tung, bei den Engländern sea-wood. Linne zerlegte sie nur in wenige Gattungen. Sein Landsmann Agardh aber und andere, wie Lamouroux, Stackhouse, Lyngbye &c., haben aus den verschiedenen Fucus-, Konferven- und Ulvenarten zahlreiche Geschlechter gebildet. Vom Fucus sind nur wenige Namen unverändert geblieben. Darunter zwei, die besonders häufig bei Helgoland sind: Blasentang, *Fucus vesiculosus*, und Sägentang, *Fucus serratus*. Der letztere findet sich viel zum Süden und Westen der Insel an Steinen und Gebälk; er ist häufig mit Pflanzenthieren und Wurm Schnecken oder Spirorben und dergleichen besetzt. Auf dem Blasenfucus finden sich kleine rostbraune Wasserfäden, *Conserva ferruginea*.

Dagegen ist Linnes Schotentang, *F. siliquosus*, von Agardh in *Cystosira siliquosa* umgetauft worden. Aus dem

Zucker- und gefingerten Fucus sind Laminarien geworden, *Laminaria saccharina* und *digitata*. Beide kommen in endloser Menge bei Helgoland vor; der letztere in langen Riemen auf drei bis vier Fuß hohen Stängeln; der erstere in handbreiten, zwei bis drei Klafter langen, wogenden Bändern. Er ist in der Jugend meist grünlich und wird später kastanienbraun. In großer Menge, in langen, ziehenden Strängen, kommt auch der Bindfadentang vor, von Agardh *Scytosiphon filum*, Faden-Leder-Röhre, genannt. Sehr häufig und in zahlreichen Formenverschiedenheiten findet sich *Fucus crispus*, von später *Sphaerococcus crispus*, krauser Kugelfruchttaug, benannt. Er wird auf Island und den englischen Inseln gesammelt und als Nahrungsmittel und zur Arznei für schwächliche Kinder und Brustfranke verwendet. Ähnliches geschieht mit anderen Tangarten.

Zu den schönsten Tangen gehört der gefiederte Fucus, *F. plumosus*, später *Ptilota plumosa* genannt; er muß aber vorsichtig und vor eintretenden Stürmen gesammelt werden, weil sonst die feinen Flaumblättchen zerrissen werden. Häufiger und nicht minder beliebt ist das Purpurgeslecht, *Plocamium coccineum*, das nach jedem starken Wellengange in handgroßen Büscheln am Strande der Düne und der Hauptinsel gefunden wird. Es ist meist von roter Farbe und entfaltet sich, gleich mehreren andern Seealgen, wenn man es zerlegt und in Wasser über Papier ablaufen läßt, zu den feinsten und graziösesten Zweigen und Linien, in immer kleineren und leichteren Ausspizungen dieselben Formen und Abästelungen wiederholend. Unter kundigen Händen breitet es sich zu den anmutigsten Gestalten und Verzierungen aus. Gepreßt und getrocknet kleben die feineren Zweige so leicht und zierlich am Papier, wie die feinste Malerei. Manche wissen gewandt allerlei Gebilde, wie Blumen Namenszüge Gebüsche Wäldchen und dergleichen, daraus zu formen. Man muß sich aber

hüten, die Pflanzen zu lange im Wasser zu lassen, weil sie sich sonst entfärben und bald, wie fast alle Tangarten, zu Pflanzenschleim auflösen. Im Herbst hat das Purpurgeflecht oft kleine dunkelrote Knötchen, welche einen abgetrennten Zweig wie ein niedliches Fruchtbäumchen erscheinen lassen. Ähnliches zeigt sich beim *Sphaerococcus purpurascens*, dem purpurröthlichen Kugelfruchtang, im Vorfommer.

Gleichzeitig mit dem *Plakodium* und häufig damit verwachsen findet sich *Ceramium rubrum*, jung gelbröthlich, später bräunlich, und an gabelförmigen Schößlingen kenntlich. Ueberhaupt kleben verschiedene Tangarten oft so an einander, daß man meint, sie wären aus einem Stamm entsprossen. Viele, namentlich die kleineren Arten, hocken häufig, einige immer an andern. Irrend eine Grundlage aber scheinen die Keimaugen aller zu bedürfen, um sich entwickeln zu können. Einige Krabbenarten sind im Frühjahr oft ganz von Tang bewachsen. Die größeren Fucusarten klammern sich außerordentlich fest an Steine und dergleichen an. Die von Stürmen ausgerissenen Stämme, tragen gewöhnlich ein Stück mürben Gesteins in den Wurzeln mit sich. Zum Wachsthum ist eine gewisse Nähe zu Licht und Luft erforderlich. An tieferen Stellen findet sich kein Tang. Doch soll es in einigen Meeresstrichen, z. B. am Kap Horn, Tange von mehr als zweihundert Faden Länge geben. Eine merkwürdige und räthselhafte Erscheinung ist seit Kolumbus Zeiten die große Fucusinsel oder Tangwiese des Atlantischen Oceans gewesen. Sie umfaßt viele tausend Geviertmeilen und besteht aus schwimmenden Tangmassen, *Fucus natans* oder *Sargassum bacciferum*, von den Engländern gulfweed genannt, bald zerstreut, bald in dichten Anhäufungen sich findend. Kolumbus schiffte vierzehn Tage darin und konnte einige Male nur mit Mühe Bahn gewinnen. Ueber Entstehung und Grundlage dieser Fucusmassen scheint noch immer Ungewißheit zu herrschen; man glaubt, daß an die alten Stämme sich immer neue



Pflanzen anhaften und so fortwuchern, ohne daß eine Verbindung mit dem Meeresgrunde bestehe. Einige nehmen ein Forttreiben der ganzen Bank seit Kolumbus an, da dieser sie unterm 20. Grad n. B. fand und sie jetzt hauptsächlich unterm 27. und 28. Grade sich erstreckt. Eine englische Beschreibung zu einer Karte des Atlantischen Ozeans dehnt die Sargassosee noch weiter als beide Punkte aus; etwa zwischen dem 18. und 36. Breitengrade, N. N. W. und N. W. von den Inseln des Grünen Vorgebirges, sei das Meer gleich einer überschwemmten Wiese mit Büschen Gulfweed bedeckt—like an inundated meadow with bushes— in some places very abundant, and in others more dispersed.

Zu den feinsten und zierlichsten Tangen gehören mehrere Hutchinsien- und Etkokarpen-Arten, welche schon die leiseste Anregung in eine schwankende Bewegung setzt. Außerordentlich zart und reingefärbt sind viele Solenien oder Falkentange und die Ulven oder Hauttange. Ich finde in einer Naturgeschichte die Behauptung, daß die grüne Pflanzenfarbe unter Wasser einem unreinen Gelb gleiche; allein bei Solentien und der *Ulva latissima* ist das nicht der Fall; man kann sich kein reineres und volleres Grün denken, als diese Pflanzen in einigen Frühjahrestagen haben, ehe sie durch Wind und Wetter, namentlich während der Ebbezeit, gelitten haben. Und dabei sind die gefalteten Streifen und breiten Klappen so leicht und fein wie ein Hauch.

Die vorherrschenden Farben bei den Tangen sind Grün und Rot. Ein sehr lebhaftes Rot haben zwei geblätterte Algen, *Delessertia sanguinea* und *D. alata*, von denen die erstere, *Fucus sanguineus* bei Linne, frühzeitig gesammelt werden muß, wenn man vollständige Schößlinge und Blätter haben will; denn Wellen und Wind zerreißen sie leicht.

Im Ganzen kommen über hundert Arten Algen bei Helgoland vor.

Eine merkwürdige Pflanze ist die *Corallina officinalis*, die häufig auf der Weißklippe und den Seehundsklippen wächst. Während die meisten Tange leicht zu Schleim zerfließen, ist jene in und außer dem Wasser knochenhart, wie Polypenkorallen zu betrachten, und hat daher auch bis auf die neuesten Zeiten für ein Thiergebilde gegolten. In den Apotheken wurde sie vordem zur Bereitung eines niederschlagenden Pulvers verwendet.

Dagegen gibt es wieder eine Menge Thiere, namentlich auf den größeren Tangarten und auf Muschelschalen festhängend und sich ausbreitend, welche von Unkundigen meist für Pflanzen gehalten werden. Andere werden mit Angelhaken und Hummerkörben aus der Tiefe heraufgezogen.

Auch Seegrass, *Zostera marina*, welches in bekannter Weise zur Anfertigung von Matragen gebraucht wird, kommt zwischen der Insel und den Dünenriffen vor.

Alle diese verschiedenartigen Gewächse werden bei heftigen Stürmen losgerissen und zum Theil in großer Menge an den Strand geworfen. Zuweilen liegen Hunderte, ja Tausende von Fudern am Unterlande und bei der Düne aufgehäuft. Sachkundige meinen, daß die Tangmassen, wie an andern Küsten, vortheilhaft zur Gewinnung von Kelp, Jodin &c. benutzt werden könnten. Es ist auch ein Versuch gemacht worden, aber bald wieder eingegangen. Die Arbeitslöhne sind auf der Insel sehr hoch; und selbst zu arbeiten oder sich in müßigen Stunden mit geringem Verdienst zu begnügen, das ist nicht Jedem gegeben. Zu Hunderten hungern Junge und Alte, und vornehmlich die Jungen, oft Tage lang umher, und könnten sich doch sehr nützlich beschäftigen. Auch als Nahrungsmittel, als Schaffutter &c., wie auf den nordischen Inseln geschieht, benutzt man den Tang nicht. Einige Wenige verwenden ihn als Dünger. Die Kartoffeln sollen aber im ersten Jahre schlecht darnach schmecken. Mitunter werden

die verfaulenden Massen, erfüllt von einer Unzahl von Fliegen, Maden und Strandflöhen, von den Helgoländern Hupskers genannt, sehr lästig. Wollen sich die Nasen der Badegäste bei der steten Versicherung, daß der Geruch des Seetangs äußerst gesund sei, gar nicht mehr beruhigen, so wird auch wohl der Versuch gemacht, Etwiges den Wellen zurückzugeben.

Weniger reich ist Helgoland an Landpflanzen. Besondere Aufmerksamkeit haben *Cochlearia danica* und der am östlichen Klippenrande wachsende wilde grüne Kohl, *Brassica oleracea*, erregt. Auch eine in England eigenthümliche Pflanze, *Cerastium tetrandrum*, soll nach Röding auf der Insel gefunden worden sein. Auffallend ist ein Stück Wiesenland bei der großen Sapskuhle, das über und über mit Duwock, *Equisetum arvense*, bedeckt ist. Für die meisten wildwachsenden Pflanzen haben die Helgoländer keine Namen; sie sagen bloß Krüd, Kraut. Nur wenige heben sie besonders hervor. Die roten Futterkleeblumen nennen sie Sigers, die Kettenblumen Läsblömken. Das Gänseblümchen, das in allen Welttheilen zu Hause sein soll, nur nicht in Nordamerika, fehlt auch auf Helgoland nicht; es heißt Kläwwblömk und ist eine wahre *Bellis perennis*, vom ersten Frühlingshauche bis in den spätesten Winter hinein, so weit der Hunger der Schafe es nur irgend zuläßt. In den Gärten wird ein Kraut gehegt, welches man Johannis-kraut nennt. Doch habe ich nicht vernommen, daß es zu Amuletten oder dergleichen benützt worden, wie das Johannis-kraut der Seherin von Brevorst, das auch Hartheu, Teufelsflucht, *Hypericum perforatum*, genannt wird, und von dem es heißt:

Doste, Harthan, weiße Heib.

Ihun dem Teufel alles Leid!

Die Helgoländer hängen aber ihr Johannis-kraut (*Sedum telephium*?) unter den Boden; besonders am Johannis-tag. Die saftigen Stängel

schlagen kleine Wurzeln und die Einsaugung aus der Luft ist so groß, daß die Pflanzenspitzen sich emporrichten und noch Monate lang fortwachsen und blühen. Geschieht das, so stirbt Det, für den das Kraut aufgehängt worden ist, in dem Jahre noch nicht.

Auch die dürre Sanddüne ist nicht ohne Pflanzen. Besonders gedeihet Sandroggen oder Sandhafer, Sandhaargras — helgol. Hallem — *Psamma arenaria*, *Elymus arenarius* — die mit ihren klastertlangen faserreichen und vielverschlungenen Wurzeln die ganzen Dünenhügel durchdringen und ihre natürlichen Schüzer gegen Verwehen und Verschwemmen bilden. Außerdem erregen ein paar saftige Pflanzen mit lillafarbigen Blumen — *Kakile maritima*, Meersenf — die Aufmerksamkeit.

Eine Pflanzensammlung und einige Pflanzenkenntniß besitzt auf Helgoland auffallender Weise Niemand, trotz der vielen Langweile! Doch beschäftigen sich Mehrere, insbesondere der Hummerfischer Thaten, mit dem Aufleben der Lauge, welche die Fremden besonders lieben. Mehr hat man sich mit anderen Gegenständen befaßt. Die Zugvögel sammelt und beobachtet der Maler Heinrich Gätke. Als geschickte Jäger und Ausstopfer empfehlen sich die Gebrüder Delrich und Klaus Neudens auf dem Oberlande. Gätkes Sammlung ist wahrhaft ausgezeichnet. Der geniale Mann ist nicht bloß ein tüchtiger Seemaler, sondern auch ein vorzüglicher Vögelzeichner und Vögelausstopfer auf der Insel geworden, die er 1838 betrat und, gefesselt von einer schönen Anglo-Helgoländerin, nicht wieder verließ. Eine reichhaltige Sammlung helgolander Versteinerungen hatte Pastor Langenheim; sie ist aber leider nach dessen Tode von der Insel verschwunden. Auch einigen Seethieren hatte derselbe seine Aufmerksamkeit gewidmet. Eine Seerose oder Seeanemone — *Actinia holsatica* — von ausgezeichnete Größe und Schönheit erhielt er mehrere Jahre lang in einer Schale am Leben. Das Thier wurde aber immer kleiner

und ließ seine eigenen Jungen, wie Vater Saturn seine Kinder, verschwinden.

Zum Zeitvertreib im Großen gehören die Insel- und Grotten-erleuchtungen, welche alljährlich ein paar Mal veranstaltet werden. Sie sind in Erfindung und Ausführung das Verdienst des Bade-arztes Dr. v. Aschen, und übertreffen Alles, was ich bisher im Fach der Feuerwerkerei unter und über der Erde, in Höhlen und Bergwerken, zu Land und zu Wasser, in Deutschland und London gesehen habe. Mag man an der Umfahrt Theil nehmen oder vom Inselrande aus zusehen, das Schauspiel ist herrlich . . . .

Um acht Uhr schifften wir uns ein. Der Abend war mild, das Meer still, der Himmel dunkel und verschleiert. Nicht immer trifft sich's so günstig; denn da nicht allein die Bitterung, sondern auch Ebbe und Flut in Betracht kommen, weil die besten Klüfte und Leuchtplätze bei hohem Wasser nicht zugänglich sind, so fallen nur selten alle günstigen Umstände in eine passende Abendstunde zusammen. Damals aber hätten wir's nicht besser wünschen können.

Der Zug ging vom Vorlande aus, die nordöstliche Inselwand entlang; voran ein Boot mit Fackelmännern, dann das Signalschiff, dann die Musik, deren langgezogene Klänge das God save the Queen über das sanftathmende Meer hingleiten ließen. Dazwischen erschollen die Ruderschläge der nachrückenden Fahrzeuge, wie sie sich eben ordneten und die Einschiffung bewirkt hatten — gegen hundert Böte und Jollen, mit Badegästen und Insulanern dicht besetzt. Dann und wann stieg eine Leuchtkugel empor, während die Fackeln ihren grellen Schein bis an die hohe Felsenwand der Insel hinüberflattern ließen. So kam der Zug unter Scherz und Gesang bei der Nordspitze an. Hier dehnte er

sich mehr in die Breite. Ein Zeichen erfolgte; in der Klust des Nordhorns tauchte ein Flämmchen auf, und plötzlich, wie durch Zauber, schoß eine dunkle Glut empor, das Felsenthor und die Inselwand mit zuckendem Schein übergießend. Ein jubelnder Beifallsruf flog durch das ganze Geschwader, das nun um die Norddecke bog und längs der Westseite der Insel hinglitt. Hier entfaltete sich das Schauspiel in voller Pracht. Vom vordern Schiffe zischten Raketen auf Raketen empor, und immer neue und neue Wunder tauchten in den Klüften und Buchten und weiten Felsengäßen auf: dort eine flackernde Theertonne, hier der magische Schein bengalischen Feuers, dort Leuchtkugeln in glühender Farbenpracht, dort Schwärmer mit prasselndem Geknatter zerfliehend; dabei der Widerschein in der Flut, die Schlaglichter und Schwaden an den zerklüfteten Felsen und Pfeilern, die im Lichtblitz auftauchenden Zuschauer oben, und die riesigen Schatten der tanzen- den Jungen an der mächtigen Inselwand — denke dir dies alles, und nimm die ziehenden Klänge der Musik und den Hauch der Nacht und der Flut, nimm Lippen, bald frohlockend, bald lautlos schweigend, und Augen, bald lächelnd, bald selig in Thränen schwimmend — nimm den ganzen, namenlosen, ewig unaussprechlichen Klang entzückter Seelen hinzu: und du hast das schwache Abbild eines Abends, wie nur Helgoland ihn bietet!

Ein ander Mal war ich nicht zu Schiff. Ich begleitete den Zug am obern Rande des Felsens. Welch ein Schauspiel da zu meinen Füßen! Erst schweigendes Dunkel in der graufigen Tiefe; dann aufflammende, flackernde Feuer; dann stille Leuchtkugeln in blendender Helle wie aus einer tiefen Lichtquelle emporsprudelnd; dann auffausende Raketen, im Duft des Himmels wie im Widerschein der Flut in tausend glühende, farbige, funkelnde Sterne zerstrühend!

In den letzten Tagen unseres Beisammenseins brachten wir noch einen Nachmittag auf der Düne zu. Ein heiterer Sonnenblick und ein gefangener junger Seehund, der mit seinen schwarzen Glanzaugen den Meisten noch eine neue Erscheinung war, lockte uns hinüber. Die kleinen Unbesonnenen, nämlich die jungen Seehunde, strecken sich mitunter so behaglich in den Sand und schlafen so fest, daß der Dünenwirt sie beschleicht und am Schwanzende festhält, während das scharfe Gebiß des steifen Vordertheils vergebens in die Luft beißt. Es gibt dann einige Schillinge „für's Befehen“ und zuletzt fette Bissen für den Thrankeffel. Die Seehunde und Robben, namentlich auch die *Phoca vitulina*, sollen zuweilen Thränen vergießen wie ein Mensch. Von den Löwenrobben und Bärenrobben werden sogar noch andere menschliche Dinge erzählt. Die *Phoca leonina* soll im Alter einen „grauen Kopf“ bekommen und sich „hinter den Ohren krägen“ können. Die *Phoca ursina* lebt in Vielweiberei. Das Männchen liebt wie ein Mann und straft die Weibchen, welche bei einem Angriffe die Jungen im Stich lassen, nachdrücklichst. Sind die Weibchen wieder zu sich gekommen, „so kriechen sie wie ein Wurm dem Männchen demütig zu Füßen, küssen sie und vergießen Thränen in solcher Menge, daß sie wie aus einem Destillirhelm die Brust herabtröpfeln“. Sollte man's glauben?! Ist das nicht mehr als menschlich? Auch wenn sie nicht mehr entfliehen können, sollen die Robben weinen. Ich selbst habe es nicht gesehen, obwohl ich mehrere Gefangene betrachtet habe. Es waren freilich noch unbedachtsame Junge.

Im Sommer 1845 wurde ein solcher Gefangene befreit. Es bildete sich eine allgemeine Seehundsbefreiungsgesellschaft, um die *Phoca* anzukaufen und unter feierlichem Gepränge ins Meer zu entlassen. Am 26. August versammelten sich am Strande des Unterlandes die Philosophen beiderlei Geschlechts, bildeten „der

Freiheit eine Gasse“ und sahen, wie der Befreite unter den Tönen einer Galoppade dem Meere zuschritt. Er blickte dabei verwundert genug umher; auch im Wasser sah er sich noch ein paar Mal um, als wolle er sagen: na, so was ist mir doch noch nicht vorgekommen! Ob er Freudenthränen vergossen hat, kann ich nicht sagen.

Dies Mal aber erhob sich kein Befreier . . . Ein anderer Scherz füllte unsere Stunden, bis der letzte Tagesstrahl von den sanft bewegten Palmen der Sandhügel schied. Ein junges Mädchen behauptete von einem Herrn beleidigt zu sein und verlangte eine kniende Abbitte; dem widersetzte sich aber die Braut desselben, und der Bärtige meinte, ein Mann könne das gar nicht, nur Weiber dürften knien, nicht Männer. Der gesammte Frauenkreis loderte natürlich über solche kegerische Grundsätze auf; die meisten Herren stimmten ebenfalls bei, da sie vermutlich schon unterschiedliche Male auf den Knien gerutscht hatten. Man wollte den Freveler säu-pen, verhanden, kahl-scheeren — als Jemand daran erinnerte, daß der Uebelthäter doch erst zu hören und zu richten sei, ehe er gestraft werde. Man möge, meinte er, ein Beispiel an dem Gerechtigkeitsfinne des hohen Rats von Basel nehmen, welcher einst einen Hahn, der ein faules Ei gelegt, erst dann zum Feuer-tode verurtheilt habe, nachdem ihm rechtliches Gehör gewährt worden sei; man möge der Sitte der Minnehöfe gedenken, die gleichfalls nur nach Urtheil und Recht zu Bußen und zur Gewährung des Pfandes „der verliebten Erbarmung“ angehalten hätten. Das fand Anklang. Eine Oberrichterin und ein Ankläger wurden ernannt; die Uebrigen waren Geschworene und Volk. Die Anklage ging natürlich auf Hochverrat und Majestätsbeleidigung — gegen das weibliche Geschlecht. Sie stützte sich besonders auf die männliche Gelenksamkeit und nahm es als ein althergebrachtes unveräußerliches Recht der Frauen in Anspruch, kniend um Liebe



angefleht zu werden, weil das Höchste und Reichste, wie eine kaiserliche Beilehnung, nur kniend empfangen werden könne.

Die Vertheidigung aber lautete etwa so:

Knien ist ein Zeichen von Unterwürfigkeit. Männer aber sollen den Weibern nicht unterwürfig sein; das streitet gegen die Geseze der Natur und der Schrift. Denn es heißt: Ihr Weiber, seid unterthan euren Männern! Der gerühmte alte Brauch ist ebenfalls nicht vorhanden. Daß Adam gekniet habe, bevor er in den Unglücksapfel gebissen, sagt die Geschichte nicht. Die Griechen und Römer wußten ebenfalls nichts von Knien; die alten Deutschen auf der Bärenhaut auch nicht. Nur die Entartung des spätern Südens konnte sich so weit vergessen, vor Weibern in den Staub zu sinken; der deutsche Norden hat es schwerlich gethan. Ein Sproß des edlen Geschlechts von Münchhausen hielt einst in geradester Stellung um eine Schöne an. Als sie ihm zur Bedingung machen wollte — zu knien? nein, das nicht, nur seinen roten Bart abzuschneiden, erwiderte er: Ne, ok nich dat Härken! Und sie nahm ihn doch. (Zeichen des Mißfallens.) Was soll auch ein Mann zu den Füßen der Geliebten? Ein Liebender wird sein Mädchen ans Herz ziehen, sie erheben, daß die Sterne des Himmels wie ein leuchtender Schmuck ihr zu Häupten glühen; aber sich selbst zu Boden werfen kann er nicht. Die Liebe kennt und fordert auch kein Erslehen; sie weiß von keinem Geben und Nehmen; sie ist ein unbewußtes Erblühen, ein unfreies Ausströmen alles Herzens und aller Seele, ein willenloses Aufsaugen verwandter Gluten und verwandten Lebens. Und was gewinnt eine Frau, die einen Flehenden zu Füßen sieht? Vielleicht das Gefühl der befriedigten Eitelkeit, aber nimmermehr die Wonne eines erfüllten Herzens. Das Weib aber wird sich selig preisen, das bei allem Stolz der jungfräulichen Seele vor einem geliebten

Manne in voller Demut zusammensinken darf und leise hauchen:  
nimm mich ganz dahin! —

Natürlich wurde der Uebelthäter schlankweg schuldig erkannt; er mußte kniend vor einer hübschen Witwe, die als Vertreterin des beleidigten Geschlechts gelten sollte, Abbitte leisten. Zur Strafverschärfung wurde ihm auferlegt, es in Versen zu thun, weil er oft eine grelle Abneigung gegen alles Reimen und Versemachen an den Tag gelegt hatte. Indes büßte er nicht nicht ohne Beifall:

Mit Donnerkeilen in der Hand,  
Mit Blitzen in den Blicken,  
So find' ich dich am Meeresstrand;  
Getroffen sink' ich in den Sand,  
Und sinke — mit Entzücken.

Ob Scherz oder Ernst dabei überwiegend war, ahnten wohl nur die Fühlfäden des weiblichen Herzens. Als wir aber spät heimkehrten und eine weiche selige Nacht auf dem Meere lag, das bei jedem Ruderschlage in tausend glühenden Tropfen aussprühete, da, meine ich, wären sich mehr als ein Paar Hände, die plätschernd und spielend in die kühle glimmende Flut hinabtauchten, nicht fern und fremd geblieben.

Leuchtturm. Kirche. Wieben Peter und die Ditmarschen.  
Landeshoheit.

---

Es lohnt sich sehr, dann und wann die eiserne Wendeltreppe des Leuchtturms hinaufzuklimmen. Man hat auf der Galerie, welche um das Lampenzimmer läuft, eine herrliche, nach allen Seiten freie Aussicht auf's Meer, so daß man eine Kreisfläche, welche wohl über hundert Geviertmeilen umfassen mag und mitunter mehr als hundert vorüberziehende Handelsschiffe gewahren läßt, überblicken kann. Mit Fernröhren sind bei hellem Wetter die nächsten Inseln zu entdecken; gute Augen sehen auch ohne solche die Thürme und Leuchtfeuer von Wangeroge und Neuwerk. In einiger Entfernung vom Leuchtturm steht die alte Feuerbake oder Feuerblüse, ein viereckiger flacher Backsteinthurm, welchen die Hamburger statt der vormaligen „Laterne“ mit Gestattung des Herzogs von Schleswig-Holstein anlegten, nachdem sie sich 1673 wegen des möglichen Schadens verbindlich erklärt hatten. Es wurde dort ein offenes Steinkohlenfeuer unterhalten, welches in stürmischen Winternächten eine große Masse Brennstoff verschlang und die glühenden Schlacken oft weit umherschleuderte, selbst bis auf die vormaligen Stroh- und Binsendächer der Häuser, ohne daß sie jedoch jemals zündeten. Die Wirkung soll stärker, jedoch nicht so regelmäßig und sicher, als die des gegenwärtigen Lampenlichts, ge-

wesen sein. Dieses wird durch einen doppelten Kranz von 12 und 12 Lampen, welche mit parabolischen Platinaspiegeln versehen sind, hervorgebracht. Es steht fest, während das Licht von Wangeroge sich dreht, so daß alle Minute eine dunkle Stelle und darauf wieder eine Leuchte zum Vorschein kommt. Das Leuchtzimmer ist rund und hat oben eine Wandung von großen dicken Glasscheiben, die zuweilen durch Steine, welche der Sturm vom westlichen Inselrande herausschleudert, geknickt werden sollen. Solche Stellen werden dann mit einer gewissen Graufigkeit, etwa wie der Teufelsdintenflex auf der Wartburg, gezeigt und betrachtet. Zur Winterszeit wird das Leuchtzimmer geheizt; in harten Wintern, z. B. 1812, vermochte man aber die Scheiben nicht frei vom Eise zu erhalten. Das Anzünden der Lampen beginnt zu allen Jahreszeiten mit dem Augenblicke des Sonnenuntergangs. Die Kosten der Beleuchtung werden vom Trinity-house in London getragen, das dafür in den benachbarten Häfen ein Lichtgeld erheben läßt, aber nur von englischen Schiffen. Außer zweien Lichtwärttern ist auch ein Agent, der zugleich das gesammte Bakenwesen zu überwachen hat, bestellt. Er steht nicht unter dem Gouvernör und dem Kolonialamt, sondern eben unter dem Vorstande des Trinity-Hauses, eines londoner Vereins, der durch eine Akte der Königin Elisabeth zur Errichtung von Baken und sonstigen Seemarken bevorrechtet ist, und auch nach Helgoland von Zeit zu Zeit ein Schiff mit Vorräten sendet. Der neue Leuchthurm ist 1810 erbaut worden. Der alte dient seitdem als Signalstelle, hat aber auch in dieser Hinsicht meist ruhige Tage.

Der neue Thurm mag etwa 60 Fuß hoch sein, also etwas niedriger, als der berühmte Leuchtkoloss von Rhodus; dabei ist er schimmernd weiß, aber nicht von Marmorplatten, wie der Pharos vor Alexandrien, sondern von Tünche und Delanstrich. Seine Lage ist nach Schumachers Ermittlung, der zu dem Ende

1825 eine Sternwarte auf der Insel errichtet hatte, 54° 10' 49,91" nördlicher Breite und 7° 53' 4,2" östlicher Länge von Greenwich.

In der Mitte des Thurmes befindet sich ein freistehender Kasten, welcher eine Uhr enthält. Dieselbe schlägt indessen nur; es ist wegen der starken Erschütterungen durch Stürme nicht möglich gewesen, an dem außen befindlichen Zifferblatte einen Zeiger im Gange zu erhalten. Auch der Kirchturm hat keinen gangbaren Zeiger. Der an demselben befindliche Weiser steht wie der Uhrzeiger zu Röcheln fortwährend in aufrechter Richtung; doch geschieht dies nicht zum Andenken eines daran hängengebliebenen und geretteten Vogelfängerjungen, sondern weil das ganze Uhrwerk seit Jahren in Stillstand geraten und später ganz weggenommen worden ist. Beide Uhren stammen aus England, das auch im Jahre 1819 zu einer umfassenden Kirchenausbesserung und zur Errichtung eines Bollwerks an der Treppe 3300 Pfund Sterling hergab, und in den dreißiger Jahren das Schul- und Pfarrhaus bauen ließ.

Die Kosten der Kirchenbauten und Besserungen sind von jeher wegen der Stürme sehr bedeutend gewesen.

Im sechszehnten Jahrhundert hatte die Kirche, wie Neoforus erwähnt, ein „doppeltes Sperrwerk“; die Nordseite hatten die Insulaner, die Süderhälfte die Bremer in Gebrauch. Sie scheint mehr östlich gelegen zu haben, als die gegenwärtige; wenigstens ist dies vom Kirchhofe nach Neoforus' Schilderung anzunehmen. Auch spricht Knobloch ausdrücklich von einem „alten Kirchhofe, wie man den Ort daherum nenne“, von dem zuweilen Stücke an der Nordseite abfielen, wo dann unterschiedliche goldene silberne und messingene Münzen gefunden worden seien. Die Münzen erinnern an die Sitte des deutschen Alterthums, den Todten ein Fährgeld mitzugeben, namentlich in den Mund zu legen.

Der erste Kirchenbau, von dem man Genaueres weiß, ist 1609 an der Stelle, wo „die jetzige Kirche steht“, vorgenommen worden. Er hielt aber kein Jahrhundert aus. Schon 1686 mußte die Kirche niedergedrückt und von Grund aus neugebaut werden. Statt des Thurmes wurde einstweilen ein hölzerner Glockenstuhl errichtet. Der Thurmbau wurde am 30. Juni 1705 begonnen und am 12. August 1706 mit dem Aufsetzen des Knopfes beendet. Die Glocke hat wiederholt umgegossen werden müssen. Altar und Kanzel sind neuerer Arbeit. Ein paar silberne Altarleuchter erinnern an den Aufenthalt des 1809 entthronten Königs von Schweden, welcher der Kirche 1000 Mark zu einer beliebigen Anschaffung geschenkt hatte; sie sind deshalb bezeichnet als: „Geschenk von Sr. Majestät dem Könige Gustav Adolph IV. von Schweden — im Jahre 1811.“

Unter der Decke der Kirche hängt die Nachbildung einer bewaffneten Rauffahrteifregatte, die ein Helgoländer führte. Auch früher war ein Schiff aufgehängt.

Das Neueste in der Kirche ist die Orgel. Sie wurde erst vor einigen Jahren angeschafft und das Geld dazu unter den Bürgern und Badegästen gesammelt. Seitdem hat sich der Kirchengesang bedeutend gehoben, während er früher etwas an die Beschreibung erinnerte, die Alkuin von dem Kirchengesange der Franken macht, trotzdem, daß diese schon lange eine Orgel hatten. Alkuin vergleicht jenen Gesang mit dem Geheul wilder Thiere und mit dem Rasseln eines Wagens über einen Knüppeldamm. So arg war es nun freilich auf Helgoland nicht; aber eines Sonntags rief doch der alte Schullehrer und Vorsänger, ein geborner Norddeutscher, verzweiflungsvoll aus: *Kinners, dat geit sau nig! wi mott et anners ansangen!* Uebrigens konnte der gute Mann auch in der Schule nicht immer den ordnungsmäßigen Gang und Einklang aufrecht erhalten; er pfliegte dann, wenn Bakel und Strafesel nicht

mehr ausreichten, zu sagen: Awer, awer, et kummt en Dag, da will ech lachen un gi schalt wenen!

Das älteste Stück in der Kirche ist wohl ein großer schwerer metallener Taufkessel, der an sechs Eimer Wasser faßt. Eine Jahreszahl habe ich nicht gefunden. Näheres weiß Niemand. Wäre der „heiligste Kessel“ der alten Simbern nicht nach Rom geschenkt worden, man hätte jenen vermutlich dafür gehalten.

An den Wänden der Kirche hängen einige Pastorenbildnisse und ein größeres zerlöcheretes Delgemälde, welches nicht ganz ohne Wert zu sein scheint. Dagegen ist die Bemalung der Emporen, welche die biblische Geschichte von der Erschaffung Adams bis zu Pauli Schiffbruch umfaßt, nur Handwerksarbeit. Doch hat der Künstler für die dreihundert Mark, welche ihm gezahlt sein sollen, immerhin genug geleistet, da er auch noch die Decke mitangepinselt und zum Schluß sogar die „Geduld“ hat malen müssen. Dem Teufel hat er bei der Versuchungsdarstellung einen Stelzfuß gegeben, weshalb es im Schleswigschen heißt, auf Heiligland gehe der Teufel auf Stelzen. Name und Jahr: Andreas Amelink, pictor, 1687 — sind bei der Geschichte des ungläubigen Thomas angebracht. Weiteres weiß ich von ihm nicht. Seine Werke werden ihm aber kein so herbes Geschick zugezogen haben, als dem Meister Hans Brüggemann von Husum das berühmte Altarblatt der Klosterkirche zu Bordesholm. Der soll von den Mönchen um das Augenlicht gebracht worden sein, damit er kein gleiches Kunstwerk mehr anfertige.

Früher wurden Personen von „Stande“ in der Kirche beigesezt; die Prediger vor dem Altar. So 1713 der Gerichtsschreiber Stieff. Neuerdings hat das aufgehört. Die letzten Prediger sind draußen beerdigt worden. Auch ein Freiherr von dem Busche-Lohe, der sich mit einer Helgoländerin verheiratete und 1840 starb, und ein Freiherr Albert von Dannenberg aus

dem Hause Lüchow, der 1835 beim Baden ertrank, haben ihre Ruhestätte auf dem Kirchhofe gefunden.

An die alte Kirche knüpft sich ein blutiger Vorgang, der zugleich für die Freiheit und Selbstständigkeit der Ditmarschen, dieses Heldenvolks von Bauern, verhängnißvoll geworden ist. Wieben Peter, der Seeräuber von Meldorp, wurde darin belagert und erschlagen.

Dieser Wieben Peter ist nicht mit anderen Peteren zu verwechseln, namentlich nicht mit dem Ruggel-Peter oder Peter Ruggel, einem holsteinschen Räuber, auch nicht mit dem schwarzen und mit dem langen Peter, einem geborenen Silter, der gegen 1517 sein Wesen in der Nordsee trieb, sich „einen Störer der Dänen, einen Strafer der Bremer, einen Empfänger der Hamburger und einen Warter der Holländer“ genannt und seine Beute mit Galgen und Rad auf den Kleidern gezeichnet haben soll. Wieben Peter, ein ansehnlicher, beredter, weit und breit bekannter Ditmarsche, mit einem gewaltigen gelen Barte, war gegen 1545 das Haupt einer Räuberschaar. Seine Geschichte ist folgende.

Einem unvermögenden Manne war um 1539 eine zweifelhafte Erbschaft angefallen, die er an Wieben Peter verkaufte, weil er sich außer Stande fühlte, den Anspruch durchzuführen. Peter klagte, ward aber wiederholt abgewiesen. Auch die Landesversammlung zu Heide, an welche er von dem Obergerichte, den „acht- undvierzig Richtern und Regenten“ des Landes, Berufung erhoben hatte, sprach sich gegen ihn aus. Da setzte sich Peter, das Landesbuch in der Hand, auf ein weißes Pferd, sagte dem Lande, wenn ihm nicht willfahrt werde, Feindschaft an, und schädigte dann die Ditmarschen in alle Wege. Zuletzt wurde er Seeräuber, und wählte unter dem Namen Hans Pomereninl Helgoland zu setnem Schlupfwinkel, von wo aus er namentlich einen



Friesländer beraubte, der zu Büsum Klage erhob. B. d. Decken nimmt an, die Helgoländer selbst hätten den Raubgesellen in der Kirche erschlagen, als er eben vor dem Altare mit Einpackung der geraubten heiligen Gefäße beschäftigt gewesen sei; indessen ist dies nach Neokorus nicht richtig. Vielmehr rückten im Jahre 1545 die Ditmarschen, welche zwei kleine Schiffe mit hundert Mann „vier und zwanzig Tonnen Biers“ und sonstigen Lebensmitteln für mehrere Wochen ausgerüstet hatten, unvermutet gegen ihn an, um ihm das Handwerk zu legen. Um 9 Uhr Morgens am Montag vor Pfingsten kamen sie vor Helgoland an. Anfangs hielten sie die große Mannschaft versteckt und suchten den Räuber herauszulocken; ein Schiff blieb zurück, das andere strich südlich an der Insel vorbei. Allein Peter hatte gerade den größten Theil seiner Beute zur Einnahme von Lebensmitteln nach dem Festlande geschickt. Als er sich nicht blicken ließ, landeten die Ditmarschen. Peter stand ausspähend auf dem Kirchhofe, und hatte „zwei Knoten in den Bart geschlagen“. Er vermutete halb, daß es auf ihn abgesehen sei; denn das gemeine Sprüchwort sage: kein Hund läuft sieben Jahre toll. Er schickte daher den Prediger Lüder ab und ließ fragen, wem es gelte. Die Antwort war, Peter solle sich auf Ditmarschen-Recht ergeben. Das mochte ihm jedoch wenig behagen. Er berief sich auf den König von Dänemark und die Fürsten von Holstein. Die Ditmarschen meinten aber, sie hätten mit diesen nur Liebes und Gutes, Wieben Peter jedoch — will he sich nicht up ein Ditmarsch Recht geven, so wille wi ehnu darup nehmen. Peter rüstete sich zum Widerstande, trank seinen Leuten, so viel er noch bei sich hatte, aus einer hölzernen Kanne herzhast zu, legte zwei eiserne „Barsen“ und einen „ernen Haken“ auf die Kirchhofsbefriedigung und brannte solche auf das annahende Volk ab. Er traf jedoch nicht, weil die „sich bückten“. Neokorus tadelt, daß Peter nicht ein Stück nach dem andern habe

abgehen lassen, um den Erfolg zu sehen und wieder zu laden, und meint, er habe dann in dem einzigen, tief „durchgearbeiteten“ Wege viel Volks erschießen mögen. Die Ditmarschen erwogen dies auch; sie liefen so hastig den Kirchhof an, daß Clawes Lake sine Tuffeln staen laten. Peter zog sich nach vier Schüssen in die Kirche zurück und verrammelte die Thür. Die Ditmarschen setzten den herbeikommenden Bogt zur Rede, warum er ihren Feind in die Kirche gelassen habe und verlangten die Oeffnung derselben. Der Bogt ließ auch die Schlüssel holen; die Angreifer rannten aber die Norderthür mit einem Spriet ein, und versuchten mit einer Leiter auf den Boden zu kommen, auf welchen sich Peter mit seinen Gesellen zurückgezogen hatte. Als dies mißlang, schossen sie gesammter Hand durch die Bodenbreter, bis Blut herniedertroff, drangen dann hinauf, fanden den Anführer todt, von drei Kugeln durchbohrt, schossen den verwundeten Bruder vollends nieder, erschlugen einen Landsknecht und nahmen einen Schrivemann, der sich oben in den Hahnenbalken begeben hatte, gefangen. Dann griffen sie unter tapferer Beihülfe der Helgoländer das Bier an, also daß sofort „wohl vier Tonnen geleddigt“ wurden. Als sie aufbrechen wollten, merkten sie, daß Windstille eingetreten war, und hielten sich noch bis zum Donnerstag in der Bogtei, wobei den auf einen Monat mitgenommenen Vorräten nicht schlecht zugefetzt worden sein mag. Endlich segelten sie mit den Todten und Gefangenen ab. Als sie jedoch bei Dikfand angekommen waren, sind sie „indecktig“ geworden, daß sie in Eifer und Eile die Fleischfässer und Körbe mit Lebensmitteln zurückgelassen hatten. Es wurden deshalb fünf Mann zurückgesandt. Als die in die Wohnung des Bogts gekommen, „haben sie Männer und Weiber bei den hinterlassenen Brocken gefunden; darauf sie ihnen die Fässer und Körbe genommen, das Fleisch aber belassen, deß sich de Hillige-Lander bedanket.“

Man sieht, daß die Ditmarschen sich mit den Autoritäten der Insel recht wohl verständigt hatten. Allein der König von Dänemark, und die Herzöge von Schleswig und Holstein, fanden in diesem Vorgange eine Gebietsverletzung; sie entnahmen daraus einen der vielen Vorwände zum Kriege von 1559, der den Ditmarschen ihre langvertheidigte Unabhängigkeit kostete.

Die Oberherrlichkeit über Helgoland war jedoch in jenen Zeiten nicht unbestritten. Im siebenten und achten Jahrhundert hatte das „auf der Grenzscheide zwischen Friesen und Dänen“ gelegene Eiland wohl unter friesischer Herrschaft gestanden. Radbod, Führer der Westfriesen, nahm dahin vor den Franken seine Zuflucht und sann auf neuen Kampf. In den späteren Kriegen und Kämpfen muß das Verhältniß der Insel zu den Grenzgebirnen vielfach geschwankt haben. Um 768 soll ein dänischer König Gottfried Friesland wie seine Provinz betrachtet haben; Angriffe fehlten gewiß nicht. Möglich, daß er und andere der nordischen Seefürsten zur Zeit der Beutezüge und Völkerwanderungen auf dem Meere vorübergehend auf dem Eilande geboten; möglich auch, ja wahrscheinlich, daß während der dänischen Herrschaft in England, namentlich unter Knud dem Mächtigen, Helgoland als dänische Besitzung und Seestazion behandelt worden ist.

Im Erdbuche Waldemars II., um 1230, wird die Insel Helgoland mit einem Hause aufgeführt. Um 1356, unter Waldemar IV., findet man einen Ritter Zappi auf dem Eilande. Er hatte eine kleine Feste angelegt und beeinträchtigte den hamburgischen Handel. Zu derselben Zeit kommt ein königlicher Staller Zappi auf der Insel Silt vor. Die Helgolander mögen daher den sogenannten Königs-Friesen an der jütischen Küste gleichgeachtet worden sein. Jedenfalls wird die Insel, gleich den nordfriesischen Landen, ein Gegenstand der Unterwerfungslust Waldemars, in dessen Kämpfen mit den holsteinschen Grafen um Schles-

wig, gewesen sein. Mehrere Horden der einst freien Friesen wurden dem König wirklich unterthan; sie waren durch verheerende Seuchen und Wasserfluten geschwächt. Dann aber wandten sich die meisten den Holsteinern zu, weil sie lieber diesen als den Dänen unterworfen sein wollten. Gegen Ende des vierzehnten und zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts war Helgoland der Tummelplatz der Vitalienbrüder oder Likendecker; um 1402 wurde Klaus Störtebeker und Gödeke Michel von den Hamburgern in der Nähe der Insel geschlagen und nebst anderthalbhundert Gleichtheilern hingerichtet. Später legten die hamburgere und bremer Kaufleute Geschäftshäuser auf dem Gilande an; und Bremen war im Besitze des Südertheils der Kirche. Um 1444 hatten Dittmarschen und Friesen einen helgolander Hader. Hamburg soll sogar eine gewisse Schutzherrlichkeit und Gerichtsbarkeit auf der Insel ausgeübt haben, wie man aus einem „Gerichtsbuche“, welches 1448 in usum Hilligelande angefertigt worden ist, geschlossen hat. Auch von einer Verpfändung der Einkünfte Seitens der Herzöge von Schleswig an einen Hamburger Hette Brand ist die Rede; dieser stellte 1439 dem Herzoge Adolph VIII. eine Quittung über berichtigte Schulden aus, behielt sich aber eine Rente, die er zu Hilligelande habe, vor. Nachgehends betrachtete sich Christian I. von Dänemark und Schleswig-Holstein als Herr der Insel. Als um 1462 die Grafen Gerhard und Moritz von Oldenburg um das väterliche Erbe stritten und Christian sich in den Streit mischte, führten die Bremer, welche dem Grafen Moritz beistanden, Gefangene von Helgoland weg. Im Jahre 1470 gab Christian die Insel der Domkirche zu Schleswig — to ewigen tyden to besittende, brukende und to hebbende to erem besten. Später waren seine Nachkommen, die Herzöge von Schleswig, im Besitze.

Die Ansprüche Christians I. und seiner Nachfolger fanden aber bei den Bremern, Hamburgern, Stadern zc. und bei den mit

Hamburg verbündeten Ditmarschen heftigen Widerspruch. Die Insel war den Städtern wegen des Haringfangs von erhöhter Wichtigkeit geworden; Ditmarschen verfocht die Freiheit des Verkehrs. Helgoland, sagten sie, liege „in offener See“ und solle frei sein wie diese. Als nun Herzog Friedrich gar einen Zoll verlangte, kam es um 1496, wie wir schon gesehen haben, zu langen Streitschriften und bald darauf zu verben Faustschlägen. Beide Theile beriefen sich auf Besitzhandlungen und unvordenkliche Zeit. Als das nicht versangen wollte, ließ Herzog Friedrich die Häuser der Bremer niederbrennen, und die Gegner antworteten 1497 mit Vernichtung der herzoglichen Gebäude sammt Gut und Gerät. Im Jahre 1498 kam es zum förmlichen Kampfe. Der Herzog schickte seinen Staller von Eiderstedt mit Kriegsmacht nach der Insel; die Ditmarschen fielen ins Eiderstedtische ein. Von beiden Seiten wurden Gefangene gemacht, bis endlich eine Waffenruhe eintrat. Auch an 130 Ditmarschen waren in Gefangenschaft geraten; später noch 70. Der Herzog erhielt sich aber im Besitz der Insel.

Von da an bis in die neuere Zeit blieb Helgoland ein Zubehör von Schleswig, und ward so in alle jene Schwankungen, Streitigkeiten und Kämpfe, in die vielfachen Theilungen, Verträge und Friedensschlüsse verflochten, welche die Geschichte der Herzogthümer Schleswig-Holstein anfüllen. Um die ferneren Geschehnisse des Eilandes in ihren Veranlassungen und Beziehungen zu erkennen ist es daher nötig, sich zugleich die Geschichte der Herzogthümer zu vergegenwärtigen.

## Schleswig-Holstein und Helgoland.

Dänen und Sachsen sind so verwandter Abstammung, daß sie sich in den ersten Jahrhunderten ihrer Kämpfe noch ohne Schwierigkeit verstanden. Das hat aber nicht gehindert, daß aus den ersten Feindseligkeiten unauslöschlicher Haß geworden ist. So weit die Geschichte Dänemarks und Norddeutschlands reicht, reichen auch die blutigen Schlachten; Kampfplatz und Siegespreis war das reiche Land zwischen der Elbe und dem Belt, zwischen der Trave und der Königsau.

Ueber die älteste Bevölkerung dieses Landstrichs und der benachbarten Gegenden, über Cimbern und Teutonen, Dänen und Jüten, Angeln und Friesen, Ditmarschen und Holtzaten, ist viel gestritten worden. Johannes Müller hat die alten Cimbern von der germanischen Halbinsel verwiesen; Neuere gaben der Chersonesus Cimbrica ihr Recht zurück. Die Friesen sollen bald aus dem südwestlichen Friesland eingewandert sein, bald nicht; die Ditmarschen wurden von den Einen für Friesen, von den Anderen für Sachsen gehalten. Wie dem auch sei, jeden Falles ist die Bevölkerung in den Landen der späteren Herzogthümer fast zu allen Zeiten eine überwiegend deutsche gewesen und geblieben. Namentlich auch in Schleswig. Auf den westlichen Inseln und Küsten wohnten schon Friesen, als die Thaten Beowulfs in dem angel-

sächsischen Liede gesungen wurden; sie erhielten sich lange unabhängig, und wohnen noch da bis auf den heutigen Tag. Aber auch in dem übrigen Gebiete des jetzigen Herzogthums ist das Uebergewicht nach kirchlichem und staatlichem Leben auf deutscher Seite geblieben, wenn auch in den nördlichen Gegenden die dänische Sprache beim Volke vorherrschte. Wie oft die Dänen aus Jütland vorzudringen suchten, sie fanden immer ein deutsches Schwert, das sie heimgagte.

Die verschiedenen Stämme und Zweige des Dänenvolks standen früher unter mehreren unabhängigen Königen; es gab deren in Jütland, auf den Inseln, in Schonen u. s. w. Der Königssitz zu Ledhra ist früh bekannt und in Sagen und Sängen gefeiert. Zur Zeit Karls des Großen war Götrel oder Gottfried ein gefürchteter Heerführer und Beutezügler in Jütland. Seine Brandschagungen und Verwüstungen auf den friesischen und sächsischen Gestaden erregten wiederholt den Zorn des Kaisers. Karl schickte ein Heer gegen ihn. Gottfried wich eilig zurück und besetzte sich zwischen dem Schleibusen und der Westsee durch einen Wall, den nachmals das oft genannte Danewirk ersetzte. Bald darauf traten kaiserliche und dänische Abgesandte zusammen; aber es ward kein dauernder Friede. Um 811 griff Gottfried wiederholt die Friesen an und nötigte den Kaiser zu einem neuen Kriegszuge. Gottfried fiel aber von der Hand seiner eigenen Leute. Sein Nachfolger Hemming schickte Abgesandte, welche mit den Bevollmächtigten des Kaisers die Eider als Grenze festgesetzt haben sollen; nordöstlich wird der Dänenwall und die Schlei die dänische Mark des Kaiserreichs begrenzt haben; später kommt auch eine deutsche Grenzbesetzung zwischen Schlei und Eider vor.

Im folgenden Jahrhundert vereinigte Gorm der Alte die dänischen Stämme zu einer Herrschaft. Die Einfälle und Verwüstungen wurden erneuert. Aber Heinrich I. und seine Nach-

kommen waren nicht dazu angethan, sich Unbilden gefallen zu lassen. Heinrich schlug gegen 934 den König Gorm; Otto der Große drang 965 bis hoch in Jütland vor; Otto II. züchtigte um 974 den König Harald und zwang ihn zur Wiederanerkennung der kaiserlichen Oberhoheit; ein Otto soll zum Zeichen der Besitznahme seine Lanze bei der Insel Mors in den Ottenfund geworfen haben. Ob und wie weit die Grenze des Reichs erstreckt worden ist, steht nicht genau fest; sicher aber wurde die Mark, das Land zwischen Schlei und Eider, gewahrt und unter die Hut besonderer Grafen gestellt. Spätere Könige und Thronbewerber von Dänemark mußten selbst die eigene Krone von den Kaisern zu Lehn empfangen und diesen vasallengleich das Schwert vortragen. Vergebens hat die dänische Eitelkeit das zu bemänteln gesucht. Swen Estridson huldigte Heinrich III., Magnus dem Kaiser Lothar, Swen dem großen Barbarossa; ja dieser wußte sogar den ersten Waldemar, den die Dänen mit Stolz den Großen nennen, so ernstlich zu mahnen, daß der 1158 zum König gewählt nicht allein um Bestätigung nachsuchte, sondern auch 1162 persönlich vor dem Kaiser erschien und als des Reiches Lehnsmanu huldigte.

Freilich haben auch mehrere Kaiser sich nachgiebig und hingiebig gegen dänische Könige bewiesen. Konrad II. verließ 1024 oder 1027 Knud dem Mächtigen die schleswigsche Mark; der junge Friedrich II. war leichtsinnig genug, in einer zu Reg 1214 ausgestellten Urkunde dem siegreichen Waldemar II. alles Land jenseits der Elbe und Eider zu übertragen, um ihn von der Partei Ottos IV. zu trennen. Ja König Albrecht der Habsburger gestand 1304 in vollem Frieden den Dänen dasselbe, mit Ausnahme Lübeck's, zu. Allein das Schwert der Grafen von Holstein brachte wieder ein, was die Kaiser weggegeben hatten. Adolph IV. erstritt 1227 das Land bis zur Eider mit Rendsburg, und hundert Jahre später schaltete Graf Gerhard der Große, ein Mann voll



eiserner Kraft und Härte, in Schleswig, ja in Dänemark selbst, wie der einzige Herr und Gebieter. Von 1332 bis 1340, wo Gerhard unter der Hand eines jütischen Meuchelmörders endete, bestand eigentlich kein Dänenreich mehr; die dänischen Geschichtsschreiber nennen die Zeit das Zwischenreich.

Adolph IV. vertauschte 1240, in Erfüllung eines Gelübdes, das Schwert mit der Kutte und später mit dem Priesterkleid. Ihm folgten seine Söhne Johann und Gerhard. Der erste erhielt Bagrien; sein Stamm erstarb aber schon im nächsten Jahrhundert. Gerhards Söhne und Nachkommen stifteten mehrere Linien, von denen die rendsbürger 1459, die schaumburger 1640 im Mannsstamme erlosch. Zu jener gehörte Gerhard der Große, auch der kahle Gerd genannt; er und seine Söhne und Enkel wußten bei den verschiedenen Erbfällen und Theilungen die meisten Länder Adolphs wieder zu vereinigen. Die Schaumburger besaßen außer der Stammgrafschaft an der Weser nur die Herrschaft Pinneberg mit Altona und einigen Gütern und Rechten in Hamburg, das immer mehr nach Reichsunmittelbarkeit strebte. Eine Schwester Gerhards war an den Herzog Erich II. von Schleswig oder Südjütland verheiratet, und Gerhard erzwang sich die Vormundschaft über ihren minderjährigen Sohn Waldemar, was ihm Gelegenheit gab, noch weiter in die dänischen Händel einzugreifen. Aus der Mark Schleswig, mit dem Grenzbezirke, war nämlich seit dem elften Jahrhundert ein eigenes Herzogthum geworden, das an jüngere Glieder des Königshauses auf Lebenszeit verliehen zu werden pflegte. So waren Waldemar I. und II. und Erich Pflugspennig Herzöge von Schleswig oder Südjütland, ehe sie Könige von Dänemark wurden. Nach Erich erhielt sein jüngerer Bruder Abel das Herzogthum; als dieser nach Ermordung Erichs 1250 den Thron Dänemarks bestieg, behielt er das Herzogthum daneben, ward aber schon zwei Jahre darauf im Kampfe mit den Friesen

besiegt und erschlagen. Er soll in einem Moore seine letzte Ruhestatt gefunden haben, weil man den Spukenden in der Domkirche zu Schleswig nicht dulden wollte. Auf dem Königsthron folgte durch Wahl sein Bruder Christoph I., im Herzogthume durch Belehnung seine eigene Nachkommenschaft. Diese strebte, dasselbe unter Förderung der Grafen von Holstein zu einem erblichen möglichst unabhängigen Besizthum zu machen, was um 1312 gelang; die Könige dagegen wollten das Herzogthum möglichst mit Dänemark vereinigen, was zweien — Christoph II. und Erich von Pommern — die Krone kostete.

Im Jahre 1326 wurde Christoph II. geschlagen, verjagt und vom Throne gestoßen. Graf Gerhard ließ seinen Neffen Waldemar zum König wählen, und sich selber das Herzogthum Schleswig als erbliches Fahnlehn ertheilen. Zugleich wurde festgesetzt, daß Schleswig künftig nie mit Dänemark vereint unter einem Herrscher stehen solle. Diese Sagung ist die in neuerer Zeit so oft genannte waldemarsche Konstitution. Von da an galten dänische Geseze nicht mehr im Herzogthume Schleswig. Zwar wurde Waldemar III. nach vier Jahren wieder Herzog, und Christoph kehrte kurze Zeit auf den Thron zurück; allein in den deshalbigen Verträgen erhielt Gerhard für sich und seine Nachkommen die erbliche Belehnung mit dem Herzogthume für den Fall zugesichert, daß der abelsche Stamm aussterben sollte. Dieser Fall trat schon in demselben Jahrhundert ein. Graf Gerhard VI., des großen Gerhard's Enkel, des weltberühmten Kriegshelden Heinrich des Eisernen oder des Isern Hinrik Sohn, empfing nach langen und schweren Kämpfen mit Waldemar IV. am 15. August 1386 von der Königin Margarethe, als Vormünderin ihres Sohnes Oluf, unter Zustimmung des dänischen Reichsrats, das Herzogthum als ein erbliches Fahnlehn. Nachgehends aber wurde die Erbllichkeit, ja die Belehnung überhaupt, bestritten.

Die „Semiramis des Nordens“, die nach des Sohnes Tode selbstständig den Thron Dänemarks einnahm, hätte gar gern das schöne Herzogthum mit dem Reiche vereinigt. Ihr Großneffe und Adoptivsohn, Erich von Pommern, nicht minder. Die Umstände schienen günstig genug. Margarethe hatte 1397 siegreich die kalmarische Union zu Stande gebracht; Herzog Gerhard war um 1404 in Ditmarschen gefallen; seine Söhne waren unmündig, der jüngste, nach dem Vater Gerhard genannt, erst geboren, als die Mutter die Unglücksbotschaft von der Niederlage in Ditmarschen empfangen. Und wie sah es im Kaiserreiche aus! Da war Niemand, der sich um die deutschen Interessen im Norden bekümmerte. Es war die trostlose Zeit der Wenzel, Ruprecht, Sigismund; die Zeit, wo der frevelvolle Erzbischof Johann von Mainz seine Königsmacherei trieb; die Zeit, wo einst drei Päpste und drei römische Könige zugleich sich habend gegenüber standen. Alle Künste wurden dänischerseits in Bewegung gesetzt; doch vergebens. Margarethe erreichte ihr Ziel nicht; sie starb am 27. Oktober 1412, nachdem sie in den letzten Jahren, wie ein Jahrbuch sagt, tomale wunderlik unde vorkeret geworden war. - Erich hatte noch weniger Glück; er lief zuletzt davon. Nach einem zweideutigen, ja ungerechten Rechtsverfahren vor dem Kaiser Sigismund, welches Erich bei dem allezeit geldbedürftigen Fürsten persönlich betrieb, entschieden die Waffen. Viele Jahre lang wurde gekämpft; Dänemark unterlag. Adolph VIII. erzwang sich die erbliche Wiederbelehnung, die 1440 nach Erichs Entfernung durch den neugewählten König Christoph von Baiern, den Neffen Erichs, auf dem Reichstage zu Rolding vorgenommen wurde. Margarethens Scharfblick hatte nicht geirrt, als sie in dem Knaben Adolph, der ihren geschenkten Schmuck nicht tragen wollte, den gefährlichsten Gegner Dänemarks erkannte. Er ließ sich Schleswig nicht nehmen. „Da freute sich das ganze deutsche Land.“

Zu einer weitem Vererbung aber kam es nicht. Adolph starb als der letzte seines Stammes. Zwei Ehen blieben kinderlos. Ein älterer Bruder hatte 1427 vor Flensburg den Tod gefunden, in der Blüte der Jahre, ein Muster von Tapferkeit und Gerechtigkeit, der Stolz des Hauses und des Landes. Der Leichenstein des jüngern liegt weit entfernt, zu Emmerich am Rhein. Das ist eine „traurige Geschichte.“ Gerhard war vermählt mit Agnes, einer Markgräfin von Baden. Ein schwerer Fall der Gattin führte zu einer vorzeitigen Niederkunft; sie gebar Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen, klein, aber lebensfähig entwickelt. Aerzte und Hebammen fanden nichts zu erinnern; aber böse Zungen kamen in Bewegung und fanden Gehör. Auch Herzog Adolph ließ sich irreleiten. Man wollte die Kinder nicht anerkennen. Das unglückliche Weib ward fortgesandt; ohne die Kinder. Doch Gerhard hatte keine Ruhe. Er ging, sie heimzuholen, oder um krank die Luft zu ändern, fand aber nur den Tod. Er starb zu Emmerich im Juli 1433. Auch die Kinder fanden ein frühes Ende, der Knabe in den Fluten, das Mädchen im Kloster zu Preeß. So sank der Stamm, dem so viele Helden und treffliche Fürsten entsprossen, in Trübniß dahin.

Adolph war nicht bloß ein tapferer, sondern auch ein frommer und demüthiger Fürst. Als er sein Recht erkritten hatte, stiftete er zu Flensburg drei Vikarien, weil er „mit Andacht zu Sinnen genommen, wie gütig Gott der Allmächtige in Beschirmung seiner Lande und Leute“ ihn angesehen habe. Bei Nachbarn und Bundesgenossen, bei Fürsten und Städten, stand er in hohem und verdientem Ansehen. Als König Christoph III. mit vielen Fürsten und Herren einen Anschlag gegen die Hansastädte schmiedete, nahm Adolph nicht Theil. Ein Zeitgenosse schildert ihn als einen „ehrenreichen Fürsten, großthätigen, frommen, rechtfertigen Ritter, milden, fried samen, wohlthätigen Herrn, der Mannen Fürst und Vater“.

Adolph starb im December 1459. Er war bei allen Tugenden nicht ohne Fehler gewesen; allein keines Fürsten Andenken ist bei den Schleswig-Holsteinern gesegneter geblieben, als das seine.

Wo word mǎnch Oge gēwenet rot  
Wol ümb des edlen Fürsten Dod!

So lautet ein alter Gedächtnißreim. Und noch nach Jahrhunderten hieß es sprüchwörtlich in den Landen: Es ist nicht mehr, wie zu Herzog Adolphs Zeiten!

Ja wohl! Es war nicht mehr, und ist nicht mehr, wie zu seinen Zeiten!

Eine Schwester Adolphs war an den Grafen Dietrich von Oldenburg und Delmenhorst vermählt. Sie hatte drei Söhne: Christian, Gerhard, Morig. Dieser war ein Gelehrter, Gerhard ein bellicosus, Christian ein Politikus. Elf Jahre vor Adolphs Tode fand in Dänemark eine Königswahl Statt. Man bot Adolphs die Krone; er lehnte aber ab und empfahl seinen ältesten Neffen Christian. So kam das Haus Oldenburg auf den dänischen Thron. Christian I. bestätigte 1448 die waldemarsche Konstitution. Um Adolphs Verlassenschaft stritten sich die Oldenburger als nächste Blutsverwandten und die Schaumburger als nächste Agnaten; Schleswig nahm außerdem Christian I. als dänischer Lehnsherr in Anspruch. Doch hat auch er sich hauptsächlich auf Erbberechtigung gestützt.

Es ist zweifellos, daß den Schaumburgern Holstein mit Stormarn und Wagrien zustand. Sie waren altberechtigte Lehnsvettern; und außerdem lag in einem kielner Vertrage von 1390 eine Erbverbrüderung vor, wodurch für alle damaligen Besitzungen und künftigen Erwerbungen ein Empfangen zur gesammten Hand und ein gegenseitiges Beerben nach rechtem Manneserbe festgesetzt war. Schleswig, das in dem Vertrage von 1390 ebenfalls verstanden sein konnte, mußte als erledigtes Lehn gelten,

durfte aber nach der bestätigten waldemarschen Konstitution mit Dänemark nicht unter einem Herrscher stehen. Dabei stand bei den Holsten wie bei den Schleswigern fest, daß man nicht von einander lassen wollte und konnte: so eng waren schon damals die Beziehungen, so innig fühlte man sich mit einander verwachsen. „Man schwur sich zusammen, daß man wählen wolle einen Herrn“. Am gerechtesten und klügsten wäre es daher gewesen, wenn Graf Otto II. von Schaumburg-Pinneberg an die Stelle Adolphs getreten wäre. Ihm, so schien es den Meisten, namentlich den Lübeckern, war „das Land zugestorben van older ghehort unde ok van vorbundes weggen.“ Aber Otto war der schwächere und redlichere, und Christians Wege und Mittel waren nicht immer die redlichsten. Auch hatte ihm Herzog Adolph selbst die Nachfolge zugebracht.

Weder in Holstein noch in Schleswig bestand damals ein Wahlrecht der Stände. Holstein war ein Reichsasterlehn, das früher vom Herzogthume Sachsen ging; 1435 hatte Kaiser Sigmund das Belehnungsrecht dem lübecker Bischofsstuhle ertheilt. Schleswig war zunächst ein dänisches Fahnlehn nach deutschem Muster. Christian ließ sich aber ein Wahlrecht gefallen, und wußte die fehlenden Stimmen durch Bestechungen und Ueberredung zu gewinnen. Ein lübecker Chronist spricht sich in beredter Deutlichkeit darüber aus. „Der König und sein Rat kauften sie herum mit Geld und Gabe und mancherlei Versprechen; denn er gelobte, die auf den Schlössern wären, sollten diese behalten, Zeit ihres Lebens. Also um eigenen Nutzens willen wurden sie verblendet und übergaben das gemeine Gut des ganzen Landes“.

Als die Stände beider Lande zuerst beriethen, neigten die Schleswiger zu Christian, die Holsteiner zu den Schaumburgern. Lübeck und Hamburg wurden zu Räte gezogen. Aber man hörte wenig auf sie. Die ersten Verhandlungen mit dem Rat des Königs

wurden geheim, ohne Zuziehung der städtischen Abgeordneten gepflogen. Man beschloß, das Anliegen des Königs ausführlich auf einem Tage in Ripen zu hören, und dann in Lübeck zu beraten und zu entscheiden. Aber dahin kam es nicht. In Ripen waren nicht die ganzen Landstände, sondern nur die Landesräte, „der Rat der Holsten“, d. h. der Schleswig-Holsteiner, zusammen. Christian hatte inzwischen auch die Mehrheit der holsteinischen Räte gewonnen. Am 3. März 1460 verkündigte der schleswigische Bischof vom Rathause zu Ripen die vollzogene Wahl des Königs „zu einem Herzog in Schleswig und Grafen in Holstein“. Der Bischof von Lübeck gab seine Genehmigung. „Also verschmähten die Holsten — sagt strafend die Lübecker Chronik — ihren Erbherrn und gaben sich gutwillig ohne Schwertes Schlag unter den König von Dänemark, dagegen ihre Eltern und Vorfahren doch so manches Jahr gewesen waren und es mit wehrender Hand gehindert hatten . . . Und das machte die Stierigkeit der Holsten und die Verschmiztheit der Dänen — unde dit makede de ghiricheyt der Holsten unde de losheyt der denen; wente de Konyng unde syn rad kosten se umme myt ghelde unde myt gave unde myt meunigherleze loste . . . Doch die Versprechungen wurden nicht gehalten“. Die verschiedenen Zusicherungen beliefen sich auf „eine große Summe“. Es wurden viele Schlösser und Güter dafür zu Pfand übergeben. Christians Bruder, Graf Gerhard, nannte das später den Weinkauf. Viele Familien waren indessen entschieden gegen Christian; namentlich die Brokdorfs. Einige, die für ihn stimmten, werden auch des besten Glaubens gewesen sein. Sie mögen gedacht und gehofft haben, mit der Wahl Christians ein für alle Mal einen bedenklichen Zwiespalt zu beseitigen und eine Trennung der Lande für immer zu verhindern. Aber das war ein schwerer Irrthum. Nur eine Wuchersaat endlosen Streits und Jammers ward

gefäet, die gerade in unseren Tagen wieder in üppigster Fülle sich entfaltet hat.

Otto II. mußte verzichten. Der Bischof von Lübeck und der Rat der Holsten beredeten ihn und seine Söhne, eine Abfindung von 43,000 rheinischen Gulden gegen Uebertragung aller Ansprüche zu nehmen und den brief der vorkopinghe auszustellen. Das ist der Vertrag von Oldesloe; der Brief ist ausgestellt zu Hamburg am Tage nach Michaelis 1460. So wurde Nordelbingen von Schaumburg getrennt. Als 1640 mit Otto VIII., der plötzlich, erst 26 Jahre alt, am 15. November dahin starb, auch die letzte Linie des Grafenhauses erlosch, nahmen die Herren von Schleswig-Holstein das Land Pinneberg nebst Zubehör in Besitz. Die schöne Grafschaft an der Weser kam an Hessen. Die Schaumburg, der Stammsitz des ruhmvollen Geschlechts, auf dem Nesselberge, ward ein Amtsaus, ein Rentereiboden . . . Hoch oben auf der Raschenburg steht der Wanderer, der zur Frühlingszeit in den unaussprechlichen Reiz des Weserthales hinabblückt, unter den zerklüfteten überstürzten Felsen, auch die verödeten Reste des alten Grafensitzes.

König Christian hatte viel versprechen müssen. In dem Punkt nahm man es nicht leicht mit ihm. Am 6. März 1460 stellte er eine Versicherungsurkunde und später, am 4. April, eine „tapfere Verbesserung“ aus, worin vor allen Dingen das unverbrüchliche ewige Zusammen- und Ungetheiltbleiben der schleswig-holsteinischen Lande gewährt war — dat se bliven ewig tosamende ungedelt. Christian bekannte, daß man ihn „zu einem Herzoge in Schleswig, Grafen zu Holstein ic. angenommen und ihm gehuldigt habe, nicht als einem Könige zu Dänemark, sondern als Herrn dieser vorbeschriebenen Lande, nach Maßgabe“ der weiteren Artikel. Die Einwohner sollen nicht pflichtig sein, außer Landes zu dienen und zu folgen. Es soll kein Krieg ange-



fangen werden „ohne Rat und Zustimmung der Räte und gemeinen Mannschaft der vorbenannten Lande“. Der König und seine Nachkommen sollen keine Schagung oder Steuer auferlegen, ohne Einwilligung der Stände; keine Münze anordnen, „als welche auch zu Hamburg und Lübeck gäng und gäbe ist“; Niemand außer den Fürstenthümern vor Gericht laden, oder von „Dänischen oder Ausheimischen“ richten lassen; sie sollen nur „Einwohner dieser Lande“ zu Beamten haben „und keinen andern“; sie sollen keinen Richter vergewaltigen oder dieser soll Beistand finden bei Räten und Unterthanen. Das alles und noch vieles andere schwor und gelobte Christian für sich und seine Erben und Nachkommen in guter Treue festzuhalten. Auch alle seine Nachfolger, bis zu Christian VIII. herab, haben gelobt und bestätigt; die nächsten haben noch erweiternde Zusicherungen gegeben, namentlich Friedrich I. Aber wie ist das alles gehalten worden? was ist davon geblieben? Die uralten Rechte sind zerrissen, die Lande getrennt, die Beamten und Lehrer verdrängt, Dänen ins Land gezogen, Festungen zerstört, Waffen geraubt, Steuern willkürlich auferlegt, die Münzen geändert . . . .

Christian I. nahm es mit Versprechungen nicht allzugenu. Am wenigsten war er aber in Geldsachen bedenklich. Und um Geld war er stets verlegen. Er hatte dem Grafen Otto, den eigenen Brüdern, den Wählern, den Söldnern zu zahlen. Er hatte versprochen, alle Abfindungen selbst zu tragen; aber am Ende mußten doch die Schleswig-Holsteiner hergeben — Schagung über Schagung — und Kersten, wie sie ihn nannten, hatte dennoch niemals Geld; er „blieb arm und das Geld nahmen andere Leute“. Bei den Schweden bekam er den Beinamen: die bodenlose Tasche. Vor Allem machte ihn der Bruder Gerhard von Oldenburg, dem er die Graffschaften an der Weser überlassen hatte, zu schaffen. Kersten war ein eigener Christian; aber Bruder Gerd war der

beste Bruder auch nicht. Beide stehen als ein merkwürdiges Brüderpaar in der Geschichte. Gerhard hätte gern einen Theil der Eblande für sich gehabt. Es kam zu langem Hader, zu Ränken und blutigen Zwisten. Um 1470 wurde zwar aller Streit beigelegt und niedergeschlagen; Gerhard gelobte, sich fern zu halten, und beschäftigte sich mit Straßen- und Seeraub, wozu er an der Weser eine besondere Burg erbaute und Alle zu sich einlud, die auf die nordischen Reiche, auf das Land zu Holsten, auf Hamburg und Lübeck, zu rauben gedächten. Allein schon 1772 kam er wieder und landete in Husum. Einige unzufriedene Friesengemeinden und Marschbewohner waren bereit, Leib und Leben mit ihm zu wagen. Denn sie hatten ihn gern. König Christian war ein schöner leutseliger Mann; aber Bruder Gerd war bei Bürgern und Bauern noch leutseliger und beliebter, weil „er gute Worte zu geben pflegte und mit ihnen zu Krug ging“. Indes der Anschlag mißlang. Christian hatte sich mit den Ditmarschen verbündet, und klagte den Lübeckern und Hamburgern seine Not; diese gaben ihm sechshundert Mann zu Schiffe und erhielten dafür das Versprechen, das Weichbild Husums zu vernichten, welches in aufstrebendem Handelsflor und als Stapelplatz der Holländer ihnen „verfänglich“ zu werden schien. Auch Lübeck sandte Hülfe; denn es war dem Räuber von Oldenburg nicht gewogen. Da machte sich Gerd nächtlicher Weise aus dem Staube. Während Christian unter den Aufrührern „räubern und köpfen und schwere Geldbußen“ eintreiben ließ, raubte und plünderte er wieder; zu Wasser und zu Lande, wie sich's eben traf. Kein Kaufmann wurde verschont. Selbst sein eigenes Geleit gab keine Sicherheit. Die Handelsstraße aus Flandern lag wüste und leer. Schon um 1453 hatte er den Holländern in einem Jahre 22 Schiffe abgenommen. Gegen 1462 hatte er eine Kirche besetzt und zum „Raubschloffe“ gemacht, bis die Bremer sie berannt und niederbrachen. Seine Anrüchigkeit

wurde endlich so groß, daß es dem Könige selbst wohl brüderlich verdroß; allein alle Mahnungen und Mittel blieben ohne Erfolg. Christian hielt einen Tag mit dem Bischof von Münster, der dem Grafen schon früher zu Leibe gerückt war. Der Sünder wurde hart in Betracht genommen. Aber die alte Gewohnheit saß zu tief; de olden mucke — wie der Chronist sagt — bleven em in dem velle. Die münsterschen Jahrbücher nennen ihn einen Straßenschinder.

Der schlaffe Friedrich III. nahm damals den Kaiserthron Deutschlands ein, und es paßte das Sprüchwort jener Zeit: *Wan de herde bister geit, so bit de wulf de schape!*

Nach mancherlei Fahrten ward Gerd im Herbst 1476 von den Lübeckern Hamburgern und mehreren benachbarten Fürsten und Herren dahin gebracht, daß er nebst vier Söhnen urkundlich versprach, Frieden zu halten und die Straßen zu Wasser und zu Lande nicht zu beeinträchtigen; Dekan und Kapitel, Mannschaft und Ritterschaft, Bürgermeister und Rat der Stadt Oldenburg, sagten schriftlich für die „gnädigen und lieben Herren“ gut. Aber auch das half nicht; um 1480 raubten seine Knechte schon wieder — deselwe Gerd brukede syner unerliken sundigen olden Rucken. So trieb er's bis an sein seliges Ende zu Anfange des nächsten Jahrhunderts. Bei alle dem scheint er, wie Bruder Kersten, in steter Geldverlegenheit gewesen zu sein. In Köln ging er einst dem Wirte zu Fuße davon, ohne die Rechnung zu bezahlen.

Christian war aber etwas zarter in der Art sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Er raubte nicht. Dagegen wußte er gelegentlich manchen Gläubiger zur Zerreißung des Schuldbriefes zu bewegen oder von den Pfandbesitzungen zu vertreiben. Als Henning Pogwisch, Erbherr auf Farwe und Pfandbesitzer des Amtes Londern, den Bauern Rasen und Ohren abschneiden ließ, und Wulfrad Pogwisch einer Bäuerin die Brüste, weil sie lieber ihr eigenes Kind als das seinige auffäugen wollte, da wußte Christian

in wohlberechneter Zeit und Weise den erzürnten Landesherrn herauszukehren; die Uebelthäter entwichen und er zog die Besizungen ein. Als seine Gläubiger Zinsen verlangten oder zum Kapital schlugen, mahnte er an eine päpstliche Bulle wider den Bucher der Holsten, die er selbst veranlaßt hatte, denn er war kurz zuvor beim Papst gewesen. Dann verständigte er sich mit den einzelnen so glücklich, daß er mehrere hunderttausend Mark abhandelte und für den Rest — neue Verschreibungen ausstellte. In seiner Angst hatte er den hülfreichen Hamburgern die Zerstörung Husums gelobt; aber nachgehends ließ er sich zur Gnade herbei: die Stadt mußte 30,000 Mark Strafe und jährlich 200 Mark Steuer zahlen; dabei betrachtete er das Grundeigenthum als verwirkt und verfügte darüber nach Gutdünken. Auch die in einem Kloster versteckten Schätze des vertriebenen Schwedenkönigs Karl wußte er zu finden. Selbst die Kassen der Ablasskrämer entgingen seinem Scharfblicke nicht; er war aber billig und verlangte nur die Hälfte. Doch behielt er auch gegen 7000 Mark, die er schon in Beschlag genommen hatte, gab aber dem Legaten, der seinerseits — *van der not ene doget makede*, „Briefe, daß er in Schweden und Norwegen sein bestes thun möge“. An Jakob III. von Schottland verpfändete er die Orkaden und die Shetlandsinseln, die niemals eingelöst wurden; den Lübeckern versetzte er Kiel. Auf einer Reise nach Rom, 1474, mußte er in Mailand Geld borgen; allein von einer Rückzahlung soll Niemand wissen, oder, wie die Chronik sich ausdrückt: *men de quitancie der betalynge is verloren*. So blieb er bis an sein Ende — die bodenlose Tasche.

Auf der Reise nach Rom besuchte er auch am 8. Februar das Hoflager des Kaisers zu Rotenburg an der Tauber. Vielleicht war dies das Hauptziel seiner Fahrt. Er scheint dem alten Herrn nach der politischen Weltlage sehr erwünscht gekommen zu sein. Friedrich III. besuchte den König in dessen Herberge und soll sich

bis spät in die Nacht ganz geheim mit ihm beredet haben. Friedrich und Karl der Kühne von Burgund suchten in jener Zeit die Freundschaft des nordischen Königs, und Christian verfolgte ähnliche Ziele. Jene wollten die freien Schweizer und Friesen unterjochen, und dem Könige, wie vielen anderen Fürsten, waren die Hansestädte und die freien Ditmarschen, die nur in einem sehr losen Lehnverhältnisse zum Erzbisthum Bremen standen, ein Dorn im Auge. Es bereiteten sich damals die heftigsten Kämpfe der Fürstengewalt gegen die Gemeinfreiheit vor. Man wollte die Ungehorsamen gehorsam machen. — Christian suchte von allen Seiten Vortheil zu ziehen. Eine ganze Reihe von Begünstigungen trug er beim Kaiser davon. Schon im Jahre 1473 hatte dieser ihm das Land „Dytmarn“ zu Lehn gegeben. Am 13. Februar 1474 wurde ein kaiserlicher Gebotsbrief an die Ditmarschen zur Unterwerfung ausgefertigt. Unterm 14. Februar 1474 erhob der Kaiser die Grafschaften Holstein und Stormarn mit Wagrien zum Herzogthume Holstein und verleibte ihm auch das Land der Ditmarschen ein. Im Mai auf der Heimreise besuchte der frater carissimus den Kaiser in Augsburg und erhielt für sich und seine männlichen Nachkommen einen neuen Lehnbrief über das einverleibte Land. Auch einen neuen Zoll zu Hanerau erhielt er bewilligt. Aber die Ditmarschen wollten von alle dem nichts wissen. Und die Holsten, welche das Land erobern helfen wollten, gaben dem Könige zu bedenken, daß das so leicht nicht sei; die Ditmarschen seien stammkühne unerschrockene Männer — dunkone unvorverd — die Niemanden gefangen nähmen, sondern Alles niederschlugen, Ritter oder Knecht, Fürst oder Herrn, wie die Vorfahren das wohl befunden hätten. Wollte er aber selbst mitziehen, so seien auch sie bereit, das Leben mit ihm zu wagen. Dabei blieb's. — Christian starb 1481 mit Hinterlassung zweier Söhne Johann und Friedrich. Johann wurde

König von Dänemark, Friedrich Herzog von Schleswig-Holstein. Es war bestimmt worden, daß den Ständen das Recht zustehen solle, unter den Nachkommen des Landesherrn zu wählen. Johann wußte es aber dahin zu bringen, daß er mitgewählt wurde, hauptsächlich durch Begünstigung des Adels. Es fand daher eine gemeinschaftliche Regierung in den Herzogthümern Statt. Gewisse Gebiete wurden getheilt. Helgoland, das Christian 1470 der schleswiger Domkirche gegeben hatte, findet sich im Besitze Friedrichs. Im Jahre 1490 überließ diesem der König-Herzog zur nachträglichen Ausgleichung auch „den Nordstrand.“

Um Helgoland entspann sich zu jener Zeit ein blutiger Kampf. Auch Ditmarschen sollte nun unterworfen werden. Die benachbarten Handelsstädte, namentlich Bremen und Hamburg, wollten die Oberherrlichkeit des Herzogs über die Insel nicht gelten lassen. Die Ditmarschen in eigener Gefährdung und als Verbündete Hamburgs standen nachdrücklich auf Seiten der Städte. Sie kämpften auf der Insel und fielen in Eiderstedt ein. Da wurden die Städte, wie es scheint, lässig und zaghaft. Lübeck und Lüneburg vermittelten. Die Waffen ruhten. Hamburg gab die auf Helgoland gemachten Gefangenen los, und entschuldigte sich bei dem Herzoge — *use gnedige leve Here*; die Diener hätten die Schuld, man habe das nie befohlen. Die Stadt erhielt die Erlaubniß zum Fischfange bei der Insel. Um so stärker entlud sich der Zorn auf die Ditmarschen. Vergebens hatten die Lübecker und Lüneburger gestrebt, den Frieden auch für sie zu vermitteln. König Johann in Verbindung mit dem Herzog Friedrich machte ungeheure Rüstungen; ein berühmter Söldnerhaufen, „die schwarze oder große Garde,“ ward in Dienst genommen. Aber der 17. Februar 1500 sah bei dem Dorfe Hemmingstedt eine Niederlage, wie die Geschichte wenige kennt.

Das Heer der Fürsten zählte über 20,000 Mann; darunter an 1500 Ritter. Zwei Grafen von Oldenburg und viele Adlige aus den benachbarten Ländern, aus Mecklenburg, Lauenburg, Pommern, aus dem Lüneburgischen und Braunschweigischen, hatten sich zu dem Zuge eingefunden. Manche waren geschmückt, als ginge es „zur Hochzeit, zu Schauspiel und Tanz.“ Die Zahl der Angreifer war fast so groß, wie die der gesammten Einwohnerschaft des Landes. Aber die Ditmarschen nahmen die Fehde „für die Freiheit des Vaterlandes“ an, obwohl sie von allen Bundesgenossen in Stich gelassen wurden, und Kaiser Maximilian nichts thun konnte, als mahnen. Zwar fehlte es nicht an Zaghaften; allein die Mehrzahl wollte von Unterwerfung nichts wissen. Selbst Frauen ermahnten zum Widerstande und wollten am Kampfe Theil nehmen. Eine Jungfrau war bereit, das Banner zu führen, und leuchtete Allen mit mutigem Herzen voran. Man rüstete, beichtete, nahm das Abendmahl, und flehte zu Gott, daß er der gerechten Sache gnädig sein wolle. Und der Himmel half. Wind und Wetter waren den Feinden, die auf einem engen Waldwege in das Innere des Landes eindrangen, entgegen; auch die Flut konnte zu Hülfe gerufen werden. So richteten einige hundert Ditmarschen in drei Stunden eine furchtbare Niederlage an. Ueber 10,000 Feinde lagen erschlagen und ersäuft. Acht Fahnen, alles Geschütz, alle Vorräte, nebst Geldern und Kostbarkeiten in Menge, wurden erbeutet. Die gefürchtete „schwarze Garde“ ward fast vernichtet. Als ihr Anführer, Junker Schlenz, in strahlender Rüstung zu Roß ausrief, es solle doch Einer herankommen und es mit ihm aufnehmen, schlug ihm der „lange Reimer von Blemerstedt“ mit einer Hellebarde den Spieß aus der Hand, riß ihn zu Boden, trat mit dem Fuße die Hellebarde durch den Brustharnisch, und schleppte Reiter und Roß mit Hülfe zweier Genossen in einen Graben. Die Fürsten selbst kamen kaum mit

dem Leben davon. Die beiden Grafen von Oldenburg fanden den Tod. Kein Adelsgeschlecht weit und breit blieb ohne Trauer; von dem der Ahlesfeld lagen elf, von anderen neun, fünf, vier u. s. w. auf der Wahlstatt.

In den Friedensverordnungen zu Hamburg, im Mai 1500, blieben die Beschwerden, die „alten Freiheiten Gerechtigkeiten und Gewohnheiten“ der Ditmarschen hinsichtlich Helgolands einem schiedsrichterlichen Austrage vorbehalten. Auf ditmarscher Seite sollten Hamburg Lübeck und Lüneburg die Schiedsmänner aus den Stadträten ernennen; im Fall sich beide Theile nicht einigen könnten oder im Scheiden weittläufig werden möchten, sollte der hamburger Geschichtschreiber, Meister Albert Krantz, der heiligen Schrift und geistlichen Rechte Doktor, Obmann sein, und bei seinem Ausspruche sollte es gänzlich verbleiben. Es scheint jedoch, als habe die Sache keine Entscheidung gefunden. Die Spannungen und Zwistigkeiten dauerten noch lange. Selbst an einen neuen Unterwerfungszug dachte Johann, fand aber bei seinem Bruder Abneigung und in anderweiten Kämpfen, namentlich mit Lübeck, genügende Beschäftigung.

Die Bremer fuhrten fort, „alter Gewohnheit“ gemäß, die Insel des Fischfangs wegen zu besuchen; 1505 und 1506 führten sie Beschwerde über den herzoglichen Bogt. Dann scheinen neue Verbote ergangen zu sein. Namentlich wollten sich die Ditmarschen den herzoglichen Bedingungen nicht fügen. Im Jahre 1511 wies der Herzog seine Silter und Föhringer an, sich beim Fischfangzuge nach Helgoland mit Büchsen und Kraut, mit Harnisch und guter Wehr, zu versehen, weil er vernommen, daß „Eplike, denen die Fischerei verboten worden, mit Forß und Gewalt darauf zukommen wollten.“

Einige Jahre darauf starb König Johann. Sein Sohn Christian II. folgte. Er war ein Schwager Kaiser Karls V.,



nebenbei der zärtliche Liebhaber der schönen Düveke, des Täubchens von Holland, der gestrenge Richter fehdelustiger Ritter, und der grausame Väterich des stockholmer Blutbades. Den Oheim Friedrich und die Holsteiner kränkte er damit, daß er sich 1520 vom Kaiser das Recht der Belehnung mit Holstein erschlich, was jedoch rückgängig gemacht wurde. Der Herzog vergaß ihm das aber nicht. Um 1523 wurde Christian, mit dem Oheim, mit Lübeck und Schweden im Streit, abgesetzt und der Herzog als Friedrich I. auch König. Friedrich vertrat sich Ende März mit den Dittmarschen über verschiedene Punkte, um sie abzuhalten, die Partei Christians zu ergreifen. Er versicherte dabei nebst dem Sohne und Nachfolger, „allen und jeglichen Gram Haß und Widerwillen abgethan und getödtet“ zu haben; man verbündete sich zu Schutz und Trug; ein neuer Schiedsvertrag für möglichen Zwiespalt wurde verabredet; des helgolander Zwists geschah keine besondere Erwähnung.

Friedrich ist der Stammvater aller noch blühenden männlichen Linien des oldenburgischen Hauses. Er hinterließ 1533 drei Söhne: Christian, Johann und Adolph, von denen der erste als Christian III. den Königsthron bestieg. Christian II. war nach allerlei Fahrten 1532 durch Treulosigkeit in Haft geraten und wurde lange Jahre gefangen gehalten. Er dachte, mit Hilfe seines Schwagers Karl und später seines Schwiegersohnes, des Pfalzgrafen Friedrich, das Entriffene wieder zu erlangen, allein vergebens. Um jene Zeit, als durch Friedrich und Graf Christoph von Oldenburg, von Hadeln aus ein Angriff drohte, um 1538 und 1539, wurden Krempe und Rendsburg, auch Gottorp und Helgoland befestigt.

Im Jahre 1544 nahm Christian III. mit zweien Brüdern eine Theilung der Herzogthümer vor. Die Stände hatten sich bewegen lassen, allen Söhnen Friedrichs I. gemeinsam zu huldigen. Die Regierung über Prälaten und Ritter und über einige Städte mit

Landstandschafft blieb gemeinschaftlich. Auch das Steuerwesen, die Gesetzgebung und die Vertheidigungsanstalten blieben gemeinsam. Im Uebrigen wurden jedem Bruder in beiden Herzogthümern gewisse Gebietstheile zugewiesen, jedoch so, daß die Steuern darin dem gemeinschaftlichen Legelasten zufließen. Christian bekam den sonderburger, Johann den haderslebener, Adolph den gottorper Antheil. Ueber Helgoland und einen Sapphir konnte man sich nicht einigen; der Punkt blieb einer besondern Uebereinkunft vorbehalten, die jedoch niemals erfolgt ist. Um 1684 berief sich König Christian V. noch auf den unerledigten Theilungspunkt. Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts findet man aber das gottorper Haus im Besitze der Insel. Herzog Adolph legte zum Schutze des Hafens Befestigungswerke an. Die Helgoländer haben sich ihm, wenn nicht früher, doch jeden Falles 1584, gelegentlich einer Strandprivilegsertheilung, auf „Erlegung einer jährlichen Pflicht“ unterworfen, und ihm und seinen Nachkommen „allen schuldigen Gehorsam an Gides Statt“ gelobt. Adolph versprach ihnen dagegen Schutz vor Gewalt und Ueberfall und bestätigte ihnen ihre „von Alters her habende“ Strandgerechtigkeit. Zu den schleswigschen Stiftsgütern, worüber sich die Fürsten noch lange stritten, scheint Helgoland schon früher nicht gerechnet worden zu sein.

Herzog Johann blieb ohne Erben; er starb im Oktober 1580; sein Erbtheil fiel den beiden übrigen zu. Christian III. starb zu Anfange des Jahres 1559 und hinterließ zwei Söhne: Friedrich II. und Johann den Jüngern. Von diesem Friedrich stammt die ältere königliche Linie ab, die noch jetzt den Thron Dänemarks inne hat, aber dem Erlöschen entgegengeht. Johann erhielt durch Vertrag von 1564 Sonderburg nebst Zubehör, jedoch ohne Antheil an der Sammtregierung, weil die Stände die Huldigung versagten und keine weitere Zerspaltung wollten; er

ward der Stammvater der jüngern königlichen oder der herzoglich sonderburger Linie, die gegenwärtig noch in zwei Nesten, dem augustenburger und glücksburger Hause, blüht. Die Augustenburger stehen daher dem erlöschenden Mannsstamme am nächsten. Vom Herzoge Adolph dagegen stammt die gottorper Linie ab. Auch in ihr wurden weitere Landestheilungen nicht zugelassen, obwohl Abfindungen mit Gütern Statt fanden. Sie kam 1762 mit Peter III. auf den Thron Rußlands. Ein jüngerer Ast erhielt 1751 den Thron Schwedens; noch jüngere Zweige regierten seit 1773 in Oldenburg, wo das Geschlecht Gerhards schon im siebenzehnten Jahrhundert erloschen war, und zeigten in unsern Tagen in Paul Friedrich August das unvergeßliche Muster eines wahrhaft deutschen Fürsten. Die Stammutter aller dieser Nachkommen war eine hessische Prinzessin.

Herzog Adolph hatte viel geworben; auch um die Jungfrau-Königin auf Englands Throne. Elisabeth ließ ihm aber antworten: wie es ihr wehe thue, daß sich der Herzog gegen sie in Liebe entzündet, da er an ihr doch nur eine Kantippe haben würde. Endlich vermählte er sich mit Christina, Tochter Philipps des Großmütigen. Gegen Weihnachten 1564 kam die Braut mit zwei Brüdern auf Schloß Gottorp an, wo die Hochzeit mit großem Prunk gefeiert wurde. Auch am Sylvesterabend war noch großes Bankett; doch hatte das üble Nachstunden. Als Alles in Schlaf und Trunkenheit lag, kam Feuer aus. Nur ein Stallbube war wach und nüchtern und machte Lärm. Es blieb kaum Zeit, sich barfuß und in Hemden über das Eis des Wallgrabens zu retten. Einige Fräulein waren so verschämt vor dem Mannsvolk, daß sie wieder zurücklaufen wollten. Eine alte Matrone aber soll gemeint haben: A watt, dumm Tüg!

Beter is't, naket up! Is to rennen,

As hier in höllischem Für to verbrennen!

Ein Jahr nach der Theilung unter den herzoglichen Brüdern erschlugen die Ditmarschen auf Helgoland ihren Landsmann und Landesfeind, den Seeräuber Wieben Peter. Ein Bruder des Erschlagenen ging aus Rache zu den Erbfeinden des Landes. Herzog Adolph hatte längst den Gedanken gehegt, die „trogigen Bauern“ endlich zu unterwerfen. Aber erst nach des redlichen Christian Tode ward von den Herzögen und dem jungen Könige der Angriff beredet und beschlossen, der die freien Ditmarschen durch ungeheurere Uebermacht zu fürstlichen Unterthanen machte. Sie kämpften verzweifelt und fielen mit Ehren. Am 20. Juni 1559 mußten die überlebenden knieend und mit entblößten Häuptern huldigen. Das Land wurde von den Siegern getheilt.

Indessen war diese Einigkeit der Beherrscher Dänemarks und Schleswig-Holsteins nicht von Dauer. Das vergüldete Trinkhorn des oldenburgischen Hauses, welches aus den „deutschen Sagen“ bekannt ist, that meist seine Wirkung. Ein Graf Otto hatte dieses Horn nicht gläubig an den Mund setzen wollen. Dadurch war Unfrieden und Uneinigkeit auf sein Geschlecht gekommen; und diese Uneinigkeit dauert bis auf die jüngste Stunde. Ja, sie hat nicht selten zu blutigen Kriegen und tödtlichem Haß geführt. Der alte feindselige Gegensatz zwischen Dänen und Deutschen ging auch in das Herrscherhaus, auf die königliche und herzogliche Linie, über; und als die letztere endlich verdrängt war, trat die jüngere königliche Seite, namentlich das augustenburger Herzogshaus, nach deutscher Richtung hin an die Stelle.

Den königlichen Vettern war das gottorper Gebiet, das ihre Grenzen und Bestrebungen so vielfach berührte und durchschnitt, bald ein Dorn im Auge. Den Herzögen dagegen war das Lehnverhältniß zu Dänemark zuwider. Die Könige ließen die Herzöge ihr Uebergewicht und ihren Unmut empfinden. Diese hinwiderum suchten Beistand und Schutz bei den Feinden Dänemarks,

namentlich bei Schweden, mit dessen Herrschern das herzogliche Haus sich wiederholt verschwägte. So wurden die Herzogthümer fast in alle Stürme und Kämpfe verwickelt, welche Europa erschütterten. Und in der Regel schlugen die aufgeregten Wogen auch an das Gestade von Helgoland. Sogar der dreißigjährige Krieg brausete bis hierher.

Auf König Friedrich II. war 1588 Christian IV. gefolgt. Herzog Adolph war 1586 gestorben; sein Sohn, Herzog Friedrich II., starb im Jahre darauf ohne Erben, dessen Bruder Philipp 1590, dessen Bruder Johann Adolph 1616, nachdem er 1608 das Erstgeburtsrecht im herzoglichen Hause eingeführt und 1606 den Helgoländern ihre Landesbeliebung von 1587 bestätigt hatte; dessen Sohn Friedrich III. regierte bis 1659. König Christian IV. saß bis 1648, also weit über ein halbes Jahrhundert auf dem Throne, für Dänemark ein belobter Regent mit glänzenden Eigenschaften, für die Herzogthümer und in Norddeutschland meist ein Unglücksmanu. Von Tilly am 15. August 1626 geschlagen, zog er die kaiserlichen Schaaren mit allen ihren Schrecken und Gräueln hinter sich her. Ende April 1627 rückten die vereinigten Heere unter Tilly und Wallenstein auf holsteinischen Boden. Die meisten Festen ergaben sich schnell. Glückstadt, Krempe und das ranzausche Schloß Breitenburg aber, vor dem Wallenstein Tausende verlor, wehrten sich tapfer. Dieses fiel am 19. September, und Alles ward niedergehauen und verwüstet. Am 4. November 1628 wurde Krempe erobert. Glückstadt hielt sich, denn die dänische Flotte beherrschte die Elbe. Der König- Herzog zog sich nach Jütland und übers Meer zurück; der Herzog von Gottorp aber, der sich dem Kaiser fügte, hatte von beiden Theilen zu leiden; er mußte seine Unterthanen nötigen, die Horden Wallensteins aufzunehmen, welcher unterm 7. Oktober 1627 zwar einen Schutzbrief ertheilte und „eigenmächtige Exal-

tionen“ verbot, selber aber vollauf in Anspruch nahm und guthieß. Eiderstedt rechnete seinen Schaden auf 384,000 Thaler. Einige setzten sich zur Wehre. Namentlich die Bewohner der Insel Nordstrand achteten der herzoglichen Aufforderungen nicht, und veranlaßten den Fürsten zum persönlichen Einschreiten. Im Februar 1628 kam auch nach Helgoland ein kaiserlicher Oberst, Namens Franke. Er hatte Soldaten und den herzoglichen Kammerdiener Gebhard von Lönningen nebst einem „herzoglichen Schreiben“ bei sich. Allein man versah sich nichts Gutes zu thun; die Soldaten wurden nicht ans Land gelassen, trotz des herzoglichen Schreibens. Das Meer machte die Insulaner kühn, wie es Christian IV. vor den Kanonen Wallensteins schüßte.

Damals faßte Kaiser Ferdinand II. seine Vorliebe für eine deutsche Kriegsflotte. Er schickte im Frühjahr 1628 den Grafen Schwarzenberg auf den Tag der Hansastädte zu Lübeck, um für eine Kriegsmacht zur See zu wirken. „Denn was könnte einer so ansehnlichen, volkreichen, streitbaren, mächtigen Nation, als die deutsche ist, schimpflicher und spottlicher sein, als daß sie sich von anderen, mit ihr nicht zu vergleichenden Völkern auf ihren eigenen Meeren und Flüssen Rechte und Gesetze vorschreiben lassen müßte? Was sei der Zoll im Sunde anders, als ein schädlicher und schändlicher Tribut über ganz Germanien?“ Auch auf das Treiben der Engländer wurde hingewiesen, die „sich mit ihren verbannten und verdamnten Monopoliis und Propoliis den Teutschen mitten ins Netz gesetzt“ hätten. Die Städte sollten ihre Schiffe hergeben; das war zunächst die Hauptsache. Allein das ward höflich abgelehnt.

In neuern Zeiten hat die Sprache der Kaiser und der Schwarzenberge in Sachen der deutschen Flotte etwas anders gelautet.

Unterm 21. April 1628 ernannte Kaiser Ferdinand den Wallenstein zum Kapitän-General der aufzurichtenden Armada „für das

ozeanische und baltische Meer“ mit umfassender Vollmacht. Ein spanischer Admiral war schon herbeigerufen. Alle pommerischen Häfen sollten besetzt werden; das Hauptaugenmerk des Friedländers war auf die Kriegsflotte gerichtet. Aber der Widerstand Stralfunds und dann Gustav Adolfs Auftreten, durch des Kaisers Flottenbestrebungen mit hervorgerufen, vereitelten den Plan.

Jahre lang dauerten die Brandschagungen und Verwüstungen in den Herzogthümern. Ditmarschen, wo einige Orte sogar zu den Waffen gegriffen hatten, sollte 1629 noch 30,000 Mark aufbringen. Eine der genommenen Geiseln wurde beim Abziehen bis Kassel mitgeschleppt, als der Friede von Lübeck, 12. Mai 1629, dem Drangsal ein Ende machte. Aber kaum hatten sich die Lande etwas erholt, so kamen neue Peiniger. Als Christian den Frieden zu vermitteln suchte und dabei den schwedischen Bestrebungen entgegen wirkte, fiel 1643 Torstenson ein. Zwei Jahre lang währten unter ihm und dem „tollen Wrangel“ die neuen Leiden. Auch die herzoglichen Besitzungen gingen nicht leer aus. Die Kaiserlichen unter Gallas, welche die Schweden vertreiben helfen sollten, hauseten fast noch ärger als diese; und das war ihre einzige That. Erst im August 1645 machte der Frieden von Brömsebroe, der den Dänen mehrere ihrer skandinavischen Festlandsbesitzungen kostete, dem Leiden ein Ende. Dann kamen die Kriege der schwedischen Karle mit Friedrich III., Christian V. und Friedrich IV. und die Schwägerschaftsbeziehungen des gottorper Hauses zu den kriegerischen Königen aus dem zweibrücker Hause. Karl X. Gustav heiratete 1654 Hedwig Eleonore, die jüngere Tochter des Herzogs Friedrich. Als er mit seinem Heere in Polen war, glaubte König Friedrich III. den Zeitpunkt gekommen, die verlorenen Gebietstheile jenseits des Sundes, welche man in Dänemark nicht verschmerzen konnte, wieder zu erlangen; im März 1657 beschloß der Reichstag den

Angriff. Aber plötzlich stand Karl Gustav vernichtend in den Herzogthümern, mit einem „schwarzen schmutzigen Volk, begierig nach neuen Quartieren.“ Im Januar und Februar 1658 setzte er in unerhörter Wagniß mit Reitern und Kanonen über das Eis beider Belte und eroberte in wenigen Tagen den Frieden von Roskilde. Der Vertrag von Kopenhagen, Mai 1658, zu Gunsten des Herzogs, schloß sich dem an. Das Lehnverhältniß Herzogs Friedrich III. und seiner männlichen Nachkommen zum dänischen Throne wurde aufgehoben; das gottorper Haus ward unter englischer und französischer Vermittelung suverän. Die staatsrechtlichen Verhältnisse der beiden Herzogthümer zu einander blieben im Wesentlichen ungeändert.

Aber schon nach wenigen Wochen fing Karl Gustav den Streit wieder an. Es gereute ihn, Dänemark nicht gänzlich vernichtet zu haben. Dies fand jedoch jetzt Hülfe. Holland schickte eine Flotte, die Kopenhagen vertheidigen half. Kaiserliche, Brandenburger und Polen überschwemmten die Herzogthümer; namentlich die letzten, die „Polacken“, hauseten aufs furchtbarste. Rauben und Sengen, Morden und Schänden tagtäglich und überall. Nur die Inseln blieben verschont. Helgoland und die Festung Tönningen waren fast die einzigen Gebiete des Herzogs. Hier starb Friedrich am 10. August 1659, ein vielbewunderter feingebildeter Fürst, auch dem gemeinherrschenden Laster wüster Trinkgelage abgeneigt, aber dennoch, wie berichtet wird, „fast jeden Tag betrunken“. Sein abwesender Sohn und Nachfolger Christian Albrecht kam mit einem englischen Kriegsschiffe nach Helgoland und ließ sich von da nach Tönningen übersetzen. Er erlangte nach Karl Gustavs Tode im Frieden von Kopenhagen, 1660, die Bestätigung der Suveränität; und weiterer Zwiespalt wurde 1667 im glückstädter Recess beigelegt. Zwar erneuerten sich die Feindseligkeiten; der Herzog wurde genöthigt, 1675



im rendsburger Vertrage das Lehnsverhältniß wieder anzuerkennen, und Christian V. ließ, als die versprochene Rutung unterblieb, Schleswig besetzen; allein die deshalbigen Streitigkeiten erhielten unter den europäischen Kämpfen eine solche Wendung, daß im Frieden von Fontainebleau, 1679, die wiederholte Aufhebung festgesetzt wurde. Auch rücksichtlich des königlichen Antheils war 1658 das Lehnsverhältniß gelöst worden. Helgoland war während dieser Kriege, wie später noch oft, der Tummelplatz französischer und sonstiger Kaper.

Unter Friedrich III. wurde Dänemark aus einem Wahlreiche mit beschränkten königlichen Rechten eine unbeschränkte Erbmonarchie. Schon 1650 hatte der König- Herzog in seiner Familie die Erstgeburtsfolge festgesetzt. Die unglücklichen Kriege der folgenden Jahre brachten Dänemark an den Rand des Verderbens. Das begünstigte die Umwälzung, welche der König 1660 mit Hülfe der Geistlichkeit und der Bürger durchsetzte. Am 10. Januar 1661 ward von den dänischen Ständen eine Erballeinherrschafts-Urkunde ausgestellt. Dieselbe ist später auch in Norwegen und auf Island und den Färöern, niemals aber in den Herzogthümern anerkannt worden. Ein Ausfluß dieser Urkunde war das berühmte Königsgesetz vom 14. November 1665, das so verhängnißvoll für Dänemark und die Herzogthümer geworden ist.

In England war um jene Zeit Karl II. hergestellt worden. Filmer predigte die Lehre von der unbedingtesten Ungebundenheit fürstlicher Gewalt. Gar Mancher schwärmte dafür. Peter Schumacher (später Graf Griffensfeldt), der Verfasser des dänischen Königsgesetzes, blieb nicht zurück; er lieferte ein Werk, wie es wohl kein Land aufzuweisen hat. Nach Art. 26 soll der König ein „freier höchstvollmächtiger Alleinherrschafts-Erbkönig sein, so daß Alles, was von einem absoluten, suveränen, christlichen Erbkönig Vortheilhaftes kann gesagt werden, solches alles auch

von ihm . . . im günstigsten Sinne erklärt und gedeutet werden soll.“ Nach dem Art. 17 kann der König „von seinen Unterthanen durch keinen Eid oder vorgeschriebene Verpflichtungen gebunden werden.“ Alle Versprechungen, welche der absoluten Gewalt Abbruch thun, sollen nach Art. 26 für „ungeschehen“ gehalten, ja Diejenigen, welche sich solche Zusagen haben ertheilen lassen, sollen „als Majestätsverbrecher“ gestraft werden. In einer ganzen Reihe von Artikeln ist sodann die Thronfolgeordnung für Friedrichs „Kinder und Kindeskinde bis ins tausendste Glied“ bestimmt. Und zwar mit ausschließlicher Berechtigung der weiblichen Nachkommen, unter Ausschließung der jüngern Linie des königlichen Hauses. Das hatte die schwersten Folgen. Denn indem Friedrichs Abneigung die Bettern fern zu halten strebte, ward eine verschiedene Erbfolgeordnung für das Königreich und die Herzogthümer gegründet, die über kurz oder lang zu einer Trennung führen konnte. Zwar spricht das Königsgesetz die Erwartung aus, daß der Erbstamm „ewig blühen“ werde. Allein hinsichtlich des Mannsstammes wollte das nicht in Erfüllung gehen. Die Aussichten wurden immer geringer, und damit die Bestrebungen, die Herzogthümer auf andere Weise an Dänemark zu fetten, immer eifriger. — Friedrich III. fand nicht für gut, sein Königsgesetz sogleich zu verkündigen. Es wurde gleichsam wie sein Testament behandelt. Erst bei der Krönung Christians V., im Februar 1670, wurde es in der Schloßkirche verlesen, bei der Krönung Friedrichs IV. 1699, auf den Altar gelegt und dann durch ein langes Lobpreisungs-Patent, 1709, veröffentlicht, mit der bezeichnenden Versicherung, daß Dänemark ein ganz besonderes „Exempel von des lieben Gottes Sorge für die Konservazion der Könige und Königreiche“ sei, wobei freilich ein Duzend ermordete, verrathene, abgesetzte, verjagte Dänenkönige außer Acht geblieben sein müssen.

Für die Herzogthümer blieben diese Vorgänge zunächst ohne Einfluß und rechtliche Bedeutung. Doch erhielten Christian V. und Friedrich IV., 1699, dadurch freie Hände für ihre Eroberungs- und Einverleibungsgelüste. Christian griff nicht nur wiederholt den gottorper Better an, indem er auf das alte Lehnverhältniß zurückging und nach verweigerter Mutung das Land für verfallen erklärte und im Sommer 1684 besetzte, sondern er bedrohte auch Hamburg. Dies war um 1618 durch Richterspruch für reichsfrei erklärt worden; allein die Könige von Dänemark als Herzöge von Holstein wollten das nicht gelten lassen. Schon Christian IV. führte dieserhalb mancherlei Streit. Mehr als einmal hat sich die Stadt im Laufe der Zeit durch große Summen von den Bedrohungen und Bedrückungen loskaufen müssen, bis 1768 ein letztes Abkommen getroffen wurde. Christian V. benutzte einen verrätherischen Aufruhr in der Stadt für seine Pläne. Aber der Kaiser und Kurbrandenburg traten ihm entgegen. Ein Angriff auf Hamburg, meinte der große Kurfürst, der vorher mit Dänemark verbündet war, sei auch ein Angriff auf ihn. Das herzogliche Gebiet dagegen blieb Jahre lang im Besitze des Königs. Vor Helgoland, das um 1663 zwei Rotten Besatzung erhalten hatte, erschien Anfangs Juni 1684 ein Kriegsgeschwader von vier Schiffen, um die Festung zu erobern. Die Insel habe längst getheilt werden sollen, behauptete der König; er müsse sich daher wegen des langjährigen alleinigen Besizes von Seiten der Herzöge schadlos halten; ohnehin sei dieselbe ein Anbehör des verfallenen Schleswig. Wie es scheint, ist es jedoch zu Blutvergießen nicht gekommen. Ein Messbuch auf Aurum soll zwar die Bemerkung enthalten, man habe dort vor der Einnahme das Schießen vom Morgen bis an den Abend klarlich gehört; allein Brodersens Jahrbuch erwähnt nichts von einer Beschießung. Ein „Oberst Rickellid“ forderte zur Uebergabe auf, und die Insel fand für

gut, wie die Aufzeichnung lakonisch sagt, sich gutwillig zu ergeben. So ganz gutwillig ging es dabei aber doch nicht ab. Gebhardi und Hegewisch in ihren Geschichtswerken über Dänemark und die Herzogthümer erzählen, der dänische Kontreadmiral Paulsen habe die Zeit ersehen, wo die Einwohner gerade auf dem Fischfange gewesen seien. Er habe sie dabei überfallen und gefangen genommen, und den Weibern sagen lassen, „er werde die Männer an den Mastbäumen aufhängen, wenn sich die Insel nicht innerhalb sechs Stunden ergebe.“ Die Drohung soll sehr gewirkt haben. Die Helgoländerinnen hätten einen Aufstand erhoben, und der herzogliche Kommandant, ein Herr von Buchwald, der die Insel leicht habe vertheidigen können, sei zur Uebergabe genöthigt worden. Ohne Zweifel steht hiermit eine Anführung Böttchers in Verbindung, wonach die Helgoländer „ohnlängst Hand angelegt und ihren eigenen Kommandanten zu gefänglicher Verwahrung in fremde Hände geliefert und sich ihres schuldigen Gehorsams freventlich entschlagen hätten.“ Auch eine herzogliche Druckschrift beschuldigte die Insulaner der Rebellion. Diese verwahrten sich aber nach einem auf der Kieler Bibliothek befindlichen Protokolle gegen die Belegung mit solch „schändlichstem Laster.“ Als sie um 1663 die Besatzung abwenden wollten, hatten sie die tapferste Vertheidigung des Eilandes mit Leib und Leben zugesagt; sie mochten sich daher um so mehr berufen finden, die erhobenen Anschuldigungen nicht stillschweigends auf sich sitzen zu lassen. Sie schoben die Schuld auf Frobös, einen der herzoglichen Befehlshaber. Der sei vorher vom Herzog gewarnt worden, habe ihnen aber keine Nachricht von der drohenden Gefahr gegeben, sondern sie mit allen Gallioten dahin fahren lassen, daß sie den Königlichen in die Hände gekommen. Man habe vorgeschlagen, die Dünen zu vertheidigen; es sei dies aber den Insulanern allein überlassen worden, da hätten sie sich nicht mit Erfolg wehren

können. Als man die Unmöglichkeit gesehen, sich auf die Länge zu vertheidigen, da „alle Schiffe und viele Bürger gefangen, also der äußerste Ruin vor Augen“ gewesen, so habe man Frobös solches gedeutet; der habe zwar darauf geantwortet, wenn ja die Bürger nicht sechten wollten, so solle man ihn mit seinen zwölf Soldaten sich wehren lassen; weil aber ein solches Unternehmen ein offenbar vergebliches Werk gewesen, so habe man zur Verhütung aller besorglichen Gefahr, welche sich öfters bei dergleichen Fällen zutragen pflege, Buchwald, Frobös und die übrigen Soldaten in Versicherung gebracht. — Frobös hat dazu mehrere Bemerkungen gemacht, worin er von „lauter schelmischen Entschuldigungen“ zc. redet; hätte man ihn nur gewähren lassen, er würde gewiß „mit den Philistern gestorben sein“ zc. Wie dem auch sei, die Uebergabe der Insel erfolgte ohne Widerstand, und die Helgoländer brachten dem Könige Hulldigung und Glückwunsch dar, wie das nach Bötticher der Landvogt „mit zierlicher Feder dem Protokoll einverleibet.“ Frobös aber ließ sich nachgehends, als es zwischen ihm und den Insulanern zum Prozeß gekommen, mit Geld abfinden.

Christian V. war nicht unfreundlich gegen die Insel. Er begnadigte sie am 7. Juli 1684 mit der Hafensfreiheit in Tönningen, die der Herzog ihr 1652 zugestanden hatte, bestätigte an demselben Tage ihre Privilegien und Landesbeliebungen, bewilligte die Wahl eines Predigers und die Bestellung eines Eingebornen zum Landvogt u. s. w. Ja, er erlaubte sogar, in Glückstadt 200 Klafter Brennholz zu kaufen, während nur um 150 gebeten war. Dagegen wurde die Akise erhöht. Als 1686 eine neue Kirche gebaut werden mußte, steuerte er ein Ansehnliches dazu bei. Dafür ließen die Helgoländer Wappen und Namenszug des Königs unter die Decke malen und über der Kirchthür einhauen.

Inzwischen lebte der Herzog meist in Hamburg. Es ging ihm so ärmlich, daß er Jakob II. klagte, er habe nicht so viel, „um Brod für den Tisch zu schaffen.“ Jahre lang hatte der große Kurfürst umsonst vermittelt; er starb im April 1688, ohne das Ende des Streitens zu erleben. Vergebens waren auch die Mahnungen und Befehle des Kaisers. König Christian stützte sich auf Ludwig XIV. Endlich brachte die Erhebung Wilhelms von Oranien auf den englischen Thron eine günstige Wendung für den Herzog. Christian sah sich genöthigt, im Juni 1689 den altonaer Vertrag abzuschließen, der die Herstellung des Herzogs mit voller Souveränität festsetzte. Auch Helgoland ward zurückgegeben. Der Namenszug über der Kirchthür verschwand, ohne daß später, als die Insel abermals besetzt worden, der Thäter ermittelt werden konnte. — Im nächsten Kriege kam das Eiland mit der Angst davon. Christian Albrecht war todt, 1694; der junge Herzog Friedrich IV., mit Hedwig Sophie, der Schwester Karls XII. von Schweden, vermählt, folgte dem Sterne des Schwagers. Am 16. März 1700 wurde auf Helgoland mit der Verstärkung der Befestigungswerke begonnen, am 17. März männlich aufgefordert, sich nach Möglichkeit zu versorgen, am 14. April das Lotsen auf dänischen Schiffen verboten, am 28. eine Vermahnung des herzoglichen Geheimrats Magnus von Wedderkop von der Kanzel verlesen; am 4. Mai flog das Laboratorium in die Luft; am 25. Mai kamen viele Frauen und Kinder von Tönningen, das wiederholt von den Dänen beschossen worden: dabei blieb's für das Mal. Der Knabe Karl war am 4. August vor Kopenhagen gelandet und hatte schon am 18. August den Frieden von Travendahl erzwungen, der die Souveränität des herzoglichen Hauses bestätigte und am 25. auch in der Kirche zu Helgoland verkündigt wurde.

Dann setzte der große nordische Krieg und der spanische Erb-

folgekrieg ganz Europa in Flammen. Herzog Friedrich zog mit Karl XII. und fiel 1702 vor Rliffow. Er hinterließ einen unmündigen Sohn, Karl Friedrich, unter Vormundschaft und Obhut der Mutter und des Oheims Christian August, Koadjutors von Lübeck, der die gottorper Regierung führte, und 1705 Bischof von Lübeck wurde. Die Seele dieser Regierung aber war Baron von Görz, welcher fortwährend seine Augen auf Schweden gerichtet hielt. König Friedrich IV. von Dänemark dagegen schloß mit August dem Starken und Peter dem Großen ein Bündniß wider Schweden und fiel, als Karl sich in der Türkei befand, in dessen Lande, namentlich auch in die deutschen Besitzungen, ein. General Steenbock aber schlug mit zusammengerastten Bauern in Schafvelzen und Holzschuhen die Dänen 1710 bei Helsingborg, siegte am 20. December 1712 über Sachsen und Dänen bei Gadebusch in Mecklenburg, ließ am 9. Januar 1713 Altona niederbrennen und rückte dann in den übrigen königlichen Antheil von Schleswig-Holstein ein, während sein wunderlicher Herr in Bender und Warntza den Namen „Eisenkopf“ erwarb. Allein nun wandte sich das Blatt. Steenbock mußte sich, von Dänen Russen und Sachsen gedrängt, am 14. Februar 1713 nach der herzoglichen Festung Tönningen werfen und noch im Mai desselben Jahres mit dem ganzen Heere die Waffen strecken. Peter der Große wohnte damals kurze Zeit in Friedrichstadt; Fürst Menzikoff befehligte.

So wandeln die Geschicke. Hundert Jahre später waren wiederum Russen und Schweden bei Tönningen, aber dies Mal beide gegen Dänemark.

Tönningen sollte zwar nach dem mit Steenbock geschlossenen Abzugsvertrage im Laufe des Jahres nicht beschossen werden; allein Friedrich IV., voll Verdacht und Haß gegen den herzoglichen Hof, der Neutralität zugesichert hatte, ließ sich nicht behindern,

die Festung zu Lande und zu Wasser eingeschlossen zu halten und nach vielfachen Unterhandlungen zur Uebergabe zu nötigen, nachdem er schon im März 1713 die fürstlichen Lande besetzt hatte. Die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln wurde von herzoglichen Bevollmächtigten über Helgoland durch englische und andere Schiffe versucht. Im December z. B. kamen drei englische Schiffe bei der Insel an; das größte riß aber los und ging sammt Ladung und 62 Menschen verloren. Die übrigen mit zwei anderen Fahrzeugen segelten im Januar 1714 unter der Leitung von sechs helgolander Schaluppen nach der Eider ab; aber theils gingen sie zu Grunde, theils wurden sie von den Dänen angehalten. Vergebens war auch das Bemühen der herzoglichen Regierung, sich wirksamen Beistand zu verschaffen. Nach Berlin, Wien, Hannover, Bender zc. gingen Gesandte und Schreiber; die Gewährleister des travendahler Friedens wurden um Schutz angegangen; an allen Höfen Europas war von der Festung Lönningen die Rede. Besonders eifrig wurde in London und Berlin unterhandelt. Dort trug Graf Dernath im Juli 1713 dem Minister Bolingbroke die Insel Helgoland an, wofür früher ansehnliche Summen wären geboten worden; könne das Absenden von Schiffen und Truppen nicht zeitig genug bewerkstelligt werden, so möge die Königin die Besatzung von Lönningen in Eid und Pflicht nehmen zc. Aber es kam nicht dazu. In Berlin unterhandelte Landrat von Bassewig um Hülfe. Nach vielen Schwierigkeiten wurde im Juli ein Vertrag abgeschlossen, wonach Preußen sich die Besetzung der schwedischen Festungen Stettin und Wismar ausbedang und für den Fall, daß der junge Herzog von Gottorp den Thron Schwedens bestiegen sollte, noch sonstige bedeutende Vortheile zugesichert erhielt; allein auch das führte zu keinem wirksamen Einschreiten. Ja, wenn es schöne Reden thäten! schrieb am 9. September der englische Gesandte Pulteney zu Kopen-



hagen — Si la rhétorique pourroit l'effectuer, je ne doute pas, que celle du ministre de Prusse n'y suffiroit seule; mais dans le siècle, où nous sommes, on est accoutumé, d'avoir plus d'égard pour les gros escadrons . . . . Es wurde auch vorgeschlagen, Lönningen von neutralen Truppen besetzen zu lassen, allein Holland und Hannover wollten nicht darauf eingehen, und der englische Minister Bromlay schrieb nun, die Königin wisse kein besseres Mittel, als das Herzogthum völlig in Sequeſter zu legen und in die Hände des Königs von Preußen zu geben. Aber auch dieser Weg wurde nicht betreten. Friedrich Wilhelm I. hatte mehr die Erwerbung Stettins und Vorpommerns als die Herstellung des gottorper Hauses im Auge. Er unterhandelte auch mit den Russen. Als sich Karl XII. mißtrauisch und eigensinnig nicht dazu verstehen wollte, die Freundschaft Preußens durch Opfer zu gewinnen, kam es zu Feindseligkeiten, Gottorp ward aufgegeben, und Friedrich Wilhelm wußte in den vielfach verschlungenen Interessen und Unterhandlungen so klug und erfolgreich zu verfahren, daß er beim Friedensschlusse Stettin und die Odermündungen erwarb.

Lönningen mußte sich am 7. Februar 1714 ergeben. Das vom Könige beabsichtigte Bombardement war durch die Verbündeten; namentlich durch Menzikoff, den Baron Görz mit „Diskreziionsgeldern“ und beim Spiel sehr gut zu behandeln wußte, zwar verhindert worden; allein Mangel an Lebensmitteln nöthigten den Befehlshaber endlich zur Uebergabe. Die abziehende Mannschaft bestand nur noch aus 354 Mann; etwa eben so viel Kranke blieben zurück; 692 Soldaten und 742 Bürger waren während der Belagerung gestorben, 300 Soldaten davon gelaufen.

Die herzogliche Regierung hatte wiederholt Neutralität zugesichert. Aber im Herzen mag sie stets gut schwedisch gewesen sein; wenigstens wußte man nicht alle Einflüsse fernzuhalten. Schon unterm 23. Juli 1712 war von dem unmündigen Herzoge

Karl Friedrich ein Befehl zur Aufnahme Steenbocks in Lönningen ausgestellt worden. Auch der Administrator selbst hatte am 21. Januar 1713 eine deshalbigige Uebereinkunft mit Steenbock getroffen. Zwar machte er, als dieser unterm 24. Januar wirklich Einlaß verlangte, dem dänischen Hofe davon Anzeige, schlug am 28. die begehrte Aufnahme ab und befahl dem Kommandanten, die Festung Niemanden zu überliefern; allein dieser hielt sich an anderweite Befehle, und als die deshalbigigen Papiere bei der Uebergabe der Festung in die Hände des Königs kamen, nahm dieser daraus willkommenen Anlaß, die herzoglichen Lande feindlich zu behandeln und als eine kriegsrechtliche Eroberung zu betrachten. — Vor Helgoland erschien am 5. August 1714 ein dänisches Geschwader unter dem Befehlshaber Paulsen und landete am folgenden Tage bis 11 Uhr ohne Widerstand auf dem östlichen Theile der Dünen. Dort fehlte es auffallender Weise an jeder Befestigung; eine daselbst stehende geringe Mannschaft — ein Korporal mit sieben Soldaten — nebst der helgolander Landwehr war ohne Weisung. Die Aufforderung zur Ergebung aber wurde vom herzoglichen Kommandanten Heinrich Boldewahn abgelehnt. Am 7. war auf dem Steinwalle eine Batterie aufgestellt, die um 4 Uhr das Mörserbombardement begann. Die Beschießung dauerte bis zum Nachmittage folgenden Tages, wo der Ort unten und oben im Feuer stand und das Wasser zum Löschen mangelte. In der Nacht wurde alle Viertel, Nachmittags alle halbe Stunde geworfen. Die meisten Bewohner hatten sich hinten auf die Klippe und nach der Nordspitze geflüchtet. Da ließ der Kommandant dem königlichen Generalmajor von Wilster durch Ratmann Broders und Leutenant Bank einen Uebergabevertrag anbieten, der sofort zu Stande kam. Den Helgoländern wurden ihre „Freiheiten und Privilegien“ gewährt; die Besatzung erhielt Abzug unter klingendem Spiel „mit Unter- und Obergewehr, brennenden

Bunten, auch jeder Gemeinde mit 24 Schuß Ammunition.“ Am 9. August kamen Wilster und Baulsen ans Land, und eine „Charta von dem Helligerlande, wie solches 1714 ist berennet, und am 9. August in Possession genommen worden“, veranschaulichte dem Könige die neue Erwerbung.

Wie weit der herzogliche Befehlshaber nach besonderen Weisungen gehandelt habe, ist nicht bekannt, ein öfterer Verkehr desselben mit der Regierung jedoch außer Zweifel. Aus einer protokolларischen Vernehmlassung vom 1. September 1717 ergibt sich, daß ein helgolander Ratmann Jakob John Ausgangs Februar 1713 auf Veranlassung des Kommandanten mit Briefen an den Grafen Steenbock nach Tönningen ging und mit einem Schreiben des Geheimrats Banier zurückkam. Dann reisete er auf weiten Umwegen über Jever, Ostfriesland, Münsterland und Hannover zum Herzog-Administrator nach Hamburg und erhielt von diesem Geld und Aufträge zur Versorgung Tönningens. Im Juli war ein Ratmann beim herzoglichen Gesandten Dernath in London. Auch eine spätere Verbindung mit dem Administrator hat Statt gefunden; noch zu Anfange Juni 1714 kam ein Kaperekapitän mit einer herzoglichen Empfehlung nach Helgoland und erhielt ein genommenes dänisches Kaperschiff.

Die Geschütze und Befestigungswerke der Insel scheinen so gut wie nichts geleistet zu haben. Sie waren auch schon 1699 vom Leutenant Böttcher als unzureichend und mangelhaft erkannt worden, und nachher hatten nur geringe Verbesserungen Statt gefunden. Die Schutzwehr bestand hauptsächlich aus einem unbedeutenden Walle mit Schanzpfählen längs der Ostseite des Oberlandes. Der Treppenzugang war mit einem dreifachen Thorwerke versehen; die Treppe wurde in der Nacht vom 7. abgebrochen. An Geschützen waren etwa anderthalb Duzend schwere Kanonen auf dem Inselrande und einige Drehbassen vorhanden. Das alles nützte aber gegen

Bomben wenig. Die Dänen legten später noch eine Batterie auf dem Unterlande an. Viel mehr thaten auch sie zur Befestigung nicht; sie erkannten wohl, daß die Insel nur dem Herrn zur See sicher ist. Das Eiland ward eine Art Verbannungs- und Gefängnißort, weshalb man es wohl „Zwing- den- Schalk“ nannte.

Von 1714 an kamen Helgoland und der übrige herzogliche Theil von Schleswig nicht wieder an das gottorper Haus; beide hatten ganz andere Geschicke als das herzogliche Gebiet von Holstein.

In Stockholm war Zwiespalt der Parteien; das Land zum höchsten erschöpft. Karl wollte einst seinen Stiefel schicken, der sie alle regieren sollte; aber er selbst, nachdem er im November 1714 den weltberühmten sechszehntägigen Ritt über Wien und Kassel nach Stralsund gemacht hatte, konnte kaum noch Erhebliches erzielen. Als ihn am 11. December 1718 in den Laufgräben vor Friedrichshall die Feindes- oder die Menehkeugel Siquiers getroffen, griff die tapfere Faust zum letzten Male an's Schwert und hielt es krampfhaft umschlossen. Karls Neffe, der junge Herzog Karl Friedrich von Gottorp, der nächste zur schwedischen Krone, ward verlassen; Ulrike Eleonore, Karls jüngere Schwester, und ihr Gemahl, Landgraf Friedrich I. von Hessen-Kassel, bestiegen den Thron. Baron Görz, der nach Schweden gegangen war, wurde im März 1719 widerrechtlich hingerichtet.

Friedrich IV. hatte es verstanden, sich die Theilnahme Frankreichs und Englands zu erwerben. Namentlich stand er mit Georg I. von Hannover, der 1714 den englischen Thron bestiegen hatte, in gutem Einvernehmen. Er verkaufte 1715 dem Kurfürsten die 1712 besetzten schwedischen Besitzungen, die Bisthümer Bremen und Verden, für 871,000 Thaler. Georg stand daher bei den Friedensunterhandlungen auf dänischer Seite, zahlte

jedoch an Schweden noch eine Million Thaler. Dies erlangte endlich den Frieden, 1719 mit Hannover, 1720 mit Preußen und Dänemark, 1721 zu Nyßtädt mit Rußland, nachdem Peter noch im letzten Jahre die furchtbarsten Verwüstungen auf den schwedischen Küsten angerichtet hatte. Friedrich IV. aber erhielt 1719 und 1720 von England und Frankreich die Zusicherung, daß man ihn dans la possession paisible de la partie ducale du duché de Sleswig erhalten wolle. Auf diese Gewährleistungen ist in den letzten Jahren oft Bezug genommen worden. Es darf dabei aber nicht außer Acht bleiben, daß die Zusage Englands nach dem letzten Kriege mit Dänemark nicht erneuert worden ist, mithin völkerrechtlich keine Bedeutung mehr hat.

Die Rechte des jungen Herzogs Karl Friedrich an Schleswig wurden von allen Seiten preisgegeben; auch von Peter dem Großen, auf den in den letzten Zeiten die Hoffnungen des herzoglichen Hofes gerichtet gewesen waren. Der gottorpsche Bevollmächtigte v. Bassewitz soll sich einst auf's heftigste darüber ausgesprochen haben; man zitterte für den kühnen Sprecher. Aber Peter wußte unter Umständen ein herzhaftes Wort, wie einen herzhaften Trunk, zu schätzen. Und einige der Hauptsätze seines sogenannten „Testaments“ waren gewiß längst überlegt; er liebte es, die Hände im Spiel zu behalten. Er lobte den treuen Eifer des Mannes, reichte ihm ein großes volles Glas, und versicherte, des Herzogs solle schon noch gedacht werden. Auch war Bassewitz der Mann, der sich am ersten was herausnehmen durfte. Schon früher hatte er mit dem Zaren unterhandelt, und Menzikoff fand um deswillen besonderes Gefallen an ihm, „weil er so gut wie der beste Russe saufen konnte.“ Einige Zeit nachher schloß Peter einen Vertrag mit Schweden zum Besten des jungen Herzogs ab und verlobte diesem seine älteste Tochter Anna. Die Vermählung wurde 1725 vollzogen, und der Sproßling dieser Ehe war Karl

Peter Ulrich, der von der Kaiserin Elisabeth zum Nachfolger bestimmt, als Peter III. im Januar 1762 den russischen Thron bestieg und der Stammvater des gegenwärtigen Kaiserhauses geworden ist. Karl Friedrich starb 1739.

In Dänemark war 1730 Christian VI., 1746 Friedrich V. zur Regierung gelangt; 1766 folgte Christian VII., das schwachsinige Werkzeug Struensees und der Verschwörer gegen diesen feigherzigen Freund der unglücklichen Königin Karoline Mathilde. Schleswig wurde von allen festgehalten. Friedrich IV. soll zwar auf dem Sterbebette noch seinen Seelsorger gefragt haben, ob er es mit gutem Gewissen behalten könne — ließ es aber bei der ausweichenden Antwort bewenden: wenn er es mit gutem Gewissen genommen habe, so dürfe er es auch mit gutem Gewissen behalten.

In Holstein war das herzogliche Gebiet in gleicher Weise, wie in Schleswig, vom Könige besetzt worden. Allein das Gebot des Kaisers und die politischen Verhältnisse nötigten den König 1720 zur Räumung. Früher hatte der Herzog als Fürst des Reichs auch wegen seiner Rechte in Schleswig beim Kaiser Beistand gefunden; jedoch die Zeit war vorüber. — Karl Peter Ulrich kam aber in die Lage, sich selbst schützen zu können. Es war einer seiner Lieblingsgedanken, die Unbilden der Dänen wider die herzoglichen Besitzungen zu rächen. Er soll den Gedanken verfolgt haben, das ganze königliche Haus nach Trankebar zu versetzen. Als er Kaiser geworden, setzte er Heer und Kriegsschiffe in Bewegung. Schon wollte er selbst zum Heere abgehen, als die Verschwörung seiner Gattin die „Hämorrhoidalcolik“ der Hofsprache, nämlich seine Erdrosselung herbeiführte. Inzwischen hatte Friedrich V. die Kosten zu den Rüstungen zusammengetrieben, sein Heer in Mecklenburg unterhalten, und auch den Hamburgern eine Million Thaler abgepreßt.

Auch vor Helgoland sollen in jenen Zeiten Kriegsschiffe erschienen sein. Auf der Insel geht sogar die Sage von einer russischen Beschießung. Es muß dabei aber ein Irrthum obwalten. Zu Feindseligkeiten ist es sicher nicht gekommen. Die Nachricht von der kaiserlichen Kolik war schnell genug. Vielleicht gehörten die Schiffe, die einige Tage ankerten, zu einem später, 1769, nach dem Mittelmeer bestimmten Geschwader, welches die Aufgabe hatte, den aufgewiegelten Griechen beizustehen. Die Befehlshaber derselben kamen ans Land; dann und wann auch Matrosen, die allerlei Schnitzereien und dergleichen zu Kauf boten. So haben die Väter einiger Lotten erzählt.

Peters Nachfolgerin, Katharina II., theilte den Eifer gegen Dänemark nicht; sie war vielmehr zur Beseitigung des Zwiespalts bereit. Ihr Ehrgeiz blickte nach Konstantinopel, nach Polen; was konnte ihr genehmer sein, als sich vor den Augen der Welt in kleinen Dingen großmütig und hingebend zu bezeigen? und zugleich Dänemark und die jüngsten Gottorper zu verpflichten? Ihr Sohn Paul mußte auf Schleswig verzichten und die holsteinischen Gebiete abtreten; 1767 wurde eine vorläufige, 1773 nach Pauls Volljährigkeit eine schließliche Uebereinkunft getroffen. Das Ausgleichungsmittel boten die oldenburgischen Lande an der Weser. Dort war 1667 der Stamm Gerhards mit dem Grafen Anton Günther erloschen. Oldenburg und Delmenhorst fielen dem nächstberechtigten und beanwarteten Agnaten zu. Der König von Dänemark und der Herzog von Gottorp hatten sich zwar durch Uebereinkunft mit dem letzten Grafen in Besitz gesetzt; allein ein Ausspruch des Reichshofrats von 1673 erkannte einem Zweige der jüngern königlichen Linie, dem Hause Holstein-Blön die Lehnfolge zu. Doch wußte Christian V. durch Vertrag mit dem Herzoge von Blön die ganzen Lande für sich und seine männlichen Nachkommen zu erwerben; er verglich sich 1671 wegen der einen Hälfte,

und erlangte nach Beendigung des Rechtsstreites gegen Gottorp auch die andere Hälfte, vorbehaltlich des Rückfalls, wenn der königliche Mannstamm erlösche. Diese Grafschaften nun veräußerte Christian VII. an den Großfürsten Paul für dessen Antheil an Holstein, während sie dieser dem Fürstbischof Friedrich August zu Gütin abtrat. Im December 1774 bestätigte Kaiser Joseph II. den Tausch. — So waren die älteren Gottorper beseitigt. Aber auch die jüngeren Zweige des Hauses, die Nachkommen des obenerwähnten Administrators Christian August, waren zufrieden gestellt. Adolph Friedrich, der älteste Sohn, ward 1751 König von Schweden, und hatte sich bereit finden lassen, gegen eine Geldsumme auf dereinstige Ansprüche an Schleswig zu Gunsten Friedrichs V. und seiner männlichen Nachkommen zu verzichten. Ein jüngerer Bruder war eben der Fürstbischof Friedrich August, welcher 1773 Oldenburg und Delmenhorst erhielt, die später zum Herzogthume und dann zum Großherzogthume erhoben wurden, und 1785 auf seinen Sohn Peter Friedrich Wilhelm, 1823 auf seines jüngsten Bruders Sohn, Peter Friedrich Ludwig, übergingen. — Auch kleinere Theile der vielfach zersplitterten Lande hatte das Königs Haus inzwischen zu erwerben gewußt. So namentlich 1734 die Grafschaft Ranzau, welche aus dem herzoglichen Antheile an der Schaumburg-pinneberger Verlassenschaft gebildet worden war; so ferner 1761 das Fürstenthum Plön. Auf diese Weise geschah es, daß sich Christian VII. und seine Nachfolger im Besitze der gesammten schleswig-holsteinischen Lande befanden.

Um so stärker wurde nun aber das Verlangen, die Herzogthümer für immer an die dänische Krone zu ketten. Man suchte dies in doppelter Weise zu erreichen: ein Mal durch Verschwägerungen mit den nachfolgeberechtigten Gliedern des sonderburger Hauses, und dann durch das Streben und die Lehre einer Ein-



verleibung, oder wenigstens einer Aenderung der Erbfolge. Die Herzogthümer sollten im schlimmsten Falle der Nachfolgeordnung des Königsgesetzes unterworfen sein. Indessen machten sich in dieser Hinsicht zwei abweichende Richtungen geltend: die Partei der Eiderdänen mit dem Ziele, „Dänemark bis zur Eider,“ und die Partei der Gesamtstaatsmänner, die auch Holstein festhalten wollten. Ihnen gegenüber erstanden die Schleswig-Holsteiner, die alte Selbstständigkeit und unlösliche Vereinigung der Herzogthümer auf dem Grunde der staatlichen Einheit und der männlichen Nachfolge verfechtend. So erwuchsen die Gegensätze, welche bis auf den heutigen Tag bestehen und zu den mannigfachen Erörterungen und Kämpfen geführt haben. Die Schleswig-Holsteiner stützen sich auf ihr uraltes niemals aufgegebenes Recht; die Einverleibungsmänner gehen bis auf die sogenannte Eroberung des vierten Friedrich zurück.

Als Friedrich IV. sich in den Besitz von ganz Schleswig gesetzt und den Herzog von allen Seiten verlassen sah, erließ er am 22. August 1721 einen offenen Brief, worin er erklärte, daß er sich bewogen gefunden habe, den herzoglichen Antheil als ein „in beschwerlichen Zeiten unrechtmäßiger Weise von der Krone Dänemark abgerissenes Pertinenz,“ wieder in Besitz zu nehmen und mit dem seinigen „zu vereinigen und zu incorporiren.“ Dann forderte er im September von den gemeinschaftlichen und den herzoglichen Untergebenen einen Schuldigungseid, der notgedrungen geleistet wurde; und im Wesentlichen desselben Inhalts war. Er lautet aber noch geschraubter; der Schwörende mußte geloben, daß er die königliche Majestät zu Dänemark und Norwegen für seinen „alleinigen souveränen Landesherren erkennen und halten, denselben wie auch dero königliche Erbsuccessoren secundum tenorem Legis Regiae, treu hold und gewärtig sein . . . wolle.“ Daraus hat denn die dänische Parteiauslegung

nicht allein eine Einverleibung und Bereinigung des herzoglichen, sondern auch des königlichen Antheils mit Dänemark folgern wollen, während andrerseits die Worte nur von einer Wiedervereinigung dieser beiden Theile verstanden worden sind. Es mag immerhin sein, daß bei der Abfassung eine weiter reichende Absicht obgewaltet hat, und daß namentlich an eine Einschmuggelung der Königsgefolgerfolge gedacht worden ist. Allein es darf doch kein solches Gewicht darauf gelegt werden, als man dänischerseits gethan hat. Weder der König noch die Huldigenden waren zu einer solchen Aenderung berechtigt; die grundgesetzliche Einigung mit Holstein hätte nur unter Einwilligung der holsteinischen Stände gelöst werden können; zu einer Aenderung der männlichen Erbfolge würde eine bündige Zustimmung der Agnaten, die seit 1579 in vertragmäßiger Lehns- und Nachfolgerbrüderung standen, erforderlich gewesen sein. Nichts der Art liegt aber vor. Auch konnte das angebliche Recht der Kriegseroberung keinen Einfluß auf die bestehenden Rechts- und Vertragsverhältnisse zwischen der jüngern und ältern königlichen Linie und zwischen dem Lande Holstein und dem Regentehause haben; denn unter ihnen war kein Krieg geführt worden.

Mit den Helgoländern machte Friedrich nicht so viel Umstände. Schon im März 1716, also lange vor den Friedensschlüssen, mußte jeder sechszehnjährige den Huldigungseid ablegen. Dagegen wurde mit der Bestätigung der Freiheiten und Privilegien, deren Beibehaltung im Uebergabevertrage zugesichert war, nicht so sehr geeilt; sie erfolgte trotz mehrfachen Ansuchen erst 1723, nachdem sich die Insulaner mehrere Neuerungen hatten gefallen lassen müssen, und nachdem ihnen das Versprechen von dreihundert Thalern Species für die Bestätigung abgedrungen worden war. Die Insel blieb im allgemeinen in denselben Beziehungen zu den schleswigschen weltlichen und kirchlichen Behörden zc., wie früher.

Auch ein besetzter und besetzter Platz blieb Helgoland. Die neue Besatzung scheint anfangs ziemlich bedeutend gewesen zu sein. Der königliche Kommandant war jedoch ein Mann, dem es auf eine große Anzahl Soldaten nicht ankam. Er redete einer Verminderung derselben lebhaft das Wort, verlangte dann aber auch eben so lebhaft eine gehörige Belohnung. Sogar vor der Kirchthür mahnte er einen Quartiersmann darum. Es wurden ihm hundert Thaler geboten, er begehrte aber „absolut“ zweihundert. Endlich vereinigte man sich auf hundert und fünfzig Thaler; doch machte der würdige Mann noch den Vorbehalt, daß er eine weitere Zahlung erhalte, wenn es ihm gelinge, noch dreißig Mann mehr abzubringen. — Bei der Abfahrt von Soldaten 1718, kam es zu einem lebhaften Austritt. Der Schiffer, welcher die Uebefahrt nach Glückstadt bewirken sollte, hielt die Zeit noch nicht für günstig. Da herrschte ihm der Kapitän zu: er solle fahren oder der Teufel solle ihm den Hals brechen. Der Helgoländer gab den Wunsch zurück, erhielt eine Mantuschelle und „bezahlte mit gleicher Münze.“ Nun befahl der Kapitän den Soldaten, das Haus in Brand zu stecken und den Kerl, wenn sie ihn fänden, in hunderttausend Stücke zu hauen. „Als aber die Soldaten klüger als ihr Befehlshaber waren und seiner unbillig gottlosen Ordre nicht gehorsamen wollten, ließ er des Schiffers unschuldigen Bruder, der nicht zugegen gewesen, auch nicht ein einziges Wort gesprochen hatte, arretiren.“ Im Jahre 1721 bestand die Besatzung noch „in 72 Mann ohne Weiber und Kinder“. Später wurde sie noch mehr verringert. Um 1807 waren nur etwa 40 abgemagerte Invaliden auf der Insel, die Mann für Mann 5 Pfund Brod wöchentlich und drittehalb Schilling Geld täglich empfangen und gar oft um ein „Anorrhänten“ oder dergleichen gebettelt haben sollen.

Eine ähnliche Bedeutung, wie dem Patent und dem Guldbüchseide von 1721 für Schleswig, hat man einer königlichen

Veröffentlichung vom 9. September 1806 für Holstein beilegen wollen. Als Franz II. am 6. August die deutsche Kaiserkrone niederlegte und Niemand das Reich vertrat, erklärte der dänische Herrscher, daß Holstein künftig nur seiner alleinigen Botmäßigkeit unterworfen und „mit dem gesammten Staatskörper der dem königlichen Scepter untergebenen Monarchie als ein in jeder Beziehung völlig ungetrennter Theil desselben verbunden sein solle“. Allein auch daraus kann eine rechtsbeständige Einverleibung oder Aenderung des Nachfolgerechts nicht dargethan werden. Es fehlte dem Könige dazu die Befugniß; ohnehin hatte der Herzog von Augustenburg sich dagegen verwahrt und erwirkt, daß der ursprünglich beabsichtigte Ausdruck „unzertrennlicher“ in „ungetrennter“ umgewandelt worden war.

Friedrich VI. führte damals als Kronprinz die Regierung. Der Geisteszustand Christians VII. war schon seit Jahren von der Art, daß der König die Staatsgeschäfte nicht mehr selbstständig wahrnehmen konnte. Zu Anfange October 1805 nahm Friedrich seinen Wohnsitz zu Lutsenlund, später zu Kiel. Das ganze dänische Heer stand damals in Holstein, um eine „bewaffnete Neutralität“ aufrecht zu erhalten. Man erwartete namentlich eine Landung der Engländer in Hannover. Ganz Europa war voll Furcht und Hoffen. Das Lager von Boulogne war aufgegeben; Napoleon stand in Wien; die Tage von Trafalgar und Austerlitz bereiteten sich vor.

Auch im Schleswigschen herrschte in jenen Zeiten ein außerordentlich reges Leben, obwohl ganz anderer Art, als in Holstein. Die Franzosen hatten seit zwei Jahren die Weser- und Elbküsten besetzt; die Engländer blockirten die Mündungen. So hatte sich der reichste Handelsverkehr nach Schleswig gewendet. Namentlich herrschte in Lönningen ein nie gesehenes Treiben und Wogen; die Einfuhr hatte so zugenommen, daß die Zolleinnahme von 25,000

auf 200.000 Rthlr. jährlich gestiegen war. Die Wohnungen reichten nicht aus, um alle Fremden, alle Vorräte aufzunehmen. Im November 1806 verfügte Napoleon in Berlin die Sperrung des Festlandes gegen den englischen Handel. Die berühmte Schmuggelzeit entfaltete sich; Helgoland wurde der Lummelplatz Tausender von Kaufleuten, Schleichhändlern, Flüchtlingen, Werbern, Spionen, Agenten und Abenteurern aller Art. Wie es seit der Besetzung Hollands in den neunziger Jahren eine Poststation für die englischen Packetböte gewesen war, so wurde es jetzt der lebendigste Handelsmarkt der Welt.

Dänemark hatte damals eine bedeutende Flotte; 18 Linienschiffe, 15 Fregatten, 6 Brigs und 25 Kanonenböte lagen im Hafen; drei andere Linienschiffe waren in Arbeit, zwei auswärts. Während Napoleon darauf bedacht war, die dänischen Staaten seinen Zwecken dienstbar zu machen, fürchtete man in England, daß besonders die Flotte ein Werkzeug in seiner Hand werden möchte. Aber schwachvoll waren die Maßregeln, zu denen man schritt. Sie bilden einen schwarzen Fleck in der englischen Geschichte. Man verlangte Sicherheit, die Flotte selbst als Pfand. Die dänischen Gewässer waren unversehens von einer großen Kriegsmacht erfüllt, und da Zureden nicht half, brauchte man Gewalt. Nach zehntägigen vergeblichen Verhandlungen landeten am 16. August 1807, zwei Meilen von Kopenhagen, 10,000 Mann; Admiral Gambier und General Cathcart verkündigten, daß sie nicht als Feinde gekommen seien, sondern nur „zu Dänemarks eigener Sicherheit die Flotte in Verwahrung nehmen wollten“. Stolz und Erbitterung wies alle Anträge ab. Kopenhagen wurde vom 3. bis 6. September auf's furchtbarste beschossen, theilweise eingeeäschert und zur Nachgiebigkeit gezwungen; am 7. kam eine Kapitulation zu Stande; die Flotte zc. ward weggenommen; die unfertigen Schiffe zerschlug man. Gleichzeitig wurde Helgoland

befegt. Am 30. August erschien Commander Falkland mit der Fregatte Quebeck und zwei anderen Kriegsschiffen und verlangte die Uebergabe der Insel. Er gab dem königlichen Befehlshaber zu erkennen, daß „der bekannte Edelmut des britischen Charakters“ ihn in den Stand setzen werde, Bedingungen, die auf den anständigsten Grundlagen beruhen, vorzuschlagen. Den Einwohnern sicherte er „freie Ausübung ihrer Rechte und Privilegien“ zu und stellte neue Vorrechte und Freiheiten in Aussicht. Man zögerte noch. Als aber am 4. September 7 weitere Drlogschiffe unter Ruffel erschienen und die helgolander Landwehr, aus 266 Mann und eintgen Officieren bestehend, nicht fechten wollte, machte der Kommandant v. Zesla, „den Umständen zu weichen gedrungen“, Uebergabevorschläge, die zur Abschließung der Kapitulation vom 5. September 1807 führten. Eine Besatzung von 400 Marines unter dem Kapitän d' Auvergne vom Schiffe *Majestät* kam sofort ans Land. Die dänische Besatzung mußte sich kriegsgefangen ergeben, wurde aber später nach den Herzogthümern entlassen. Alle auf der Insel befindlichen Franzosen sollten als Kriegsgefangene ausgeliefert werden. Doch scheint es nicht, als sei Jemand davon betroffen worden. Die Obrigkeiten und Beamten wurden in ihren Amtsverrichtungen, alle Einwohner in „ihren Rechten, Gewerben, kirchlicher Verfassung, Constitutiones“ u. erhalten; besonders wurde das Recht, nicht zum Kriegsschiffsdienst gezwungen werden zu können, gewährt. Im ersten Satze der Vorschläge des dänischen Befehlshabers war von einer Uebergabe der Insel „bloß zur militärischen Besignahme bis zur Restitution an seine dänische Majestät“ die Rede. Wie es scheint, ist darauf britischerseits keine ausdrückliche Erklärung erfolgt. Gewiß aber dachte bald Niemand mehr an eine Rückgabe. England verlangte die Abtretung der Insel, wollte jedoch die Flotte drei Jahre nach dem allgemeinen Frieden zurückliefern, wenn Dänemark neutral bleibe

u. s. w. Haß und Wut waren in Dänemark zu groß, als daß Friedrich VI. auf dergleichen oder gar auf ein angebotenes Bündniß hätte eingehen mögen. Er wählte den Krieg, verbot allen Verkehr, selbst jeden Briefwechsel mit England bei schwerer Strafe, und schloß Ende Oktober 1807 ein Bündniß mit Napoleon. Mehrere helgolander Schiffe wurden in Husum zurückgehalten; die Mannschaften nach Rendsburg gebracht oder auf Kanonenböte gesteckt. Am 4. November erklärte England den Krieg, nachdem die Feindseligkeiten Monate lang gedauert. Die erbittertsten Kämpfe und Kapereien begannen; besonders an der Elber und Elbe, namentlich vor Glückstadt, kam es zu Feindseligkeiten aller Art. Unterdeß starb Christian VII. Der blödsinnige König wußte nichts von der Ankunft verbündeter Franzosen; als er am Morgen des 13. März 1808 plötzlich todt zusammenfiel, soll Bestürzung und Verdruß die Ursache gewesen sein. Bald darauf machte Friedrich seinen Regierungsantritt als König kund. Im Juni 1811 verfügte er, alle Helgoländer, welche sich auf den Küsten und Inseln der Herzogthümer betreten lassen sollten, festzunehmen und auf die dänischen Kanonenböte zu bringen.

Auf Helgoland benahmen sich die Engländer bald als völlige Herren. Die im Hafen liegenden dänischen Schiffe wurden verurtheilt, die Befestigungswerke stark vermehrt, Blockhäuser und Kasernen erbaut, zahlreiche Besatzungen und Beamten unterhalten, ein großer Pulverthurm angelegt, der Leuchthurm errichtet, Handel und Rechtspflege geordnet u. s. w. Ein ungeheurer Verkehr entfaltete sich; für Millionen englische Baaren lagen auf der Insel. Das kleinste Obdach wurde theuer bezahlt. Slupen- und Schiffswracks waren zu Wohnungen eingerichtet. Einige hauseten in Tonnen und Kisten.

Ein Theil des englischen Geschwaders unter Admiral Russel, später unter Lord Stewart, ankerte gewöhnlich hinter der Düne.

Einige kleinere Schiffe waren meist vor der Eider und Elbe. Am 7. Juli 1809 kämpften drei Brigs und ein Kanonenboot in der Elbe, am 29. August eine Fregatte, vier Brigs und ein Kanonenboot gegen zwölf dänische Böte, wobei das Kanonenboot verloren ging.

Zu jener Zeit hatten die Engländer Ruzhaven besetzt. Der General Ewald, welcher die dänischen Streitkräfte in Holstein befehligte, erhielt Ende Juli die Weisung, sie zu vertreiben und wo möglich einen Handstreich gegen Helgoland zu versuchen. Die Engländer schifften sich ein; am 30. Juli fand die große, aber erfolglose Landung auf der Insel Balchern Statt. Ewald aber bekam zunächst eine andere Aufgabe. Wie er wenige Wochen zuvor die Schaaren Schills in Stralsund hatte überwältigen helfen, so sollte er jetzt den kühnen Welfen mit seinen Todtenkörpern fangen, die sich von Böhmen her durchgeschlagen hatten, weil man den Herzog nicht als souveränen Fürsten, sondern nur als österreichischen Officier in den znaimer Waffenstillstand hatte aufnehmen wollen.

Auf Verlangen des französischen Befehlshabers in Hamburg und der westphälischen Regierung rückte Ewald am 7. August nach Bremerlehe vor. An demselben Tage hatte der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Desl seine Einschiffung in Elsfleth bewerkstelligt; er selbst war der letzte, der an Bord ging. Alle Pferde mußten zurückgelassen werden. Ein Major verkaufte einen Wagen und vier Pferde für zehn Pfund Tabak. Die kleine Flotte kam vorbei; das Fahrzeug des Herzogs erhielt einige Dugend Schüsse zugesandt, aber ohne Erfolg; alle erreichten glücklich die englischen Schiffe vor der Wesermündung, welche die gejagten Helden aufnahmen und am 9. nach Helgoland brachten. Nur zwei Fahrzeuge mit Gepäck und der herzoglichen Kasse gerieten auf den Strand und fielen den Dänen in die Hände. Die Absicht gegen Helgoland wurde aufgegeben. Die „Legion der Rache“ aber trat in englische Dienste; der Herzog fiel 1815 bei Quatrebras.



Im Januar 1810 wurde Hannover zum Königreiche Westphalen, im December das nordwestliche Deutschland mit den Hansestädten zu Frankreich geschlagen. Am 19. October gab Napoleon zu Fontainebleau den Befehl zur Vernichtung der englischen Fabrikwaaren. Am 16. November und 5. December wurden zu Hamburg ganze Scheiterhaufen verbrannt. Der Schleichhandel wurde immer gefährlicher, aber auch immer einträglicher.

Es verbreitete sich einmal das Gerücht, die Franzosen wollten mit einer Anzahl Brigs und Kanonenböte Helgoland angreifen; allein weiteres geschah nicht.

Vielen Schaden erlitten die Engländer fortwährend von den Stürmen. Schon 1807 geriet ein Bombenschiff auf die Seehundsklippen und ging verloren; später mußte eine Fregatte ihr Geschütz über Bord werfen und nach England bugslirt werden.

Am 18. März 1813 kamen Lettenborns Kosaken nach Hamburg. Nun begann ein unglaublicher Verkehr zwischen der Elbe und Helgoland, das mit Kolonialwaaren übersättet war. Aber schon am 30. Mai rückten die Franzosen wieder ein. Der Jammer unter Davoust begann; während die Russen und Schweden Schleswig-Holstein besetzten. Eine Abtheilung der englischen Flotte half Glückstadt belagern, das sich am 4. Januar 1814 ergab. Davoust mußte im Mai 1814 abziehen, nachdem er unsägliches Elend angerichtet und zuletzt noch die Bank geplündert hatte.

Am 14. Januar schloß England mit Dänemark den Kieler Frieden; es gab nach Artikel 3. die Eroberungen zurück, behielt aber Helgoland. Der Flotte wird im Vertrage nicht gedacht. Unterm 26. August 1814 erfolgte von Friedrich VI. ein Erlass, welcher die Einwohner und Beamten Helgolands „von dem Schuldigungsseide und dem Eide der Treue“ entband, nachdem unterm 7. April noch Zusätze zum Friedensvertrage festgestellt worden waren.

Nach dem allgemeinen Frieden zog England allmählich seine Streitkräfte zurück; die Gebäude wurden verkauft und niedergeworfen, die Kanonen von der Klippe geworfen und eingeschifft, die Mannschaften und Beamten vermindert, bis endlich 1821 der letzte Rest der Veteranen von dannen zog. Vornehmlich war es Hume, der im Parlament die Beseitigung einer kostspieligen Besatzung der Insel verlangte. Helgoland ward todtenstill. Einige öffentliche Badhäuser standen noch gähmend da; sie wurden in den ersten dreißiger Jahren verkauft und der Erlös der Armentasse geschenkt. Auch eine alte dänische Kaserne ward zum Besten der Armut verwendet und führt den Namen: „der lange Jammer“. An Armut fehlte es aber nicht. Ja viele gerieten in die größte Not. Ganze Reihen von Konkursen waren nichts Seltenes; bis 1826 die Errichtung eines Seebades wieder Hoffnung und nach und nach auch Erwerb brachte. Von aller kriegerischen Zurüstung blieb nur ein winziger Pulverthurm aus der Dänenzeit, welcher dem Feuerwerker der landschaftlichen Größ- und Lärmkanone zur Aufbewahrung seiner Vorräte dient. England bedarf keiner Schutzwehr auf der Insel als seiner Flagge; und sollten die Zeiten von 1810 sich wiederholen, da würde es bald an Kanonen und Schiffen nicht fehlen.

Bei der Thronbesteigung Georgs IV., 1820, mußte die „Landesvorsteherschaft“ eine Huldigungsurkunde unterzeichnen, worin sie bekennt: the High and Mighty Prince George, Prince of Wales, is now by the death of our late Sovereign become our only lawful and rightful Liege Lord George the fourth, by the grace of God King of the united kingdom of great Britain and Ireland, defender of the Faith, *Supreme Lord of the Island of Heligoland*, to whom we do acknowledge all faith and constant obedience with all hearty and humble affection. Ähnliche Erklärungen und Gelöbnisse wurden 1830 und 1837 bei den Re-

gierungsantritten Wilhelms IV. und der Königin Viktoria ausgestellt. Im Uebrigen aber hat sich England um die Insel, die durch seine Besignahme von allen bürgerlichen und kirchlichen Lebensbeziehungen losgerissen worden, wenig bekümmert. Es wurde zwar fortwährend ein Lieutenant governor auf der Insel unterhalten; allein man wählte dazu alte Kriegs- und Seemänner, die wenig oder nichts oder wohl gar viel Verlehrtes thaten, da sie mit allen Verhältnissen, mit der Sprache, dem Recht, den Sitten, den geschichtlichen Beziehungen, unbekannt waren. Vor 1807 hatte Helgoland neben dem militärischen Befehlshaber einen rechts- und geschäftskundigen Landvogt, oder wenigstens einen rechtserfahrenen Gerichtsschreiber; es stand unter dem deutschen Obergerichte zu Gottorp; es hatte Theil an den weltlichen und geistlichen Oberbehörden der Herzogthümer. Jetzt ist der Governor alles in allem, das heißt, er ist im ganzen so gut wie nichts. Er ertheilt zwar „Königsbriefe“ oder Entbindungen von kirchlichen Trauungen und dergleichen; aber von gehöriger Rechtspflege und obrigkeitlicher Zucht besteht kaum noch eine Spur. Niemand genießt ein Amtsansehen; nirgends Gehorsam.

---

### Verfassung und Obrigkeit. Streitigkeiten mit den landesherrlichen Beamten. Landesverweisungen.

---

Die Helgoländer haben seit dreißig Jahren großen Spielraum zur Selbstregierung gehabt; aber sie haben von dieser Freiheit keinen segensreichen Gebrauch zu machen gewußt. Rechtspflege und Verwaltung zeugen davon. Der Grund dieser Erscheinung liegt eines Theils in dem Mangel an Fähigkeit und gutem Willen, andern Theils aber in den früheren Einrichtungen, die ohne eine überleitende Hand zerrissen wurden. Vornehmlich brachte das Wegfallen des Landvogts, des Obergerichts und des Konsistoriums nachtheilige Lücken hervor, welche man nicht auszufüllen verstanden hat. Der Landvogt war landesfürstlicher Beamte, der Gericht und Verwaltung handhabte. Ihm zur Seite standen sechs einheimische Ratmänner und acht Viertelsmeister oder Quartierleute. Die Ratmänner waren Schöffen und Gerichtsbeisitzer, die Viertelsmeister, deren es schon vor 1640 gab, Verwaltungs- und Ordnungsmänner; das Amt jener dauerte lebenslänglich, diese traten alle acht Jahre ab. In Eilsfällen konnten die Ratleute auch ohne den Landvogt erkennen. Seit einer „Verabscheidung“ von 1652 galt Stimmenmehrheit; der Vogt hatte aber zuerst seine Meinung zu sagen, auch stand ihm

wohl der Ausschlag bei Stimmengleichheit zu. Sein Haupteinfluß indeß zeigte sich darin, daß er die Verhandlungen leitete und meist eine überwiegende Rechts- und Geschäftskunde hatte. Für Beschwerdeführungen, sowohl in Verwaltungs- als Rechtsachen, bildete das Obergericht zu Gottorp die Behörde. Weitere Zuflucht konnte unter Umständen bei den obersten Stellen, namentlich bei der schleswig-holsteinischen Kanzlei, gesucht werden. Das Rechnungswesen war besonders geordnet. Ehescheidungs- und ähnliche Sachen, wie überhaupt die kirchlichen Angelegenheiten, standen unter dem schleswigischen Konsistorium. Die Gesetzgebung und Besteuerung wurde vom Landesherrn geübt, wenn auch durch Herkommen und besondere Zusicherungen einige Schranken gezogen waren.

Alle diese Verhältnisse wurden bei dem Uebergange der Insel an England, wodurch dieselbe in die Lage einer brittischen Kolonialbesitzung kam, vielfach berührt und geändert. Das landesherrliche Gesetzgebungsrecht wird, so weit nicht der Uebergabevertrag entgegensteht, auf das Parlament, auf „König Lords und Gemeinde“, übergegangen sein; eine Parlamentssatzung leidet aber nur dann in auswärtigen Besitzungen Anwendung, wenn sie ausdrücklich auf alle, oder bestimmt auf eine einzelne Kolonie sich bezieht. Die Steuern sind weggefallen. Es ist das jedoch nicht in Folge einer besondern Großmuth geschehen, wie man oft gemeint hat, sondern in Gemäßheit eines allgemeinen Grundsatzes des brittischen Rechts. Keine Kolonie steuert einen Schilling an England. Daß der König kein Besteuerungsrecht habe, stand schon seit der berühmten Entscheidung des Lord Obergerichters Mansfield von 1774 in Sachen der Insel Grenada gegen die Krone fest; allein auch das Parlament hat später nach vielem Widerstreben anerkannt, daß die auswärtigen Besitzungen sich nur selbst besteuern können.

Die Leitung der Kolonialangelegenheiten liegt dem Kolonialamte zu London ob; unter ihm stehen die Guvernöre; von den Verfügungen der letzten wird an den Sekretar der Kolonien appellirt. Nur Berufungen in wirklichen Rechtsfachen, soweit solche nach dem üblichen Gange *ex gratia* zugelassen werden, gehen an das *judicial committee of the privy-council*, d. i. an den Rechtsausschuß des Geheimenraths der Königin, oder, wie es im englischen Rechtsstil heißt, *the appeal lies to the Queen in council*. Mehrere Schriften, unter anderen auch Meyers Konversationslexikon, reden vom Gericht des *Queens-bench* als dritter Instanz, was ganz unrichtig ist.

Die Stellung und Amtsbefugniß der Guvernöre ist nach den besonderen Kolonialverfassungen verschieden. Auf den helgolander sollen, wie es scheint, alle Befugnisse des Landvogts und der früheren Mittelbehörden übergegangen sein. In Rechtsfachen jedoch bekümmert er sich um die Geschäfte des Landvogts nicht; er überläßt den Ratleuten die erste Instanz und nimmt seinerseits die zweite in Anspruch; aber Niemand weiß, worauf sich das eigentlich stützt, wenigstens ist Näheres darüber nicht bekannt geworden. Während der Schmuggelzeit, im November 1809, wurde gewissermaßen eine Uebereinkunft über das Gerichtswesen getroffen. Nach den Vorschlägen des Guvernörs sollten im helgolander Gericht mindestens drei Mitglieder anwesend sein; davon sollte das älteste den Vorsitz führen. Geringe Sachen wurden sofort in der *Town-hall* abgethan. Der Oberhof sollte aus dem *Town-clerk*, zwei britischen oder fremden Residenten und zwei angesehenen Helgoländern bestehen, unter Zuziehung von vier Kaufleuten in wichtigen Handelsfachen. Dabei war die Bestätigung des Guvernörs und im Fall der Nichtzustimmung die Sendung nach England vorbehalten. Die hieraus hervorgegangene Einrichtung verlor sich aber mit dem großen Handelsverkehr.

die sechs Ratleute entscheiden jetzt selbstständig in allen Sachen, und Berufungen gehen an den Guvernör. In Ehe- und Verlöbnißstreitigkeiten indeß und in Kirchenangelegenheiten fehlt es an jeder Behörde. Einige Zeit machten die beiden Prediger aus der Not eine Tugend und bildeten mit zwei Ratleuten eine Art Konsistorium; selbst Ehen wurden von ihnen geschieden. Dann aber weigerte sich der erste Prediger, ohne höhere Ermächtigung noch mitzuwirken, weil der jetzige Guvernör die Rechtsbeständigkeit in Frage gezogen hatte. Seitdem ist die Sache im Wirrwar geblieben. Es kann keine Ehe geschieden, noch für nichtig erkannt werden. In Vaterschaftsachen schwankte man; seit einigen Jahren erkennen die Ratleute darin. Auch in anderen Beziehungen herrscht über die Stellung des Guvernörs und über die Rechtspflege Dunkel und Ungewißheit. Beim Amtsantritte erläßt zwar der Guvernör eine Verkündigung, worin er im Namen der Landesherrschaft allen Beamten Predigern und Unterthanen pünktlichen Gehorsam und getreue Mithülfe in Gemäßheit „seiner Ernennung“ gebietet; allein Niemand erfährt etwas über den Inhalt der Bestallung oder der Dienstanzweisung. Der Umfang seiner Amtsbefugnisse ist völlig unbekannt. Da er aber auch begnadigt, so müssen diese sehr bedeutend sein.

Eins steht indeß zweifellos fest: kein Gerichtsauspruch und keine Verwaltungsanordnung kommt auf der Insel zur Ausführung, die nicht von den Betheiligten gutwillig befolgt wird oder im Interesse der Nachbarn oder einiger Bessergesinnten eine Stütze findet. Von einer eigentlichen Zwangsvollstreckung kann gar keine Rede sein; es möchte denn ein verlassener armer Teufel oder eine alte Witwe oder Jungfrau, die das Mundwerk nicht auf dem rechten Fleck hätte, sich einschüchtern lassen. In Rechtsstreiten ist meist alles am Ende, wenn der Verklagte nicht erscheint. Das Gericht ist nicht viel mehr als eine Vergleichsbehörde. Geld-

strafen werden nicht bezahlt, Pfändungen können nicht vollzogen werden, und würden sie vollzogen, so fänden sich weder Käufer noch Frachtfahrer, um sie auswärts zu verfilbern; vorausgesetzt, daß der Beklagte seine Sache versteht. Gefängnißstrafen sind vollends unmöglich, schon um deswillen, weil kein haltbares Gefängniß da ist. Mit körperlichen Züchtigungen wagt man sich selbst an den nichtswürdigsten Straßenbuben nicht. Schon in den dreißiger Jahren war es so weit gediehen, daß der bekannte Flüchtling Harro Haring aller weltlichen und geistlichen Macht Hohn und Ungehorsam entgegensetzen konnte; erst die Hülfe eines Kriegskutters brachte den vom Gouverneur gebilligten Gerichtsauspruch zur Vollziehung. Die meisten Helgoländer hatten ihre unverhohlene Freude daran, daß der Fremdling dem hohen Rat so mitspielte.

Nicht viel besser geht's den Quartiersleuten, welche die örtlichen Einrichtungen zu überwachen und in den einzelnen Stadtvierteln auf Reinlichkeit und Ordnung zu sehen haben. Auch ihre Bestrebungen sind häufig ohne Erfolg, und es bleibt dann nichts übrig, als das Nötige auf Kosten der Landeskasse durch besondere Arbeiter verrichten zu lassen.

Außer den Rat- und Quartiersleuten kommen noch die Landesältesten vor. Schon im Jahre 1615 gab es deren; doch ist ihre damalige Stellung nicht näher bekannt. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts werden „Gevollmächtigte des Landes“ genannt. In späteren Urkunden finden sich neben den Rat- und Quartiersmännern noch „sämmliche Eingeseffene“ oder die „ganze Insul“ erwähnt. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aber kommen regelmäßig Landesälteste als ständige Vertreter der Gemeindegengenossen vor. Sie bilden aber keine besondere Körperschaft, sondern treten mit den sechs Rat- und acht Quartiersmännern zur „Landesvorsteherschaft“ oder der Gesammt-



vertretung der Insel zusammen. Ihre Stellung ist eine lebenslängliche; ihre Zahl beträgt sechszehn, so daß die ganze Vorsteher-schaft aus dreißig Mitgliedern besteht, die in der Regel nach einfacher Stimmenmehrheit beschließen. Die Zusammenberufung geschieht durch den Landeskassenmeister, und dieser geht alljährlich der Reihenfolge nach aus den acht Viertelsmännern hervor. Die Zusammentretung soll nach einem Obergerichtserlaß von 1779 und einer königlichen Anordnung von 1780 nicht ohne „Vorwissen“ und falls er zugegen sein will, nicht in Abwesenheit des Landvogts Statt finden, es sei denn, daß die Sache diesen selbst angeht. Zum Amtskreise der Landesvorsteher-schaft gehört die Verfügung über das Gemeindevermögen, die Mitwirkung zu allgemeinen Anordnungen u. s. w. Aber auch ihr Ansehen ist gering, auch ihre Beschlüsse finden nicht immer Befolgung. Um 1818 z. B. wurde eine Art Gewerbs- und Einkommensteuer beschlossen. Allein die Zahlenden schmolzen immer mehr zusammen, während die Schulden der Landeskasse immer mehr zunahmen; und von Beitreibungen und sonstigen Zwangsmaßnahmen kann natürlich hier so wenig wie bei gerichtlichen Auflagen die Rede sein. Deshalbige Versuche haben nur zu den schmachlichsten Auftritten geführt.

Im Jahre 1845 hatte Jemand seinen Gegner für eine gerichtliche Beschlaglegung durchgeprügelt. Das Gericht verfügte seine Verhaftung; aber drei Polizeidiener wagten nicht, ihn anzugreifen, und das Gericht beschloß: „die Gemüter sich abkühlen zu lassen“. Dann lud man den Uebelthäter vor. Dieser drohte ganz unverblümt mit Knochenzerschlagen und dergleichen und lehnte jede „Bedenkzeit“ ab. Der Governor meinte, die acht Quartiersmänner sollten helfen; allein die hatten weder Lust noch Mut. Man bat nun um militärische oder polizeiliche Hülfe von London. Aber der Kostenpunkt machte bedenklich. Für einen Polizeimann wurden über zwei Pfund wöchentlich gefordert. Eine öffentliche Er-

mahnung zur Besserung zeugte nur von Schwäche und ward verhöhnt. Endlich versuchte man's mit einem Constable, doch, wie vorauszusehen war, ohne allen Erfolg. Im December 1845 kam von London ein Sergeant an und ward vom Governor mit einer ernstern Bekanntmachung eingeführt. Aber was sollte der einzelne Mann ausrichten, der allen Verhältnissen fremd war, nirgends Rückhalt fand und als auswärtiger Aufpasser und Geldempfänger sich geschmäht und gehäßt sah? Sein kleines Stöckchen ward verlacht. Als er Widersefliche anzeigte, erkannten die Ratleute kleine Geldstrafen, die Niemand zahlte. Als er eine Verhaftung vornehmen sollte, mußte er über das Gelächter eines mob von 60 bis 70 Personen berichten und über die wiederholte Versicherung des Vaters des Ungehorsamen: the Magistrates were thieves and that he did not respect the Court. Dabei ist's geblieben. Der Mann ward bald wieder entlassen.

Und merkwürdig! doch ist eigentlich Niemand mit dem gegenwärtigen Zustande zufrieden: der Governor nicht, weil er nicht befehlen soll, wie er möchte; die Rat- und Quartiersleute nicht, weil sie keinen Gehorsam finden; die Landesältesten nicht, weil sie eine selbstständige Stellung verlangen; die Prediger nicht, weil Zucht und Ordnung fehlt und nebenbei auch ihre Gebühren nicht eingehen; einige Ehrgeizige und Neidische nicht, weil sie den Ratleuten ihre Stellung und Einnahme nicht gönnen; ein paar Einsichtsvolle nicht, weil sie eine bessere Wahl der Landesvorsteher wollen; die ruhigen und betriebsamen Bürger nicht, weil Recht und Ordnung nicht gehandhabt wird; endlich die Fremden nicht, weil die Jungen zu ungezogen sind und weil in den „Alleen“ kein Grand, in den Straßen kein Pflaster, aber desto mehr Schmutz und Unrat zu treffen ist.

Natürlich fehlt es nicht an Gedanken und Bestrebungen, dem Uebel abzuhelpfen. Allein die Wünsche und Ansichten sind so ver-

schieden und zum Theil so unklar, und finden vor allen Dingen in der Unthätigkeit und in der Unkunde des Gouvernors ein so bedeutendes Hinderniß, daß schwerlich in der Kürze etwas Erhebliches geschehen wird. Die Einen wünschen einen neuen Oberbeamten, der sich um die Verwaltung bekümmere, die Anderen einen rechtsgelehrten Richter, der nicht mit der halben Insel verwandt sei; die Dritten haben eine Garnison im Auge; Andere eine starke Polizeimannschaft, eine Bürgerwache, eine Verfassungsänderung — kurz, man sieht, es fehlt auch auf dem kleinen Helgoland an „Zeitfragen“ nicht; selbst dies einsame Eiland, dies kleinste und freieste Völklein der Erde hat seine Unzufriedenen und seine Wirren. Ein halb Duzend Soldaten und einige scharfe Maßregeln würden allerdings im Stande sein, den Behörden äußerlich Ansehen und Gehorsam zu verschaffen. Allein das Uebel wäre damit nicht gehoben. Dies liegt hauptsächlich in der faulen Stellung der Ratleute und des Regierungsbeamten. Das Hauptaugenmerk müßte auf die Beschaffung eines Obergerichts und auf zweckmäßige Wahl der Landesvertretung gerichtet werden. Jenes ist für eine bessere Rechtspflege, dieses für eine gesündere Gemeindeverwaltung unerläßlich. Jetzt findet eigentlich gar keine Wahl Statt. Denn die Ratleute ergänzen sich selbst, und die Quartiersmänner und die Landesältesten werden nicht von der Bürgerschaft, sondern von den Ratleuten bestellt. In der Hand dieser sechs Ratmänner liegt also die ganze Landesvertretung, was um so mehr von Bedeutung ist, als die Vorsteher zugleich die einzigen Lotsenofficiere sind und als solche nicht unerhebliche Vortheile genießen. Eine solche Einrichtung kann natürlich kein Vertrauen finden. Zu verwundern ist vielmehr, daß es dabei nicht noch viel ärger hergeht, als dies wirklich der Fall ist.

Früher hat wahrscheinlich allen vollberechtigten Gemeindegewossen ein Wahlrecht zugestanden, zum mindesten hinsichtlich der

Landesältesten. Fürstliche Eingriffe einerseits, und die Anmaßungen der Ratleute und Vögte andererseits mögen daran geändert haben. Unterm 30. April 1669 erging ein fürstlicher Befehl, welcher sämtliche Ratleute und Quartiersmänner auf Verlangen von ihren Stellen entließ, dem Landvogt die Bestellung neuer aufgab, und dabei anordnete, daß künftig alle vier Jahre, und zwar unter fürstlicher Bestätigung, Neuwahlen Statt finden sollten. Ein Jahrbuch fügt jedoch um 1690 hinzu: „mit den Ratleuten ist es nicht zum Effect gebracht“. Auch später wird manches nicht zum Effect gebracht sein. Desto mehr aber setzten die Ratleute in verschiedenen Streitigkeiten und Zeitläuften durch. Eine fürstliche Verfügung von 1704 räumte ihnen, wie Laß anführt, die Erwählung der Quartiersmänner ein. Anderes kam später hinzu. Jetzt sind sie nach unbestrittenem Brauche die alleinige Wählerschaft. Die Ratmänner selbst sollen zwar der Bestätigung bedürfen; allein das ist kaum mehr als eine leere Form.

Versammlungen aller Gemeindegossen in Landesangelegenheiten haben seit undenklichen Zeiten nicht Statt gefunden, obwohl sie nicht unzulässig sind. Ein königliches Regulativ von 1780 gedenkt ausdrücklich, neben den Vorsteherzusammenkünften „mit Inbegriff der sechszehn Ältesten“, der Versammlungen der „ganzen Kommüne“.

Die Streitigkeiten zwischen den Rat- und Quartiersmännern und den landesherrlichen Beamten sind mitunter sehr heftiger Natur gewesen. Im Jahre 1782 fand ein so heftiger Streit zwischen den Viertelsmeistern und dem Landvogt Statt, daß dieser der Oberbehörde klagte: sein Schreiber habe befürchten müssen, „abgeprügelt zu werden“. Die Sache wurde im folgenden Jahre durch Vergleich beigelegt, wobei die Landschaft in den meisten Stücken obfiegte. Dann ward man wieder gut Freund. Wenig-

flens wurde 1784 des Landvogts mit vieler Sorgsamkeit gedacht. Man richtete nämlich die Bitte an den König, einen verhassten Einwohner, der zugleich hamburgischer Bevollmächtigte war und in Strandsachen wider das Herkommen verstieß, von der Insel zu verweisen, weil er ein schändlicher Kerl sei, der immer Händel habe und „den guten Herrn Landvogt so gekränkelt hat, daß er wie die ausgehungerten Gesichter unter uns ausfieht und unser Landchirurgus befürchtet, daß er entweder Schlag oder Gallenfieber bekomme . . . . Ja, der schändlichste Kerl ist er! Wir hoffen, daß Ew. königliche Majestät die Gnade für uns haben und uns von diesem schändlichen Kerl erlösen werden.“ Feiner wurde 1717 verfahren. Als der Kommandant und Vogt die Beschwerdepunkte, welche zwei Abgeordnete in Kopenhagen vorbringen sollten, zu wissen begehrte, ehe er die Vollmacht besiegele, und dann den Wunsch einer „glücklichen Reise“ in Aussicht stellte, bedankten sich die Abgeordneten zum höchsten, und meinten, wenn er so ruhig schlafen könne, als sie auf ihrer Reise getroster Hoffnung sein wollten, so werde er noch „viele angenehme Nächte zählen.“

Mit den drei ersten englischen Beamten ist kein erheblicher Streit vorgekommen. King schied um 1840 sogar mit einem silbernen Becher, den ihm die Landschaft auf Betrieb eines Rattmanns, der zugleich Stadtschreiber war, hatte anfertigen lassen. Der gegenwärtige Governor aber fing sein Regiment gewissermaßen mit Unfrieden an. Er hatte das Mißgeschick, ein paar verschlagenen Leuten in die Hände zu fallen, die seine Unkunde aller Verhältnisse ausbeuteten. Zunächst focht er öffentlich die Bezahlung des Ehrenbeckers aus der Landeskasse an. Dann geriet er in weitem Zwiespalt, der zu seiner gänzlichen Niederlage ausfiel. Herr Hindmarsh ist ein alter Seemann und war ein tapferer Degen. Er hat das Ehrenzeichen mit seven bars, das außer ihm, wie es heißt, nur noch einem Einzigen in der ganzen

britischen Marine zu Theil wurde. Das Zeichen von sechs Schlachten führt Niemand, weil Niemand dafür lebte; für das von fünf fanden sich vier am Leben. Also ein Mann von sieben Schlachten! Und welche Namen sind darunter! Der First of June war sein erster Ehrentag — und zwar ein langer, denn drei Tage lang kämpfte Lord Howe in der Bai von Bislaja, ehe der entscheidende Sieg errungen war. Vier Jahre später kam zum ersten Junı der erste August, der Abend bei Abukir oder the battle of the Nile, wie die Engländer die Ruhmesthat Nelsons von 1798 bezeichnen. Hindmarsh war als ein junger Midshipman auf dem Bellerophon, demselben kleinen Linienşiff, das später den gefangenen Kaiser nach Helena trug. Es kämpfte damals dem französischen Dreidecker und Admiralschiffe l'Orient gegenüber. Noch keine Stunde war vergangen, da lag eine furchtbare Verwüstung auf dem Verdeck; zwei Masten waren zerşossen, 197 Mann gefallen, alle älteren Officiere todt oder kampfesunfähig; Hindmarsh aber hatte durch eine Kugel nur den Hut, nicht den Kopf verloren, er führte den Befehl wie ein Alter und brachte das Schiff in Sicherheit, noch ehe der brennende Orient in die Luft flog. Auch in den übrigen Zellen des kleinen Ehrenzeichens steht ein Name, welcher schwer in der Weltgeschichte gewogen hat — Trafalgar — 21. Oktober 1805. Hindmarsh erhielt auf seiner Fregatte erst in den Stürmen nach der Schlacht Arbeit; aber er hat sicher nicht minder denn die ganze Flotte gejubelt, als die berühmte letzte Botschaft Nelsons am Mast der Viktory erschien: England expects every man will do his duty! Die vier übrigen Namen sind: Retreat of Cornwallis, Java, Gut of Gibraltar, Basque roads. Und wie viel kleinere Gefechte und Eroberungen, wie viel Angriffe, Ueberrumpelungen und Abenteuer aller Art, mag Hindmarsh in den zwanzigjährigen Kämpfen mitgemacht haben! In seinen späteren Jahren war er Governor von Süd-

Austratten und gründete die Hauptstadt Adelaide, als dort 1836 die merkwürdige Kolonisationslehre Watfields in Ausführung gebracht wurde; seine spätesten wird er wohl auf Helgoland verbringen.

Es ist ein eigenes Geschick für den Midshipman des Bellerophon, wie ein Schiffbrüchiger auf dem kleinen Eilande der Nordsee enden zu müssen. Herr Hindmarsh hat gewiß seinen Schiffskodex vortrefflich inne gehabt und handelte ohne Zweifel nach Gebühr, wenn er befehlend auf dem Hinterdeck stand; allein um die Rechts- und Unrechtsverhältnisse auf Helgoland wußte er nicht Bescheid und griff ein Mal über das andere fehl. In einem Berufungserkenntniß von 1842 sprach er sich scharf über den Bescheid der Ratleute aus. Diese hatten die Verschweigung einer Verpfändung beim Vertrage über ein Haus einem „mutmaßlich verkehrten Ehrgefühl“ zugeschrieben; der Governor nannte diese Meinung eine sehr unwürdige — most unworthy of them as the chief conservators under myself of public faith and morals. Ein Quartiersmann, der Schwager des Ratmanns und Stadtschreibers Bloß, brachte dies in der nächsten Versammlung der Landesvorsteher zur Sprache. Bloß versicherte, als er dem Governor Bericht erstattete, den letzten Vorgang nicht zu kennen. Die Ratleute seien nicht zugegen gewesen. Er wurde aber des Gegentheils beschuldigt. Da schritt der Governor zu Vernehmungen, wobei sich abweichende Aussagen ergaben. Ratmann Franz machte zu Gunsten seines Freundes Bloß eine Angabe, welche mit anderen Vernehmlassungen nicht übereinstimmte; Bloß sei „eben eingetreten“, als der Antrag vorgelesen worden u. s. w. Darauf hin nun setzte Hindmarsh alle drei, den Quartiersmann und die beiden Ratleute ab — Bloß wegen falschen Berichts in amtlicher Eigenschaft, Franz wegen unrichtiger Aussage und weil die Gemeinde ein Recht habe, „Aufrichtigkeit und Wahrheit am Gerichts-

fige herrschen zu sehen". Dabei bezog er sich auch auf die alte Anordnung über verbotene Landesversammlungen, die aber freilich noch weniger als eine Faust aufs Auge paßte. Höflich dagegen war die Form: „Sollten Sie es passend finden, an den Staatssekretär zu appelliren, so werde ich mich glücklich schätzen, es zu befördern.“ Am Ende des Ausspruchs war für die übrigen Ratmänner, welche zugegen waren und ihre Namen dazu setzten, noch die Ueberzeugung ausgesprochen, daß „vorstehendes Exempel sich eine lange Zeit in ihrem Gedächtnisse frisch erhalten werde.“ Das ging nun allerdings in Erfüllung; indessen änderte sich der Gegenstand des Andenkens. Die Abgesetzten ließen sich Beschwerdeschriften anfertigen, zeigten die Gesekwidrigkeit, Unzuständigkeit, Oberflächlichkeit und Härte des Verfahrens, gingen persönlich nach London, und waren nach einigen Monden sämmtlich wieder im Amt. Seitdem scheint sich der Eifer des Herrn Hindmarsh ganz gelegt zu haben. Er beschränkt sich aufs Unvermeidliche, auf die Bescheidungen: I don't know, I have not power, I will take it into consideration etc. Und doch wäre viel zu thun! Und manches ließe sich auch gar leicht vollbringen, wenn es nur richtig angefangen würde. Das meiste könnte auch ohne sonderliche Beunruhigung der Herren in Downing-street abgehen. Die Landesvorsteherchaft hat von jeher unter Mitwirkung des landesherrlichen Beamten eine Art Gesekgebungsrecht in Ortsangelegenheiten geübt. In älteren und neueren Zeiten sind Landesbeliebungen, Botfenordnungen, Jagd- und Fischereibestimmungen und ähnliche Satzungen errichtet und in Ausführung gebracht worden. Das Gericht hat stets darnach erkannt.

Die älteste Landesbeliebung ist vom 25. Januar 1587. Sie enthält vierzehn Artikel in plattdeutscher Sprache und ist vom Landvogt Rickquart Ericksen mit Wissen und Willen der „gesamten Landeslüde“ aufgestellt und vom Herzog Johann



Adolph am 3. Mai 1606 auf Ansuchen bestätigt worden. Sie gibt sich als Erneuerung einer ältern abhanden gekommenen Sagung kund und bezeichnet sich als: **Der Hilligen Lande willkürliche Beliebung und Recht**, so von **Older to Older** gebrüchlich gewesen. Eine zweite Beliebung ist am 28. December 1615 von den „Gerichtspersonen“ mit Vorwissen der „ganzen Landesleute“ gemacht und 1618 am Tage *Esto-mihi* vollzogen und von Einigen „von der ganzen Gemeinde“ mit unterzeichnet. Sie enthält ein und zwanzig Sätze in plattdeutscher Sprache. Später hat eine Uebertragung ins Hochdeutsche Statt gefunden. Die erste Bestätigung ist vom 8. September 1626; nachgehends ist sie noch oft, z. B. 1695, sammt dem Strandprivilegium bestätigt worden. Solche Bestätigungen wurden aber nicht sowohl zur Beschaffung der Rechtsgültigkeit den Einwohnern gegenüber, als vielmehr zur Sicherstellung vor fürstlichen Eingriffen und zur Kräftigung nach Außen gesucht. — Der Inhalt beider Beliebungen bezieht sich auf den Fischereibetrieb, auf Bergen, Bürgerberechtigung, Viehweiden und dergleichen. B. d. Decken führt auch Bestimmungen in Betreff des Festungswesens an; er meint ferner, mehrere bürgerliche Einrichtungen, die aller Wahrscheinlichkeit nach von den *Cimbem* abstammten, seien „noch auf Helgoland herrschend“. Ich wüßte aber nicht, was ich dahin rechnen sollte und wo jene zu finden.

Später setzten „Vogt und ein ehrbarer Rat“ Bestimmungen über Viehweiden und Hallemholen ohne herzogliche Bestätigung in Kraft und bedrohten jeden „Rebellanten“ mit zwei Fußknechten auf seine Unkosten. Im Jahr 1671 gaben Landvogt und Ratsleute eine Verordnung, wie es mit einigen Strandfällen zu halten sei, 1682 Kommandant Rat. und Quartiersleute eine solche über das Kreuzen der Lotsen; später wurden ausführliche Lotsenordnungen durch Landesbeschlüsse erlassen und in Kraft gesetzt. Auch

seit der englischen Zeit, namentlich unter dem vorigen Governor King, kommen noch allgemeine Anordnungen vor. Die Zustimmungformel der brittischen Herrscher: *Le Roi le veut*, lautet unter jenen helgolander Parlamentsbills: *approved King*.

Auf diesem Wege könnte auch jetzt noch manches geschehen. Er muß sogar betreten werden, wenn man endlich in gesetzlicher Weise einem Zustande ein Ende machen will, der wohl einzig in der ganzen gebildeten Welt dasteht. Jede englische Kolonie hat ihre gesetzgebende Körperschaft u. c.; nur Helgoland liegt in völligem Wirrwarr. Umständlicher würde es sein, die nötigen Oberbehörden zu beschaffen. Früher hätte England sein Verhältniß zu Hannover mit Leichtigkeit benutzen können, um den Helgoländern in Stade oder Harburg ein Obergericht und eine kirchliche Behörde zu geben. Allein auch jetzt noch wird es nicht eben schwierig sein, durch Staatsverträge auszuhelfen. Es könnten sogar die alten Beziehungen wieder erneuert werden. Am geeignetsten würde den Insulanern Hamburg oder Altona sein. Daß der gegenwärtige Zustand nicht bestehen kann, leuchtet ein. Er ist ein so toller Unfug, daß nur die Geringfügigkeit der Insel in Friedenszeiten und die eigenthümlichen Verhältnisse hüben und drüben des Meers die Dauer erklärlich machen. Das kleine Helgoland mag öfters nahe genug daran gewesen sein, in dem großen Großbritannien in Vergessenheit zu geraten. Als einst ein königliches Schiff, wird erzählt, nach der Insel gehen sollte, wußte Niemand am Bord, nach welchem Strich der Windrose der Kurs zu setzen. Aber es wäre eines großen edlen Volkes nicht unwürdig, ein kleines Nestlein, das man ungerecht von seinem Stamme losgerissen hat, nicht verkommen zu lassen, sondern seiner in gelegentlicher Stunde besser als bisher zu gedenken. Man kann es natürlich finden, daß die Governorstelle als ein Ruheposten für einen alten Kriegsmann betrachtet wird; daß aber auch

der aus öffentlichen Mitteln besoldete Schreiber und Gehülfe des Gouvernors ein Mann ohne die nötigen Sprach- und Rechtskenntnisse ist, und daß für viele Sachen jede Behörde fehlt, das ist doch himmelschreiend.

Es herrscht bei vielen die Meinung, die Rechtsverhältnisse auf der Insel seien so einfach und klar, überhaupt das ganze Leben seiner Bewohner ein solches Musterbild friedlich umschränkten Daseins, daß die allereinfachste Gerichtseinrichtung ausreichend sei. Allein das beruht auf Irrthum und Unkunde. Helgoland hat einen Rechts- und Gesezmischmasch wie wohl wenige Orte in der Welt. Außer einheimischen Satzungen und Gewohnheiten kommen römische, kanonische, deutsche, dänische, schleswig-holsteinische und englische Geseze und Anordnungen in Betracht; und wie verwickelt ihr Verhältniß zu einander ist, läßt sich leicht erachten, wenn man die politischen Geschicke des Landes sich vergegenwärtigt. Und dabei sind die Unterrichter Fischer und Gewerbetreibende, und der Oberrichter ist ein Kriegsmann, der weder griechisch noch lateinisch, weder hochdeutsch noch plattdeutsch, weder dänisch noch helgolandisch versteht. Man denke sich nur den Hergang bei einer Berufung! Vor den Ratleuten wird in helgolandischer Sprache verhandelt, in deutscher niedergeschrieben und entschieden. Dann läßt sich der Governor Bescheid und Beschwerde und nötigen Falles auch das Gesez durch einen Nichtrechtsverständigen ins Englische übersetzen und gibt eine englische Entscheidung; und diese Entscheidung wird abermals durch einen Nichtrechtskundigen ins Deutsche übertragen, ehe sie helgolandisch zum Verständniß kommt. Was kann da sich ergeben? Am besten geht es noch, wenn nach einfachem Gutfinden entschieden wird; hat dagegen ein Gesez das Mißgeschick in Anwendung gezogen zu werden, dann ist das Loß der Sache kein beneidenswertes. Der Weg zur dritten Instanz ist ein ähnlicher, und dabei so unge-

heuer kostspielig, daß unter Hunderten nicht Einer die Auslagen zu tragen vermag. Die bloßen Abschriftsgebühren können die meisten helgolandischen Geldbeutel erschöpfen.

Und doch fehlt es auf der Insel an wichtigen, ja an wichtigsten Rechtsfachen nicht. Man denke nur an die Strafrechtspflege und an die Streitigkeiten bei Strandungsfällen. Im Jahr 1820 kam eine bestrittene Vergung vor, die dem Lande über 33,000 Mark einbrachte und die um so mehr Aufsehen erregte, als der Kapitän des Schiffes sich kurz nach dem Abschlusse des Vergungsvertrages erschoss. Und in solchen Sachen sind die Ratleute und der Governor Richter und Oberrichter, sie, die häufig sogar persönlich betheilt sind, da sie sämmtlich Procente beziehen und der Governor außerdem noch alles Eisen- und Bolzenwerk von den Wracken erhält.

Die Strafgewalt der Ratleute wird zwar neuerdings wenig gehandhabt; aber sie ist doch da, und trifft, wenn sie mal ausnahmsweise zufahren kann, gewöhnlich um so empfindlicher. So sind in den letzten zwanzig Jahren eine ganze Reihe langjähriger oder lebenslänglicher Landesverweisungen vorgekommen: eine wegen Diebstahls, eine andere wegen Doppelheirat und vorausgegangenen Eides der Ehelosigkeit, eine dritte wegen versuchter Gewaltthätigkeit gegen ein Frauenzimmer, eine vierte wegen Ungehorsams gegen die Gesetze u. s. w. Der erste Fall betraf einen jungen Helgoländer, der etwa fünfzehn Mark an Wert gestohlen hatte. Er sollte für immer verwiesen sein. Der letzte Fall war der schon erwähnte Vorgang mit Harro Haring. Dieser weigerte sich nämlich, persönlich vor Gericht zu erscheinen und auf eine Beleidigungsklage zu antworten. Er ward deshalb durch Urtheil vom 6. April 1838 wegen der Beleidigung und wegen Ungehorsams gegen die Gesetze von der Insel verwiesen und ihm „jede Rückkehr“ verboten. B. N. W. Haring setzte

Himmel und Erde in Bewegung, es half ihm aber nichts. Auch der Kolonialminister gab im November 1838 die Bescheidung, daß die Sache for the consideration of Her Majesty's Attorney and Solicitor-general gebracht worden sei, und daß his removal was warranted by law, da er als Fremder in Betracht komme. Ich habe mich vergebens darnach ungethan, welches Gesetz einen solchen Richterspruch rechtfertigen soll. Der londoner Ausspruch erwähnt eines Edikts von 1695. Wahrscheinlich ist damit die 1695 wiederholt bestätigte Landesbeliebung von 1615 gemeint, worin es folgendermaßen heißt: „Mag hier auch nicht wohnen, wer da will, der nur gelaufen kommt, welches von fremden Aushetmischen nimmer geschehen mag; doch Sommerzeit ihre Kaufmannschaft und Krügerei zu gebrauchen, vergönnen wir sie gerne.“ Diese Bestimmung bezieht sich aber nach dem Zusammenhange lediglich auf Beeinträchtigungen durch Geschäftsbetrieb und kann für eine lebenslängliche Wegweisung durch Richterspruch nicht angeführt werden.

Noch weit bedenklicher ist ein anderer Fall, der 1833 einen gebornen Helgoländer betraf und zwar „wegen gewaltthätigen Angriffs auf die Ehre und Tugend“ eines jungen Frauenzimmers. Der Angriff war jeden Falls nur ein Versuch gewesen; denn das Mädchen erklärte selbst, nach zweimaligem Niederwerfen und zwei starken Schlägen ins Gesicht durch List entkommen zu sein, indem sie sich gestellt, als wolle sie einwilligen. Der Angeklagte gab nach, die Klägerin „geküßt“ zu haben, stellte aber jede „fernere Gewalt“ in Abrede. Hierauf wurde ohne alle weitere Untersuchung und ohne alle weiteren Inzichten erkannt, „daß Klägerin die Wahrheit ihrer Aussagen durch einen feierlichen Eid zu bekräftigen habe.“ Dies geschah sofort und sofort wurde dann weiter erkannt: „daß Beklagter in Uebereinstimmung (?) mit Sütischem Low Lib. 2. Cap. 16. 17 auf Lebenszeit mit Landesverweisung

bestraft wird und die Gerichtsgebühren stants pede mit 10 Mark einseitig abzuhalten hat. B. R. W.“ — Ich brauche nicht zu sagen, wie einem deutschen Rechtsmanne dabei zu Mute ist. Wie die Engländer darüber denken, weiß ich nicht. Erwähnt muß aber werden, daß nach den Gesetzen das Urtheil vor der Verkündung an das Oberstrafgericht zur Genehmigung einzuschicken gewesen wäre. Der arme Sünder appellirte nicht. Er konnte sich ja seinem Oerrichter nicht einmal verständlich machen. Auch sonst hatte er Niemanden, der sich seiner annahm. Er ging am andern Morgen fort, fuhr einige Jahre zur See, konnte aber Kummer und Schwermut nicht überwinden, und sprang zuletzt über Bord und gab sich den Tod. Seine Anklägerin soll später die allgemeinkundliche Zuhälterin eines Ehemannes gewesen sein. Zu bemerken ist dabei ferner, daß die Strafe der Landesverweisung schon durch eine landesherrliche Verordnung von 1760 gänzlich abgeschafft worden ist.

Auch an anderen Unzuträglichkeiten hat es nicht gefehlt. Im Sommer 1854 wurde einem mittellosen, fremden Mädchen, das von der Herrschaft aus dem Dienst geschickt war, die Antwort: die Ratleute hätten keine Zeit zu einer Gerichtsfigung. Und doch wußte Jedermann, daß von erheblichen Geschäftshindernissen keine Rede sein konnte. Die arme Person sollte bis zum Herbst warten. Sie wandte sich beschwerend an den Governor; allein auch dieser wußte die Herren nicht in Bewegung zu bringen. Die Klägerin mußte nach acht Tagen ohne Richterspruch abreisen.

Doch genug zur Begründung der Notwendigkeit einer bessern Rechtspflege. Vor Einem aber behüte der Himmel die Insel: vor einer bessern Amtsgewalt ohne bessere richterliche Fähigkeit und Gesetzeskenntniß! Jetzt gleicht wenigstens ein Uebel zuweilen das andere aus.

Freilich können auch studirte Richter fehlgreifen. Ließ doch einst ein hessischer Amtmann, wie die Sage geht, beide Theile schwören, die Klägerin ja, den Verklagten nein, und erkannte dann: in Erwägung, daß in der Sache kein rechtliches Durchkommen mehr ist, so hat es bei der Statt gehalten *impraegnatio* lediglich sein Bewenden; mit Vergleichung der Kosten.

Um so nötiger aber ist ein gutes Obergericht!

---

Rechte und Gerichtsverfahren. Strand- und Bergerecht;  
Gemeindengenossenschaft. Schmuggelzeit. Armen- und  
Schulwesen.

---

Im Gerichtshause, in der helgolander Salle des pas perdu, herrscht Nettigkeit und gute Ordnung. Hübsches Zimmer, saubere Tische und Stühle, Aktenschränke, Gesetzsammlungen, Rechtsbücher: kurz Alles in bestem Zustande. Die chronologische Sammlung der seit 1752 in den Herzogthümern ergangenen Verordnungen ist sogar bis auf die neueste Zeit vorhanden, obwohl die jüngeren keine Gültigkeit für die Insel haben. Die Macht der Gewohnheit und ein unwillkürliches Festhalten an den alten Beziehungen mag das herbeigeführt haben. In einige neuere Verordnungen aus den zwanziger und dreißiger Jahren, z. B. über die Dauer der Erfindung des Heimatrechts, scheinen alles Ernstes als geltendes Recht betrachtet zu werden.

Außer den schleswigschen Verordnungen kommt in einzelnen Stücken, z. B. beim Vormundschafswesen, das gemeine Recht in Betracht. Als Strafgesetz wird die in Schleswig angenommene peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls, und damit auch das beschriebene Recht überhaupt, gelten müssen. Indessen scheint man sich von jeher wenig daran gelehrt zu haben. Bei Diebstählen ward auf Geldbuße, öffentliche Ausstellung, Landesverweisung zc.



erkannt. Im Jahre 1720 wurde Klaus Windloper, weil er ein gestohlenen „Laken geheget, auch fünf gestohlene Hummer und Fische mit den Soldaten aufgefressen“ hatte, zu einer Geldbuße von 75 Mark verurtheilt. Gegen Ende des Jahrhunderts ward ein armer alter Mann, der ein Stück Holz von einer Basse entwendet hatte, am obern Thore als Dieb ausgestellt, worüber er sich zu Tode grämte. In den dreißiger Jahren erkannte man wegen Entwendung von etwa zwölf Mark Geld, fünf Bröten und einer Pfannkuchenpfanne auf Züchtigung und lebenslängliche Landesverweisung.

Von besonderer Wichtigkeit ist das jütische Løwbnuch, welches vielfach die aushülfsweise Richtschnur bildet. Dasselbe stammt aus der Zeit Waldemars II. und wurde für Jütland, Schleswig u. s. w. gegeben. Es ist ursprünglich in dänisch-jütischer Sprache verfaßt; die erste plattdeutsche Uebersetzung soll noch dem 13. Jahrhundert angehören; eine andere ist von 1486; eine bekanntere von 1593; die erste hochdeutsche von 1557. Für Jütland ist dies Gesetzbuch durch das neuere von Christian V. außer Kraft getreten; in Schleswig gilt es noch. Die schönen alten Einleitungsworte: Meth Logh skal land byggies — legibus regna fundanda sunt — mit Recht und Gericht erhält man Land und Leute — prangen auch noch neu vor dem Stadthause in Kopenhagen, scheinen aber hinsichtlich Schleswig-Holsteins nur ein Schaugericht zu sein.

Wann und auf welche Art das Løwbnuch auf Helgoland in Geltung gekommen, weiß ich nicht zu sagen. Ende 1682 nahm man schon darauf Bezug. Spätere Anordnungen und Bräuche haben an den einzelnen Bestimmungen Manches geändert; die Anwendung hat daher für den Unkundigen viele Schwierigkeiten. Gleich der erste Satz: Is dat kindt gedöfft, so eruet idt unde anders nicht, wird nicht mehr beachtet. Hauptsächlich bildet das Løwbnuch die Grundlage des Erbrechts und der ehelichen Güter-

verhältnisse. Söhne erhalten doppelt so große Erbtheile als Töchter. Gewöhnlich wird aber durch Eheverordnungen oder letztwillige Verfügungen eine gleiche Theilung angeordnet. Testamente werden vor zwei Ratleuten und zwei Zeugen errichtet und den Verfügenden offen ausgehändigt.

Es gilt allgemeine eheliche Gütergemeinschaft. Das jütische Law nimmt Erbland von der Gemeinschaft aus, was aber auf Helgoland nicht in Uebung zu sein scheint. Die Rassenführung ist in der Regel bei der Frau. An sie liefern Mann und Kinder den Verdienst ab. Doch nehmen es manche Ehemänner damit nicht allzugewissenhaft. Die Rechte des überlebenden Theils bei beerbten Ehen sind etwas schwankend; gewöhnlich bleibt derselbe im ungetheilten Vermögen, selbst wenn erwachsene und verheiratete Kinder vorhanden sind. Bei der Wiederverheiratung muß geschichtet werden. Als eine Witwe einen unordentlichen Lebenswandel führte, wurde ebenfalls auf Schichtung erkannt; sie erhielt die Hälfte und besten Kindesheil. Auch Vermögensübergabe unter Lebenden mit Unterhaltsvorbehalten kommt vor. Man nennt einen solchen Vertrag, wobei gerichtliche Mitwirkung erforderlich ist, nach dem Lawbuche Fläköring. Doch treten nicht die strengen Folgen des alten Rechts ein; der Gesetzkörte bleibt persönlich selbstständig und erbfähig. Der Vermögenserwerber hat den Gesetzkörten in allen Dingen gehörig zu unterhalten, ihn mit Liebe und Achtung zu behandeln und für ein standesgemäßes Begräbniß zu sorgen.

Alle Einundzwanzigjährigen gelten für volljährig. Minderjährige erhalten Vormünder. Eine geregelte Aufsicht, namentlich regelmäßige Rechnungsablage, findet aber nicht Statt. Frauen müssen bei gerichtlichen Handlungen und letztwilligen Verfügungen einen Geschlechtsbeistand zuziehen. Einschreiten gegen Verschwen-der ist selten. Um Geistesranke bekümmert sich das Gericht we-

nig oder gar nicht. Nach schleswigischem Recht ist eine öffentliche Fürsorge für Geistesleidende geboten; zur dauernden Freiheitsbeschränkung ist gerichtliche Untersuchung und Entscheidung erforderlich. Auf Helgoland aber hielt ein Bruder seine Schwester viele Jahre in engster Weise eingeschlossen, ohne daß zuvor eine gerichtsarztliche Begutachtung oder eine gerichtliche Untersuchung und Entscheidung über ihren Geisteszustand Statt gefunden hatte. Der Fall hat Jahre lang große Aufmerksamkeit erregt. Um 1817, so wird erzählt, kamen drei Brüder des armen Geschöpfs im Angesicht der Insel auf ein Mal ums Leben. Der Eindruck auf die Schwester war furchtbar; noch nach Jahren brach sie in den herzerreißendsten Jammer aus. Dann schien sie tief sinnig; später zeigten sich Anfälle von Tobsucht. Man hielt sie nun eingesperrt. Doch kam sie noch zuweilen ins Freie, wobei der Bruder sie geleitete. Sie kannte und grüßte dann Jeden und äußerte ein über das andere Mal ihr Entzücken, wie die Luft so erquickend, wie es auf der freien Inselfläche so schön sei! Seit der Mitte der dreißiger Jahre soll sie aber völlig abgesondert worden sein. Sie saß in einem besondern Bau einsam abgesperrt; die Fenster waren Jahre lang mit Brettern vernagelt, die Spalten mit Stroh verstopft. Wenn die stieren Blicke eine Oeffnung erhielten, sollen Vorübergehende belästigt, Viele gekannt und begrüßt, auch Manche um Erlösung angesprochen worden sein. Die Vermögensverhältnisse waren noch bei Lebzeiten der Mutter durch Fleißförderung festgestellt worden. Der Bruder erhielt 1832 das ganze Vermögen und versprach, in allen Stücken für die Schwester zu sorgen. Fast alljährlich wurde die Aufmerksamkeit der Badefremden auf die Unglückliche gelenkt; es kam zu wiederholten Bitten und Klagen, worin sich auch nachbarliche Interessen mischten. Mitunter mag es an richtiger Auffassung der Umstände gefehlt haben, aber immer hatte das Gefühl, welches

sich kund gab, gewiß seine gute Berechtigung. Im Sommer 1852 nahmen sich einige der angesehensten Männer Hamburgs der Sache an. Es wurde eine Vorstellung an die Behörde gerichtet, worin man namentlich die Frage der Heilbarkeit und der ärztlichen Hülfeleistung hervorhob und um obrigkeitliches Einschreiten bat. Aber auch diese Eingabe hatte keinen andern Erfolg, als daß der Governor den Herren unter anderm zu erkennen geben ließ, wie er Fremden das Recht nicht einräume, sich in die Sache zu mischen. Man denke! Als ob nicht Jeder das erbitten dürfte, was von Amts- und Rechtswegen längst hätte angeordnet werden sollen! Erst in den folgenden Jahren ist durch gesammelte Gelder und gütliche Unterhandlungen eine bessere Wartung und Verwahrung der Kranken, die auch wieder ausgeführt werden konnte, erreicht worden, bis im letzten Winter der Tod sie erlöset hat.

Ueber sonstige Rechtsverhältnisse nur noch einige Andeutungen. Der Grund und Boden ist dreierlei Art: er gehört entweder Einzelnen, oder der Ortsgemeinde, oder der Landesherrschaft. Die Einzelnen sind volle Eigenthümer und haben unbeschränkte Verfügung, soweit nicht Privatrechte hindern. Das Grundeigenthum der Landschaft besteht hauptsächlich in Weideplätzen, die alle vier Jahre durch öffentliches Ausgebot neu verpachtet werden, was atminen heißt. Das Eigenthum der Landesherrschaft besteht in alten Schanzwerken und Gebäudeplätzen und in den Anschwemmungen des Unterlandes. Dieses war ehemals weit kleiner, meist auch niedriger als gegenwärtig, und hatte nur wenige Gebäude. Seit dem Durchbruche des Steinwalls hat es durch Anschwemmung abgestürzter Stücke des Oberlandes zugenommen. Die meisten neueren Gebäude stehen auf königlichem Grund und Boden. Als Grenze gilt der Seilerweg; was seawärts liegt, gehört der Herrschaft. Doch ist manches abgetreten, anderes gegen einen jährlichen

Grundzins nach englischem Brauche ausgethan worden. Dieser Grundzins, ein paar tausend Mark jährlich, bildet das Einkommen Englands von der Kolonie Helgoland; er reicht aber nicht aus, um die Gehalte zu decken, da diese etwa tausend Pfund Sterling jährlich betragen. Davon erhält der Governor, wie man hört, 500, sein Sekretär 130, jeder der beiden Prediger 50, der Stadtschreiber und die Ratleute 120 Pfund u. s. w. Helgoland ist daher, wie manche andere Besizung, eine finanzielle Last für England. Die Kolonien kosten dem britischen Schatze jährlich vier Millionen Pfund Sterling; aber es wird doch noch mancher Tag vergehen, ehe die neue Lehre der Friedensmänner, solche Besizungen aufzugeben, Gibraltar an Spanien und Helgoland an Hamburg zu überlassen, sonderlichen Anklang finden möchte. Das Government-house, ein bescheidenes einstöckiges Häuslein, wird als Eigenthum der Landschaft betrachtet, jedoch den Regierungsbeamten zur unentgeltlichen Benuzung überlassen.

Für Pfandschaften und Einweisungen hat man ein besonderes Schuld- und Pfandbuch, das vom Ratschreiber geführt wird. Die Eintragung in das Buch gibt ein Vorrecht. Höflichkeiten werden dabei nicht beobachtet: Lagerbücher braucht man nicht, Grundsteuern kennt man nicht, und Brandkassenzwang hat man nicht. Nur wenige Gebäude sind versichert. Eine Feuersbrunst, bei der Lage und Beschaffenheit der Häuser doppelt gefährlich, würde ein furchtbares Unglück für die Insel sein.

Das Gerichtsverfahren ist sehr einfach, fast formlos und nach Gutdünken. Die schleswigsche Prozeßordnung kennt man kaum. Es wird mündlich verhandelt. Man verlangt meist persönliches Erscheinen; für Abwesende und Kranke werden Bevollmächtigte zugelassen. Anwälte gibt es nicht. Von den Verhandlungen wird nur das wesentlichste Ergebnis, namentlich Klageanspruch und Bescheid, niedergeschrieben, und zwar der Reihe nach

in einem allgemeinen Gerichtsbuche, das zugleich Verfiigelungen, Berklarungen und dergleichen enthält. Im April 1648 begann man mit der Anlage eines solchen Buchs. Die Protokolle seit 200 Jahren sind noch vorhanden, haben aber einige Lücken. Beleidigungen und Schlägereien bilden den häufigsten Gegenstand des Streits.

Die Gerichtskosten betragen für jede Sache, mag sie wichtig oder geringfügig sein, 5 Mark, und an außerordentlichen Rechtstagen 10 Mark; bei Vergleichen wird die Hälfte, bei mehreren Sitzungen das Doppelte, Dreifache u. s. w. berechnet. Doch nimmt eine Sache selten mehr als einen Tag in Anspruch. In Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit gelten dieselben Gebühren, selbst bei den geringfügigsten Erklärungen, was mitunter äußerst drückend ist. Die ordentlichen Gerichtstage sind im Frühjahr und im Herbst.

Von besonderer Wichtigkeit für die Insel sind die Strandrechtsverhältnisse. Seit uralten Zeiten haben die Helgoländer Strandungen und Beutezüge zu ihren Haupterwerbsquellen gezählt. In wie weit sie sich auch der Schiffbrüchigen selbst bemächtigt haben, die an ihr klippenreiches Eiland geworfen wurden, ist nicht bekannt. Noch weniger melden die Jahrbücher von Dpferungen und dergleichen, wie von anderen unwirtlichen Gestaden berichtet wird. Auch die Annahmen von früheren Ermordungen mögen ziemlich ungegründet sein. Sicher aber ist's, daß zu allen Zeiten von gestrandeten Gütern so viel als möglich in Anspruch genommen wurde. Die Helgoländer hatten dabei an ihren nächsten Nachbarn die besten Muster. Ganz wie die übrigen Friesen betrachteten sie Schiffbrüche und Strandungen als Schickungen Gottes; „wir nehmen an,“ sagten die westlichen Inselfriesen nach Kempius, „was Gott und das Glück uns gesandt haben.“

Nirgends hat sich das alte Strandrecht hartnäckiger gehalten, als an den Mündungen der Weser und Elbe und an den Küsten

Schleswigs, gerade da, wo es wegen der vielen Sandbänke und wegen der meilenweiten Ebbe gestade besonders hart war. In England, Pottou, Oleron &c. hatten die Schiffbrüchigen seit 1174 und 1190 das milde Gesetz Heinrichs II. und Richards I.; an den Küsten Schonens sollten nach den waldemarschen Gesetzen von 1163 die Schiffbruchsgüter dem Eigenthümer verbleiben und jeder Schiffbrüchige konnte nach Belieben bergen und bergen lassen; selbst auf dem verrufenen Rügen traten schon im nächsten Jahrhundert bedeutende Milderungen ein: an der helgolander Bucht dagegen waren noch viele Jahrhunderte nötig, um den Unfug zu beseitigen; den letzten Rest nahm erst die schleswig-holsteinsche Verordnung von 1803 hinweg. In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wurde, wie Albert von Stade erzählt, an der Elbe ein Graf Friedrich noch für Leibeigen angesprochen, weil er der Enkel einer vornehmen Engländerin war, die bei Stade Schiffbruch gelitten hatte und dadurch Eigenthum des Grundherrn geworden war. Sein Widersacher nahm ihn gefangen und führte ihn fort. Kaiser Heinrich V., den Friedrich beschenkt hatte, befreite ihn zwar, aber erst, nachdem dieser auch dem Herzog Lothar gegeben hatte, „was er konnte und nicht konnte,“ kam er zum Ziel. Die Mittel dazu hatte er dreien vorüberreisenden Bischöfen geraubt und diese selbst unter Wasser gebracht. So sah es damals aus.

Im Jahr 1195 nahm sich Kaiser Heinrich VI. der Schiffbrüchigen an; 1220 erließ Kaiser Friedrich II. eine scharfe Verordnung gegen das Strand- und Raubunwesen. Auch das jütische Law von 1240 enthält löbliche Bestimmungen. Aber keine kam zur Anwendung. Nicht minder traten die Päpste gegen den Unfug auf: Klemens IV. um 1265, Urban V. 1364, Gregor XI. 1370, Urban VI. 1387, Johann XXIII. 1415. In demselben Jahre ertheilte Kaiser Sigismund den Schiffbrüchigen, insbesondere der Hansa, einen Schutzbrief, und wollte die Uebertreter der Gesetze als Geächtete

behandelt wissen. 1509 drohte Julius II. Dann kamen die Nachmahlsbullen und die Halsgerichtsordnung Karls V. Jeden Gründonnerstag wurden die Räuber und Bedrücker der Schiffbrüchigen gleich den Ketzern gebannt und verflucht. Bis ins achtzehnte Jahrhundert reichen die Bedrohungen und Ermahnungen der Päpste. Aber alle diese Bemühungen hatten nur geringe, nur langsame Erfolge. Weder weltliche noch geistliche Drohungen, weder Reichsacht noch Bann drangen anfangs durch; selbst ein hunderttägiger Ablass, der im dreizehnten Jahrhundert jedem „Berger um Gotteswillen“ zugesichert ward, nützte wenig. Um 1375 trieben es selbst die Beamten des Erzbischofs von Bremen so arg, daß sie Gregor XI. auf Klage der Hamburger in den Bann that, bis die den Schiffbrüchigen genommenen und in des Erzbischofs „Nuzen verwendeten Raubgüter“ erstattet seien. Im Endurtheil des geistlichen Gerichts von 1382 wurde volle Ersatzleistung und Verurtheilung in die Kosten ausgesprochen. Auch mußte sich der Erzbischof dazu verstehen, 1387 selbst eine scharfe Verordnung gegen die bisherige „abscheuliche Gewohnheit“ zu erlassen, worin noch von Leibeigenwerden die Rede ist.

Von guter Wirkung war zuweilen die Thätigkeit des Reichskammergerichts. So mußten König Friedrich II. von Dänemark und die Herzöge Johann und Adolph von Schleswig-Holstein auf Befehl des Reichsgerichts einen Raub herausgeben, den sie um 1568 an der Küste von Ditmarschen aufgefischt hatten. Es wurden zwar allerlei Einwendungen erhoben, allein die Herren in Speier blieben bei ihrer Auflage und die Beklagten mußten Folgeleistung zeigen. Der König gehorchte zuerst, Herzog Adolph zuletzt. Auf das Gebiet von Schleswig aber erstreckten sich die unbedingten Mandate des Kammergerichts nicht. Dort hielt man am alten Erwerbe um so fester. Für Dänemark gab



Christian III. im Jahre 1558 treffliche Bestimmungen; er soll versichert haben, daß ihm dadurch ein Vortheil von hunderttausend Dukaten jährlich entgangen sei; in Schleswig aber hatten jene Gesetze keine Geltung. Als Herzog Friedrich III. um 1657 angegangen wurde, den fürstlichen Antheil an den Strandgütern aufzugeben, antwortete er naiv: es werde ihm doch nicht verdacht werden können, daß er dasselbe thue und beibehalte, was seine hochlöblichen christlichen Ahnherren und Vorfahren von hundert und mehr Jahren hergebracht hätten, und was er selbst nun Gott Lob schon einundvierzig Jahre geübt habe!

Kein Wunder also, wenn sich auch die Helgoländer weder an kaiserliche, noch königliche, noch päpstliche Verbote kehrten. In dessen fand doch seit dem sechszehnten Jahrhundert eine gewisse Regelung Statt. Als die Insulaner die Oberherrschaft des gottorper Herzogs gelten lassen mußten, benutzten sie dies, um für ihre „von Alters her habende Gerechtigkeit“ Anerkennung und Gewähr zu erlangen. Der Herzog nahm dabei natürlich auch seinen Theil; aber ein Rest wurde doch dem Kaufmann gesichert, wenigstens auf dem Papiere. So entstand das sog. helgoländer Strandprivileg, welches unter verschiedenen Abänderungen von allen Herzögen bestätigt worden ist und im Wesentlichen noch gegenwärtig besteht. Es gewährt aber den Insulanern eigentlich nur ein Bergerecht, kein Strandrecht. Die älteste Abfassung ist verloren gegangen. Auch herrscht über das Alter Zwiespalt. Bei Westphalen, Niemann, Büsch und Anderen wird bald das Jahr 1544 bald 1559 angegeben. Keine dieser Zahlen ist aber richtig. Die Chronik von Broders führt den 6. Juli 1584 als Tag der Begabung an, und damit stimmt auch eine alte in den helgoländer Gerichtsbüchern befindliche Abschrift der Bestätigung von 1618, so wie ein fast gleichlautender Abdruck bei Schuback überein. Dabei läßt Broders die Begabung nicht in einer ersten

Ertheilung von Seiten des Herzogs Adolph, sondern in einer Bestätigung der vom Herzog Friedrich gegebenen „Strandordnung“ bestehen. Die ursprüngliche Verbriefung mag also ins fünfzehnte Jahrhundert zurückreichen und vielleicht mit dem Streit um die Hoheit über Helgoland in Verbindung stehen. Der erste Satz der adolphschen Urkunde enthält das Unterthanenverhältniß; der übrige Inhalt ist im Wesentlichen folgender.

Es werden drei Fälle unterschieden: Bergung beim Anstranden, Bergung auf dem Strom und Bergung in der wilden See. Dann kommt es darauf an, ob „der Kaufmann dabei ist“ oder nicht. Ist der Kaufmann dabei, so erhalten im ersten Falle die Berger und der Kaufmann je ein Viertel und der Herzog zwei Viertel; im zweiten Falle die Berger ein Viertel, der Kaufmann zwei Viertel und der Herzog ein Viertel; im dritten Fall, der jedoch nicht klar hervorgehoben ist, die Berger zwei Viertel, der Kaufmann und der Herzog je ein Viertel. Ist aber der Kaufmann nicht dabei, so nimmt der Herzog im ersten Falle drei Viertel, im zweiten zwei Drittel, im dritten die Hälfte; der Rest bleibt den Bergern. Kommt der Kaufmann und „fordert um sein Gut“, so scheint ihm im letzten Falle von dem herzoglichen Theile etwas zufallen zu sollen; allein die Bestimmung ist unklar, und viel ist es sicher nicht gewesen. Treibt ein Schiff an den Strand und der Schiffer kann es „in dreien Zeiten“ mit eigenen Leuten wieder auf den Strom bringen oder flottmachen, so hat er sich dessen zu erfreuen und verliert von seinen Gütern nichts.

Hiernach erhellt, daß die Berechtigung der Helgoländer nur ein Bergerecht zu Gunsten des herzoglichen Strandrechts war, aber ein einträgliches. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ward eine erneuerte Strandordnung ertheilt. Die Antheilverhältnisse wurden dadurch etwas geändert. Die

Berger erhalten ein Drittel statt ein Viertel u. s. w. Auch finden sich einige Milderungen. Die Anwesenheit des Kaufmanns ist in das Vorhandensein „lebendiger Menschen“ umgewandelt. Das eigene Flottmachen des angestrandeten Schiffes und eigenes Bergen von Schiffsgegenständen und Geräten innerhalb dreier „Flutzeiten“ ist gestattet; den Lebenden soll ihr „Privatzugehör“ verbleiben zc. Zugleich wird den Helgoländern eingeschärft, „den in Not und Gefahr Schwebenden alle mensch- und mögliche Hülfe zu ihrer Rettung zu leisten, auch vorsätzlicher oder mutwilliger Weise nichts zu begehen, wodurch ein Schiff, das sonst noch gerettet werden könnte, in größere Gefahr und wohl gar zur Strandung gebracht werde;“ dergleichen vorsätzliches Verbrechen soll mit harter Leibes- und nach Befinden Lebensstrafe geahndet werden. Den Todten ist ein „ehrlich“ Begräbniß zu gewähren. — Die neueste Strandordnung ist vom 30. December 1803 und für die Herzogthümer überhaupt erlassen worden. Darin wird zunächst der schmachvolle Antheil des Landesherrn beseitigt; nur das über Jahr und Tag, d. h. nach 1 Jahr und 6 Wochen, vom Eigenthümer trotz mehrfacher Bekanntmachung nicht Angesprochene, soll als herr en los dem Staate verfallen sein. „Ohne Verlangen“ darf Niemand an Bord eines bemannten Schiffes gehen, dasselbe mag auf dem Strande sitzen oder nicht; auch findet dabei keinerlei Zeitbeschränkung Statt. Damit hat also jedes eigentliche Strandrecht ein Ende erreicht. Dem Gesetze nach kann jetzt nur noch von einem Bergerechte die Rede sein. Das Bergen soll durch besondere Strandvögte geschehen; den Helgoländern aber „bleibt es ferner gestattet, sich unter Aufsicht des Landvogts mit der Bergung auf die bisher übliche Weise zu befassen“, jedoch haben sie alle den Strandvögten vorgeschriebenen Regeln ebenfalls zu beobachten. Nach diesen Regeln ist, sobald Hülfe gesucht wird, der thätigste Beistand ohne Verzug zu leisten.

Befindet sich „der Schiffer auf dem Schiffe“, so muß mit der Vergütung nach dessen Anweisung, falls er nicht Alles zur Verfügung stellt, verfahren werden. Rücksichtlich der Amtsgebühren und des Vergelohns ist bestimmt, daß die Klassenbehörde zwei Prozent und ein bestimmtes Zählgeld erhält; der Oberbeamte und das Untergericht bekommen je zwei, unter Umständen ein Prozent, jedoch nie über 100 Thaler bei einer Strandung. Die Berger erhalten: 1) bei Treibendem in offener See ohne lebende Menschen die Hälfte; 2) von Allem, was in Buchten und Strommündungen treibt oder angeschwemmt wird, ein Drittel; 3) wenn noch lebende Menschen vorhanden sind, bei entsprechender gütlicher Vereinbarung eine Vergütung nach obrigkeitlicher Bestimmung; „jedoch darf der Vergelohn nie ein Drittel des Werts der geborgenen Ladung übersteigen.“ Alle älteren Strandordnungen und dieser Verordnung zuwiderlaufenden besonderen Verfügungen sind aufgehoben.

Auf Helgoland entstanden nun bald Zweifel über die Fortdauer des „Privilegs“, und namentlich, ob der Bezug des Drittels von Schiff und Ladung in Natura oder nach dem Verkaufserlös aufgehoben sei oder nicht. Man hielt natürlich die vorthellhaftere Ansicht fest und sicherte sich außerdem durch Verträge; und das Obergericht zu Schleswig antwortete unterm 20. August 1804 auf eine Anfrage des Landvogts dahin: „daß, wenn der Schiffer sich auf die Auskehrung des Dritttheils der Ladung in Natura eingelassen habe, der Vergelohn, wie sich von selbst verstehe, stipulirter Maßen in Natura ausgekehrt werden müsse.“ Die Helgoländer unterließen nun nicht, dergleichen Verträge abzuschließen, und dehnten sie auch auf das Schiff aus. Ein solcher Fall war auch der wichtige und vielbesprochene, zum Theil entstellte Vorgang im Jahre 1820, dessen ich schon früher gedacht habe. Der Verlauf war folgender. Am 10. September 1820 kam das

Schiff *New Minerva*, Kapitän Shaldon, von Bernambuko nach Hamburg bestimmt, zu Nordwesten von Helgoland in die Nähe der Klippen und machte ein Lotsenzeichen. Es fuhr ein Boot aus und verlangte 20 Guineen für das Lotsen nach der Elbe; der Kapitän bot aber nichts. Man warnte ihn vor den blinden Klippen; er meinte jedoch, seine Karten hätten hier gar keine Klippen, und steuerte östlich, während das Lotsenboot nebenher fuhr. Bald geriet das Schiff wirklich an die Felsenriffe und stieß wiederholt auf. Der Kapitän fragte nun, wie er zwischen den Klippen herauskomme. Die Lotsen erwiderten, das sei freilich schwierig und forderten 160 Guineen. Shaldon ging darauf nicht ein; er meinte, der „Ebbestrom“ werde ihn schon fortbringen. Die Lotsen fuhren nun zurück, und das Schiff geriet bald völlig fest. Nach einigen Stunden fuhren wieder neunzehn Lotsen hinaus und boten ihre Dienste an, erhielten jedoch vom Kapitän die Antwort, „alle Einwohner von Helgoland und Hamburg“ könnten ihn nicht losbringen; man machte auf die nächste Flut aufmerksam, er blieb aber „gegen alle Vorstellungen unerschütterlich“. Das Boot fuhr abermals zurück, nachdem dem Kapitän angedeutet worden war, daß man auf jedes Zeichen zur Hülfe bereit sein werde. Am 11. September wurde Hülfe angesprochen. Die Helgoländer verlangten jetzt 1000 und darauf 900 Pfund Sterling für das Flottmachen, der Kapitän bot aber nur 100, und das Lotsenboot kehrte zum dritten Male zurück. Nachher kam Shaldon selbst ans Land und machte den Vorschlag, die Festsetzung der Vergütung dem hamburger Gericht zu überlassen. Die Lotsen gingen darauf ein, bemühten sich aber vergebens, das Schiff flott zu machen, indem Wind und Wetter so ungünstig waren, daß wiederholte Versuche ohne Erfolg blieben. Am 12. September kam der Kapitän abermals ans Land und entschloß sich nun, zur Bergung zu schreiten. Er unterzeichnete zu dem Ende vor Ge-

richt eine Urkunde, worin er erklärte, daß er „Schiff und Ladung für den dritten Theil in Natura von Allem, was geborgen werde, übergebe und den Regeln und Gebräuchen der Insel unterwerfe“. Eine Menge Böte begannen nun zu löschen; zugleich wurden Wind und Flut bald so günstig, daß das erleichterte Schiff ohne Leck blieb, am andern Tage flott wurde und Alles vollständig geborgen werden konnte. Da erschöpfte sich der Kapitän in der Kajüte. Natürlich erregte dieser Selbstmord, unter solchen Umständen, das größte Aufsehen. Die Eigener der wertvollen Ladung zc. bestritten die Berechtigung auf ein Drittel; es kam zu heftigen Erörterungen, selbst eine besondere Druckschrift wurde veröffentlicht; allein die Entscheidungen blieben bis zur letzten Instanz den Helgoländern günstig.

Die Darstellung der klagenden Seite weicht von der obigen in einigen Behauptungen ab: es wird den Helgoländern zur Last gelegt, daß sie die Lage des Kapitäns ausgebeutet und die Gefahr größer vorgestellt hätten, als diese gewesen sei; Shaldon habe in Abspannung und Seelenfolter das Schiff übergeben zc. Indessen sprechen die Vorgänge, namentlich der auch in der Erklärung der Schiffsmannschaft bemerkte Umstand, daß am 11. und 12. September Wind und Wetter den Versuchen, das Schiff flott zu machen, hinderlich gewesen seien und die Lotsen „ihre äußersten Bemühungen angewendet hätten“, dagegen. Wie gern würden die Lotsen das Schiff abgebracht und nach Hamburg geschafft haben! Sie hätten dann einen reichlichen Lohn zu erwarten gehabt, während außerdem Alles verloren gehen konnte, und jeden Falles der eigentliche Vortheil nicht ihnen, sondern der ganzen Landschaft zufallen mußte!

Die Ratleute gingen bei der Entscheidung behutsam zu Werke. Sie zogen namentlich ein Rechtsgutachten ein, welches dahin ausfiel, daß der Landschaft ein Drittel der Ladung in Na-

tura und ein Drittel vom Wertbetrage des Schiffs gebühre, wenn nicht von der Gegenseite bewiesen werde, „daß der Kapitän durch versagte anderweite Hülfe gezwungen worden sei“, auf den Vertrag einzugehen, oder daß er sich bei Unterzeichnung „im Zustande des Wahnsinns“ befunden habe. Dergleichen Beweise wurden jedoch nicht geliefert. Die klagende Partei ging zwar hauptsächlich davon aus, daß die Unterzeichnung der Urkunde nichtig sei und der Vertrag vom 11., wonach die Vergütung in Hamburg bestimmt werden sollte, zur Anwendung kommen müsse; allein Begründung und Nachweis fehlen. Die beiden Verträge waren ganz unabhängig von einander, der eine mit den einzelnen Lotsen, der andere mit der Landschaft geschlossen; sie bestanden neben einander, wie denn auch wirklich dem Wortführer der Lotsen in Hamburg 190 Thlr. zuerkannt wurden. Die Betheiligten ließen 10,000  $\text{R}$  Bergelohn bieten, und wandten sich, als darauf nicht eingegangen wurde, in einer Vorstellung an den Gouvernör. Dieser antwortete ihnen aber, „daß er, ganz abgesehen von den Gesetzen und Gebräuchen des Orts, der Meinung sei, der Vertrag berechtiige die Berger“. Auch berief er sich auf den Ausspruch des Obergerichts zu Schleswig. Dieser redet nun zwar nur von einem Drittel der Ladung, nicht auch vom Drittel des Schiffswerts, und die Strandordnung vom Jahre 1803 sagt ausdrücklich, daß der Bergelohn nie mehr als ein Drittel der geborgenen Ladung betragen darf; allein man hat dies, dem Vertrage gegenüber, nicht in Betracht gezogen. Die Kaufleute nahmen einen Anwalt an, der ein „Memoire“ einreichte. Ein eigentliches Rechtsverfahren aber scheint gar nicht eingeleitet worden zu sein. Der Gouvernör verlangte jedoch, daß die Landschaft sich ebenfalls eines Rechtsbeistandes bedienen solle, und gab dann unterm 19. Februar 1821 die Entscheidung, daß er den Anspruch auf ein Drittel von Schiff und Ladung nach Abschätzung

und in Natura „in Gemäßheit der Geseze und Gebräuche der Insel und des besondern Uebergabevergleiches“ guthelke. Eine Beschwerde der Kläger nach England blieb ohne Erfolg.

Der eigentliche Beweggrund des Kapitäns zur Selbstentlebung mag wohl dunkel und im Streit bleiben. Der Anwalt gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß die Helgoländer an Allem Schuld seien; diese aber sind ganz anderer Meinung.

Ueberhaupt fehlt es den Helgoländern bei ähnlichen Vorfällen an Entschuldigungen und Gegenbeschuldigungen selten. Sie kennen der Welt Lauf. Sie wissen auch, wie viel wohlversicherte Schiffe absichtlich zu Grunde gerichtet werden; aber ich glaube nicht, daß sie selbst ein absichtliches Anstranden leicht übel nehmen. Helgoland ist ein bequemer Strand- und Brackplatz.

Von dem sogenannten Strandprivileg überhaupt muß die Ausübung dieser Berechtigung durch die Landschaft und durch Einzelne geschieden werden. Diese Ausübung ist stets durch Landesbeschlüsse geordnet worden und läßt einen interessanten Blick in den hohen Grad von Gemeinsamkeit thun, womit die Inselaner früher ihren Erwerb betrieben. Das ganze Gemeinde- und Ortsbürgerverhältniß, vom Antheile am Gesamtvermögen bis zum Wahlrechte bei Predigerbestellungen, hängt damit zusammen. Während ist die Sorgsamkeit, welche man den Armen, den Witwen und Waisen angedeihen ließ.

Die gesammten Eingeseffenen waren nach Lotten oder Losen gesondert und die Lottbestiger in Quartiere getheilt. Wer kein Lott hatte, war für seine Person unberechtigt. Um 1615 sollen 68 Lotten vorhanden gewesen sein; im Jahre 1672 kommen 172 vor. Broders gibt dabei die Erklärung: „Personen, die ihre eigene Haushaltung führen mit Frau und Kindern.“ Indessen ist dies nicht ganz genau, denn auch Witwen vertraten ein Lott; sie bekamen von Dem, was an fremden Schiffen verdient wurde,



ebenfalls ihren Theil, weil man ihnen, wie es in der Beliebung von 1587 heißt, nicht dat Brodt uth den Munde rithen wollte, welches die Vorfahren ihnen gegönnt hätten. Auch Unverheiratete kamen als Innehaber eines Lotts vor, aber nur, wenn sie selbstständig waren und einen abgesonderten Haushalt führten. Familiensöhne, selbst wenn sie verheiratet waren, konnten kein besonderes Lott haben. Die alte Beliebung spricht sich darüber sehr entschieden aus: Thom Regenden, so moth nicht bargen, wer da will, als wen dar ein Man were, de dree edder veer Sohns hadde, und wolde ein jedern ein Lots tho hebben, is nicht geschehen und kan ock nicht geschehen. Auch in der spätern Landesbeliebung ist bestimmt, daß jedes Haus nur ein Lott haben darf; Diejenigen, welche kein Buerlott haben, aber ihre Nachtwachen thun, sollen die Nächsten sein, um für die Witwen gegen ein Viertel von deren Antheilen zu arbeiten. Fehlten Vertreter, so mußten die Witwen tragen oder sonst thun, was sie konnten. Daran reiht sich dann die Einrichtung von halben Lotten, so daß Diejenigen, welche ein eigenes Wohnhaus besitzen, eine volle Berechtigung haben, sonstige selbstständige Haushaltsführungen aber nur halbe Antheile bekommen.

Trat nun ein Strandfall ein, so wurde von der Obrigkeit bestimmt, ob und in welcher Weise die Bergung für die Gesamtheit vorgenommen werden solle. Die Mannschaft jedes Viertels wurde durch die Thorglocke oder Trommel an ihren bestimmten Sammelplatz gerufen, die nöthige Schiffs- und Arbeiterzahl beordert, die Bergung durch Landvogt und Matleute beaufsichtigt, und der gesetzliche Antheil nach Maßgabe der Lotten, ohne Rücksicht auf Arbeit und Leistung, vertheilt. Auch Prediger und Schullehrer erhielten ihre Antheile. Der Landvogt bekam zwei Lotttheile. Niemand aber durfte für sich selbst bergen. Solche Eigenmächtigkeiten und Unterschlagungen wurden bestraft. Gab

dagegen der „Befehlshaber des Landes die Bergung frei“, dann arbeitete Jeder für sich, hatte jedoch zur Wahrung der Rechte des Landesherrn und der Eigenthümer genaue Anzeige zu machen, falls nicht in letzter Beziehung eine zweifellose Preisgebung oder völlige Herrenlosigkeit vorlag. Diese Einrichtung ist in sofern geändert worden, als um das Jahr 1820 behufs Tilgung der Landesschulden die Bergungen auf Theilung vorläufig aufgehoben sind. Alle solche Bergungen werden jetzt von den Ratleuten zu Gunsten der Landeskasse eingeleitet und ausgeführt. Niemand ist deshalb zum unentgeltlichen Arbeiten und Schiffstellen gehalten; die erforderliche Mannschaft wird durchs Loß ermittelt und nach billigem Ermessen bezahlt. Gewöhnlich fällt einiger Gewinn ab; das Meiste geht aber bei der gemächlichen Arbeitsweise für Tagelohn und sonstige Vergütungen darauf. Es ist auch schon vorgekommen, daß über tausend Mark bei einer einzigen Sache zugesetzt worden sind. Im Ganzen besteht also der Erfolg der neuern Einrichtung fast nur darin, daß man die Witwen und Arbeitsunfähigen um ihre Antheile gebracht hat, und daß bei der größern Räßigkeit der Arbeiter Vieles verloren geht, was noch hätte gerettet werden können.

In geringfügigen und bedenklichen Fällen wird die Bergung gewöhnlich frei gegeben. Eben so braucht von Demjenigen, was ein Schiffer, der aus See kommt, oder in weiter Entfernung findet oder übergeben erhält, an die Landschaft Nichts abgetiefert zu werden. Der gesetzliche Antheil ist sein Eigenthum, und Mancher hat auf diese Weise schon bedeutenden Erwerb gemacht. Der Vater von Jakob Andresen Siemens fand mit einigen Genossen ein großes reichbeladenes Schiff und brachte es zu Hafens, was jedem gegen 10,000 Mark eintrug. Andere holten von den Untiefen Vogelsand und Scharhörn ganze Schniggen- und Stuppenladungen Zucker, Kaffe, Taback, Indigo, Baumwolle und

dergleichen. Auch für das Aufsischen losgerissener Warnungstonnen werden gute Belohnungen gezahlt. Am ergiebigsten sind für die Helgoländer solche Winterzeiten, wo die Strommündungen durch Treibeis gesperrt sind und sie also vor und zwischen den Sandbänken das Reich allein haben. Denn sonst kommen ihnen häufig Andere zuvor, oder sie haben doch eine Mitbetheiligung zu bestehen, die schon zu den heftigsten Kämpfen geführt hat. Auch über die Grenzen der schleswig-holsteinischen, der hamburger und hannoverschen Küstengebiete ist oft Streitigkeit entstanden. Namentlich sind die Blankeneser die erblichen Gegner der Helgoländer. Aber auch unter einander geraten diese häufig in solche Hitze und „Döhlheit“, daß man sich wundern muß, wie dergleichen Fahrten trotz des entsetzlichen Durcheinander, trotz der aufgeregten Gemüther und Elemente, im Ganzen mit so wenig Unfällen abgehen. Sind Raum und Gegenstände beschränkt, so ist vollends Jeder gegen Jeden: Freundschaften und Verwandtschaften werden nicht beachtet, der Eine wirft den Andern zur Seite, der Nachbar ist gegen den Nachbar, der Bruder gegen den Bruder, Haken und Netze und Fäuste geraten wider einander, und nur was Jemand hält und zwar was er festhält, das hat er. Indessen gehört es zu den Seltenheiten, daß aus solchen Vorgängen eigentliche Feindschaften verbleiben; die Gegnerschaft ist bald vergessen, und die nächste Gefahr oder der nächste gemeinschaftliche Widersacher stellt das gute Einvernehmen schnell her. Vor dreißig und längeren Jahren waren solche Züge noch sehr häufig. Manche fuhren sogar in der stürmischen Herbst- und Winterzeit eigens hinaus und kreuzten oft Wochen lang an den Küsten und vor den Mündungen der Weser und Elbe, um nach Seefund und Beute oder Batt, wie sie es nennen, auszuspähen. Manch Mal kamen sie gut beladen, mitunter reich, gar oft aber leer, und zuweilen niemals zurück. Selten aber verloren sie Lust und guten Mut, und die Alten er-

zählen auch ihre mißlungenen Fahrten und tagelangen vergeblichen Anstrengungen und Leiden mit großer Heiterkeit. Neuerdings hat sich das sehr verändert. Die bessere Bauart und Segeltüchtigkeit der Schiffe, die größere Geschicklichkeit der Kapitäne, genauere Karten und vermehrte Baken und Leuchtfeuer, haben Strandungen und Havereien bedeutend vermindert. Auch scheinen manche Helgoländer nicht mehr so regsam zu sein; anderen fehlen die geeigneten Schiffe: kurz Beutefahrten auf gut Glück kommen wenig vor. Nur Einige von altem Schrot und Korn lassen sich im Nachwinter das Honentwären nicht nehmen. Die Meisten aber warten, bis eine Strandung kund wird, wo dann Alles, was segeln kann, in hellen Geschwadern hinauszieht. Doch nicht immer mit Glück.

Im August 1838 brachte das hamburger Dampfschiff die Nachricht, daß in der Nähe der Elbmündung ein Schiff festgeraten sei. Sogleich segelten einige vierzig Fahrzeuge ab, fanden das Schiff verlassen, meist mit großen Delfässern beladen, und fingen an, diese auf das Verdeck zu schaffen, in der Hoffnung, solche später, wenn Wind und Wellen sich gelegt, in ihre kleinen Fahrzeuge überbringen zu können. Aber der Wind wurde stärker, und als die Flut herankam, sank das Schiff so tief in den Sand, und die Bogen gingen so hoch, daß die Delfässer über Bord geschlagen wurden. Die arbeitende Mannschaft konnte sich kaum in die nächsten Böte retten. Inzwischen waren auch von den benachbarten Küsten eine Menge Fahrzeuge herbeigekommen; es war ein wildbewegtes Gewirre. Ein Boot, welches mit zwei Fässern beladen war, erzählt Heikens, sank unter. Ein anderes warf der Mannschaft Tauen zu und holte dieselbe über. Eine andere Schaluppe hatte ein großes Delfaß ins Schlepptau genommen, um dasselbe nach einer Sandbank zu bugstren; allein sie wurde durch eine Sturzsee an ein anderes Boot geworfen und stark beschädigt;

das Delfaß mußte aufgegeben werden. Ein drittes Boot suchte mit einem angebundenen Fasse Neuwerk zu erreichen. Das Faß schwamm aber tiefer als das Boot ist, stieß auf den Grund und ging in Trümmer. Ein viertes erreichte mit unsäglich Mühe eine Sandbank. Hier wollten sie die Ebbe abwarten, und alsdann ihr Faß durch untergelegte Breter auf das Boot rollen. Aber kaum war es bis an den Rand emporgebracht, da entglitt es, fiel zurück und zerbarst. „Sprachlos stand das Volk bei einander und sahen mit Betrübniß eine vier und zwanzigstündige Mühe und Arbeit in Trümmern liegen. Bis auf die Haut durchnäßt, ohne Essen und Trinken, ermattet von einer schlaflosen Nacht, sahen sie die Frucht aller Anstrengung vor ihren Augen in den Sand verrinnen. Nun auf allen Gewinn verzichtend, suchten sie Schutz bei Neuwerk, wo schon mehrere Böte angekommen waren. So ein kläglich Ende nahm diese Fahrt, auf der sie acht Tage abwesend waren.“ Nur eine Schaluppe kam an demselben Tage mit einer Ladung heim. Einige Tage nachher, am 29. August 1838, fand bei Helgoland selbst ein schauriges Ereigniß Statt. Ein kleines zweimastiges Schiff kämpfte zu Norden der Insel mit Sturm und Wellen, um den Hafen zu gewinnen, ward aber zuletzt von einer furchtbaren Sturzsee mit solcher Kraft getroffen, daß es vor den Augen vieler Zuschauer, welche am obern Rande des Felsens standen, bis auf die Mastspitzen verschwand. Auch im Sommer 1845, am 20. August, sank vor unser aller Augen, kaum sechshundert Schritte vom Unterlande entfernt, ein englischer Getreideschooner in den Grund; doch ward die Mannschaft gerettet. Es fürmte aus Südwesten; an der Klippenkante des Oberlandes vermochte man in einiger Entfernung nicht aufrecht zu stehen. Im Schutze des alten Feuerthurmes aber konnte man weit in die schaurigen weißgrauen Schlünde des aufgewühlten Meeres hinaussehen. Zu Süden kämpfte der Schooner und

suchte den Hafen zu gewinnen. Aber er führte keine Segel mehr und war ein Spiel der Wellen. Nach vergeblichen Anstrengungen geriet das Schiff an die Klippen; dann that es gleichsam einen verzweifelten Sprung und schoß der Insel zu. Es war sicher leet; es sank, stürzte vorüber, hob sich wieder, that in letzter Kraft noch ein paar Säge, und ward dann kopfüber von der Tiefe verschlungen. Nur die Mastspitzen mit einigem Tauwerk blieben sichtbar. Der Eindruck solcher Augenblicke ist nicht zu beschreiben. Die Mannschaft, einen kleinen aus dem Bett gerissenen Knaben in der Mitte, hatte sich gerettet, und kam trüb und erschöpft von einem helgolander Boote unterstützt, dem Strande zu. Das Schiff blieb unter Wasser. Wir ruderten neben den trauernden Masten vorüber, wenn wir auf die Düne fuhren. Einiges Tau- und Holzwerk ward geborgen; den Rest gab man von allen Seiten preis. Nachgehends öffnete ein Taucher die Luken, das Getreide kam empor, ward als herrenloses Gut eingekauft, in den schönen Herbsttagen getrocknet und noch gut verwendet und verwertet. Mitunter sind die Helgoländer durch Strandfälle schon aus großer Not errettet worden. Einst, im 18. Jahrhundert, herrschte große Theuerung, ja fast Hungersnot; da strandete ein Schiff mit Malaga und Rosinen, und Alles lebte herrlich und in Freuden. Ein anderes Mal half eine Schiffsladung Reis aus großer Not.

Die meisten Strandungen fielen in der Schmuggelzeit vor. Damals lagen oft hundert bis anderthalb hundert Schiffe im Hafen und auf der Rhede. Dazu die Anzahl von Schmuggelböten, die von allen Küsten und Inseln heran kamen. In der lebhaftesten Zeit waren gegen 140 kaufmännische Geschäftstische auf der Insel. Kleine Zimmer brachten wöchentlich 50 bis 100 ~~M~~ Miethe ein. Ein Barbier wohnte wie Diogenes in einer Tonne, weil kein anderes Obdach zu finden war. Dabei, je nach Absatz und Bedürfniß, die ungeheuersten Schwankungen der Preise. Oft

großer Mangel an den gewöhnlichsten Lebensmitteln, während die kostbarsten Waaren haufenweise umherlagen; dann wieder Ueberfluß und Verschleuderung. Der Preis für ein Pfund Fleisch schwankte zwischen zwei Schilling und vier Mark; ja ein Mal kostete ein Pfund gutes Kalbfleisch sieben Mark acht Schillinge. Im Januar 1809 zahlte man für ein Pfund Butter 28 Schill. bis zwei Mark, für ein Pfund Thee sieben Mark; im Herbst 1810 für ein Pfund Speck anderthalb Mark. Als die Strenge der Maßregeln gegen den Schleichhandel zunahm, hatten dagegen Kaffe und Zucker kaum noch einen Preis, und ein kleines Fahrzeug mit Eiern tauschte ein Pfund Kaffe für jedes Ei ein. Im Sommer 1811 konnte man ein Pfund Zucker für 1—2 Schilling kaufen. Im Jahr 1812 lagen alle Geschäfte darnieder, und ganze Vorräte von Waaren verderben. Als im Frühjahr 1813 Hamburg einige Zeit frei wurde, entstand das ungeheuerste Gewühl. Hunderte von Schiffen kamen und gingen; Alles raunte, trug, kaufte, verkaufte; die Treppe war ein beständiger Menschenstrom. Pastor Langenheim, der am 8. April vom Festlande herkam, konnte den unvergeßlichen Eindruck, den das Treiben auf ihn gemacht habe, nicht lebhaft genug schildern. Das Einrücken und die Festsetzung der davousschen Kotten in Hamburg im Mai brachte einen nochmaligen Umschlag, aber von geringer Bedeutung. Natürlich ging unter solchen Verhältnissen auch der Strand nicht leer aus. Bei der unsichern Lage des Hafens und der Rhede gerieten die Schiffe zuweilen haufenweise in Gefahr. Doch wurde die Erndte dadurch geschmälert, daß die Engländer, welche Niederlagen auf der Insel hatten, die Anwendbarkeit des Strandprivilegs auf ihre Schiffe und Waaren bestritten.

In späterer Zeit ist das Jahr 1821 besonders reich an Strandfällen gewesen. Vom 3. Oktober bis 4. December kamen acht Strandungen vor; doch brachten sie im Ganzen wenig Ge-

winn. Ein schreckliches Ereigniß trug sich am 1. December zu. Ein großes Schiff von Bahia kommend scheiterte am hellen Mittag an der Düne, wo eben gegen 60 Mann beschäftigt waren, Holz in Sicherheit zu bringen. Niemand konnte retten. Das Schiff hatte zum Westen der Insel einen Lotsen an Bord genommen, der es in den Süderhafen bringen wollte; allein in der Nähe des Steins bekam es mehrere Sturzwellen, von denen eine unglücklicher Weise den Lotsen über Bord schlug. Nun war keine Ordnung und kein Befehl mehr; das Schiff kam weder in den Hafen noch um die Südspitze der Düne, sondern trieb gegen dieselbe. Vielleicht wäre es nahe genug gekommen, um von der bereiten Hülfe der Helgoländer erreicht zu werden, allein ein zu früh geworfener Anker hielt es fest; es zerbarst und ward in kurzer Zeit bis auf ein kleines Stück vom Vordertheil in der furchtbaren Brandung vernichtet. Mannschaft und Reisende sprangen einer nach dem andern über Bord, um die von den Helgoländern zugeworfenen Taue zu ergreifen und sich so durch die Brandung ziehen zu lassen; aber keinem gelang es, alle wurden von den Wellen ergriffen und in den Grund gerissen. Fünfzehn Personen, darunter der Kapitän, kamen um. Einer soll sich an ein Bret gebunden haben und später bei der Insel Föhr als Leiche gefunden worden sein. Der Vorgang war so erschütternd, daß viele der alten wettergebräunten Lotsen, denen doch Sturm und Graus nichts Ungewohntes sind, weinten wie Kinder. Erst spät am Abend heiterte sich die Scene etwas auf. Als der Sturm sich legte, fuhr man an das Vordertheil des Schiffes, und fand dort — Welch ein Glück! noch drei lebende Wesen: den Steuermann, einen Matrosen und „einen wilden Botoguden, der Zierraten in Nase, Ohren und Unterlippe trug und später in Deutschland für Geld zu sehen war.“ Die braven hatten ausgehalten bis aufs äußerste! Ueber die Art und Weise des Ausharrens weichen die



Nachrichten von einander ab. Auswärts soll die entschlossene Ausdauer sehr gerühmt worden sein. Ein Tagebuch sagt: sie schliefen in den Kojen. Ein Augenzeuge aber, welcher mir die Sache plattdeutsch erzählte, meinte: se hadden seck ganz besapen drunken. Der Sohn der Wildniß mochte den beiden andern Alles getreulich nachgemacht haben, und war so auch gerettet worden. Wie dem auch sei, jeden Falles waren die beiden Europäer höchlich erstaunt, sich so bald und von solchen Bosaunenengeln geweckt zu sehen. Ein Helgoländer aber meinte, es sei doch nicht so übel, zur rechten Zeit einen tüchtigen Trunk zu thun!

Eine große Angst hatten die Insulaner im Winter 1845 auszustehen. Damals wurden gegen achtzig Mann, die zum Bergen auswaren, vor der Elbe so plötzlich von Treibeis bedrängt, daß sie sich kaum nach Kuxhaven retten konnten. Fast von Allem entblößt, mußten sie dort sechs Wochen ausharren, und ihre Angehörigen blieben in schrecklichster Ungewißheit über ihr Schicksal. Mehrere Schiffskapitäne sammelten für die eingefrorenen, wofür sich die armen Schelme nach endlicher Heimkehr durch eine wertvolle Sendung Hummer dankbar bezeugten.

Daß es beim Bergen, mag dies frei oder für Rechnung der Landschaft geschehen, nicht immer in gesetzmäßiger Weise zugeht, ist leicht zu denken. Insbesondere gilt das beim Seefund, bei treibendem Gut. Es mag sehr wenig Helgoländer geben, die in solchen Fällen das Gesetz nicht umgehen, wenn die Gelegenheit günstig ist. Es beruht das, wie schon angedeutet, auf einer vielhundertjährigen Anschauung. Was Wind und Wogen den Eigenthümern genommen haben, wird als Gegenstand der freien Erbeutung betrachtet, und was Jeder den Wellen zu entreißen vermag, gilt ihm als wohl erworbenes Gut; gegen die feindseligen Bestimmungen der Gesetze und gegen fremde Einmischungen und Ansichten hält man jede List und Umgehung für erlaubt. Von kleineren

Beutesfüden verlautet in der Regel nichts; bei größeren Bergungen werden gewöhnlich nur geringe Beträge angezeigt und abgeliefert, das Meiste wird in der Stille eingebracht oder verwertet. Einige Male haben sich sehr umfangreiche Unterschleife und arge Skandale ergeben. Im Jahr 1834 machte eine Bergung aus dem Schiffe *Wharf of Goole* großen Lärm. Der englische Konsul zu Hamburg nahm sich der Sache an. Es erfolgten Vernehmungen. Alles sollte in Ordnung sein; fast Jeder wollte neben anderen Dingen nur „etwas losen Twist“ bekommen und alles getreulich angegeben und „redlich abgeliefert“ haben. Da wurde angedeutet, man wisse, daß nicht Alles abgeliefert sei, und „um Gelegenheit zu verschaffen, diese begangenen Mißgriffe wieder gut zu machen, so würden von Abend 6 Uhr an bis morgen früh die Thüren des landschaftlichen Packhauses geöffnet stehen.“ Und siehe da, in der Nacht wurden noch 1696 Bündel Twist und 882 St. Ellenwaaren im Wert von vielen tausend Mark abgeliefert. Noch ärger war 1844 eine Delgeschichte. Am ärgsten ist es in den letzten Jahren hergegangen. Es handelte sich um eine wertvolle Ladung von Häuten. Die Betheiligten führten Beschwerde in London, und eine strenge Untersuchung ward befohlen. Im Sommer 1852 erschien ein Kriegsschiff, um, wie es hieß, dem Gerichtsverfahren Nachdruck zu geben. Auch andere Gegenstände kamen in Betracht. Was war aber das Ende vom Lied? Die Beschuldigungen und „Gegenbeschuldigungen“ gewannen eine solche Ausdehnung und Richtung, daß der Governör in einem öffentlichen Anschläge vom 25. September aussprach: „eine gehörige Bestrafung dieser Verbrechen würde fast die ganze männliche Einwohnerschaft in Gefahr bringen, indem die Bestimmungen des Gesetzes in jener Sache keine geringere Strafe zulassen als Transportazion.“ Er ließ sich daher bewegen, zumal auch „Anklagen von längst vergangenen Dingen“ wiederholt wor-

den, „eine allgemeine Begnadigung und Verzeihung aller Criminalverbrechen kraft der ihm anvertrauten Macht und Befugniß“ zu ertheilen. Wie den Ansprüchen der Betheiligten genügt worden ist, weiß ich nicht. Vielleicht haben sie in London Entschädigung erhalten!? — Zugleich wurden Maßregeln wegen künftiger Beobachtung der Geseze in Aussicht gestellt. Allein schon einige Wochen nachher wurden große kupferne Pumpen entwendet, und von ernstern Maßregeln, z. B. von Haussuchung, war keine Rede.

Bei Bergungen, welche für Rechnung der Landschaft vorgenommen werden, oder in der Nähe der Insel vorkommen, geht es im Ganzen besser her; aber an allem Unterschleif fehlt es auch dabei nicht. Selbst Entwendungen aus der verschlossenen Landesbude sind vorgekommen; so 1851 Entfremdungen von Garn. Es war das bei demselben Strandfalle, der Fogelbergs Bildsäule Gustav Adolpfs, von Ferdinand von Miller in München gegossen, auf den Sand der Düne warf, wo sie Monate lang blieb. Sie war nach Gothenburg bestimmt. Ihr Geschick ist oft besprochen aber vielfach entstellt worden. Am 30. November strandete das schwedische Schiff *Soppet*, das sie nebst allerlei Stückgütern an Bord hatte, an der Ostseite der Sandinsel, obwohl Jedermann sich wunderte, wie dies nach Wind und Wetter von der Elbe aus möglich gewesen sei. Indessen das Schiff saß da, und man begann zu bergen. Das Wetter wurde jedoch stürmischer, noch ehe die schwere Kiste mit der Bildsäule über Bord geschafft worden war. Ein glücklicher Wurf rettete aber das Kunstwerk. Das Schiff zerbarst unter den heftigen Wellenstößen, die zerschellende Kiste sank durch den Boden, und das Braß wurde durch eine mächtige Woge so glücklich darüber hinaus geschleudert, daß Gustav Adolph blank und unverfehrt im Wasser lag. Später zog man ihn an den Strand, wo das zerknickte und zerdrehte Schiff und

die tausenderlei Stücke und Brocken von Balken, Seilen, Breterwerk, Möbeln, Geräten, verstreuten Korbweiden, zerbrochenen Kronleuchtern, zertrümmerten Fässern, zerscheiterten Flaschen, verschwemmten Ez- und Apothekerwaaren, zerfetzten Stoffen zc. den eigenthümlichsten Anblick darboten. Auch nürnbergger Spielsachen waren an Bord gewesen, und einige Tage pfiß und trompetete es durch alle Straßen. Gustav Adolph erhielt den ganzen Winter hindurch eine Wache. Man hat die deßhalbigen Kosten den Helgoländern zum Vorwurf gemacht; allein weder die Versicherungsgesellschaft noch deren Geschäftsführer wird gegen die Bewachung zc. etwas eingewendet haben, und die Landschaft, der ein Drittel des Werts zustand, mußte auch ein Drittel der Kosten tragen. Als man sich über den Preis nicht einigen konnte, kam es zur öffentlichen Versteigerung. Die Landschaft blieb mit 5100 Mark höchstbietend, und verkaufte und lieferte nachgehends die Bildsäule für 6000 Mark nach Bremen. Die Versicherten zogen vor, den Gufß wiederholen zu lassen.

Trotz aller Strandungen hat die Landesklasse über 80,000 Mark Schulden. Die jetzige Einrichtung des Bergens wird daher wohl noch geraume Zeit dauern. Dadurch verlieren die ganzen und halben Buerlotten ihre Hauptbedeutung. Auch ist die alte Lottberechtigung bei neueren Erwerbözweigen nicht beibehalten worden. So wird bei ankommenden Dampfschiffen in der Badezeit die Mannschaft, welcher der Verdienst zufallen soll, zwar durchs Loß bestimmt, allein alle Achtzehnjährigen haben das Recht mitzulösen. Ein Familienvater mit seinen Söhnen kann mehrere Antheile bekommen, während Witwen und Arbeitsunfähige leer ausgehen, auch wenn sie vollberechtigte Gemeindegengenossen sind. In ähnlicher Weise ist der Austersfang geordnet. Die Eintheilung in vier Quartiere, welche Norder-, Nächstnorder-, Süder- und Nächstfüderviertel genannt werden, besteht jedoch noch. Neu-

zugehende werden von den Viertelsmeistern mehr nach den eingetretenen Erledigungen in den einzelnen Quartieren als nach den Straßenzügen eingereicht. Es muß dabei eine Abgabe an die Kirche gezahlt werden. Landeskinde haben 10 Mark und zur Erneuerung bei Erbfällen 5 Mark zu entrichten. Fremde, welche sich ins Loß verheiraten, geben 5 Mark und, wenn sie bei der Verheiratur mit einer Helgoländerin ein neues Bürgerlott erwerben wollen, 15 Mark. Aufnahmen ohne Heirat oder Anstellung sind äußerst selten; ja eine ausdrückliche Aufnahme ist erst in den letzten Jahren vorgekommen. Fünfzehnjährigen ununterbrochenen Aufenthalt betrachtet man als genügend zur Erwerbung der Heimatsberechtigung, und auf solche Weise haben sich mitunter Einige festgesetzt. Das betreffende schleswig-holsteinische Gesetz von 1795 verlangt sogar nur einen sechsjährigen Aufenthalt. Schon die ältesten Landesbeliebungen sind sehr streng gegen das Einwandern ohne Heirat und gegen das Wohnen zum Geschäftsbetrieb von Fremden. Fischen und Köder suchen sollen Auswärtige bei Helgoland gar nicht, und zwar aus dem einleuchtenden Grunde: dar wi doch nicht anders hebben als van der Fischereye, und wen uns dadt Aß benahmen wurde, so is idt midt uns geschehen, so hebben wi darna neene Keringe. Insbesondere soll kein Fremder — den Vörkop hir dohn, he sy ock, wer he will; und wenn am Fischwerke, so hir under indt Kandt tho kope kamen, und dar is ein Schillingh annt tho gewinnen, so sollen nicht Einzelne den Gewinn ziehen, sondern der Verdienst soll gleichmäßig auf die ganze Bauerschaft vertheilt werden, die armen Witwen sollen so viel davon haben, wie die „Allerreichsten.“ Neuere Bestimmungen setzen fest, daß nicht Jeder auf der Insel wohnen soll, „wer da will, der nur gelaufen kommt,“ gestatten aber den Fremden den Betrieb der Kaufmannschaft und der Krügerei zur Sommerszeit. In den

Jahren der zunehmenden Not suchte man mehrere Eindringlinge zu entfernen; mit einigen Engländern gelang dies jedoch nicht. Der Kolonialminister meinte, er habe nach den vorgelegten Gesetzen nicht finden können, daß ein „britischer Unterthan zwangsmäßig von der Insel entfernt werden könne.“ Das ist zum Theil richtig, da nur der Geschäftsbetrieb und der Zeitablauf in Betracht kommt; doch haben die britischen Unterthanen, sofern sie nicht Helgoländer sind, nach den bestehenden Gesetzen und nach dem Uebergabevertrage nicht den mindesten Vorzug vor andern Auswärtigen. Schon 1812 hatten die Helgoländer über Eingriffe in ihr ausschließliches Recht, die Fischerei und den Hummerfang bei der Insel zu betreiben, in London Beschwerde geführt. Es erging aber unterm 16. Mai aus Whitehall der Erlaß, daß man ein solches Recht zum Präjudiz englischer Unterthanen nicht begründet erachten könne; selbst bei der günstigsten Auslegung der Kapitulation sei es unmöglich, to imagine that the exclusive privilege could have been in the contemplation of either of the contracting parties. Es scheinen die Bestimmungen der Landesbeliebungen dabei nicht in Betracht gekommen zu sein; sonst wäre ein solcher Ausdruck gar nicht zu begreifen.

Die Heirat mit einer Helgoländerin gibt ohne Weiteres die Rechte eines geborenen Helgoländers. Es beruht dies auf der Beliebung von 1587 und auf einer uralten Rechtsansicht, die so mit den Insulanern verwachsen ist, daß Niemand daran denkt, es könne auch anders sein: Thom andern, so kann ock Nemand neen Suhrmann hir werden, De hir nicht gebahren is, he sy ock wer he will, sundern he besyrge sich hir und sy sülvest echt und recht. Jede Helgoländerin hat daher das Recht, ihrer britischen Majestät Kolonialunterthanen nicht nur zu gebären, sondern auch in gewissem Sinne zu erheiraten; und bei der hohen Achtung, welche man in England vor Rechtsbräuchen

hat, wird auch Niemand an dieser Urgewohnheit rütteln. Nur werden freilich solche Ehevertritte, eben so wie die aus der Fremde berufenen Prediger und Lehrer, nach englischem Rechtsstil und im Verhältniß zu England nicht als eingebürgerte, sondern nur als aliens zu betrachten sein. Sie haben eben nur auf Helgoland die Rechte eines Helgoländers, in England sind sie Fremde. Ihre auf der Insel geborenen Kinder aber sind geborene Engländer. Denn es herrscht das eigenthümliche Recht, daß jeder auf brittischem Gebiet Geborene, und sei er das Kind des fremdesten Sklaven, freier, zu allen brittischen Rechten berufener Unterthan ist.

Es soll mitunter vorgekommen sein, daß Jemand gewissermaßen zwangsweise zum Helgoländer umgeheiratet wurde. Nämlich in solchen Fällen, wo ein neugieriger oder zudringlicher Fremde allzutief in die hübschen Augen einer helgolandischen Kalypto geblickt hatte; er wurde dann festgehalten, wenigstens brachte ihn kein Fahrzeug von dannen, kein mitleidiger Gott nahm sich seiner an. Indessen scheint diese Sitte, wie so Manches, unter dem Einflusse der neuern Kultur schon bedeutend gemildert zu sein.

Bemerkenswert ist die Einfachheit hinsichtlich der Verlobungs- und Eheverordnungen. Was muß bei uns ein unglückliches oder glückliches Brautpaar nicht alles leisten und bescheuigen! Auf Helgoland weiß man weder von Militärpflicht, noch Wanderzeit, noch Einzugsgeld, noch Zuchthaussteuer, noch sonstigem Kram. Im kühnen Stralsund hatte Jeder, der sich verheiraten wollte, den Besitz eines gehörigen Feuer- und Seltengewehrs nachzuweisen; in den harmlosen Mauern Ruffs muß jedes Familienhaupt wenigstens einen ledernen Feuerreimer besitzen, und ein ledernes Futteral, das Jemand in der Herzensangst als modernen Löscheimer unterschreiben wollte, wurde schmähtlich verworfen: auf Helgoland weiß man von alle dem nichts; der Eheandidat ist oder wird Helgoländer, damit basta! Die jungen Leute mögen sehen,

daß sie fertig werden. Und in der Regel werden sie auch fertig. Kommt Noth, so lehrt sie beten und — auch arbeiten; und das Meer verläßt seine betenden und arbeitenden Kinder nicht. Daran glauben die Helgoländer. Nur Zweifel sinkt, wie ein altes Bild: Christ walking on the sea, sehr anschaulich vor Augen stellt. Der sinkende Jünger schreut gar ängstlich; da faßt ihn der Herr und Meister: o thou little faith, wherefore didst thou doubt! — Gehts Jemandem allzu ärmlich oder wird er gebrechlich, so bekommt er eine Stelle im „langen Jammer,“ oder er wird sonst von der Mildeithätigkeit bedacht.

Das öffentliche Armenwesen wird von den Predigern und zwei Kirchengeschworenen besorgt, welche auch das Kirchengut zu verwalten und die Sabbathordnungen zu überwachen haben. Die Geschworenen werden von den Ratleuten und den Predigern bestellt. Unter den Predigern und Ratleuten steht auch das Schulwesen. Die oberste Klasse der Schulkinder hat der zweite Prediger zu unterrichten; dem ersten liegt der Konfirmationsunterricht ab. Außerdem sind zwei Schullehrer und Organisten vorhanden, die von der Landesvorsteherchaft bestellt werden. Das Schulgeld für jedes Kind beträgt vier Mark jährlich; es fließt mit zwei Mark, die jeder Hausbesitzer als solcher jährlich zahlen muß, in eine besondere Kasse, woraus die Schullehrer ihre Besoldung, und die Prediger den Rest nebst sonstigen Einkünften erhalten. Eigenthümlich war meist die Heizung der Schulzimmer geordnet. Jedes Kind trägt neben seinen Büchern ein Torfstück unterm Arm und wirft es in einen allgemeinen Sammelkasten. Es soll dabei der kleinen Brut von jeher ein besonderes Vergnügen gewährt haben, den gestrengen Herrn Lehrer durch allerlei Kniffe dann und wann um ein Torfstück beschuppen zu können. Sie stehen dabei ungefähr auf demselben Rechtsboden, den ihre Väter hinsichtlich des gesegwidrigen Deutemachens einnehmen,



oder den anderswo die jungen Obstmauser und die alten Bildschützen haben. Nur nicht erwischt werden! Als einst einem ertappten Lortsfraudanten das begangene Verbrechen klar werden sollte, fand der würdige Jugendbildner kaum weniger Schwierigkeit, als jener Pfarrer, der einem norddeutschen Dorshuben den Begriff Stehlen entwickeln wollte. Der Junge konnte das Ding auch nicht klein kriegen. Endlich griff der Pastor zu einem Beispiel. Mein Sohn, sagte er, wenn dein Bruder ein Butterbrot bekommt, und du nimmst es ihm weg, was thust du dann? Ja, antwortete der Bursch, die Sachlage nunmehr schnell erkennend und würdigend — da stel' eck et up.

## Heidenthum und Christenthum. Oceansinsel.

Die helgolander Jupiter-, Mars- und Bestatempel bei einigen Schriftstellern und Kartenmachern sind leere Hirngespinnste. Kein altes Zeugniß spricht für römische Tempel. Erst das unächte Leben des heiligen Suibert vom Pseudomarcellin führt Jupiterheiligtümer auf Fostelandia an, welche durch die Heidenbefehrer Willibrord, Wigbert, Suibert, zerstört worden seien. Der Marstempel scheint eine Schöpfung Knobloch's zu sein; die Besta ist aus Fosite hervorgegangen. Auch für die Annahme von Heiligenthümern entsprechender germanischer Götter, des Donar, Zio u. a., bietet sich kein sicherer Halt, obwohl es immerhin möglich bleibt, daß solche verehrt worden seien. — B. d. Decken erwähnt eines „friesischen Gözen Weda“, dessen Bild noch viele Jahrhunderte nach der Einführung des Christenthums hinter dem Altar der Kirche aufbewahrt worden sei. Allein wenn dabei auch an Wodan gedacht werden kann, so fehlt doch die Gewähr der Angabe. Bei v. Westphalen, im vierten Bande der Monumenta, 1745, findet sich zwar eine Abbildung des angeblichen Weda, welcher mit Othin oder Wodan in Verbindung gebracht wird; aber Westphalen führt keine Stütze als Bötticher an, der indeß keines Gottes Weda, sondern einer Abgöttin Weda erwähnt, die auf der Brust einen Schild, auf dem Haupt einen Helm, an den Schultern Flügel gehabt habe. Westphalen meint, Bötticher habe

Weda mit Meda verwechselt. Bei Peter Sag und Anderen ist ebenfalls von einem Wäda die Rede, jedoch nur als von einem friesischen Gott überhaupt, der auf Helgoland Phosetus geheissen habe.

Mehr Aufmerksamkeit hat bis auf die neueste Zeit die Annahme gefunden, daß Helgoland der Sitz des „Herthadienstes“, des gemeinsamen Heiligthums der sieben suevischen Völkerschaften, wovon Tacitus im 40. Kapittel der Germania berichtet, gewesen sei. Wohl wenige Stellen der Alten haben so viel Streit und Vermutungen erregt, als die Nachricht über die insula ocoani und des castum nemus. Sie lautet in wörtlicher Uebersetzung wie folgt:

Die Reudignen sodann und die Avionen und die Anglen und Varinen und die Endosen und Suardonen und Rutthonen (Witthonen) sind geschützt durch Flüsse und Wälder. An den einzelnen ist nichts bemerkenswert, außer das sie gemeinsam die Nerthus, das ist die Mutter Erde, verehren, und glauben, dieselbe mische sich in die Angelegenheiten der Menschen und fahre unter den Völkern umher. Es ist auf einer Insel des Oceans ein heuscher Hain und in ihm ein geweihter Wagen, mit Gewand bedeckt, den zu berühren nur einem Priester gestattet ist. Dieser vernimmt, daß die Göttin im Innern gegenwärtig sei und geleitet die von weiblichen Kindern gezogene mit vieler Ehrerbietung. Dann frohe Tage, festlich die Orte, welche sie der Ankunft und Einkehr würdigt. Keine Kriege werden begonnen, keine Waffen getragen, verschlossen ist alles Eisen; Friede und Ruhe sind dann nur gekannt, dann nur geliebt, bis derselbe Priester die des Verkehrs mit den Sterblichen gesättigte Göttin zum Tempel zurückführt. Als bald wird Wagen und Gewand, und, wenn du es glauben willst, die Gottheit selbst, in einem geheimnißvollen See gewaschen. Sklaven versehen den Dienst, welche sogleich derselbe See verschlingt. Daher ein geheimer Schauer und eine heilige Unkunde, was Dasjenige sei, das nur die dem Tode Verfallenen schauen.

Die Lage der Insel ist nicht näher bestimmt. Auch die Wohnsitze der sieben Völkerschaften sind nicht außer Zweifel, obwohl sie ziemlich allgemein an der südwestlichen Küste der Ostsee, vornehmlich im Holsteinischen und Mecklenburgischen, angenommen werden. Von den Namen hat sich nur einer klar erhalten, der Name *Angeln* in einer kleinen schleswigschen Landschaft, und in England, als Erbe der angelsächsischen Einwanderung. Jedoch soll nach Einigen jene Landecke mit dem alten Volksnamen nicht in Verbindung stehen.

Tacitus schrieb zu Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Weit über ein Jahrtausend war seit seiner unschätzbaren Schilderung und Verherrlichung der deutschen Vorwelt verstrichen, und noch hatte keiner von allen Abschreibern und Druckern seines Werks einen *Hert hadienst* auf einer bestimmten Insel angenommen. Die bekannten Handschriften und alten Drucke haben: *Nerthum, id est Terram matrem*. Erst seit dem 16. Jahrhundert fing man an, zu ändern und zu raten. Man betrachtete *Nerthus*, die Tacitus nach römischer Anschauung für die *Terra mater* oder *Ops mater* genommen, als deutsche Mutter Erde, setzte deshalb *Herthum* und später *Hertham*, und kam so dem germanischen Lauten für Erde, gothisch *airtha*, althochdeutsch *erda*, angelsächsisch *eordhe*, und zugleich dem altnordischen *iörðh* und damit der Göttin *Iörðh*, der Gemahlin *Öðhins*, näher. Auch nach einer bestimmten Insel, nach dem heiligen Hain und dem geheimnißvollen See, sah man sich um. Der gelehrte Geograph Philipp Clüverus oder Klüver, Professor zu Leiden, scheint den Anfang gemacht zu haben. Er verlegte in seinen 1616 erschienenen „drei Büchern vom alten Deutschland“ den *Hert hadienst* nach Rügen, weil die Lage der Insel dafür zeuge. Dabei erzählt er von dem See im Walde *Stubb en i g*, unter Hinweisung auf den ehemaligen „Götendienst, der den Ort besetzt habe“, eine Sage, welche der stettiner Schul-

direktor Johannes Mikrálius in den 1640 gedruckten Büchern vom „alten Pommerlande“ wiederholt hat, und die nachher noch öfter angeführt worden ist. Niemand habe auf den schwarzen tiefen See einen Rachen oder ein Netz bringen dürfen. Als „vor Zeiten sich Etliche unterstanden, mit einem Kahn darauf zu fahren, da haben sie denselben des folgenden Tages auf einem Buchbaume suchen und daneben auch des Teufels Gespött mit deutlichen Worten hören müssen, da er gesaget: er und sein Bruder Nikel hätten solches gethan . . . Wird vermutlich der Ort sein, an welchem der Teufel unter der Erdmutter Gözenbild ist verehret worden und dessen wegen sich noch viele hundert Jahre hernach über denselben eine Gerechtigkeit zuschreibet.“ Nach Klüver ward die Antwort des Gottseibeiuns durch den verwundernden Ausruf veranlaßt: Wer von allen Teufeln den Kahn auf den Baum gehängt habe? Worauf der Böse unsichtbar erwiderte: nicht von allen Teufeln sei es geschehen, sondern nur von ihm und Bruder Nikolaus. Woraus sich entnehmen lasse, meint der holsteinische Propst Arntkel dazu, wie der Teufel es früher getrieben haben möge, wenn er noch zur Zeit des Christenthums solche Streiche habe verüben können. — Noch eine weitere Sage soll sich an den schwarzen See in der Stubbenitz knüpfen. In dem daneben liegenden „Burgwalle“ sei vordem der Teufel angebetet und ihm eine Jungfrau unterhalten worden, welche die Priester, sobald er ihrer überdrüssig geworden, im See ersänft hätten.

Was Klüver andeutete und Mikrálius vermutete, wurde Späteren zur vollen Gewißheit. Paul Lemnius, der 1597 die Herrlichkeiten seiner Heimatinsel in einem lateinischen Gedichte gepriesen, sagt noch nichts von der Hertha; aber am Ende des achzehnten Jahrhunderts stand ihr Dienst auf Zsmund nach gelehrten Deutungen und vermöge angeblicher Volksüberlieferung fest, Professor Schwarz wies gegen 1745 zu Greifswald in einer

geographischen Schrift über Pommern und Rügen die Stelle des ehemaligen Herthatempels zc. an Steinen nach; Konfistorialrat Zöllner in Berlin brachte in seiner „Reise nach Rügen,“ die 1797 erschien, den Herthatkultus in die große Lesewelt; das Uebrige thaten Dichter Gastwirte und Fremdenführer. Es wurde Mode-sache, Rügen zu besuchen, und wer nach den großartigen Kreide-felsen Stubbenkammer kam, der sah natürlich auch die nahe „Herthaburg“ und den „Herthasee.“ Beide gingen in's Volk über. Alle Zweifel schwanden. Der Teufel selbst mußte der Aufklärung weichen. Er hat wenigstens der Erwerbsindustrie in sofern „Rechnung tragen“ müssen, als am Ufer des kleinen düstern Sees, der vor einigen Jahren noch für unergründet ausgegeben wurde, ein Kahn ganz unangefochten liegt, freilich der Trinkgelder wegen angegeschlossen.

Indessen hat Rügen seine Eroberung nicht unangefochten gemacht. So dürftige Gründe, wie für diese Insel, ließen sich auch für andere ohne sonderliche Mühe beibringen. Und die wunderliche Gelehrsamkeit des siebzehnten Jahrhunderts war ja nur zu geneigt, sich überall in leichtem Vermutungen zu ergehen und die Alten herbeizuziehen. Die nächste Ansprache geschah für Helgoland. Johann Isaaß Pontanus in seiner Beschreibung Dänemarks, und Trogillus Arnkiel in seiner „cimbrischen Heidenreligion“, traten dafür auf. Die Chorographica Daniae descriptio ist 1631 zu Amsterdam als Anhang zur Rerum Danicarum historia erschienen. Pontanus führt darin S. 718 auch Meinungen für das Erthedal auf der Insel Seeland an, gibt aber doch der Insel Heiligelundt den Vorzug, und meint lundt bedeute, wie im Dänischen, Wald, nemus, womit er also an den „Teuschen Hain“ anknüpft. Arnkiel, der holsteinsche Propst, dessen Arbeit 1691 zu Hamburg erschienen ist, pflichtet ihm gegen Klüver bei. Auch Peter Sax und seine Nachfolger, und Theodor von Kobbe und seine Abschreiber, haben

sich die Merkwürdigkeit für ihre Schilderungen nicht entgehen lassen. Es ging fast wie bei Rügen; nur in den Mund des Volkes ist die Hertha auf Helgoland nicht gekommen. Es fehlte das Greifbare, das Sichtbare, was thatsächlich zu verwenden gewesen wäre. Auf Rügen liegen Wald und See vor Aller Augen, und sind allerdings außerordentlich geeignet, in ihrer schauerlichen Tiefe und finstern Stille an die Schilderung des Tacitus zu erinnern; auf Helgoland ist weder Wald noch See, nicht einmal eine sichere Kunde von solchen, beide werden nur im Meere gesucht. Man hat freilich an die alte Sapskuhle und an die alte Quelle gedacht, aber das ist geradezu eine Lächerlichkeit.

Doch ist der Zwiespalt zwischen beiden Inseln bis jetzt nicht völlig geschlichtet. Im zehnten Bande des malerischen Deutschlands herrscht er wenigstens noch; in der ersten Abtheilung spricht Kobbe entschieden für Helgoland, die Sache wird ihm „durch spätere Zeugnisse fast zur Gewißheit“; in der zweiten Abtheilung deutet Corneltus wieder auf Rügen. Einer der neuesten Schilderer der Herrlichkeiten an der Nord- und Ostsee hat aber eine Art Mittelweg versucht, er gibt den Helgoländern die Hertha-Insel, den Rügianern den Hertha-Hain und See. Was allerdings ein billiger Vorschlag zur Güte ist.

Außer Rügen und Helgoland sind aber auch noch ein Duzend andere Inseln von den Herthadienstmännern herangezogen worden: vornehmlich Alsen und Seeland, ferner Femern, Fünen, Moen, Bornholm und andere; auch Scandinavien im Allgemeinen, auch Island, sogar Desel im finnischen Meerbusen, sogar St. Kilda im atlantischen Meere, weil sie früher Hyrt oder Hirth geheißen habe, und dies beinahe wie Hertha klinge. Jedes Eiland fand seinen Ritter; die berühmtesten Männer hatten ihre Lieblinge. Die neuere Sprach- und Geschichtsforschung hat aber wieder auf andere Pfade geführt. Die Philologen lesen wieder Northum, die Ge-

schichtschreiber und Alterthums männer lassen wieder ungewiß, wo See und Hain gelegen; höchstens, daß patriotische oder poetische Vorliebe der Deutschen nach Rügen einen bevorzugenden Seitenblick wirft, oder daß Liebhaberei oder Stoffbedürftigkeit für Helgoland die „Wahrscheinlichkeit“ beibehält, wie das noch bis 1854 geschehen ist.

J. W. Barthold hat in seiner gründlichen Geschichte von Rügen und Pommern den Nerthusdienst ganz abgewiesen. Die Rugier des Tacitus würden nicht als Genossen des gemeinsamen Heiligthums aufgeführt; ohnehin sei zwischen diesen germanischen Rugiern und den späteren slavischen Ruanen, Ranen, Rujanen, Rujanern, und wie sonst der Name lautet, kein geschichtliches Band. Die ersteren seien fortgewandert und verschwänden in der Ferne; die Ähnlichkeit des Namens sei eine zufällige; erst die Gelehrten hätten den frühern Laut wieder hervorgerufen. Alle Benennungen auf Jasmund seien ächt slavisch oder norddeutsch. Rügen könne nicht so früh als Insel gelten; es sei jetzt nur durch ein schmales Fahrwasser vom Festlande getrennt und nach den Angaben „der alten Chronikanten erst zu Anfang des XIV. Jahrhunderts ganz von Pommern losgerissen worden“; auch auf der südwestlichen Spitze werde ein früherer Zusammenhang „durch die Formazion des Meeresgrundes höchst wahrscheinlich.“ Die Lage Rügens erscheine von den Wohnsitzen der sieben Völkerschaften zu entfernt, die bis auf die Suardonen alle tief in Holstein, an der Niederelbe u. gewohnt hätten. Ein kleineres Eiland passe eher; wäre Rügen die Insel oder das inselartige Land, so würde Tacitus gewiß das zunächst wohnende Volk genannt haben. So Barthold. Einige dieser Annahmen scheinen nicht ohne Bedenken zu sein. Daß die völlige Losreißung Rügens erst im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts Statt gefunden habe, möchte z. B. noch näher zu erweisen bleiben; wie



überhaupt die gewöhnlichen Anführungen von zahlreichen Meer-  
durchbrüchen und Begreifungen in der Nord- und Ostsee noch  
einer gründlichen Prüfung und Sichtung bedürfen. Bei Adam  
von Bremen im elften und bei Saxo Grammatikus im zwölf-  
ten Jahrhundert erscheint Rügen als Insel. Auch Tacitus  
konnte veranlaßt sein, ganz Rügen oder den nördlichen Theil allein  
als Insel zu betrachten. Wie sich damit auch verhalte, jeden Falles  
spricht kein erheblicher Umstand, am wenigsten ein bestimmtes  
Zeugniß für Rügen. Es ist wohl hervorgehoben worden, daß  
die Insel auch noch später, im elften und zwölften Jahrhundert,  
der Sitz eines weit berühmten heidnischen Götterwesens, nament-  
lich der reichen, von nah und fern besuchten Tempelburg des  
Swantovit und seiner Priesterherrschaft gewesen sei. Man könnte  
annehmen, daß die herrschenden Volksstämme auf Rügen gewechselt  
hätten, der Name und die hohe Bedeutung des Orts aber geblie-  
ben sei, wovon sich auch anderwärts Beispiele fänden. Allein vor  
der Berühmtheit des deus doorum Swantovit und seiner Orakel  
war nicht Rügen, sondern Redra auf dem Festlande mit dem Ra-  
degast, der Hauptitz des nordslavischen Götterwesens, und wenn  
auch Radegast und Swantovit identisch sein sollten oder sich nahe  
stehen mögen, so läßt doch Dasjenige, was Helmold und Saxo  
über das riesige vierköpfige Swantovitsbildniß auf Arkona und  
über den siebenköpfigen Ruginvit in der Burg Karenz berichten,  
keinen Schluß auf eine Verwandtschaft mit dem Nerthusdienst  
zu. Beide Götzen waren männlichen Geschlechts, zogen nicht  
umher und waren mehr Götter des Kriegs als des Friedens.  
Swantovit hatte keine Kühe, sondern dreihundert Mann Reiter  
im Dienst; was sie raubten und stahlen, war sein Eigenthum,  
unter Obhut des Priesters. Ruginvit war mit acht Schwertern  
gewaffnet. Von dem übrigen Götterkram der wilden Nanen paßt  
noch weniger etwas zu der geheimnißvollen Gottheit des Tacitus.

Ueber den Inhalt des Burgwalles der Stubbenitz, wo sich das Heidenthum wohl am längsten vor den Arthieben und Predigten des gewaltigen dänischen Bischofs und Kriegsmannes Abfalon erhalten hat, ist fast nichts bekannt. Und folgende Stelle des Saxo spricht zwar für den Respekt, in welchem die Götter zu Aarenz standen, aber nicht sonderlich für ein *castum nemos*.

Nec mirum, si illorum numinum potentiam formidabant, a quibus *stupra* sua saepenumero punita meminerant. Si quidem mares in ea urbe cum foeminis in concubitum adscitis canum exemplo cohaerere solebant, nec ab ipsis morando divelli poterant, interdum utrique perticis e diverso appensi inusitato nexu ridiculum populo spectaculum praebuere.

Wie wenig Ansprüche aber auch Kügen auf den heiligen Hain haben mag, Helgoland hat wohl noch geringere. Da spricht nicht allein nichts für, sondern gar manches gegen die gewöhnliche Annahme. Lage, Größenverhältnisse und Beschaffenheit sind dawider. Man hat zwar Nerthus mit dem Namen Nuthonen, und beide mit einem angenommenen Zeitworte nuthen, was fischen bedeute, zusammengestellt, und darnach an eine Fischer-gottheit, für welche das meerumgebene fischgesegnete Helgoland ein treffliches Heiligthum und Wallfahrtsland gewesen sei, gedacht. Allein es wird das schwerlich Beifall verdienen. Es ist allerdings sehr wahrscheinlich, daß die Insel einst einen auf die Fischerei bezüglichen Kultus gehabt habe. Wir sahen oben, daß noch im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert von feierlichen Umzügen, von einem Glockentrunk, von der Verehrung eines „kleinen Gottes St. Liets“ zur Förderung des Fischfanges die Rede war. Auch ist es gewiß nicht ohne Bedeutung, daß die helgolander Kirche dem St. Nikolaus, der als Schutzheiliger der Fischer und Schiffer gegolten haben soll, geweiht ist. Aber

alles dies ergibt doch wenig für die Nerthus und nichts für die fragliche Insel. Die Stelle des Tacitus enthält kein Wort, was auf eine besondere Fischergottheit zu deuten wäre.

Neuerdings hat auch Oskar Schade, in seiner Schrift über die Sage von der heiligen Ursula, Helgoland für die Oceansinsel gelten lassen. Er führt die Ursulafage auf die fruchtbringende segenspendende fleißbelohnende Erdgöttin der alten Germanen zurück, die unter verschiedenen Namen, als Nerthus, Berchta, Holle, Osel u. s. w. verehrt und später im Munde des Volks geblieben sei. Als Ausgangspunkt für diese Annahme diene die Nachricht des Tacitus, daß ein Theil der Sueven der Isis geopfert habe, deren Bild nach Art eines Schiffes gestaltet sei — *signum in modum liburnae figuratum*. Als Ueberbleibsel des heidnischen Dienstes sei das feierliche Umherziehen von Schiffen zu Lande, welches noch in späten Jahrhunderten in den Niederlanden, am Rhein und in Schwaben Statt gefunden, zu betrachten. Um nun diesen heidnischen Sitten entgegenzutreten und den Bräuchen und Ueberlieferungen des Volks eine kirchliche Gestalt zu geben, habe man die Ursulalegende gebildet. So seien die Ursulaheiligtümer entstanden; so habe insbesondere die alte Oceansinsel, nämlich Heiligland, den Namen St. Ursulainsel, den sie vor mehreren Jahrhunderten geführt habe, erhalten, wobei außerdem noch verschiedene Nachrichten und Sagen von Quellen und Bergen bedeutungsvoll seien. — Allein so viel Ansprechendes diese Deutung der Sage hat, so wenig Anhalt ist für die Einerleiheit Helgolands und der Nerthusinsel gegeben. Die Nebenstüben sind meist ohne alle Grundlage; und kann auch der Name Ursulainsel für einen ehemaligen Erdmutterdienst angeführt werden, so folgt doch daraus noch nicht, daß dieselbe Insel gerade das von Tacitus erwähnte Eiland sei. Ein solcher Dienst konnte ja auch anderswo Statt finden und hat ohne Zweifel noch

anderswo Statt gefunden, als auf jenem Eilande. Helgoland gewährte für die Vorgänge, wie sie Tacitus erzählt, nicht einmal den nötigen Raum. Auch die Lage der Insel, auf welche Schade nicht näher eingeht, erregt gewiß Bedenken.

Sichere, wenn auch dürftige Kunde haben wir von der Verehrung des Fosite oder Fosete auf Helgoland. Jakob Grimm bringt ihn mit dem nordischen Forsete, dem Sohne Balder's und der schönen Ranna, in Verbindung, denkt aber auch an einen „Dämon des Strudels“. Balder ist der reinste, mildeste, beredteste, weiseste Gott; sein Ausspruch ist unanfechtbar. Aber er ist frühe dem Tode verfallen; vom Wurfe des blinden Hödhr getroffen geht er allbeweint zur Unterwelt, und die treue Ranna folgt ihm. Die Asen brachten den Leichnam auf ein Schiff, zündeten den Scheiterhaufen an, und überließen der stutenden See, den Gott zum Jenseits hinzutragen. Der Sohn ist Forsete, der „weiseste Richter bei Göttern und Menschen“, der alle Streitthändel schlichtet. Die Verehrung des Balder war weit verbreitet, wie aus manchen Ortsnamen geschlossen wird. Forsete hieß bei den Friesen Fosite oder Fosete. „Auf einer Insel, zwischen Dänemark Friesland und Sachsen gelegen, sagt Grimm, dürfen wir einen heidnischen Gott erwarten, der diesen Stämmen unter einander gemein war. Es wäre seltsam, daß der friesische Fosite den Nordländern unbekannt gewesen, und noch seltsamer, daß der eddische Forsete ein davon ganz verschiedener Gott sein sollte.“

Von welcher Bedeutung der Fositesdienst auf Helgoland gewesen sein muß, ersieht man aus dem Gewicht, welches die Heidenbekehrer auf die Ausrottung desselben und auf die Gewinnung der Insel für das Christenthum legten. Zwar gedenkt Beda Venerabilis, der angelsächsische Mönch und Kirchengeschichtschreiber, welcher um 735 starb, der Insel nicht; allein das erklärt sich

aus der entfernten Lage und aus der Erfolglosigkeit des ersten Bekehrungsversuchs. Alkuin aber wußte davon, und Karl der Große veranlaßte einen eigenen Bekehrungszug nach dem Fosteslande.

Die ersten Verkünder des Evangeliums bei den Friesen gingen von den britischen Inseln aus. Schon 677 hatte Willfrid, der vertriebene Bischof von York, an die friesischen Küste verschlagen. Bekehrungsversuche gemacht. Dann traten irische und angelsächsische Mönche auf; zunächst Wigbert, der nach zweijährigem erfolglosen Streben zur einsiedlerischen Stille zurückkehrte; später Willibrord mit elf oder zwölf Gefährten. Willibrord kam um 690 nach Wiltaburg oder Trajektum, dem heutigen Utrecht, in Westfriesland, wo König Radbod herrschte. Die Verkünder des Evangeliums fanden jedoch wenig Anklang. Willibrord begab sich deshalb zu Pipin von Herstal, dem Machthaber der Franken. Ein Krieg brach aus; Radbod ward geschlagen und aus Westfriesland vertrieben; und Willibrord ging nach Rom, um vom Papst Sergius I. 696 die Weihen für das neue Erzbisthum Utrecht und den Namen Klemens zu empfangen. Unter Beihülfe pipinischer Drohungen und Versprechungen ging nunmehr die Bekehrung besser von Statten. Nachher richtete Willibrord sein Augenmerk auf die Dänen in Jütland; doch fand er den dortigen Herrscher sehr unzugänglich und konnte nur dreißig Knaben an sich bringen, welche er im Christenthume unterrichtete. Bei der Rückkehr wurde er durch Stürme nach Fostesland, einer Insel „auf der Grenzscheide zwischen Friesen und Dänen“, geworfen und mußte daselbst einige Tage auf bessere Zeit zum Weitersegeln harren. Unter dieser Insel ist, wie wir schon früher sahen, Helgoland zu verstehen. Das Land führte den Namen, sagt Alkuin, von seinem Gotte Fosite, dessen Heiligthümer dort errichtet waren. Der Ort stand in solcher Verehrung bei den Heiden, daß Niemand

eins der dort weidenden Thiere oder sonst etwas von den Gegenständen des Heidenvolks anzurühren wagte; aus der Quelle, welche daselbst hervorsprudelte, wurde nicht anders als stillschweigends geschöpft. Der Mann Gottes aber achtete weder der falschen Religion des Orts, noch der wilden Gemüthsart des Königs Rabbod, der sich vor dem Frankenherrscher dorthin geflüchtet hatte, und die Verleger der geweihten Gegenstände mit der härtesten Todesstrafe zu belegen pflegte; er taufte drei Heiden in der Quelle, und gebot den Seinen, die weidenden Thiere zur Speise zu schlachten. Als die Heiden das sahen, meinten sie, die Frevler würden von Raserei erfaßt werden oder einem schnellen Tode verfallen; da aber nichts Uebeles erfolgte, waren sie von Staunen ergriffen und hinterbrachten dem Könige, was sie gesehen. Dieser trachtete wuterfüllt an dem Priester Gottes die Frevel gegen seine Götter zu rächen, und befragte seinem Brauche gemäß an dreien Tagen immer zu dreien Malen die Losse; doch kein Mal konnte das Todesloß dem Diener Gottes oder den Seinen fallen, weil der wahre Gott sie schützte. Nur einer der Gefährten, vom Lose bezeichnet, wurde mit dem Märtyrerthume gekrönt. Der heilige Mann aber ward vor den König gerufen und hart von ihm angefahren: warum er seine Heiligthümer verlegt und seinen Gott gelästert habe? Worauf der Herold der Wahrheit mit festem Mut entgegnete: es ist kein Gott, den du verehrst, sondern der Teufel! Dann drang er weiter in den König, und ermahnte ihn, den Weg des Heils zu betreten. Wisse, rief er, wenn du ihn verschmäßt, so wirst du ewige Pein und höllische Flammen mit dem Teufel zu erdulden haben! Rabbod aber meinte, er sehe wohl, daß Willibrord keine Drohungen fürchte, und sandte ihn mit Ehren zu Pipin zurück.

So berichtet Alkutin, der im nächsten Jahrhundert lebte, sich aber auf frühere Aufzeichnungen stützen mochte. Alles, was sonst die Späteren vorbringen, namentlich die Zerstörung von

Jupiter- und Vestatempel, das Abhauen eines heiligen Hains und dergleichen, findet keine Bestätigung. Man kann darin nur willkürliche Annahmen und Ausschmückungen finden. Auch über Wigberts Hinrichtung und über die Kirche oder Kapelle, welche dem Heiligen auf der Insel geweiht worden, sagt Alkuin nichts. Zwar hat der falsche Marcellin, bei Surius, Köln 1618, unter dem Märtyrer einen Wigbert verstanden; allein keiner der zahlreichen Männer dieses Namens, über welche Genaueres bekannt ist, paßt dazu. Der irische Einsiedler lebte nach seiner Bekehrungsreise, wie Beda erzählt, in der Stille dem Herrn; der heilige Wigbert, ein Gehülfe des Bonifaz, starb als Abt zu Friglar, wo seine Gebeine große Verehrung fanden, bis sie bei der Gründung des Klosters Hersfeld um 770 auf Anordnung des Erzbischofs Lullus von Mainz dahin versetzt wurden. Ein anderer Heiliger des Namens lebte erst im zehnten Jahrhundert.

Am meisten wird die Rücksicht auf den mächtigen Pipin den König Radbod abgehalten haben, strenger gegen die Glaubensboten zu verfahren. Pipin starb 714. Einige Zeit darauf versuchte Radbod nochmals das Kriegsglück, konnte sich aber gegen Karl Martel nicht behaupten. Er verschmähte zwar die Taufe, starb aber schon 719 und das friesische Heidenthum verlor mehr und mehr.

Um jene Zeit, gegen 717, kam auch Winfried oder Bonifaz zu den Friesen. Bei ihnen begann, bei ihnen schloß der gewaltige Apostel Deutschlands seine Laufbahn. Der Krieg Radbods störte seine Thätigkeit; er suchte und fand bald im Herzen Deutschlands ein Feld der Thätigkeit. In späten Tagen aber, ein gebeugter Greis, legte Bonifaz sein erzbischöfliches Amt nieder und zog wieder als Heidenbekehrer zu den Friesen, wo er am 5. Juni 755 mit 52 Begleitern erschlagen wurde. Bis Helgoland ist er kein Mal gekommen. Die Bekehrung der Fositesinsel erfolgte erst um 785. Lindger, ein Lehrer bei den Friesen, später

erster Bischof von Münster, unternahm sie. Ueberzeugt von der Wichtigkeit, den bedeutungsvollen Sitz des Heidenthums im deutschen Meere zu zerstören, und auf ausdrückliches Anraten Karls des Großen, schiffte er sich mit einigen Gefährten nach Fositesland ein. Unter lauten Gebeten und Lobpreisungen, das Kreuz in der Hand, nähete er der Insel; als der dicke Nebel, der über dem Eilande lag, einer großen Klarheit wich, erblickte er in dem schwindenden Dunkel den weichen Heidengott. Seht, rief er aus, wie durch die Gnade Gottes der Feind verjagt ist, der vorher dieses Eiland mit Finsterniß bedeckte! Die Einwohner widerstanden nicht sehr. Alle Heiligthümer — *omnia ejusdem Fosetis fana, quae illic fuere constructa* — wurden zerstört und statt ihrer kirchliche Gebäude aufgeführt. Bedeutend werden diese nicht gewesen sein; vielleicht kleine Bethäuser an den Plätzen, wo die Fana gestanden. Die Einwohner wurden im christlichen Glauben unterrichtet und empfingen an der heiligen Quelle die Taufe. Auch ihres Häuptlings Sohn, Landrich mit Namen, ließ sich taufen; er ward später Presbyter und wirkte viele Jahre mit Eifer bei den Friesen.

Von welcher Art der Fositesdienst gewesen, welche Opfer gebracht worden, worin die Fana bestanden u. s. w. ist nicht bekannt. Was darüber später geschrieben und gestritten worden ist, bleibt Vermutung. Man hat einen Stierdienst angenommen und den König für den Oberpriester gehalten; Andere bezweifeln beides. Wahrscheinlich mag aber sein, daß keine Menschenopfer Statt gefunden haben, wie von Einigen, unter Bezugnahme auf die Menschenopfer auf Seeland, geglaubt worden ist. Die Natur des Gottes und die weidenden Thiere sprechen nicht dafür. Auch würden die Nachrichten von der Bekehrung der Einwohner einen solchen Zug schwerlich unerwähnt gelassen haben. Die Menschenopfer bei den alten Deutschen scheinen sich überhaupt auf die Götter des Kriegs beschränkt zu haben. Namentlich wurden sie dem



Wodan, den Tacitus als Merkur auffaßt, zu bestimmten Zeiten gebracht. Wo sie sonst vorkommen, mag die Tödtung als Sühne für eine besondere Unthat zu betrachten sein. Nach dem Friesengesetz wurde Derjenige, welcher in ein Götterheiligthum einbrach, den Göttern der verletzten Tempel geopfert — *immolatur diis, quorum templa violavit*. So pfl egte auch Radbod die Friesler gegen Fosites Heiligthum zum Tode zu verurtheilen. Besonders schauerlich müssen die Opfer einst bei den Cimbern gewesen sein. Diese hatten dazu, wie Strabo berichtet, eigene eberne Kessel, etwa zwanzig Amphora haltend, zum Auffangen des Bluts. Die wahrsagende Priesterin durchschnitt dem Kriegsgefangenen den Hals und verkündete aus dem strömenden Blute die Zukunft.

Die *fana*, die Heiligthümer des Fosite, mögen kleine Tempel, vielleicht auch nur eingefriedigte Opferstätten gewesen sein. Jeden Falles waren sie von Menschenhand errichtet — *constructa* — und keine Haine oder bloße heilige Plätze. Jakob Grimm nimmt nach dem Leben des heiligen Willehad, des ersten Bischofs von Bremen, sogar an, daß die Friesen Götterbilder in ihren Tempeln gehabt haben, und denkt sich „selbst den Tempel des Fosite auf Helgoland kaum bildlos“. „Spätere Schriftsteller haben aus Fosite eine Göttin Foseta, Phoseta, Foska gemacht, um sie der römischen *Vesta* zu nähern.“ Thomas Pennant in seiner Thierbeschreibung des Nordens und Andere zogen auch die „Hertha“ in diesen Kreis. Pennant weiß sogar von der Art des Opferdienstes, der bis zur Einführung des Christenthums auf Helgoland herrschend geblieben sei, zu berichten. „Die der Foska oder Fosete oder *Vesta* oder Hertha gebrachten Opferthiere wurden in einen Brunnen gestürzt; wenn sie augenblicklich sanken, glaubte man, das Opfer sei angenehm, das Gegentheil aber, wenn sie einige Zeit auf der Oberfläche schwammen.“ Andere unterschieden zwischen Fosite und Foska. Diese soll eine friesische Göttin des

Ackerbaues gewesen sein, der man Kornähren in die Hand gegeben habe; freilich nur in die linke; in der rechten hält sie Pfeile, was v. d. Decken als „eine Verschönerung aus dem römischen Kultus“ betrachtet. Sogar eine Abbildung der Fosta und der Fostoburg auf Helgoland kommt bei v. Westphalen vor. Auch bei Peter Sag findet sich die Abzeichnung einer Fosta, aber nur mit einem Pfeil; daneben ein angeblicher Phosetus mit Flügeln und Schild, nach einem frühern Funde in einem friesischen Opferhügel. Joh. Meier hat sowohl der Fosta als der Besta einen Tempel auf seiner Karte gegeben. Allein alle diese Dinge kommen wohl auf leere Vermutungen und Willkürlichkeiten hinaus. Die Abbildung der Fostoburg soll einem Jord Nielsen, der vordem Landvogt auf der Insel gewesen, zu verdanken sein; das Ding sieht aber so künstlich und neuzeitlich aus, daß man darin eine neuere Erfindung auf den ersten Blick zu erkennen meint. Sie hat schwerlich mehr Wert, als viele andere Abbildungen in jenem Werke, unter denen sich auch das Bildniß einer „Hertha Heligolandiae“ befindet.

Die Gesichte der ersten Christengemeinde auf Helgoland und ihr ferneres Verhältniß zur Kirche der Glaubensboten sind nicht bekannt. Wahrscheinlich hat aber das benachbarte Heidenthum die erste Pflanzung bald wieder überwuchert. Zwar drang das Evangelium im nächsten Jahrhundert auch über die Elbe, nach Nordfriesland und Jütland vor; allein nur in spärlichen Anfängen. Gorm der Alte, welcher im zehnten Jahrhundert die kleinen dänischen Königreiche vereinigte, blieb trotz der Züchtigung durch Kaiser Heinrich I. ein Verfolger des Christenthums. Sein Sohn Harald Blaatand wurde durch die Waffen der Ottone, vielleicht auch durch eigene Neigung, der Kirche zugewandt; aber desto heftiger wütete Swenotto, der Sieger in England, dagegen. Die Gotteshäuser wurden zerstört, die Priester verjagt. Noch länger erwehrten sich die Wenden der christlichen Kirchen und Zehnten.

Wie hätte unter solchen Zeitläuften auf Helgoland, dem von heidnischen Seefahrern umschwärmten Eilande, das Christenthum gedeihen sollen? Als um die Mitte des elften Jahrhunderts der Bischof Gilbert, vor Seeräubern flüchtend, die Insel für die christliche Welt wieder auffand, mußte er sie gleichsam von Neuem „bewohnbar“ machen. Doch traf er Eremiten an, welche es verstanden hatten, sich bei den Seeräubern in Ansehen zu setzen und von ihnen den Beutezehnten zu erhalten, wobei sie wahrscheinlich an die tiefgewurzelte heidnische Ansicht von der Heiligkeit des Orts anknüpften. Gilbert errichtete ein Kloster und machte so das Eiland zum Bohnsüße kirchlichen Lebens. Von weiteren Gotteshäusern früherer Zeit ist nichts Zuverlässiges überliefert worden. Zwar nehmen Chroniken des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, wie wir früher gesehen haben, einen großen Kirchenreichtum an; nach Heimreich z. B. hätte Helgoland um 1030 neun Kirchspiele gehabt. Allein es verdient dies neben der Nachricht über Gilbert nicht den mindesten Glauben. Aber auch das Klosterkirchlein verschwindet wieder, wie Gilbert selbst, im Dunkel. In einem vielbesprochenen Verzeichnisse der Harden und Kirchen Nordfrieslands, wie solche im Jahre 1240 vorhanden gewesen, werden zwar auf Helgoland drei Kirchen und ein Kloster aufgeführt. Sogar „Spuren“ von Josta-, Vesta- und Jupitertempeln finden sich angemerkt. Allein die Verzeichnung hat nicht durchgängig Glauben gefunden. Sie rührt aus späterer Zeit her. Für Helgoland kann sie am wenigsten Beleg sein. Schon die Tempelspuren, von denen die früheren zweifellosen Berichte nichts wissen, erregen Verdacht. Auch die Namen: Westerkirch, Süderkirch, Osterkirch sprechen wenig an. Und wenn durch die Fluten bis 1216 nach Heimreich sieben Kirchspiele vernichtet worden, wie hätte das angeblich so furchtbar verwüstete Eiland 1240 noch drei Kirchen und ein Kloster haben sollen? Erst nach

Jahrhunderten taucht Helgoland von Neuem auf, als Zubehör vom Bisthum Schleswig.

Um 787 hatte Karl der Große das Bisthum Bremen gestiftet. Kurz vor 810 errichtete er die Hammaburg. Hier entstand die erste Kirche nordwärts der Elbe. Nicht viel jünger, nach Einigen noch älter, soll das Gotteshaus zu Meldorp in Ditmarschen sein; wenigstens war es nach Adam von Bremen schon vor Ansgarius vorhanden. Dieser zog im Jahre 826 mit dem zu Mainz getauften König Harald aus, um dem Norden das Evangelium zu verkünden. Er ward 831 zum ersten Erzbischof von Hamburg geweiht und errichtete um 847 die Kirche zu Hethaby oder Schleswig. Einige Jahre später kam die Kirche zu Ripen hinzu. Mit so geringen Anfängen begann das hamburgische Erzbisthum. Ueber hundertundfünfzig Jahre hatte es mit Mühen, mit Verfolgungen und Raubanfällen aller Art zu kämpfen; nach weiteren fünfzig Jahren war es an Ausdehnung das größte der Christenheit. Außer sächsischen und friesischen Gebieten gehörten ihm die drei nordischen Reiche mit Zubehörungen, selbst Grönland und ein Theil der Ostseeküsten, an. Schleswig und Ripen waren unter Otto dem Großen und dem kräftigen Erzbischof Adalbag Bisthümer geworden; auch zu Aarhus und Wiborg in Jütland, zu Odensee auf Fünen, zu Roskilde auf Seeland, waren Bischofsitze entstanden. Der hochfahrende Erzbischof und Legat Adalbert, welcher 1072 starb, konnte sich mit dem Gedanken eines nordischen Patriarchats tragen. Aber den verschiedenen Herrschern war die kirchliche Verbindung nicht genehm; 1104 wurde zu Lund in Schonen für Dänemark, 1154 zu Drontheim für Norwegen, 1163 zu Upsala für Schweden ein Erzbisthum gegründet. Schleswig kam an Lund und so wurden die dortigen Erzbischöfe auch die Oberhirten Helgolands.

In welchem Jahre das kirchliche Verhältniß der Insel zu Schleswig begonnen, ist nicht bekannt. In einem Register des

schleswiger Domkapitels über dessen Gerechtsame und Einkünfte, welches im Jahr 1352 angelegt und 1407 erneuert sein soll, kommt Helgoland nicht vor. Das Zinsbuch des Bischofs von Schleswig dagegen, welches in das Jahr 1436 gesetzt wird, aber auch spätere Ergänzungen enthält, führt eine helgolander Kirche mit einer geringen Abgabe auf. Im Jahr 1470 schenkte Christian I. das Hillige landt urkundlich an die Domkirche zu Schleswig. — Der schleswiger Sprengel bestand früher aus Haupt- oder Taufkirchen, von denen sich nach und nach mehrere Kapellen- und Lößtergemeinden zu eigenen Kirchspielen absonderten, je nach dem Eifer und der Wohlhabenheit der Bewohner. Besonders scheinen auf den nordfriesischen Inseln zahlreiche kleine Gemeinden bestanden zu haben. Gegen Ende des elften Jahrhunderts erhielt das Bisthum ein Domkapitel mit acht Kanonikern. Aus diesen wurden die Prälaten und Propste bestellt, welchen die Verwaltung größerer Kirchenbezirke oder Propsteien anvertraut war. Es gab deren mehrere, darunter die Propstei Eiderstedt und die Strandpropstei, wozu die Inseln Föhr Amrum und Nordstrand gehörten. Auch Helgoland gehörte wohl zu einer von beiden. Doch steht sein näheres Verhältniß zu dieser Einrichtung nicht fest. Das Patronat über die Kirche aber stand nach dem „schwabstedter Buche“ dem Bischofe selbst zu; vermutlich jedoch unter einer gewissen Mitwirkung der Gemeinde, wenigstens kommt eine solche in späterer Zeit bei Pfarrverledigungen vor. Im Jahr 1684 gestand König Christian V. bei der vorübergehenden Besitzergreifung der Insel den Eingefessenen die Wahl eines Predigers zu. Nach einem königlichen Befehle von 1734 wurden der Gemeinde vom Konfistorium drei Bewerber vorgeschlagen, woraus sie nach gehaltener Wahlpredigt einen durch Stimmenmehrheit wählte. Im neuesten Kirchen- und Schulreglement vom 9. Juli 1807, das wegen der englischen Besitznahme erst gegen 1818 zur

Ausführung kam, ist diese Einrichtung beibehalten worden, weil den Eingefessenen der Insel „von uralten Zeiten das Patronatrecht“ zugestanden habe. Es wählen dabei nur Diejenigen, aber auch alle Diejenigen, welche ein ganzes oder halbes „Büerlott“ vertreten, mögen sie Männer oder Frauen, Witwen oder Jungfrauen, arm oder reich sein. Die Witwen setzen Haushalt und Büerlott fort, selbst wenn verheiratete Söhne bei ihnen wohnen und das ganze Geschäft besorgen. Der gewählte Prediger erhält vom landesherrlichen Vertreter, von der Landesvorsteherchaft und den Kirchengeschworenen Namens aller Eingefessenen eine Berufungsurkunde.

Der Zeitpunkt der Reformationseinführung auf der Insel ist nicht genau bekannt; im benachbarten Husum und auf Nordstrand ward um 1528, zu Tönningern erst 1562 reformirt. In Husum predigte schon seit 1522 der Vikar Hermann Taft in Luthers Sinne, anfangs in einem Bürgerhause, dann bei wachsendem Zubrang unter einer Linde des Kirchhofs. Auf Nordstrand und Föhr verkündigten einige von Wittenberg heimkehrende Studenten zuerst die neue Lehre. Im Jahr 1524 erließ Herzog Friedrich eine strenge Verfügung, daß Niemandem der Religion wegen an Leib und Gut Abbruch geschehen, sondern „Jeder sich in seiner Religion also verhalten solle, wie er es gegen Gott den Allmächtigen mit seinem Gewissen gedächte zu verantworten.“ Sein junger Sohn, der nachherige König und Herzog Christian III., war schon 1521 auf dem Reichstage zu Worms durch das seltens-feste Auftreten Luthers so ergriffen worden, daß er, gleich seinem Hofmeister, dem berühmten Johann Ranzau, fortan ein Anhänger der Reformation blieb. Merkwürdig und bezeichnend ist ein 1533 auf Nordstrand gefaßter Beschluß: alle Diejenigen, welche sich künftig mit dem Prediger auf der Kanzel ins Gespräch begeben oder ihn durch unnütze Reden verstören, sollen gestraft werden,

es sei denn, daß er nachweislich offenbar unrecht gesagt oder gelehret. — Der letzte Bischof von Schleswig, Gottschalk von Ahlefeldt, widersezte sich der Religionsänderung nicht sehr, starb aber selbst als Katholik, 1541. Das Domkapittel blieb anfangs als Konfistorium, wurde aber später aufgehoben. Helgoland als Besizung des gottorpschen Hauses kam unter die Generalsuperintendentur und das Oberkonfistorium zu Gottorp und später zunächst unter die Propstei oder das Unterkonfistorium zu Husum. Seit der Abtretung an England hängt es völlig in der Luft, von allem kirchlichen Verbande und aller Aufsicht losgerissen. Seit einem halben Jahrhundert hat keine Visitation Statt gefunden.

Die Engländer hatten einige Jahre einen eigenen Garnisonsprediger auf der Insel. Dann wurde der lutherische Prediger zur Vornahme von Taufhandlungen, Trauungen u. s. w. nach englischem Brauch ermächtigt. Der Guvernör hält selbst Hausgottesdienst, woran auch zuweilen andere Engländer Theil nehmen.

Die älteste Richtschnur für die kirchlichen und gottesdienstlichen Einrichtungen bildet die schleswig-holsteinische Kirchenordnung, unter Bugenhagens Mitwirkung 1537 für die dänischen Staaten entworfen, von Luther gebilligt, vom dänischen Reichstage 1539, von den Ständen der Herzogthümer aber erst nach theilweisem Widerstreben 1542 auf einem Landtage zu Rendsburg angenommen. Im Jahr 1665 gab der gelehrte Adam Clearius das schleswig-holsteinische Kirchenbuch heraus, welches große Verbreitung gefunden hat, und in vielen Kirchen bis auf die neueste Zeit beibehalten worden ist. Die Teufelsaustreibung bei der Taufe — fahre aus, du unsauberer Geist! wurde zuerst in Kopenhagen, und zwar zunächst in der königlichen Familie, abgeschafft. In den Herzogthümern suchte man sich noch bis zu einem landesherrlichen Erlaß von 1737 vom Unsaubern zu befreien. Auf Helgoland scheint eine Art Exorcismus noch länger

bestanden zu haben. Die Frage des lutherischen Taufbüchleins: entsagst du dem Teufel und allen seinen Werken? wurde erst in neuester Zeit in die Wendung umgewandelt: entsagst du der Sünde und Allem, was dich in den Augen Gottes mißfällig machen kann?

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurde auf Anlaß der Regierung eine neue Kirchenagende entworfen, welche nach dem vorgedruckten offenen Briefe des Landesherrn vom 2. December 1796 allmählich eingeführt werden sollte und die Prediger von jeder „sklavischen“ Festhaltung an einem Formular befreite. Es ist aber bekannt, wie viel Widerspruch diese Agende fand. Ein neues königliches Patent von 1798 stellte es in das Belieben der Gemeinden, bei der frühern Einrichtung zu bleiben. Und so haben viele daran festgehalten. Auch auf Helgoland verblieb man lange beim Alten. Noch jetzt wird allsonntäglich die Kirche mit denselben Gesängen begonnen; noch immer wird das Evangelium zwei Mal, erst vor dem Altare und dann auf der Kanzel, gelesen. Als einst unter der Leitung des landesherrlichen Vogts darüber abgestimmt wurde, ob eine angeregte Abänderung Statt finden solle oder nicht, ergab sich gar bald eine Mehrheit dagegen. Ein alter Fischersmann von ächtem Schrot und Korn begnügte sich nicht einmal damit, einfach seine Meinung zu sagen; er zählte, um ganz sicher zu gehen, alle einzelnen Handlungen, wie er sie von Jugend auf gewohnt war, ausführlich auf: erst „Komm heiliger Geist,“ dann die „Epistel,“ dann „Allein Gott in der Höh sei Ehr,“ dann das „Evangelium,“ dann der „Hauptgesang,“ dann „Wir glauben,“ dann . . . . Doch der Landvogt, ein geborner Schleswig-Holsteiner, klopfte ihn unterbrechend auf die Schulter und versicherte: Sast et hebbben, min Junge, sast et alle hebbben! — Nur allmählich und unvermerkt scheint Einzelnes geändert worden zu sein. Der Gesang: „Wir glauben all an Gott allein,“ wird nicht immer mehr gesungen. Aber es wird noch immer viel



gefungen; wenn auch nicht von Vielen. Die Meisten kommen erst kurz vor der Predigt, und die Ratleute gehen dabei mit dem schlechtesten Beispiele voran oder vielmehr hintendrein. Die Freitagsbetstunden, die seit alten Zeiten gehalten werden, besucht vollends Niemand mehr, als der zweite Prediger und die Schulkinder. Neuerdings hatte der erste Prediger Langenheim Manches geändert und selbst das apostolische Glaubensbekenntniß sehr frei umschrieben, ohne Widerspruch zu finden. Sein Nachfolger ist wieder einen andern Weg gegangen. In einer Predigerberufungsurkunde von 1819 wird nur zur Pflicht gemacht, Jedermann christlich anzuleiten, weiser und besser zu werden, während früher vorgeschrieben wurde, „den Grundwahrheiten unserer evangelischen Kirche oder unveränderten augsburgischen Konfession und angenommenen Lehr- und Glaubensbüchern nicht entgegen zu lehren und mit einem unsträflichen gottesfürchtigen Wandel vorzuleuchten.“

Ueber die Heilighaltung der Sonn- und Festtage gaben sich die Insulaner selbst mehrere Vorschriften. Die Landesbeliebung von 1587 beginnt mit der Sagung, daß man auch fernerhin den Feiertag heiligen wolle, wie es frommen Christen wohl anstehe. Niemand soll insbesonder nach Köder graben, oder vor der Predigt nach den Vogelnestern gehen. Doch haben die Väter für gut befunden, zu Gunsten des Schnepfensangs eine Einschränkung zu machen: *ut benamen de Schnippen tho sangende is fry.* Auch über den Betrieb der Fischerei und Schifffahrt an Sonntagen wurden später Bestimmungen getroffen, über deren Befolgung die Kirchengeschworenen streng wachten. Das Ausfahren zum Fischen ist nicht eher gestattet, als bis die Sonne „südwest“ ist.

Als Kirchen- und Schulsprache mag anfangs das Plattdeutsche gedient haben, wie ja auch die Kirchenordnung von 1542 in dieser Mundart vorhanden und die ältesten Landesbeliebungen darin verfaßt sind. Selbst die Bibel ward zunächst durch

eine niederdeutsche Uebersetzung, die seit 1523 wiederholt gedruckt worden ist, zugänglich. Mit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts beginnt das Hochdeutsche. Das Friesische scheint als Schrift- und Lehrsprache nicht verwendet worden zu sein. In mehreren Büchern ist vom friesischen und helgolander Vaterunser die Rede. Auch Camerer führt bei Besprechung der helgolander Sprache ein friesisches Vaterunser auf. Fast gleichlautend damit ist ein im zweiten Bande desselben Werks mitgetheiltes Vaterunser in der Mundart von Nordmarsch. Ein Abdruck findet sich in Campes Mythridates. Für helgolandisch kann aber trotz vieler Ähnlichkeiten keins davon gelten. Das erstere lautet:

Ohsem Baabe! die dö beest öhne Hemmel, hallig waarde  
dann Nahme; tho kamme dinn Kenningrick; dann Walle  
schien ösh dä Erde, allick ös öhn dä Hemmel; dühn ös del-  
ling ös daaglicks Grund; en vergees ös öse Schöll, allick ös  
wie vergeese öse Schellners; en secht ös eech (? nech) hannin  
öhn Versecking, men help ös wohnt Eavel en Eerg, dirram  
datt dat Kenningrick dinn is, en dä Kraft en dü Guchheit  
ohn Iwigkeit; Amen!

Auch R. Duzen bemerkt in seinem, 1837 von Engelstoft und  
Nolbeck herausgegebenen Glossar der friesischen Sprache, der  
Anfang des helgolander Vaterunfers sei Ohsem Baabe; allein das  
Wort Baabe ist auf der Insel unbekannt und die Form ohsem ist  
nicht helgolandisch. Das Gebet würde jetzt etwa so zu geben sein:

Üs Vår, dear dü best ün de Hemmel! heilig wës din Nöm;  
to üs Komm din Rick; din Well geschih hür üp de Ihr so gudd üs  
ün de Heramel; üs daglik Bruäd do üs dolleng; vergiv üs üs  
Sküll, üs wi vergiv üs Sküllniars; en före üs nig ihh ün Versök-  
niss, dog erlöse üs van det Bisterkens, dan din es det Rick en  
de Kraft en de Herrlichkeit ün Ewigkeit; amen!

Ueber das Gedeihen christlichen Lebens und Eifers ist aus

den früheren Zeiten wenig oder nichts bekannt. Es mag aber mit dem Christenthum anfangs sehr äußerlich ausgesehen haben; auf Helgoland nicht weniger als anderswo. Die Holsteiner hatten, wie Helmold sagt, vom Christenthume nicht mehr als den Namen; sie hingen noch lange an ihren heiligen Satnen und Quellen. Von den „Wasserfriesen“ wird berichtet, daß sie nicht einmal zu Opfern zum Abendmahl gehen wollten. Es läßt sich erwarten, daß die alten zähen Insulaner am Heidenthume und später an katholischen Bräuchen nicht minder geblieben haben, als in neuerer Zeit an der Agende. Noch 1638 erwähnt Peter Sax das Kniebeugen beim Gebet und das Einhergehen in „heidnischen und papistischen Kleidern“. Die ersten Befehrer und Priester werden wohl in vielen Dingen haben durch die Finger sehen müssen; es sprechen dafür die „kleinen Götter“, die jährlichen feierlichen Umzüge mit den an die Stelle gesetzten christlichen Zeichen, und die Trinkglocke, die bis zur Reformation reichen. Sollte ein Bildniß „des Götzen Woda“ vorhanden gewesen sein, so würde man an Wodan, an Opfertränke zc. denken dürfen. Kurz, es hat viele Jahrhunderte nicht an heidnischen Nachklängen gefehlt. Wer weiß, ob nicht gar ein Kreuzzug gegen die Helgoländer gepredigt worden wäre, wie 1233 gegen die Stedinger Friesen an der Weser, wenn ihre Insel der Beutelust so nahe und lockend gelegen hätte, wie das Stedinger Land dem bremer Stuhle; denn ihre Unchristlichkeit war gewiß nicht geringer. Die Kirche hatte zwar ein langes Sündenregister gegen das unbändige Völkchen der Marschen. Sie würdigten die Lehre der Kirche herab, sagt Albert von Stade, und zerfleischten gottlos die Geistlichen und Religiosen. Sie sollen Hegeret getrieben, den Teufel angebetet, einen Frosch geküßt haben, und was sonst der blindwütende Kegermeister Konrad von Warburg alles aufzutreiben wußte. Die Stedinger klagten dagegen über die Anmaßungen und Lüste der benachbarten Herren und über Frevel

und Habsucht der Priester. Die Hauptsache aber war, daß sie frei sein wollten, wie ihre Väter. Hätten sie sich dem Erzbischofe unterworfen, der sie schon in den „Weihnachtstagen“ 1229 angriff, hätten sie bereitwillig den Zehnten entrichtet und Priester und Mönche gehegt, sie hätten schon etwas heidnisch gesinnt bleiben können und wären doch sehr liebe Kinder gewesen. So aber wurden sie wiederholt wegen Unchristlichkeit verfolgt und bekriegt, bis sie im Jahre 1234 nach blutigen Siegen und Niederlagen durch ungeheurere Uebermacht vernichtet und unterjocht waren.

Die Helgoländer sind Lutheraner; doch wird Niemand in seinem Glauben und in seiner Gottesverehrung behindert. Am 15. Trinitätssonntage 1846 wurde wie folgt katechisirt. Text: Galaterbrief 6, 10: „Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen“. Wem sollen wir also allermeist Gutes thun?

„Des Glaubens Genossen.“

Und wer sind unseres Glaubens Genossen?

„Die lutherischprotestantischen Christen.“

Wem sollen wir also allermeist Gutes thun?

„Den lutherischprotestantischen Christen.“

Brav! Und was werden die lutherischprotestantischen Christen thun?

„Sie werden uns wieder Gutes thun.“

Und wenn nun Andere sehen, daß wir uns unter einander Gutes thun, was werden sie dann denken?

„Sie werden wünschen, auch lutherischprotestantische Christen zu sein.“

Und was werden wir thun?

„Wir werden das befördern.“

Brav! wir werden das befördern.

Felsenwesen. Schiffersprache. Das Plattdeutsche.

---

Die Lage Helgolands bringt es mit sich, daß seine Bewohner von jeher als Wegweiser zu den benachbarten Hafenzugängen, zu den Mündungen der Weser, Elbe, Eider und Hever, gedient haben. Die zahlreichen und weitgestreckten Sandbänke, welche jene Mündungen umgeben und die Einfahrt selbst für erfahrene Seemänner gefährlich machen, mußten es als eine besondere Fügung des Himmels erscheinen lassen, daß gerade vor ihrem Bereich, fast gleichweit von allen entfernt, das kleine felsige Eiland sich erhebt, und nicht nur selbst schützende Ankerplätze gewährte, sondern auch die kundigsten Führer durch das Gewirre der Untiefen darbot. Der Helgoländer wächst gleichsam zwischen Riffen und Sandbänken auf; was dem Knaben des Festlandes der nächste Gebirgswald mit seinen geheimnißvollen Pfaden und Schluchten ist, das sind der helgolander Jugend die nächsten Vorlande und die weiten Sandfelder, welche die engen Einfahrten zu den großen Strömen und Städten umgrenzen. Frühzeitig lernt der Aufmerksame die Tiefen und Strömungen kennen; und ein erfahrener Lotse findet sich weit und breit zurecht, ohne mehr als Lot und Kompaß zu befragen.

Es konnte nicht fehlen, daß die Insulaner aus ihrer Lage eine gewisse ausschließende Berechtigung herleiteten. Sie betrachteten es als unbefugte Eingriffe, wenn die Fischer der benachbarten Küsten und Stromgestade, wenn namentlich die Blankeneser, herausfahren und an vorübergehende Kauffahrer, Lotsen abgaben. Als im siebenzehnten Jahrhundert Hamburg Lotsenkreuzer auslaufen ließ und eine Lotsengalliot vor die Elbe legte, sahen sie auch dies als eine Beeinträchtigung ihrer alten Gerechtigkeit und des „uralten Herkommens“ an. Sie suchten gegen solche Vorgänge Schutz bei ihren Landesherren; und diese ließen sich dazu um so mehr bereit finden, als dadurch zugleich für den eigenen Säckel gesorgt wurde. Schon 1611 war bestimmt worden, daß der zehnte Pfennig vom Lotsengelde nach Abzug der Zehrungskosten in das „fürstliche Register“ kommen solle. Diese bedeutende Abgabe, die auf Helgoland vermöge der eigenthümlichen Einrichtung leicht zu beaufsichtigen war, besteht noch jetzt, fließt aber seit 1807 in die Landeskasse. Im Jahre 1731 wurde der Gesandte des König-Herzogs beim niedersächsischen Kreise angewiesen, den helgolander Lotsen nach Möglichkeit Beistand zu leisten. Auch war damals der landesherrliche Schutz um so bedeutender, als der König zugleich in Oldenburg und Delmenhorst gebot. Im April 1787 erließ Christian VII. auf Beschwerde der „Insulaner über mehrere Eingriffe der Blankeneser in ihren „unvordenklichen Besitz des alleinigen Lotsens der Helgoland vorbegehenden Schiffe“ eine Verordnung, um solchen Eingriffen Wandel zu schaffen. Die Helgoländer sollen die allein befugten Lotsen bei ihrer Insel bleiben. Kein Blankeneser soll ein Schiff annehmen, das „noch nicht Wangeroge passirt ist, sondern sich noch zu Westen der Bunte von Helgoland nach dieser Insel“ hin befindet. Zuwiderhandelnde sollen das verdiente Lotsengeld an die helgolander Kasse herausgeben und mit Gefängniß gestraft werden.

Schlendrian und übermäßige Steigerung der Lotsenheuer war die Folge dieser Einrichtung. Die Klagen der Schiffer mehrten sich von Jahr zu Jahr. Im Oktober 1804 erging deßhalb eine obrigkeitliche Verfügung, um dem Unwesen Einhalt zu thun. Es wurde bei Verlust der Lotsengerechtfame und sonstiger schwerer Ahndung eingeschärft, den Schiffen, welche Lotsen verlangen, so zeitig als möglich entgegen zu fahren, bei Aufsehung der Lotsenheuer billig zu sein, und in Entstehung gültlicher Vereinbarung nicht die Hülfe zu versagen, sondern es auf den Ausspruch sachkundiger Männer ankommen zu lassen. So wohlmeinend dies war, so wirkungslos blieb es. Wie wäre die Vollziehung zu erzwingen gewesen? Das Geringste, was geschehen konnte, hätte die Festsetzung gesetzlicher Vergütungssätze sein müssen. Allein bald kam die englische Besignahme, welche wirksamer einschritt. Die Regierung der Herzogthümer hatte nun keinen Grund mehr, gegen ihre Küstenbewohner noch abwehrend zu verfahren; im Gegentheil, sie begünstigte solche. Dabei ordnete sie mit Hamburg und Hannover das Lotsenwesen auf der Elbe, während die Weserstaaten Lotsenkutter auslaufen ließen. Kurz, Helgoland sah sich von allen Seiten beschränkt und bedroht. Statt nun sofort mit Hamburg in Einverständnis, und mit den Lotsenkreuzern in lebendigen Wettkampf zutreten, verharrte man in läßigem Zuwarten und hielt an alten Boßbruteleien fest. Vergebens mahnten einige Einsichtige an Aenderung; statt solchen Ratschlägen zu folgen, griff man zum unverständigsten Mittel, man wandte sich um Schutz bittend nach England. Allein Lord Bathurst erwiderte im September 1819: daß man sich in die Anordnungen fremder Staaten nicht mischen könne, daß eine Zwangsverbindlichkeit für englische Schiffe nicht durchführbar sei, und daß man demnach überlassen müsse, in dem Uebergewicht eigener Geschicklichkeit und Unternehmung und in verhältnismäßiger Wohlthätigkeit eine er-

folgreiche Mitbewerbung mit den Anstrengungen der Nachbarn zu suchen.

Auch hierdurch ließen sich die Insulaner noch nicht zu angestrebter Thätigkeit aufrütteln, ja die Mehrzahl ruhte sogar nicht eher, bis das durch einen Landesbeschuß freigegebene Kreuzen wieder eingestellt wurde. Man kehrte 1826 zur alten Einrichtung zurück, d. h. man lauert, bis ein Schiff in die Nähe der Insel kommt und einen Lotsen verlangt, und ermittelt dann nach den urväterlichen Regeln und Bräuchen die Mannschaft, welche auszufahren, und den Antheil, welchen Jeder vom Lotsengelde zu empfangen hat.

Ueber das Nähere wollen wir zunächst eine Schilderung v. Wachsmanns Seite 34 der zweiten Auflage seiner Schrift über Helgoland hören: „Ein Fremder befindet sich am Fuße des alten Feuerthurms auf dem Hügel. Ein Lotse blickt auf die im größten Aufruhr befindliche See hinaus. Der Fremde bemerkt in äußerster Ferne einen Punkt wie ein kleines Nebelwölkchen . . . Blötzlich wirft der Lotse, der bis dahin wie eine Bildsäule gestanden, den Tabacksknäuel aus dem Munde und stößt einen heftigen Schrei, in welchem der Fremde das Wort: Geloot! zu hören glaubt, aus. „Was gibts?“ fragte er neugierig den sich rasch umkehrenden Helgoländer. „Ein Schiff ist in Not, es verlangt einen Lotsen“, erwidert dieser. „Wie? Jenes Wölkchen?“ — „Ist eine mexikanische Brig, die nach der Elbe will. Sie führt ein Lotsenzeichen am Fockmast und hat wahrscheinlich bereits starke Haverei erlitten. Sie führt ein Sturmsegel und der Top des Vordermastes ist gebrochen“. Mit diesen Worten springt der Lotse den Hügel hinab und den Falm entlang nach der Treppe. „Der Mensch muß Ferngläser statt der Augen im Kopfe haben!“ denkt der Fremde, und geht ihm nach. Auf dem Falm findet er bereits Alles in Bewegung. Jung und Alt



fürzt die Treppe hinab. „Geloot;“ ruft es hier und da; aber jetzt kommen die Kinder aus der Schule, und das kreischende „Geloot!“ der kleinen Brut verhundertsacht den Ruf der Alten. Der Fremde, immer neugieriger, geht die Treppe hinab nach dem Vorlande. Dort sieht er einen Haufen rüstiger Lotsen in ihren langen blauen oder leinenen Pantalons versammelt und auch ein paar siebzigjährige Emeriti in weiten kurzen, an den Knien offenen Beinkleidern humpeln, doch mehr um des Zusehens willen, herbei, und jeder wirft sein Lotsenzeichen auf ein Segeltuch. „Die See ist hoch, das Ankommen wird schwer sein!“ bemerkt ein alter Lotse, den sein etwas besserer Anzug und seine Haltung als Lotsen-Officier kund geben. „Sechszehn Mann müssen ins Boot!“ Ein Knabe . . . zieht auf gut Glück sechszehn Medaillen, und die aufgerufenen Inhaber derselben steigen in das herbeikomende Fahrzeug. Drei oder vier, welche zum Lotsen zu spät kamen, treten jetzt herzu und legen die Hand auf den Bord des Bootes, ehe es abfährt. Sie bezeugen dadurch, daß sie anwesend sind und ihren Antheil bei der Vertheilung des Lotsengeldes in Anspruch nehmen . . . Das Lotsengeld, um ein Schiff nach der Elbe, Weser, Eider zu bringen, wird folgendermaßen vertheilt. Die eine Hälfte bekommen Die, welche mit gelobt oder doch die Hand zum Zeichen ihrer Anwesenheit auf den Bord des abgehenden Bootes gelegt haben, die andere Hälfte theilt sich nach bestimmten Verhältnissen unter die Lotsen, die auf das Schiff gingen, die Mannschaft und den Eigenthümer des Bootes, den Lotsen-Officier und Den, der das fremde Schiff zuerst erblickt; endlich erhält der Pastor 12 Schilling täglich für jeden Lotsen, so lange er in See ist, um ihn ins Gebet einzuschließen.“

Nicht wahr? das klingt ganz eigen. Kein Wunder also, wenn es seitdem in Duzende von Büchern und Zeitschriften übergegangen ist. Aber leider ist nur wenig Wahres daran. Ich habe

die Stelle herausgehoben, um einmal im Zusammenhange zu zeigen, wie viel Unrichtiges und Simloses über Helgoland in die Welt hineingeschrieben worden ist. Die augengreifliche Uebertreibung hinsichtlich der Scharfsichtigkeit habe ich schon früher berührt: sie geht fünf- ja zehnfach über die Wahrheit hinaus. Die Helgoländer sehen scharf, aber sie haben keine Ferngläser im Kopf sondern ihre Kiker, wenn sie an den Feuerthurm gehen, fast immer unter dem Arm. Ob ein Lotse beim Entdecken einer Lotsenflagge seinen Tabacksknäuel wegwerfen würde, lasse ich dahin gestellt sein, glaub's aber nicht; denn das Plümchen wird dem Helgoländer so zur andern Natur, wie dem Holländer sein pruimje; er kann auch lotsen und schreien mit Taback im Munde. Aber ein Lotse schreit auch bei solcher Gelegenheit nicht; am wenigsten schreit er „geloot!“ was gar kein helgolander Ausdruck ist. Er springt und läuft auch nicht; sondern er spielt den Unbefangenen, wendet alle erdenkliche Vorsicht an und hintergeht Freund und Feind, ja Vater und Bruder, um ohne Aufsehen an den Strand zu kommen. Dort werden, wenn sechszehn Mann ins Boot sollen, nicht 16, sondern nur 14 Zeichen gezogen; der fünfzehnte Mann ist der Officier und der sechzehnte der Eigenthümer des Boote. Ferner bekommen von Weser- und Eiderlotsengelde die Mitlofenden und Beilaufenden nicht die Hälfte, sondern ein Fünftel; der Pastor erhält nicht täglich, sondern nur ein Mal 12 Schillinge u. s. w. Und zwar meine ich dies Undsoweit in vollem Ernst; denn die Zahl der Unrichtigkeiten ist noch keines Weges erschöpft. So genießt Derjenige, welcher das Schiff zuerst erblickt hat, als solcher nicht den mindesten Vorzug u. s. w. u. s. w.

Die Sache ist vielmehr folgende. Sobald Aussicht auf eine Lotsenfahrt sich zeigt, kann ein Bört oder eine Börte gemacht, d. h. die nötige Mannschaft durch Loß bestimmt werden. Diese Börte hat dann während einer gewissen Zeit das Recht auf das fragliche

Schiff, und Niemand darf ihr in die Quere kommen. Die Stärke der Mannschaft hängt davon ab, ob ein Rudder oder ein Siler, ein Ruderboot oder eine Segelschaluppe, zum Anfahren genommen wird. Kann gefegelt werden, so besteht die Börte aus zehn Personen, ist das aber unmöglich, so wird ein großes Ruderboot genommen, und die Mannschaft besteht aus sechszeu bis achtzehn Mann. Zu jeder Börte ist ein Officier erforderlich. Sind mehrere Officiere gegenwärtig, so lösen diese unter sich. Der Officier bildet den ersten Mann, leitet die Ausfahrt und führt beim Unterhandeln das Wort. Der zweite ist der Eigner des Boots. Kommen mehrere Eigner oder mehrere Böte vor, so lösen auch diese, wenn keine Reihenfolge bestimmt ist. Die übrigen acht oder vierzehn Mann werden unter den anwesenden Lotsen durchs Loß ermittelt und zwar dergestalt, daß die Hälfte zu Osten, die Hälfte zu Westen der „Börtjölle“ — einem kleinen Ruderboote der Landschaft — gezogen wird. Jeder geprüfte und eingeschriebene Lotse ist zum Mitlösen berechtigt. Diejenigen, welche nicht mitlösen wollen oder zu spät kommen, gelten, wenn sie vor dem Abfahren die Hand auf den Bord legen, als Beiläufer. Früher waren auch Nichtlotsen, selbst Handwerker, zum Beilauf berechtigt. Die Beiläufer erhalten mit Einschluß Derer, welche geloset haben, und zwar auch Derer, welche gezogen worden sind, und nicht wirklich als Lotsen aufs Schiff kommen — bei Elbfahrten die Hälfte, bei sonstigen ein Fünftel des Lotsengeldes, welches von der Börte bedungen und verdient wird. Da nun die Hoffnung des Gezogenwerdens desto kleiner wird, jemehr Personen lösen, und die einzelnen Beiläufer um so weniger erhalten, je größer die Anzahl der Gesamtheit ist; so liegt auf der Hand, daß die Lotsen selbst keinen Lärm machen, um noch Andere herbeizuziehen, daß vielmehr Derjenige, welcher ein Schiff entdeckt, Alles anwenden wird, um in der Stille einen Officier zu finden und mit mög-

lichst Wenigen zu lösen und so Hauptgeld und Beiläuserantheil auf die Börtmannschaft und ein paar Andere zu vereinigen. Wohl aber machen die Richtlotsen, welche Verdacht schöpfen, ihre Angehörigen aufmerksam, und so entsteht dann mitunter ein Gelaufe und Gerufe durch alle Straßen; ja löp! wird geschrien, d. h. sie laufen, und daraus mag wohl v. Wachsmann sein Geloet gemacht haben, das schon so Manchen irre geführt hat. In einer Schilderung der „Illustrirten Bäder,“ steht das richtige: ja löp! Es muß dabei ein eigener Glücksfall obgewaltet haben. Da aber im Uebrigen Wachsmann beibehalten worden, so ist der Unstinn nur noch gewachsen; denn nun ruft der Lotse: sie laufen — während doch noch Niemand läuft als angeblich er selbst.

Derjenige, welcher das Schiff zuerst erblickt hat, genießt als solcher keinen Vorzug; er löset vielleicht unglücklich und muß sich dann mit ein paar Schillingen als Beiläufer begnügen. Es gibt aber ein Mittel, einem so ärgerlichen Mißgeschick zu entgehen, nämlich das Glüppen oder „im Flott Glüppen,“ wie es die Lotsen-Ordnungen nennen. Der Ausdruck wird wohl mit dem plattdeutschen glupen, d. h. heimtückisch boshaft anschauen, und vermutlich auch mit dem Beinamen des dänischen Königs Erich Glipping (1259—1286), welcher blinzelte und nicht Treu und Glauben hielt, verwandt sein. Im Helgolandischen heißt glüpsk heimlich-boshaft; und Friedrich der Große wußte ja den nächtlichen Ueberfall bei Hochkirch nicht besser zu bezeichnen, als daß er ihn einen glupschen Streich nannte. Das Glüppen besteht aber darin, daß einige Lotsen sich unversehens in die Nähe der Börtjölle begeben, plötzlich Hals über Kopf das Schiffchen angreifen, es dem Strande zuschleifen, hineinspringen, einen Officier mit hereinziehen, auf die Flut hinauschießen und der Lotsenschaluppe, welche in einiger Entfernung vor Anker liegt, zueilen. Dies alles muß aber so schnell und unvermerkt von Statten

gehen, daß von den übrigen Lotsen, die gewöhnlich zahlreich genug am Strande sich aufhalten, nicht so viele hinzuspringen können, daß die Gesamtzahl der Mannschaft in der Jölle vierzehn übersteigt. Sind mehr vorhanden oder fehlt ein Officier, so ist alles null und nichtig; sonst aber ist das Glippen gelungen und alle übrigen haben am Erwerbe gar keinen Antheil. Weiteres ist in langen Lotsenordnungen bestimmt, und selbst das Obergericht zu Gottorp fand sich 1788 veranlaßt, eine Verfügung über das Glippen zu erlassen. Man kann denken, welche Schlaubeit und Gewandtheit nötig ist, um ein solches Verfahren glücklich durchzuführen, und welche ergößlichen Ausstritte dabei vorkommen. Alle erdenklichen Kniffe werden angewendet, um, ohne Verdacht zu erregen, alles ins Werk zu setzen. Der Entdecker des Schiffes schreit und läuft daher nicht, sondern er entfernt sich so gleichgültig vom Feuerthurme, als sei nicht das Geringsste vorgefallen, geht auf Umwegen nach Haus, nimmt einen Korb in die Hand oder ein Kind auf den Arm, zieht ganz unbemerkt einen Officier und ein paar Bekannte ins Vertrauen, und begibt sich in die Nähe der Börtjölle. Die Vertrauten thun dasselbe und keiner kennt den andern; der Officier steht in einiger Entfernung und raucht eine Cigarre oder unterhält sich sehr angelegentlich mit einem Andern. Plötzlich, auf ein gegebenes Zeichen, geht der Tanz los, die Jölle steigt dem Wasser zu. Die Umstehenden wissen sogleich, warum sich's handelt, und eilen Hals über Kopf hinterher; alles rennt, springt, stürzt, plumpst, wadet, klammert sich an — während die Jölle mit aller Macht bestrebt ist, in die Tiefe der Hafensbucht hinauszuschleichen. Manch' Mal gelingt dies, und die am Strande kragen sich voll Aerger und Schmutz hinter den Ohren; eben so oft aber mißlingt das Glippen und statt der erstrebten Ausschließlichkeit haben die Ueberwundenen vielleicht Unglück und nach dem Ergebnisse des Loses das leere Nachsehen. Einstmals

dachten die Glippenden ihr Ziel glücklich zu erreichen: elf in der Fölle, drei Nachschleifer, zusammen also vierzehn — aber dem einen Nachschleifer hatte sich noch ein vierter angehängt, und kam halbtodt ebenfalls zum Vorschein; nun war alles umsonst, man mußte unter dem Jubel der Strandmänner zurückkehren und lösen.

Es leuchtet ein, daß ein solches Treiben bei aller Heiterkeit nicht eben geeignet ist, das Lotsengeschäft in Aufschwung zu bringen. Statt hinauszufahren und mit den kühnen Beserkütern regsam zu wetteifern, liegen die Insulaner auf der Lauer und warten bis ein Schiff zu ihnen kommt; und auch dann verträdeln sie noch mit Glippen, Börtmachen und dergleichen Krimstram so viel Zeit, daß ihnen jene zuweilen die Schiffe dicht vor der Nase wegnehmen. So wird denn das helgolander Lotsenwesen bald auf Nichts herabgesunken sein. Um 1790 wurden gegen 400 Schiffe jährlich gelotet; jezt kommen keine zwanzig Fahrzeuge jährlich auf Helgoland.

Die Vertheilung des Lotsengeldes ist äußerst verwickelt; es gehört eine Art geheimer Kunst dazu, ein Schaz von Regeln und Formeln, die ihren Flavius noch nicht gefunden haben. Nur die beiden Lotsenschreiber, welche mit der Besorgung betraut sind und insbesondere das Interesse der Beiläufer und der Witwenkasse wahrzunehmen haben, sind die eigentlichen Wissenden. Die Uebri gen kennen nur das Eine genau, daß stets auch Biergeld und Haken abfallen. Andere Abzüge sind für die Fölle, für Wechseln, Theilen u. s. w. Die beiden Haupttheile, in welche die gesammte Steuer zerfällt, habe ich schon bemerkt. An Sonn- und Festtagen fließt der Beiläuferantheil in diese Landeskasse. Sind die Beiläufer so zahlreich, daß der Betrag eines jeden unter einem halben Schilling sein würde, so fällt das Ganze den Armen zu. Der Antheil der Börtmannschaft wird nach Uebereinkunft vertheilt. Gewöhnlich erhalten die Einlotsenden, welche, falls der Kapitän

keine auswählt, durchs Loß bestimmt werden, ein Gewisses voraus. Befindet sich ein junger Mann in der Börte, der noch kein Schiff eingebracht hat, so ist dieser meist bereit, gegen ein Geringes zu lotsen, um seine erste Fahrt zu machen; denn bevor er diese nicht bestanden hat, kommt er nicht als Beiläufer in Betracht. Für jeden in See gehenden Lotsen erhält der Prediger 12 Schillinge. Früher war dies eine freiwillige Gabe; der Pastor betete nur auf Verlangen. Erst bei Festsetzung der Predigerkompetenz im Jahre 1734 ließen sich die Landesvorsteher dazu bewegen, daß Jeder „schuldig sein solle, für sich bitten zu lassen.“

Diese verwickelten Rechtsverhältnisse beim Lotsenwesen haben sich nach und nach gebildet. Die alte Landesbeliebung von 1587 enthält die einfache Bestimmung, daß von Allem, was an Schiffen verdient werde, zwei Drittel dem Arbeiter, ein Drittel der Gemeinde zufallen solle.

Um unter die Zahl der Lotsen aufgenommen zu werden, muß man ächter und rechter Helgoländer sein, das dreiundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt, wenigstens ein Jahr als „voller Mann“ gefahren, und bei der Prüfung bestanden haben. Die Prüfung findet in Gegenwart zweier Ratsherren, die ebenfalls Lotsen sein müssen, vor vier verpflichteten Examinatoren Statt. Die Fragen beziehen sich auf die Richtungen der Küsten, Klippen und Sandbänke, auf die Lage der verschiedenen Feuerthürme, Bakens, Tonnen und sonstigen Merkzeichen, auf Einfluß der Flut und Ebbe u. s. w. Ein vorzügliches Augenmerk wird auch auf Tiefe und Grund an den verschiedenen Stellen der Nordsee gerichtet. Die Kenntniß davon wird vornehmlich beim Fischfange und auf den Geschäftsfahrten nach Hamburg Bremen und Husum erworben. Außerdem gibt es ausführliche Lotsenfragebücher die helgoländisch geschrieben sind und 5—600 Fragen und Antworten in Betreff der wichtigsten Kurse und Fahrwasser enthalten.

Eine „Lotfenschule,“ wie verschiedentlich gedruckt steht, gibt es nicht. „Jeder Fehler von Bedeutung, erzählt Heikens, hat Durchfallen zur Folge, daher es sich oft ereignet, daß Einer ohnmächtig geworden ist.“ Man ist aber bei aller Strenge doch sehr rücksichtsvoll. Zeigt der junge Mann einige Furcht, so bieten ihm die Prüfer „ein Glas Wein, und fangen gleichgültige Gespräche unter sich an, bis er sich erholt hat.“ Bleibt der Kandidat statt des Weins ein Glas Rum oder Korn vor, so ist ihm das auch gestattet; denn alle diese Getränke stehen nebst Essen in Fülle zur Erquickung auf dem Tische. Der helgolander Kandidat wird hinsichtlich des Trinkens gleichsam wie ein deutscher armer Sünder behandelt; in Deutschland kann ein zum Tode Verurtheilter noch trinken was er will, in England — dem Lande der Dessentlichkeit und Mündlichkeit — hat er ein last dieing speech, der Helgoländer kann beides, trinken und reden. Gewöhnlich greift er, um dieses zu befördern, erst zu den leichteren Getränken, und betrachtet den Rum gleichsam als letztes Mittel. Es werden Wunderdinge von der Wirksamkeit erzählt. Einer war schon halb durchgefallen; da trank er zwei Glas Rum, und blieb keine Frage mehr schuldig.

Berdient eine solche Einrichtung nicht Anerkennung und Nachahmung? So verfuhr der geistvolle „Urquell des Durchfalls“ in Marburg nicht, obgleich ich allerdings an einer gefährlichen Begriffsbestimmung mit den Worten Ulpian: omnis definitio periculosa, vorbeischlüpfen durfte. Im helgolander Examen kommen Definitionen nicht vor; die Fragen sind immer auf einen bestimmten Fall gerichtet. Glauben die Examendores besonders scharf verfahren zu müssen, weil sie dem jungen Mann von vornherein nicht viel zutrauen, so nennen sie das: an Beprowe ha'n; und gelingt es nicht, ihn auf den Sand zu setzen, so fügen sie hinzu: awer wi ktd hem nig wenn. Die Frag- und Anrede-



formel für das gelehrte: *Dicas mihi, domine candidato — ist: soi mi, Jong!*

Besteht der junge Mann, so wird er in die Zahl der Elblotsen aufgenommen und erhält dessen zum Zeichen eine messingene Medaille, Teken oder Loadchen, früher auch „Lotspfennig“ genannt, worauf sich seine Nummer und der königliche Namenszug: V. R. — Victoria Regina, sowie das Bild eines Mannes mit Lot und Leine befindet; denn es heißt in der allgemeinen Schiffersprache:

*Wer en goder Lots will sien,  
De pass' wol up sin Lot un Lien!*

Solche Zeichen waren schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts üblich; vordem sollen auch Speciesthaler dazu benützt worden sein. Hat Kandidatus diesen Grad erreicht und die Ermahnungen zur Nüchternheit und Pflichttreue, womit er sein Zeichen erhält, wohl angehört, so ist's ihm gestattet, nunmehr auch Weserlotse zu werden und zu dem Ende eine zweite Prüfung zu bestehen. Die erste Elblotsenprüfung fand 1685 statt, wobei 61 bestanden, 6 auf ein halbes und 6 auf ein ganzes Jahr zurückgesetzt wurden. Das Weseregamen wurde erst 1789 eingeführt. Es verstehen sich nicht alle dazu, obwohl das „bremer Examenbuch“ nur etwa hundert besondere Fragen und Antworten enthält; zum Beispiel: *Wat es din Kurs van't Lunn na de Weider (Weser), wan de Winn östlick en Aab (Ebbe) es?* Antwort: *Suden tom osten en südsüdost.*

Lotsofficiere sind diejenigen Lotsen, welche ein Amt als Ratmann Quartiersmann oder Landesältester bekleiden. Sie werden besonders verpflichtet und erhalten eine schriftliche Bestallung mit ausführlicher Dienstankündigung. Sie sind zwar die Vorgesetzten ihrer Mannschaft, müssen sich aber meist der Stimmenmehrheit unterwerfen, wie überhaupt ihr Ansehen mehr in ihrer

Geschicklichkeit und Persönlichkeit, als in der dienstlichen Stellung begründet sein muß, wenn es von einiger Erheblichkeit sein soll. Trifft sich's, daß dem Officier das Einlotfen zufällt, so nimmt der Älteste seine Stelle bei der Rückfahrt des Boots ein. Sobald der Lotse an Bord ist, geht der Befehl des Schiffes, soviel die Leitung anbetrifft, auf ihn über. Unfolgsamkeit oder schlechte Ausführung seiner Anordnungen macht ihn der Verantwortung ledig.

Es ist den Helgoländern mitunter vorgeworfen worden, daß sie mit der kaltblütigsten Gleichgültigkeit und Fühllosigkeit die Bedrängten ihrem Schicksale überließen, wenn diese sich weigerten, das Geforderte zu zahlen; allein ich halte diese und ähnliche Beschuldigungen für übertrieben. Es ist wahr, daß in mancher Beziehung edler und auch klüger gehandelt werden könnte; allein wenn die reichen Handelsherren und Rheber in Glücksfällen viele Tausende verdienen, ohne der Helgoländer sonderlich zu gedenken, warum sollen diese nicht auch verdienen, wenn ihnen die Geschicke einmal günstig sind? Und ist es ein Verbrechen, daß Derjenige, der für Weib und Kind zu sorgen hat, an Erwerb denkt, wenn er sein Leben einsetzt? Weiter gehen aber wohl die Fühllosigkeiten im Allgemeinen nicht. Heikens erzählt vielmehr einige Fälle, die von warmer Theilnahme und regem Rettungseifer zeugen. Einmal segelte ein englisches Schiff so schwer auf die Klippen, daß es leck wurde und sank. Die Mannschaft kletterte auf die Lappen der Masten, welche über Wasser blieben. Da riefen die Vorsteher des Landes Freiwillige aufrufen und versprachen gute Belohnung. „Achtzehn junge Kerls“ unternahmen die Rettung; jeder erhielt fünfundzwanzig Thaler aus der Landeskasse. Im November 1841 kam ein Schiff mit geklapptem Hintermast und Notzeichen in Sicht. Ein Lotsenboot fuhr aus, konnte aber das Schiff nicht erreichen, und dieses trieb im sinkenden Zustande auf die westlichen Klippen. Da eilten noch zwei Ruderböte zur Rettung der Mannschaft aus.

Man konnte nur in die Nähe des Vordertheils des Schiffes gelangen. Der Steuermann kletterte daher nach dem großen Schiffsanker, hielt sich an dessen Stoc und erwartete so das Boot. „Als daselbe nun den Augenblick wahrnahm, durch die Wellen heranzurudern, sprang der Schiffsjunge über den Kopf des Steuermanns hinweg mit einem kühnen Sprunge in das Boot, und war so der erste, der sich gerettet sah.“ Der bemerkenswerteste Vorgang ist folgender. Im Winter von 1805 auf 1806 riß eine preußische Brig im Hafen vom Anker. Sie hatte einen helgolander Lotsen am Bord. Der andere Anker mußte ausgeworfen werden, aber es brach die Ankerhand und das Schiff schlug auf die Klippen. „Das Meer war wütend; es wehte ein fliegender Sturm. Allenthalben Brandung. Es sah sich nicht anders an, als wenn Alles mit Mann und Maus verloren gehen sollte. Jammernd und händeringend standen die Frau und die Kinder des Lotsen am Falle, und sahen ihren Vater in der Not, keine Aussicht, sein Leben zu retten. Aber das junge Volk schliefen nicht. Im Nu waren drei Ruderböte vom Strande abgelöst, und dann nach den Klippen hin, daß der Staub vom Seewasser vorne und hinten über Bord ging. Das Schiff saß mitten in der Brandung. Das erste von den Ruderböten wagte sich hindurch und kam so nahe zum Hintertheil des Schiffes, daß der Lotse von da in das Boot sprang. In dem Augenblicke aber jagte eine so schwere Sturzwellen an, daß das Boot bis unter die Ruderbänke voll Wasser schlug. Dadurch war es gezwungen, an seine eigene Rettung zu denken. Nun setzte das zweite Ruderboot durch die Brandung. Es kam dem Schiffe so nahe, daß es eine Leine überwerfen konnte, und ruderte dann aus der Brandung wieder hinweg. Das eine Ende der Leine war im Schiff befestigt, das andere Ende hatten sie im Ruderboote. Auf diese Art dachten sie die Schiffsmannschaft zu retten. Der Kapitän machte zuerst die Leine um seinen Leib und sprang über Bord. Er

wurde ungefähr dreißig Faden durch das Wasser geholt und so halb todt in das Boot gebracht. Der Steuermann machte es eben so wie der Kapitän, und so auch zwei andere von der Schiffsmannschaft. Da fiel der Vormast. Das Schiff barst auseinander, die schweren Sturzwellen schlugen ununterbrochen über das Brack hin, das Hintertheil allein blieb sitzen. Die vier Mann, die noch am Bord waren, liefen nach dem Hintertheil zu, als sie sahen, daß das Schiff auseinanderging, und schnitten den Hächhänger los. Dies ist das kleine Boot, das hinten über dem Spiegel aufgehängt wird. In diesem Boote kamen drei Matrosen glücklich über. Der vierte Mann war der Koch. Den traf aber ein Schlag von dem Stielbaum, woran das große Hintersegel befestigt ist, ins Genick, daß er betäubt wurde und über Bord fiel. Der Hund, die Gefahr einsehend, sprang zu allerlezt noch über ins Boot. Und so trieben sie mitten in die Brandung hinein, ohne Ruder. Das dritte Ruderboot wurde das kleine Boot gewahr, setzte darnach hin, nahm die drei Mann über, und ruderte, was es konnte, um wieder aus der Brandung zu kommen. Der Hund, wie er sah, daß er allein im Boot blieb, fing er zu heulen an, und kroch von einer Bank zur andern, bitterlich schreiend, ihn doch auch mitzunehmen. Aber das Rudervolk, da sie den Hund wahrten, lehrten sie wieder um, setzten noch ein Mal durch die Brandung hin und retteten den Hund. Die drei Matrosen wußten sich nicht zu fassen, wie sie das brave Benehmen der Rudermannschaft sahen. Es war ihnen unbegreiflich, daß da Leute sein könnten, die ihr Leben um einen Hund wagten“.

Das geschah vor einem halben Jahrhundert. Es ist seitdem freilich Vieles anders geworden; aber für so arg, wie sie hier und da verschrien worden sind, halte ich die Helgoländer nicht.

Uebrigens geht es den Hunden bei Schiffsunfällen nicht immer so gut, als dem hier so rührend geretteten. Gar oft bleiben sie

zurück und kommen in den Wellen vor Hunger und Durst um. Früher wurden sie häufig mit Absicht zurückgelassen, weil nach englischen Gesetzen, so lange noch etwas Lebendes an Bord war, das Schiff nicht als strandfällig oder aufgegeben betrachtet werden sollte. Nach einer Verordnung König Heinrichs III. von England, vom Jahre 1226 wurde die Strandfälligkeit ausgeschlossen und das Gut drei Monate lang dem Eigenthümer verwahrt, wenn sich auf dem Schiffe nur „ein lebendiges Thier“ fand. Nach einem Vertrage zwischen Eduard IV. und den Hansestädten von 1474 wurde den Schiffbrüchigen an den englischen Küsten Schutz und Eigenthum gesichert, wenn nur etwas Lebendiges, „es sei ein Mensch, ein Hund, ein Hahn, eine Kage oder ein anderes Thier, gerettet ans Land kommt“. Da wurde denn gewöhnlich ein Hund zurückgelassen. Mitunter sind schon wahre Skelette auf treibenden Wracken angetroffen worden. Ein Mal aber machte ein Hund seine Sache so gut wie der beste Pilot. Im August 1655 kam das Schiff St. Maria aus dem Kanal, also längs durch die Nordsee, mit voller kostbarer Ladung wohlbehalten nach Rüggebüttel, auf dem sich Niemand als ein Hund befand. Man brachte das Schiff nach Hamburg; die Mannschaft war „vermutlich davon gelaufen und hernach vertrunken“.

Die Sprache der Lotsen ist, wie die ihres Katechismus, helgoländisch. Das Helgoländische aber ist ein Zweig des Neufriesischen, wozu außerdem noch die Mundarten von Nordfriesland, namentlich den Inseln Amrum, Silt, Föhr zc., ferner die Mundarten von Wangeroge, Saterland und Westfriesland gehören. In Ostfriesland dagegen und an der Wesermündung hat das Plattdeutsche die alte Friesensprache ganz verdrängt. Das Westfriesische steht dem Holländischen nahe. Am eigenthümlichsten klingt das Wangerogische. Helgoländer und Wangeroger verstehen sich in ihren Mundarten nicht; sie reden plattdeutsch mit einander. Da-

gegen können sich Helgoländer und Bewohner der nordfriesischen Inseln verständigen. — Die Lotsen reden aber auch hochdeutsch, einige auch holländisch, und manche, namentlich die älteren, verstehen so viel englisch, daß sie sich selbst in dieser Sprache verständlich machen können. Vor allen Dingen aber sprechen sie das Schifferplattdeutsch, was unter den Seefahrern etwa das ist, was unter den Diplomaten das Französische.

Die Schiffersprache hat etwas ungemein Frisches und Gedrungenes. Da ist noch, wie in den norddeutschen Mundarten überhaupt, eine Fülle von Unmittelbarkeit und bezeichnender Kraft, welche der üblichen Schriftsprache oft abgeht.

Die Schriftsteller, welche der niedersächsischen und friesischen Mundarten mächtig sind, haben bisher viel zu viel Schen bewiesen, die eigenthümlichen Laute ihrer Heimat in das große Sprachleben der Nation einzuführen. Es sollte das nicht sein. Die deutsche Sprache mit allen ihren Aesten und Zweigen hat Einheit und Verwandtschaft genug, um keinen Laut voll lebendiger eigenthümlicher Bedeutung vom schriftlichen Ausdruck fern zu halten. Warum sollten nicht Ausdrücke, wie brammen, brüseln, basen, schlackern, quinen, gissen, glupen, trulen, und hundert andere, denen im gewöhnlichen Hochdeutsch kein Wort völlig entspricht, in Rede und Schrift ihre Berechtigung haben? mehr, als ganze Reihen von Fremdwörtern, gegen die man neuerdings wieder unverantwortlich nachsichtig und nachlässig ist?

Man hat zuweilen die Frage aufgeworfen, ob es nicht besser gewesen sei, wenn die niederdeutsche Sprachart zur Hauptgrundlage unserer Schriftsprache geworden wäre; man hat sogar Versuche gemacht, in plattdeutscher Mundart wieder zu dichten und zu schreiben. Dagegen haben Andere diesen Sprachstamm für erstarrt und abgestorben, und seine Bewahrung für schädlich erklärt. Auch Wienbarg in seinem Tagebuche von Helgoland u. hat Ähnliches

behauptet und vertheidigt. Später, um 1849, ist sogar in Schriften und Versammlungen förmlich die Unterdrückung und Ausrottung des Plattdeutschen gepredigt worden, indem dasselbe ein Hemmnis aller Bildung, ein rohes, ungehobeltes Ueberbleibsel der Jahrhunderte sei, das in die neuere Zeit nicht mehr passe u. s. w. Mir scheinen solche Fragen ziemlich müßig, solche Versuche im ganzen erfolglos, solche Urtheile aber schief und grundlos zu sein. Daß der südlichere Sprachstamm in der deutschen Schriftwelt den Vorzug und das siegende Uebergewicht erlangt hat, ist in dem Gange, den Poesie und Gelehrsamkeit, geistliche und weltliche Herrschaft in Deutschland genommen haben, gewiß tief begründet. Man würde in Norddeutschland vergebens nach dem Ausdruck für wissenschaftliches und abgezogenes Leben und Streben suchen, das im Süden schon früh den bildsamsten Sprachstoff für seine Bedürfnisse fand. Ausdrücke wie Unwandelbarkeit Befindlichkeit und andere waren im Süden schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert vorhanden, während dem Norden dergleichen fremder blieb. Selbst die Liebe nimmt und spricht sich hier anders aus. Der Norddeutsche und der Helgoländer liebt seine Doren und sein Famel nicht, sondern er hat sie lieb, und hält viel von ihr. Nicht für Gedankenflüge und tief sinnige Betrachtungen ist die norddeutsche Sprache geschaffen, wohl aber durch sinnliche Frische und Faßlichkeit ausgezeichnet.

Darum muß jeder Versuch mißlingen, eine niederdeutsche Mundart noch jetzt zur Darstellung einer höhern Gefühls- und Ideenwelt oder auch nur zur Entwerfung veredelter Lebensbilder aus Kreisen, deren Anschauung und Geistesbildung durch hochdeutsche Sprache vermittelt und genährt worden sind, gebrauchen zu wollen.

Aber verdorrt und abgestorben ist darum der niederländische Sprachstamm noch nicht; er lebt und grünt vielmehr so mairig

und fest und zäh, wie der Volksstamm selbst, aber nur in seinen ursprünglichen und eigenthümlichen Lebensgebieten, in den Eicklämpen, auf den Moor- und Haideflächen, am Harz, am Detster, am Süntel, in den Marschen und am Gestade des Meeres. Da ist das ländliche und geschäftliche Leben sein Boden; da treibt er noch in frischen Wendungen und urkräftigen Sprüchwörtern und Erzählungen seine Blüten und Sprossen. Wer weiß nicht ein paar unübersehbare Redensarten? wer kennt nicht Kobbes unvergleichliche unübertragbare Geschichte vom Swienegel? Und wer hat nicht in neuester Zeit sich aus dem Quickborn erquickt? Klaus Groth hat das sprechendste Zeugniß geliefert, daß auch für dichterische Darstellungen aus dem Volksleben das Plattdeutsche noch Reichthum und Lebenskraft besitzt. Je strenger und einfacher er den Volkslaut gewahrt hat, um so besser seine Dichtung! Ja Vieles würde hochdeutsch gar nicht wieder zu geben sein. Das Lied vom Spagen findet schwerlich seines gleichen; den Ton, den Lebensklang, den schmunzelnden schalkhaften Scherz, der an jedem Worte hängt, drückt schlechterdings kein hochdeutscher Wort- und Verskünstler aus. Vor allem aber ist der Hauch der See die Lebensluft des sächsischen Sprachstammes. Am Meere hat er die tiefsten Wurzeln, die reichsten Kronen. Da wird der Stamm zu Kiel und Planken, zu Mast und Bugspriet; da schießen seine Nester zu Stängen und Toppen, zu Gasseln und Spieren aneinander; da wehen seine Blätter als vielbenamte Segel, da redet sein Mund die Sprache der Wellen und Winde und den donnernden Ruf in Sturm und Brandung.

Es ist thöricht und widersinnig, das Plattdeutsche geflissentlich ausrotten zu wollen. Steht es auch dem Hochdeutschen etwas ferner, als die süddeutschen Volksmundarten, so ist es darum noch kein Hinderniß jeder Bildung. Daß die Meisterwerke der Dichter dem norddeutschen Volke ein verschlossener Schatz bleiben, wie man



behauptet hat, ist in solcher Allgemeinheit unrichtig; und so weit es richtig ist, hat es mehr im Inhalt als in der Sprache seinen Grund. Göthes Faust steht den süddeutschen Bauern nicht näher, als den norddeutschen. Man lasse nur lesen und lernen, soweit Lust und Lebensstellung es mit sich bringen, da wird Sache und Sprache zugleich gewonnen. Wir haben einmal das Geschick, daß wir eine Schriftsprache besitzen, die nirgends ganz Volkssprache ist. Aber wir brauchen uns darüber nicht eben zu grämen. Es ist nicht zu beklagen, daß Religion und Kunst und Wissenschaft, daß alles Höhere und Edlere, in einem Gewande auftritt, das von der gewöhnlichen Alltagsracht sich unterscheidet. Das Schriftdeutsch braucht darum nicht minder Gemeingut zu sein. Man fördere die Kenntniß und Uebung des Hochdeutschen, aber man ziehe nicht gegen das Plattdeutsche zu Felde! die rechten Lebenskreise für beide werden sich dann von selbst bilden.

Thöricht und fruchtlos aber würde es auch sein, das Niedersächsische wieder zu einer allgemeinen Schriftsprache erheben zu wollen. Der alte Kirchenstreiter Klaus Harms, der wackere Vertreter Schleswig-Holsteins gegen Hengstenberg, meint in seinem Vorworte zu Groths Gedichten: „Vielleicht bekommen die späteren Geschlechter noch einmal eine allgemeine plattdeutsche Schriftsprache wieder, wie die früheren sie gehabt haben.“ Es mögen eigenthümliche Gedanken gewesen sein, welche diese Worte des erblindeten Greises, in schmerzlichem Hinblick auf das Verhalten Deutschlands gegenüber der dänischen Bedrückung und Rachelust, begleitet haben; aber man darf doch nicht annehmen, noch hoffen, noch wünschen, daß sie jemals in Erfüllung gehen. Wäre es auch denkbar, daß die Stämme plattdeutscher Zunge noch Lebenskraft und Lebensfülle genug besitzen, um getrennt von der bisherigen Gemeinschaft gleichsam eine neue Geschichte zu beginnen und ihr Geistesleben an die abgelaufenen und aus der Hand verlorenen

Fäden des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts wieder anknüpfen zu können; wer möchte die nationalen Jammergefälle ausdenken, die einer solchen Erscheinung notwendig vorausgehen müßten? Kein einiges Volk kann zwei allgemeine Schriftsprachen haben. Der Norden soll sich nicht scheiden. Aber es soll ihm auch sein eigenthümlicher Lebenshaß nicht angetastet werden. Ganz Deutschland möge vielmehr freudig erkennen, welche Güter wir dort besitzen! Wahrlich! an den Küsten und im Meere, da liegen noch tausend Schätze für das deutsche Reich und die deutsche Sprache. Ein Sachsenfürst hat einst das zertretene und geschändete Deutschland gerettet; der Sachsenstamm wird auch dem künftigen Deutschland ein getreuer Kämpfer sein. Im Norden, da wachsen für unsere Flotten die Eichen und die Männer und die Sprache des Meeres.

## Sprache der Helgoländer.

Helgoland ist gewiß eins der kleinsten Sprachgebiete der Erde. Auf dem einsamen Felsen hat sich trotz früherer großer Sterblichkeit seiner Bewohner, trotz häufiger Einbürgerungen und trotz jahrhundertelanger Verwendung des Deutschen zur Schrift- und Unterrichtssprache, eine selbstständige Mundart erhalten. An Einflüssen fremder Zungen hat es freilich nicht gefehlt; besonders sind dem Niederdeutschen viele Ausdrücke und Wendungen entstammt; aber so bedeutend, wie man glauben möchte, sind die Einwirkungen nicht gewesen. Namentlich ist die Zahl der verdrängten und in Abgang gekommenen Wörter nicht so groß, als gewöhnlich angenommen wird. Ich habe bei aller Mühe nur wenige veraltete Ausdrücke zu erfragen vermocht. Alte Leute sagen z. B. noch, *liwelag* allmählich, während die jüngeren das plattdeutsche *nahgera* dafür brauchen; sonst nannte man das Wasser zum Brotsäuern *Döwwereng*, jetzt heißt es *Säerweter*; wenn die Alten zum Essen nötigten, so nannten sie das *kragen*, jetzt sagt man *nödigen*; *Heikens* schreibt noch *mädelkgiaren*, d. h. in gewöhnlicher Weise, was junge Leute schon nicht mehr verstehen u. s. w. Aber auf diese und ein paar Duzend andere Ausdrücke mag sich Dasjenige, was im Laufe dieses Jahrhunderts außer Gebrauch gekommen ist, beschränken. Mehr scheint sich Laut und Betonung geändert zu

haben. Man hört jetzt Edemdrup Dachtraufe, stjár vier, während die Ältesten Osendröp und hjár sagen.

Häufig wird angenommen, daß eine Menge Wörter aus dem Englischen herrühre. Dies ist jedoch unrichtig. Viele Ausdrücke und Redewendungen, viele Beugungen und Wandelungen, stimmen mit dem Englischen überein, aber sie werden sicher auf Helgoland und an den nordfriesischen Gestaden früher erklingen sein als auf den britischen Inseln. Unter den Eroberern und Einwanderern Englands waren auch Jütländer und Friesen; namentlich kamen die Gründer des Reiches Kent, um die Mitte des fünften Jahrhunderts, von jenen Küsten, und Hengist erscheint nach Lied und Sage als ein friesischer Führer. Auch die alten Sachsen an der Elbe werden ohne Zweifel den Friesen näher gestanden haben, als die späteren niedersächsischen Stämme. Ja der britische Geschichtschreiber Sharon Turner zählt sogar Helgoland selbst zu den Heimatlanden der angelsächsischen Eroberer, indem er die Ansicht festhält, daß es eine von den drei Sachseninseln des Ptolemäus sei und daher für die englische Geschichte ein ganz besonderes Interesse habe. Wie sich aber auch damit verhalte, gewiß ist, daß die Sprache der Insulaner nicht vom neuen England geborgt hat. Die Wörter hear oder hiär hören, hark hórchen, se sehen, luke schauen, Iron Eisen, Knif Messer, Sléw Ärmel, und sehr viele andere, werden ganz wie die entsprechenden englischen gebraucht, aber sie sind ohne allen Zweifel nicht aus England herübergekommen, und weichen ja auch zum Theil in der Aussprache ab. Nur einige wenige Bezeichnungen solcher Gegenstände, welche die Helgoländer von ihren jetzigen Herren kennen gelernt haben, stammen unmittelbar aus dem Englischen, z. B. Poker, ein Schüreisen zu den kleinen Windöfen in Dönsken und Slupen. Eine genaue Erforschung und Vergleichung der Volksmundarten in England und Südschottland und auf den friesischen

und sächsischen Küsten wird vielleicht noch zu wichtigen Aufschlüssen führen.

Besondere Aufmerksamkeit erregt ein doppelter Infinitiv. Das Neufriesische bildet damit gleichsam ein Bindeglied zwischen dem Englischen und Deutschen. Keine andere germanische Sprache hat eine solche zwiefache Infinitivform aufzuweisen. Die eine entspricht dem Englischen, *dröm träumen, gesse mutmaßen*; die andere dem Deutschen, indem sie regelmäßig auf *n* oder *en* ausgeht. Beide sind dem Gebrauche nach scharf gesondert. Die letzte Form wird angewendet, wenn das Zeitwort in substantiver oder gerundiver Bedeutung steht, z. B. *stätje schaukeln, det stätjen das Schaukeln, wäs sein, om to wäsen um zu sein*. Auch bei Akkusativen mit dem Infinitiv, bei den Zeitwörtern *namm nennen, het heißen*, und in einigen anderen Wendungen, wird diese Form gebraucht, z. B. *ick hear hem skrikken ich höre ihn schreien*. Dagegen wird der andere Infinitiv mit den Hülfszeitwörtern verbunden, als: *ick skell rupp ich werde rufen, ick well sliap ich will schlafen, ick mai nig lewwa ich mag nicht leben* u. s. w. Ich habe nie eine Verwechslung beider Formen gehört.

Wie viele Ausdrücke dem Englischen, so stehen andere dem Plattdeutschen gleich, z. B. *Reck langer Stock, tiren geberden, lunen maulen, däsig schwindlich, noilk wunderbarlich* u. a. Daneben gibt es aber auch eine Reihe von Wörtern, welche beiden Sprachen fremd sind oder doch nur eine entferntere Verwandtschaft mit ihnen haben.

Unter den Ausdrücken des täglichen Verkehrs fallen besonders folgende auf: *Mäm Mutter, öt Großmutter, Mätjen Base und Muhme, Mütt Mund, Snäk Wange, Moll lose Ackererde, Njosk Mist, Iärs Köder, Köster Angelschnur, Bindfaden, ösder Gießkanne, Edel Gossenrinne, Tök Nebel, Käk Schauer Regenschauer, Arnt Narbe, Allas Würfel, Arebär Storch, Kreng starkbeschädigtes*

Schiff, das aber noch nicht Brack ist, Smerl Scheitel, Tarp Orts-  
theil, Sagenbuck Gefangbuch, Róweleng Fischrogen, Melt Milch,  
Milcher, Bolleng Geschwür, Bois Lärm, Balt Strohsack, Siekbalt  
zusammengetriebener Eishaufen, Bitt Loch im Eise, Wär Bett-  
überzug, Drumpel Thürschwelle, Slossen Pantoffeln, Skoffel  
Schaufel, nesk weich und erfrischend angenehm, sear weh, trong  
verdorben faul, stár steif, stjilling schön geschmückt, joad her, nött  
stoßen, von Thieren mit dem Kopfe, blid vergnügt heiter, blige  
schämen, keure lustwandeln, broide Nege stricken, bedarwe erholen,  
zu Kräften kommen, heck wech. Von alten Namen sind noch  
Bad, Nummel, von Frauennamen Mámke, Pérke, Ák zc. in Ge-  
brauch. Einige von diesen Wörtern mögen fernliegende Wurzeln  
haben und für den Sprachforscher von großem Interesse sein. Die  
Großmutter Ot erinnert vielleicht an den Namen Uote, nordisch  
Oda, welcher in den alten Heldenliedern und Sagen vorkommt  
und nach J. Grimm Ahnfrau bedeutet. Der Name Ak, früher  
Oask, geschrieben Oske und Osche, mag so weit hinaufreichen, wie  
der Beiname Oisk, den der Sohn Hengists führte. Blid ist mit  
dem dänischen bliid, die helgolander Pantoffelbezeichnung mit dem  
holländischen slof gleich; die Wurzel der Pantoffeln aber wird  
wohl wie die des Adamsapfels im Paradiese stecken. Skoffel be-  
deutet auch Korb, nämlich Heiratskorb; denn die Helgoländerinnen  
geben keine Körbe, sondern Schaufeln.

Für manche verwandte Dinge ist das Helgolandische reich  
an besonderen Ausdrücken. Barfüßig in Strümpfen heißt hós-  
fettelt, barfüßig in Pantoffeln bettfattelt, ganz barfüßig plattbet-  
fattelt. Ein Mannshemd heißt Hemt, ein Frauenhemd Smock.  
Mitunter hat die Unterscheidung etwas Auffallendes: skear heißt  
Scheere; das Zeitwort skear aber bedeutet nicht mit der Scheere  
sondern mit dem Messer schneiden; für schneiden mit der Scheere  
wird klepp gesagt. Auf der andern Seite wird oft viel mit einem

einzigsten Worte bezeichnet. So ist pall ein Generalausdruck für alle erdenklichen Lagen, wo ein Helgoländer in wirklichem oder bildlichem Sinne feststeht, Mißgeschick hat, in Verlegenheit gerät oder am Ende ist, sei's in Worten oder Werken, mit Ausreden oder mit dem Gelde, zu Wasser oder zu Lande, dem Gläubiger oder der Frau gegenüber. Ick ben pall, oder ick stunn pall, oder ick köm to pall, sagt alles. Zuweilen werden eine Menge Wörter zu einer Bezeichnung vereinigt. Man sagt ganz flink: de Bläck-awerdebörleiers, die Todtenlaken-über-die-Bahre-Legerinnen. Von der langer Dauer einer schlaflosen Winternacht heißt es un- gemein bezeichnend: de hëlgrötölóngete Nâcht.

Am Ende der Wörter herrscht Abschwächen und Abstoßen der Vokale, in der Mitte Vermehrung. Die altfriesische Infinitiv- endung a ist zu e geworden und dann häufig ganz weggefallen; statt mena meinen, sagt man mene, gewöhnlich men; aus sterwa sterben ist sterrew geworden. Dagegen zeigt sich im Innern der Wörter Häufung und Zerlegung der Vokale. Für den platt- deutschen Sten sagt der Helgoländer Stean, für Böm Buam; Band heißt Bian. — Es ist die Ansicht aufgestellt worden, daß der Selbstlauter- und Mitlauterreichthum einer Sprache vom Klima abhänge; in kalten Gegenden, in Grönland, Rußland, Polen zc. werde viel gezischt und gekonsonantet, die Milde Italiens aber und vieler Südseeinseln habe die klangvollste Vokalfülle geboren. Das scheint auf Helgoland Bestätigung zu finden. Was könnte auch in der weichen milden Seelust, wenigstens zur Sommers- und Herbstzeit, den Mund veranlassen, sich zischend und grunzend zu schließen? Vielleicht ließe sich dieser Umstand für das Seebad nutzbar machen. Der Badearzt müßte die Hülfes- und Heilungs- suchenden, namentlich die heillosen Hypochonder, nachdrücklich an- halten, Helgoländisch oder Dwaisch oder wenigstens Italienisch zu lernen und zu sprechen, um für jeden ausgefungenen Vokal eine

entsprechende Dosis Seelust und Sauerstoff einzuathmen. Man denke, wenn alle Hypochonder und Hysterischen plötzlich owaieten statt owehten! O wai mir! o wai mir!

Die Doppellaute ea und ia klingen oft so ungewiß, daß man kaum weiß, welche Bezeichnung man wählen soll. Ueberhaupt ist es unmöglich, das Helgoländische mit den gewöhnlichen Schriftzeichen stets genau wiederzugeben. Eine bestimmte Schreibart fehlt natürlich gänzlich. Jeder, der Etwas aufgezeichnet hat, ist seinen augenblicklichen Eingebungen gefolgt. Der Artikel de ist von Einigen sogar da geschrieben worden; ich vernehme indessen nur ein kurzabgestoßenes e mit einem leisen Anklange nach i. Auch viele andere Laute halten sich zwischen den gewöhnlichen Vokallauten, namentlich zwischen a und o, i und ü, o und u, u und a in der Schwebe. Man müßte eine ganze Reihe von besonderen Zeichen wählen, um alle Abstufungen genau auszudrücken. Manches fällt auch bloß auf Rechnung einer schnellen oder singenden Aussprache. Ich halte mich bei meiner Schreibart nur an das Vorherrschende.

Das Helgoländische hat den bestimmten und unbestimmten Artikel, nämlich: de der, die; det das; und en ein. De drückt auch den Plural die aus. Det wird häufig in 'et oder 't gekürzt; en oder 'n gilt für alle Geschlechter. Ueber fünf Sechstel aller Wörter sind männlichen Geschlechts. Das Neutrum ist weniger häufig als im Deutschen. Fast alle Verkleinerungswörter sind männlich. Man sagt aber: det Skepp Schiff, det Famel Mädchen, det Wäff Weib, det Kinn Kind, det Bruäd Brod, det Bötter Butter, det Molk Milch, det Iten Essen. Ueberhaupt sind fast alle Wörter sächlich, die einen Sammelbegriff bezeichnen. Weiblich sind nur die Frauenbezeichnungen Mäm Mutter, Söster Schwester, und einige andere. Man kann dies aus der Anwen-



dung des weiblichen Fürworts je entnehmen; denn der Artikel heißt stets *de*. Sonst sagt man überall *he er*; auch bei den weiblichen Thieren heißt es *he*, was meist auch in das helgolander Hochdeutsch übergeht. Die Helgoländerin sagt von ihrem *Sie-Schaf*: *he blarrt*, und „da molk ich ihn.“ Die Artikel erleiden keine Kasusveränderungen. Dasselbe gilt von Haupt- und Eigenschaftswörtern. Nur ein Possessiv auf *s* kommt in einigen Wendungen vor, z. B. *Neibers Hus*, *Nachbars Haus*. Zur Bezeichnung der Haus- und Familiengemeinschaft wird zuweilen *ens* angehängt: *an östens in der Großmutter Haus*, bei der Großmutter. Sonst werden die Kasusbeziehungen durch *Beiwörter*, die Genitive durch *van* und durch Zusammensetzungen ausgedrückt. Häufig werden zur genauern Bezeichnung doppelte Partikeln, Präpositionen und Adverbien gebraucht. Für *auf* mit dem Dativ sagt man *ap*, für *auf* mit dem Akkusativ wird meist *ap* hinzugesetzt: *ap de Bualkem auf dem Boden*, *ap de Bualkem ap auf den Boden*. So sagt man auch: *stann ap de Stuhl ap auf den Stuhl steigen*, wörtlich: stehen auf den Stuhl hinaus. In ähnlicher Weise werden *ün* und *ihn* zusammengebraucht: *gung nig ihn ün de Kök*, geh nicht in die Küche!

Die Pluralbildung ist sehr verschieden. Am häufigsten sind die Mehrheitsendungen *en* und *er*, als: *Döpvär* Gevatter *Döpvaren*, *Katt* Kage *Katter*, *Stack Latte* *Stod*, plattdeutsch *Stäke*, Pl. *Stäcker* *Lattenzaun* *Stadet*. Fast alle mehrsilbigen Wörter auf *l m n*, namentlich alle Verkleinerungswörter auf *ken* und *chen*, bilden die Mehrheit auf *er*, als: *Lamken* *Lamm* *Lamkener*, *Pott Topf* *Pottchen* *Pottchener*. Auch bei neuen Einbürgerungen von Wörtern wird darnach verfahren. Die Helgoländer sagen nicht *Mäntel*, sondern *Manteler*. Umgekehrt bilden die Wörter auf *s* den Plural in der Regel auf *en*. Häufig ist auch die Anhängung eines *s*, namentlich bei zwei- und mehrsilbigen Wörtern auf *er*,

zumal wenn sie dem Platt- oder Hochdeutschen nahe stehen, als: Stiner Leuchter Stiners, Kiker Fernrohr Kikers, Meister Meister Meisters. Seltener ist der Ablaut, mit Dehnung der Silbe und Veränderung des f oder v in w, als: Glas Glas Gläs, Gat Loch Gât, Nat Neß Nât, Fat Faß und Sarg Fât, Graf Grab Grâw, und einige andere. Noch seltener kommt die bloße Dehnung des Worts zur Pluralbildung vor, z. B. Gus Gans Gäs, Mäs Maus Mäs, Läs Laus Läs. Im Plattdeutschen nehmen solche Plurale ein e hinzu, also Mäse; auf Helgoland hört man nur einen leisen Nachzug, der daran erinnert. Einige Wörter bleiben ganz un geändert, als: Skeap Schaf und Schafe, Dai Tag und Tage, Sku Schuh und Schuhe. Andere endlich haben eine ganz ungewöhnliche oder vereinzelte Mehrheitsbildung, als: Dêf Dieb Dew, Briaf Brief Brêw, Kô Kuh Koi, Häs Haus Häsder, auch Häs, Bur Bret und Bord Burder, Wur Wort Wurder, Markwur Geheimniß Markwurder, Ri Reihe Rinnen, Bru Klippenriff Brunnen. Mann Mann hat Lidden oder Lidd', in einigen Zusammensetzungen auch Mannen, z. B. Mürmannen Kellerefel.

Für Tag brauchen die Helgoländer statt Dai auch das plattdeutsche Dag, mit den Pluralen Däg und Dägen; aber nur in bestimmten Wendungen. Man sagt hellig Dägen Festtage, acht Däg', nie aber sêben Däg, sondern sêben Dai, nêgen Dai, alle Dai. Ebenso heißt es in der Einheit hellig Dai heiliger Tag, iân Dai ein Tag. Beim Grüßen hieß es ehemals gudd Dai! jetzt sagt man gudd'n Dag! Bei einigen Zusammensetzungen kommt der regelmäßige Plural Daion vor, z. B. Moddaion Mittage. Wie acht Dag', sagt man auch veärtein Dag' vierzehn Tage, was offenbar aus dem Plattdeutschen stammt. Früher werden die Helgoländer wohl nach Nächten und Wintern gerechnet haben, wie im Beowulflied geschieht und wie ja nach Tacitus die alten Germanen überhaupt thaten. Auch in der lübecker Ratschronik heißt

es zum Jahre 1417 noch: vertein Nacht. Die Wangeroger haben noch jezt *firtin* Nacht, wie die Engländer ihr *fortnight*; auf Helgoland hat sich kein Ueberbleibsel der Art erhalten. Dagegen hat man einen besondern Ausdruck für Tag und Nacht; ein solcher Zeitraum heißt bei den Schiffern *Edmeal*.

Die Namen der Wochentage sind: Sönddai, Mondai, Teisdai, Meddewéken, Thönnersdai, Freidai, Sönninn. Für den farblosen Mittwochentag ist der alte Wodanstag, vielleicht Wöndsai oder Wönsdai, eingebüßt. Man wird das den festländischen Nachbarn zu danken haben. Im Holländischen und Blämischen findet er sich noch — woensdag; in Flandern spricht das Volk *gunsdag*.

Die Tageszeiten werden mit *Mären*, *Meddai* und *Inn*, und die verschiedenen Beziehungen zur Gegenwart sehr genau durch eigenthümliche Zusammensetzungen bezeichnet. So heißt *jemären* heute Morgen oder diesen Morgen, wenn der Morgen schon vorüber ist; *märlong* heute Morgen, wenn er noch im Lauf ist; *enmäremen des Morgens* überhaupt, z. B. *enmäremen eninnemen* Morgens und Abends, wofür jedoch auch *marens en inns* gesagt wird. Eben so heißt es: *jemeddai* diesen Mittag, wenn der Mittag vorüber ist, und *innlong* diesen Abend; dagegen nicht *jeinn* und nicht *meddailong*; denn der Abend, welcher vorüber ist, gehört ja schon dem Gestern an, weshalb statt *jeinn* *gister Inn* gesagt wird, und der Mittag ist nur ein Scheidepunkt ohne Dauer, daher nicht *meddailong*, sondern nur *jemeddai*, und *enmeddaimen* Mittags überhaupt. Morgen Abend heißt *märenbidinn* d. i. *mären bi d' Inn*. Auch bei Wochen- und Jahreszeiten ist die obige Bezeichnungsart gebräuchlich; *wéklong* heißt in laufender Woche, *jewonter* vergangenen Winter u. s. w.

Die Eigenschaftswörter bleiben in der Mehrheit und bei allen Geschlechtern unverändert. Sie nehmen jedoch durch alle Geschlechter die Endung *en* an, wenn sie ohne Hauptwort

oder wenn sie als Nachsatz stehen; nur nicht mit dem bestimmten Artikel in der Einheit. Man sagt en bisterk Mann, ein garstiger Mann, aber det es en bisterken, und de Mann es en bisterken, nicht aber det es de bisterken, sondern det es de bisterk; dagegen im Plural det sen de bisterken, das sind die Garstigen. Dasselbe kommt bei einigen Fürwörtern und Zahlwörtern vor: heck Fameler welche Mädchen? hecken welche? Die Vergleichungsstufen werden mit wenigen Ausnahmen durch die Endungen er und est oder st gebildet. Gadd gut hat bäter und bast; vell viel muär und miärst. Die Eigenschaftswörter dienen meist auch als Nebenwörter, ohne eine besondere Endung anzunehmen, oder irgend verändert zu werden.

Eine eigene Form bildet das Helgoländische aus dem Eigenschaftsworte, um einen Zustand zu bezeichnen. Man sagt: ün det Hellens in der Helligkeit, ün det Lechtens bei Licht, bi sin Grötens bei seiner Größe, ün det Junkens in der Dunkelheit. Das letzte klingt fast Junkums und wird auch gebraucht, um etwas ganz Ungewisses, Fernes — „hinten weit in der Türkei,“ anzudeuten. In Verbindung mit wat und in einigen anderen Wendungen steht statt ens auch s, z. B. det es wat Dirtigens und wat Dirtigs, das ist was Blehisches. Im Plattdeutschen finden sich ähnliche Wendungen, z. B. et is all en Grötens, es ist schon was Bedeutendes.

Die Zahlwörter sind: iän, tau, trê, hür, fiv, ses oder sös, sèben, acht, nègen, tein, elben, twoállev, dértein, veártein, löftein, sestein, sèbentein, achttein, negentein, twintig, dertig, veártig etc. Achtzig heißt tachtig. Die Ordnungszahlwörter lauten: iärst, ür, der, veär, föfst, sest, sebenst, achtst, negenst etc.

Die Fürwörter kann ich mit den Zeitwörtern verbinden. Die Abwandlung der Zeitwörter ist einfach. Die Hauptformen sind der Infinitiv, das Imperfektum und das Participle der Ver-

gangenheit. Dem Infinitiv ist mit wenigen Ausnahmen die erste Person des Präsens und der Imperativ gleich. Die verschiedenen Beziehungen werden durch Personenwörter und Hülfswörter, die Passivwendungen meist durch Umschreibungen und aktive Wortstellungen, in einigen Fällen auch durch selbstständige Zeitwörter mit passiver Bedeutung, ausgedrückt. Nur die zweite und dritte Person im Singular des Präsens und die zweite im Singular des Imperfectis nehmen bei der Abwandlung eine besondere Endung — *st* und *t* — an, wobei vielfach ein Umlaut des Vokals eintritt. Als Beispiel einer vollständigen Abwandlung kann man das beliebte und allgemein übliche Lieben nicht wählen; denn die Helgoländer lieben nicht, sondern haben sich nur lieb und halten viel von einander; mitunter freilich auch nicht. Dagegen ist das Wort *slo* schlagen, Imperfectum *släg*, Particel *slain*, nicht ganz unpassend, zumal gleich das Reciproke und einiges Unregelmäßige daran erläutert werden kann. Und da geht's denn:

Iek slo dā	ich	schlage	dich,
dā slait mī	du	schlägst	mich,
hē slait hēr	er	schlägt	sie,
jē slait hēm	sie	schlägt	ihn,
det slait ēt	es	schlägt	es,
wi slo jīm	wir	schlagen	euch,
jim slo jām	ihr	schlagt	sie,
ja slo ūs	sie	schlagen	uns.

Die Fürwörter *dā*, *mi* und *ūs* werden kurz abgestoßen ausgesprochen. Man sieht zugleich, daß die persönlichen Fürwörter zum Theil noch einen Objektivkasus bewahrt haben, der allen Haupt- und Eigenschaftswörtern fehlt. Die Formen *mi*, *dā*, *hēr*, *ūs*, *jim*, *jām*, mit oder ohne Vorwort, dienen auch für die Dativbeziehungen. Man sagt: *he soit mi* und *he soit to mi* er sagt

mir, sagt zu mir. Genitivwendungen werden mit van, z. B. van *ûs*, van *jim*, und durch Umschreibungen ausgedrückt. Meist dienen dazu die Zueignungswörter, welche vielleicht ursprünglich Genitive waren oder mit solchen eine nahe Verwandtschaft hatten. Sie lauten:

min din sin her *ûs* jerm herm,  
 mein dein sein ihr unser euer ihr,

und haben weder verschiedene Kasus- noch Geschlechtsendungen. Stehen sie ohne Hauptwort oder getrennt von ihm, so nehmen sie im Plural en an, z. B. *det sen minen*, *hêren*, *ûsen* etc. Auch Formen mit s kommen vor, als: *an jerm*s bei euch. Für *ûs* steht dann *tîrs* ('t *ûrs*?) z. B. *well jim nig ihn an tîrs*? wollt ihr nicht hinein in unsers? d. h. in unser Haus kommen?

Mit *hem* ('em) und *her* im Singular und *jam* im Plural wird auch unser sich nnd mit *em* und *jam* das unbestimmte man gegeben. z. B.: *je verkört her sie erschrikt sich*, *he slait hem er schlägt sich*, *em soit man sagt*, *jam nammt hem de Løgeniar man nennt ihn den Lügner*, wörtlich: ihnen nennt (es) ihn den Lügner; *diar kan em jam van verkøre da kann man sich vor erschrecken*, u. s. w. *Jim* dient auch als Höflichkeits- und Ehrerbietungsform.

Die Wendungen *wi slo ûs*, *jim slo jim*, *ja slo jam* haben keine Gegenseitigkeits-, sondern nur die Bedeutung, daß Jeder sich selbst schlägt, und sind daher nicht sehr gebräuchlich. Die Gegenseitigkeit wird durch *arkker* ausgedrückt: *wi slo arkker wir schlagen einander*, u. s. w.

Das Imperfektum heißt *slåg* und wandelt sich: *då slåg*t, *he slåg*, *wi slåg*, *jim slåg*, *ja slåg*. Das Perfektum wird im Helgolandischen stets mit *ha*, haben, und dem Particp, das Futurum mit *skell*, sollen, und dem Infinitiv gebildet. Was, sein, und wurr, werden, spielen eine weit geringere Rolle als die entsprechenden Ausdrücke im Englischen und Deutschen. Der Hel-

goländer sagt nicht: I am going, und nicht: ich bin gegangen, sondern: ick gung und ick ha gingen; auch nicht: ick ben wesen, sondern: ick ha wesen. Wurr, werden, hat mehr die Bedeutung von devenir. Von einem Particij der Gegenwart finden sich nur wenige Spuren. Man sagt: ün fliggende Fost in fliegender Eise, ün gloihende Fost in glühender Faß. Auch einige Ausdrücke auf ing oder eng mit substantiver Bedeutung kommen vor, z. B. ick mak gesseng ich stelle die Vermutung auf.

Je weniger das Participium der Gegenwart, desto mehr wird das der Vergangenheit gebraucht, und zwar zum Theil in ganz eigenthümlichen Wendungen. Der Helgoländer sagt statt: ich konnte es nicht tragen — ich konnte es nicht getragen erlangen, ick kid et nig drein wenn. Eben so: ick kid et nig dennen wenn, ich hätte es nicht thun können. Im Perfectum steht dabei sünnen, gefunden, z. B. ick ha et nig drein sünnen ich habe es nicht tragen können; wörtlich: ich habe es nicht getragen gefunden oder empfangen. Wenn und sün spielen auch beim Passivum eine Rolle. Ein paar sehr alte Leute sagen fäng, fängen, statt sünnen, was den Zusammenhang mit fing, empfing zc. zeigt.

Die Abwandlung mit ha und skell ist folgende:

ick ha slain,	ick skell slo,
dü hedst slain,	dü skellt slo,
he hed slain,	he skell slo,
wi, jim, ja ha slain,	wi, jim, ja skell slo.

Das t in den Endungen slugst, hedst zc. wird bei der Aussprache nur wenig gehört, während bei skell und eben so bei well, wollen, umgekehrt das s wegfällt. Ueberhaupt hat die Bildung der zweiten Person, sowohl in der Form der Gegenwart als der Vergangenheit, und eben so die zweite und dritte Person des Imperfects, die größte Aehnlichkeit mit dem Plattdeutschen; auch mit dem Englischen. Der Umlaut ai in der zweiten und dritten Person —

slait, slait — findet sich eben so im Plattdeutschen. Die weiteren Formen von ha und skell zur Bildung der übrigen Vergangenheits- und Zukunftsformen der Zeitwörter sind: ick hidd ich hatte, da hiddst, he hidd zc.; ick ha hedd ich habe gehabt, ick skell ha ich werde haben; ick skul ich sollte, würde, da skult; ick ha skul zc.

Für die Konjunktiv- und Passivwendungen gibt es keine besonderen Formen. Der Indikativ und Umschreibungen mit mai mögen, wul wollte, mutt müssen, wenn erlangen, helfen aus. Man sagt nicht: ich werde geschlagen, sondern: ich erlange Schläge ick wenn Tagels; und von der Vergangenheit wieder nicht: ich erlangte oder bekam Schläge, sondern: ich sand oder empfing Schläge ick sünn Tagels, ick ha Tagels sünnen, was freilich in der Sache so ziemlich auf Eins hinausläuft. Die wenigen Passivformen mit werden, wurr, kommen hauptsächlich in abhängigen Wendungen vor, z. B. ick wear bang, dat ick slain wurr, ich war bange, daß ich geschlagen würde.

Hinsichtlich der Hauptformen — Infinitiv Imperfektum und Particyp — versuche ich nicht, Regeln oder Klassen aufzustellen. Ich will aber eine Reihe von Zeitwörtern aller Art hersehen, auch überall, wo die zweite und dritte Person des Präsens durch Umlaut oder Ablaut oder in sonstiger Weise abweicht, bemerken, um eine Anschauung von der Mannigfaltigkeit der Wandelungen zu geben. Es wird sich dabei finden, daß fast alle Zeitwörter auf e das Präteritum und das Mittelwort auf t bilden. Nach diesen Formen gehen auch die Einbürgerungen neuer Wörter vor sich.

Ha und skell sind schon oben erwähnt. Do, daist, dait, do, hat im Imperfektum did, Particyp dennen; well, wie skell, hat wul, wul. Wes sein, bildet: ben, best, es, und in der Mehrheit sën; Vergangenheit wear, wearst, wear, Particyp wesen. Wurr werden, hat wurrt (fast wurrs klingend), dritte Person wurr, Imp. wurr, Part. wurren. Auch der zweite Infinitiv ist von ihm



gebräuchlich; man sagt: he es nig wër quitt to wurren, er ist nicht wieder loß zu werden. Mai mögen, bildet die zweite B. maist, dritte mai, Imperfectum und Particp. mögt; . kån können, zweite B. kanst, dritte kån, Imp. und Part. kida, fast kide klingend; der dürfen, zweite B. derst oder ders, dritte der, Imp. und Part. derst. Mutt müssen, hat muttst oder mutts, mutt, Imp. und Part. most; leat lassen, last, lat, Imp. und Part. lat; fänn finden, fännst, dritte B. fänn, Imp. fänn, Part. fänner; kdm kommen, kommst, kommt, Imp. kimm, Part. kümmer, Imperativ ausnahmsweise komm. Ferner:

sē	sehen	sogst	sogt	säg	sennen,
stunn	stehen	stänst	stánt	stid	stünnen,
dræg	tragen	dreist	dreit	drüg	dreien,
big	biegen	begst	begt	bæg	bägen,
behöl	behalten	behált	behált	behüll	behüllen,
verlis	verlieren	verlest	verlest	verlēs	verlessen,
süpp	saufen	sepst	sept	sēp	sēpen,
ridde	reiten	redtst	redt	rēd	rēdden,
slick	schluden	sleckst	sleckt	slēk	slēken,
rick	riechen	reckst	reect	rēk	rēken,
löp	laufen	läpst	lapt	lipp	lippen,
rupp	rufen	rapst	rapt	ripp	rippen,
sliap	schlafen	slapst	slapt	slipp	slippen,
skeâr	schneiden	skarst	skart	skurr	skurren,
verwit	vorwerfen	verwetst	verwēt	verwât	verwetten,
jütt	gießen	jetst	jet	jât	jâten,
skrick	schreien	skreckst	skreect	skrēk	skrēken,
stél	stehlen	stálst	stált	stull	stullen,
smitt	schmeißen	smetst	smet	smēt	smitten,
slütt	schließen	sletst	slet	slēt	slēten,
trēde	treten	tredst	tredt	trāde	trāden,
bräk	brechen	brekst	brekt	brāk	brāken,
mēt	messen	mētst	mēt	mât	mēten,

splett	spłittern (intr.)	— (det)	splett	splät	spletten,
jitw	geben	jewst	jewt	jêw	jewwen,
bäk	baçen	bäkst	bäkt	bikk	bikken,
lög	lügen	lögst od. lægst	lögt	lög	lögen,
lei	liegen	leist	leit	loi	loien,
help	helfen	helpst	helpt	hilp	hilpen,
spring	springen	springst	springt	sprung	sprungen,
rau	ruhen	raust	raut	row	rowwen,
wenn	bekommen	wennst	wennt	winn	winnen,
nemm	nehmen	nemmst	nemmt	nimm	nimmen,
gung	gehen	gungst	gungt	ging	gingen,
drink	trinken	drinkst	drinkt	drunk	drunken,
song	singen	songst	songt	sung	sungen,
bind	binden	bindst	bindt	bünt	bünnen,
färe	fahren	färst	färt	furr	furren,
set	setzen	setst	set	sêt od. sät	sêten,
bring	bringen	bringst	bringt	brocht	brocht,
skênke	schenken	skênkst	skênkt	skinket	skinket,
thênke	denken	thênkst	thênkt	thocht	thocht,
wët	wissen	wetst	wet	wust	wust,
fil	fühlen	fôlst	fôlt	filt	flt,
winn	gewinnen	winnst	winnt	winnt	winnen,
sean	senden	sanst	sant	sant	sant,
soi	sagen	soist	soit	soit	soiet,
gäl	weinen	gälst	gält	gälet	gälet,
barn	brennen	barnst	barnt	barnt	barnt,
sei	nähen	seist	seit	seit	seiet,
bérége	beten	berégst	berégt	berégt	berégt,
píssële	lispeln	písselst	písselt	písselt	písselt,
loide	bligen	— (det)	loidet	loidet	loidet,
topke	flechten	topkest	topket	topket	topket,
rudde	rudern	rudst	rudt	rudd	rudd,
het	heißen	hetst	het	het	het.

Zum schriftlichen Ausdruck ist das Helgoländische wenig oder gar nicht verwendet worden; man bediente sich des Plattdeutschen und seit dem siebzehnten Jahrhundert des Hochdeutschen. Ueberhaupt werden früher nur Wenige des Schreibens erfahren gewesen sein. Statt der Namen unterzeichnete man häufig bestimmte Marken, welche wohl als Zeichen der Häuser und Schiffe zu betrachten und ohne Zweifel sehr alt sind. Auch neben der Namensunterschrift wurden solche Hausmarken beibehalten. So kommen unter der Landesbeliebung von 1615 folgende „Marken“ neben den Namen vor: †. ††. Andere Zeichen der Art sind ††. ††. Neuerdings finden sich solche Marken noch hier und da an Gerätschaften. — Einige wenige helgolander Sprachproben aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts findet man bei Camerer. Etwas jünger sind die Lotsenfragebücher. In neuerer Zeit sind einige Gespräche, Erzählungen und sonstige Aufzeichnungen veröffentlicht worden; das meiste wimmelt aber von Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten. Ich habe mich daher lediglich an den lebendigen Volksausdruck gehalten, was freilich lange Aufmerksamkeit und Tausende von Fragen erforderlich machte. Eine wissenschaftliche Arbeit von Dr. Minssen im Friesischen Archiv von 1848 über die friesischen Sprachzweige überhaupt ist mir erst nachträglich bekannt geworden. Minssen hat besonders das Eaterländische, wie Hofrat Ehrentraut das Wangerogische, erforscht und aufgezeichnet. Das Helgoländische ist dagegen nur spärlich vertreten, weil Minssen sich nur geringe Zeit auf der Insel aufhalten konnte. Und selbst das Wenige, was darüber mitgeteilt ist, enthält begreiflicher Weise manche Unrichtigkeiten. So ist Hälkener kein unregelmäßiger Plural von Häl, sondern der regelmäßige von Hälken; Häl hat Hallen. Das Zahlwort ian (eins) ist in dieser Form nicht zugleich der unbestimmte Artikel, der vielmehr en lautet; iarst ist das Ordnungszahlwort dazu und nicht ein unregelmäßiger Superlativ von

edder; dieses bedeutet früh und steigert regelmäßig edderer, edderst. Man kann nicht als „Personalpronomen“ für man gelten, sondern heißt man in der Bedeutung nur, mal, z. B. luke man's sieh mal! Eine Pluralendung e beim Particip und en beim Präsens und Imperfektum kommt nicht vor, sen ausgenommen; u. s. w.

Unter den Erzählungen und Dichtungen in helgolander Sprache zeichnen sich die von Heitens aus. Einige sind in Firmenichs Völkerstimmen mitgetheilt. De dätске Buer en de Kikkastenmann mag hier einen Platz finden.

Klås Werner sät ün Fierabend - Tidd  
 Vör Dör üp Stühl en sung;  
 Sin Wüff sät preckelnd bi sin Sidd,  
 De Tidd wurr jam nig lang;  
 Wan ja van Hël - Dai - Arboid möd  
 Dan höpet na de Inn,  
 Sät ja vertrauelk üp herm Stêd  
 Bi Abend - Stär sin Skin.

He sät en sung sin Abend - Lêd  
 Na Melodien - Gang,  
 Oft stemmet ihn dan ôk Margréth  
 Met heller Stemm en Klang.  
 Ja danket Gott för Hab en Gudd  
 Wat sküldenfrei jam heart,  
 Nümm alle Dai met freudig Mudd,  
 Wat jam van Gott beskiart.

Ianst kimm diár en Kikkasten - Mann  
 Herm Hüs nä decht verbi;  
 He soit met höfelk Unred dan:  
 Well jim Paris hîr se?

Un voller Pracht en üppig Stät  
 Pallast bi Pallast stânt;  
 Dog se jim hir ók mannig Kát  
 Nig gröter ás min Wánt.

Paris, soit Werner, ün dín Kast?  
 Dan ók det Gudd en Bludd,  
 Wat Fransmann üt ús Lunn met Hast  
 Weg hålt met Fräfelmudd?  
 Best dü en Dütskman, dear ün't Lunn  
 Det üppig Babel dreit?  
 Wetst nig, dat hir vell Waisen stunn,  
 Dear awer Fransmann skreit?

Ús Könneng furr to gudd met jam,  
 De Miät, wuar ja met mät,  
 Hidd he met mät móst; dan ün Klamm  
 Ja där ús Vulk nä sät.  
 Iar dütskes Vulk ün Frankrik wear,  
 Da wear et Tidd för ús,  
 To nemmen, wat met Hüdd en Hiar  
 Wi sleppe kid hen t' Hús.

Ick wear domals en preusch Soldad,  
 Hidd ick min Well da funn'n,  
 Dan hidd er nä nog kên Sallad  
 Un herm Guäder stunn'n;  
 Allèn ús Könneng wear gerecht,  
 De Borger skul nig drêg  
 De Sünnen-Miät, de kid wi lecht  
 Nä jam dan wêr towêg.

Nä kurtels hidd det nog de Skin  
 Kid ja ús Lunn útsüg;  
 Ja lipp ás Rennthier awer'n Rín,  
 Dan ús herm Rôm vörlüg.

Allèn ùs Vulk slapt nig wër ihn,  
 Stunn wakend all Dai klår;  
 Skul Fransmann kôm dan awer'n Rîn,  
 Ja nûmm hem dan wel wår.

Gott Lof! diar bleft nã Frêd ûn't Lunn;  
 Ick song min Abendlêd  
 En danke Gott met Mûtt en Hunn,  
 So deit ôk min Margréth.  
 De Sâgen bleft dan ôk nig üt,  
 Ûs Acker es bestellt,  
 De bringt ùs nâhrend Bruåd ûn Mûtt,  
 Wan't Frêd bleft ûn de Welt.

De Kasten-Mann sag det wel ihn,  
 De Mann wear dûtsken Slag;  
 He nûmm sîn Kast en bûnt sîn Lien  
 Om't Liff, en soit: Gudd Nâcht!  
 He soit: sen Dûtskers all âs he,  
 Dan ben ick arm en bluât,  
 Ick lów, ja dreue dan wel mi  
 Sogar nog met de Duåd.

Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß die Participien der Gegenwart wakend, nâhrend ic. nicht der alten Sprache angehören, sondern Einführungen des Verfassers aus dem Deutschen sind. Auch Anderes, durch den Versbau veranlaßt, z. B. die Formen heller und dûtskes, sind nicht rein helgoländisch. Die übrigen Wörter sind wohl meist verständlich. Prekkelnd strickend, Mudd Mut, ianst einst, Kat Hütte, Wânt Handschuh, furr fuhr, âs als wie, Miât Maß, Hudd Haut, nã nun, diar da, Guâder Gärten, iar als, Hunn Hand, bluât bloß, Duåd Tod.

## Helgolander Berühmtheiten.

Es gibt unter der helgolander Bevölkerung manche bemerkenswerte Erscheinung. Für Seelenforscher und Herzenskundige findet sich ein reiches Feld der Beobachtung und des Nachdenkens. Die schnellwechselnden Gesichte des kleinen Eilandes und der eigenthümliche Lebensstoff seiner Bewohner, voll Stolz und Kraft, voll Sturm und Leidenschaft, machen das erklärlich. Das Ausschütten aller Reichthümer zur Schmuggelzeit und das Ausströmen gefirnister und lastervoller Bildung in den Badejahren, lassen nicht erwarten, daß der Lebensschritt überall ein gleichmäßiger und unbeirrter geblieben sei. Weder in eigener Bildung noch in eigener Neigung hatte das kleine vereinsamte Völkchen genügende Abwehr gegen Zudrang und Verlockung; und selbst Nichtswürdigkeiten mochten Einigen in dem vornehmen Geleit, worin sie auftraten, weniger abschreckend erscheinen, als es wohl hätte der Fall sein sollen. So kann es nicht Wunder nehmen, von Habsucht und Geiz, von plötzlichen Reichthümern und schnellen Verarmungen, von Selbstmorden, unheimlichen Todesfällen, Fruchtzerstörungen, finsterner Verschlossenheit, dunklen und sträflichen Verhältnissen der verschiedensten Art, zu hören. Nimmt man dazu den noch jetzt sehr verbreiteten Glauben an Hexen und geheimnißvolle Einflüsse,

die Geschichten von Borstul und Geistererscheinungen, und denkt man dazu die furchtbaren Schrecken der Natur in stürmischen Wintertagen; dann erscheint das Eiland in einer Farbe und Gestalt, die seltsam absticht gegen den heitern Eindruck, den der Fremde an klaren Sonnenmorgen oder an stillen Mondabenden zur Sommerzeit empfängt.

Es ist jedoch schwierig, über einzelne Persönlichkeiten genauere Kunde zu erlangen. Und wenn es möglich wird, so würde es zu Kränkungen führen oder als Vertrauensverletzung erscheinen, sie an die Oeffentlichkeit zu bringen. Ich enthalte mich daher des Versuchs, solche Lebensbilder zu liefern. Selbst bloße Thatsachen lassen sich nicht immer erzählen, ohne bei der Kleinheit aller Verhältnisse zu Deutungen Anlaß zu geben, welche Betroffenen und Verwandten weh thun würden. Nur aus dem Leben solcher Männer, die als Schriftsteller und durch sonstige offenkundige Geschicke und Bestrebungen einen gewissen Ruf erlangt haben, will ich einige Züge liefern. Sie gehören als Merkwürdigkeiten zur Insel, so gut wie Leuchtturm und Feuerbake. Die Zeichnung soll hoffentlich nicht unrichtig sein, wenn ich auch nach Art der Bildnißmaler hier und da eine Warze oder eine Falte verstecke und den eigenen Erzählungen der Geschilderten etwas umfangreich vertraut habe. Wer wird alt ohne Falten?

Die Namen sind: Klaus Reimers, Jakob Andresen-Siemens, Peter Andresen Delrichs, Hans Frank Heikens.

Die häuslichen Geschicke dieser Männer, meist gleichen Alters, bilden, wie sie selbst, die größten Gegensätze. Die beiden ersten sind in den letzten Jahren gestorben, Reimers als Vater von neunzehn Kindern, Siemens als Junggeselle; Delrichs hat sich als Siebenziger zum vierten Male mit einem jungen Frauenzimmer verheiratet und lebt jetzt in Holland; Heikens hat vor einigen Jahren seine goldene Hochzeit gefeiert und wohnt noch in seinem



allbekanntes Häuschen am Kirchhofe, mit dem Rosengärtchen vor dem Fenster, als Dichter und Erzähler alljährlich den Besuchen der Reisenden und den sonstigen Geschicken berühmter Männer ausgesetzt.

Seikens ist noch munter und rüstig. Immer thätig und wohlgenut, bald lesend bald schreibend, bald im Garten bald im Feld arbeitend, bekümmert er sich bei seinen kleinen Verhältnissen auch um die Vorgänge in der großen Welt, und vergißt auch bei den Beobachtungen und dem Nachdenken über die große Welt und bei seinen schriftstellerischen Hingebungen und Aufzeichnungen die argen Raupen auf dem Gartenkohl nicht. Wo er eine Zeitung erwischen kann, da bleibt gewiß kein Bericht ungelesen. Die Helgoländer haben manches gegen ihn; es ist leider eine gewöhnliche und nicht eben die beste Erscheinung auf der Insel, daß Einer dem Andern allerlei vorzuwerfen weiß.

Seikens ist am 2. März 1780 geboren; seine Frau in demselben Jahre. Als sie sich heirateten, waren sie über die Zwanzig kaum hinaus und hatten nichts als ein Bett und einiges Gerät. Jetzt besitzen sie ein hübsches schuldenfreies Haus, einiges Land und auch sonstiges Vermögen. Sie haben fast alles selbst erworben. Der junge Hans Frank hatte ein paar rüstige Arme und einen guten Kopf, und Frau Anna war ein seltenes Weib. Kräftig obwohl schlank gewachsen, schnider gekleidet, gesund, klug, heiter, auch in den herbsten Mißgeschicken sich ein fröhliches Gottvertrauen bewahrend, und dabei unermüdllich thätig und wirtschaftlich, erhaltend und mehrend — so war sie und so ist sie noch. Sie hat noch immer, wie sie selbst sagt, einen „heiteren Geist“. Ueber den Körper schmält sie zwar mitunter, allein das hindert nicht, daß alles noch sauber und spiegelblank ist; selbst die Tritte vor dem Hause sind geschuert, vor der Thür und im Hofe ist Sand gestreut, und im Gärtlein unter dem Fenster blühen häufig noch im

August und September zur beneideten Lust der bei ihr wohnenden Fremden die schönsten Centifolien. Frau Heikens führt eine scharfe Zunge. Wehe dem, der ihrem Wahrheits- und Gerechtigkeitsfinne, oder ihrer Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe zu nahe tritt! Aber ich glaube nicht, daß ihr darum Viele gram sein können; denn alles an ihr ist wahr und klar und ächt wie lauterer Gold. Auch sagt sie wohl zuweilen: man muß denn ja manches mit dem Mantel der Liebe bedecken! Und wer hätte nicht manches zu bedecken? Aber wenn sie das auch nicht sagte, ihr klares blaues Auge unter dem breiten schneeweißen Mügenstriche, und die Gemüthlichkeit, mit der sie gleich nach einer derben Strafrede über irgend einen Unfug oder über die zunehmende Bußsucht und Verderbniß eine Prise nimmt, müßte doch ihren Worten die Bitterkeit rauben. Als sie mit ihrem Hans Hochzeit machte, meinte dieser: na Anna, nun muß ich verdienen, und du mußt haushalten! Und das hat sie auch bis auf diese Stunde eifrig und sorgsam gethan. Sie ist recht, was man im Plattdeutschen und auch auf Helgoland so bezeichnend sagt, eine nehrige Frau. Mitunter fast zu nehrig. Sie beschränkte auch ihre Thätigkeit nicht etwa auf das Haushalten, sondern sie half zugleich das Haus bauen. Es geschah dies im Jahr 1810, also in der theuersten und bewegtesten Zeit, welche die Insel erlebt hat. Es wurden damals häufig die wunderbarsten Geschäfte gemacht. Ein Mal kam ein zerbrechliches Boot mit 5000 Eiern glücklich an; es vertauschte jedes Ei gegen ein Pfund Kaffee, kam glücklich zurück, und der arme Besitzer war ein reicher Mann. So glückliche Geschäfte machte der junge Heikens zwar nicht, allein er erwarb doch reichlich. Und kaum war das Haus fertig, so erwarb es ebenfalls reichlich. Es wohnen damals Hunderte und übernachteten oft Tausende von Fremden auf der Insel. Ein Zimmerchen mit Bett kostete täglich zwei bis drei Thaler und mehr. Zu dem Hause mußten 18,800 Stück

Steine die hohe Treppe hinauf und weiter bis an das Kirchhofs-  
 stacket getragen werden. Manche Frau würde davor zurückgeschau-  
 dert sein. Frau Heikens that das nicht. Sie nahm jedes Mal  
 gegen hundert Pfund und ging oft zwanzig Mal im Tage. Jetzt  
 verwundert sie sich darüber: „denk, um's Himmelswillen! sagte sie,  
 2000 Pfund! Aber, fügte sie heiter hinzu, Gott hat mir denn  
 ja die Kräfte gegeben, und Abends — meinte sie lachend und  
 nahm eine Brise — ja Abends da hätte ich wohl noch gesungen  
 und getanzt, so vergnügt war ich, weil alles so gut ging.“ Einen  
 Theil der Steine ließ sie durch Knaben tragen und mußte für  
 zwölf Stück vier Schillinge, für 120 also einen preußischen Thaler  
 bezahlen.

Hans Frank war in anderer Weise thätig. Beim Bau, am  
 Strande, auf der Düne, auf dem Meere, überall war er rührig.  
 Später fuhr er eine Schnigge, das einzige Fahrzeug dieser Art,  
 das noch jetzt vorhanden ist. Dabei war er Quartiersmann und  
 Lotsenofficier, dann Landesältester und Lotsenexaminator und  
 galt ohne Widerrede für einen der tüchtigsten Elb- und Weser-  
 lotsen. Er weiß von mancher fährlichen und abenteuerlichen  
 Fahrt zu erzählen. In den dreißiger Jahren war er Kapitän  
 einer hamburger Galliot und machte eine Reihe glücklicher Fahrten  
 nach Messina, Petersburg, Malaga, England, Bordeaux u. s. w.  
 Ueberall sah und hörte er. Wenn andere in den Wirts- und  
 Spielhäusern saßen, besuchte er die Museen und Merkwürdigkeiten.  
 Von Neapel aus ging er nach Pompeji und bestieg den Vesuv, von  
 dem er ein Stück Lava heimbrachte. Es ist gar unterhaltend und  
 anziehend zu vernehmen, wie sich die Wunder des Südens und  
 des Nordens, der Natur und der Kunst, in der einfachen empfäng-  
 lichen Seele abspiegelten. Am Vesuv überkam ihn auch der Drang  
 zu dichten, dem er in den letzten Jahren fleißig nachhängt. Doch  
 blieben seine Verse, was vielleicht zu wünschen gewesen wäre, nicht

der einfache Naturerguß eines dichterischen Gemüths, sondern es traten auch fernliegende, zum Theil unfügsame Bildungstoffe, die seine Sprache nicht bewältigen konnte, hinzu. Am ansprechendsten sind die kleinen Gedichte, die einer einfachen Gefühlsregung und Anschauung entsprungen sind; namentlich die in helgolander Mundart. Wertvoll aber sind die Erzählungen und Schilderungen, voll einfacher Unmittelbarkeit, welche Adolph Stahr unter dem Titel „Memorabilien“ zusammengestellt und 1844 mit einer Vorrede herausgegeben hat. Sie enthalten manchen sprechenden Zug aus dem Leben der Insulaner und selbst die Ausdrucksweise ist anziehend, da der geistvolle Herausgeber die eigenthümliche Färbung mit behutsamer Einsicht gewahrt hat. Von den Dichtungen mögen ein paar Proben hier Platz finden. Ich habe mir dabei nur einige sprachliche Berichtigungen erlaubt. Ein längeres Gedicht: Der Leuchtturmwächter beginnt so:

Dem Dienst und meiner Pflicht getreu,  
 Sitz' ich in meiner Klausur,  
 Und halte Wache ohne Scheu  
 Bei Sturm und Meersgebrause;  
 Wenn schwankend sich der Thurm bewegt,  
 Der Sturm mit Wut ans Fenster schlägt,  
 Seewasser rinnt vom Dache,  
 Halt' ich getreu noch Wache.

Ein anderes: Der Seemann, mit bekannten Anklängen,  
 setze ich ganz her:

Im Wellentanz,  
 In Nacht und wilden Wogen,  
 Im großen Raum und weiten Himmelsbogen,  
 Umstimmert ihn der Sterne Kranz.  
 Oft blickt der Mond verstoßen durch die Räume,  
 Beleuchtet seinen Pfad, entflieht wie Träume  
 Im Wellentanz,  
 Er harret der Sonne Glanz.

Mit Heldenmut

Er dann das Schifflein leitet;  
Den sichern Pfad die Sonne ihm bereitet,  
Beschirmet ihm schon Hab und Gut.  
Das Ziel ist nah. Auf! laßt uns darnach streben,  
Wie's Pflicht gebeut, und unsern Ruhm noch heben,  
Mit Heldenmut  
Erretten Gut und Blut!

Sieg oder Tod!

Dies ist der heil'ge Glaube.  
Bald nah dem Ziel, bald nah dem Meer zum Raube,  
Was uns mit thürmend Wogen droht;  
Im Sturmeskampfe das brausend Meer nicht scheuen,  
Wenn im Beruf die Elemente dräuen,  
Sieg oder Tod!  
Uns strahlt das Morgenrot!

Zu den besten zählt wohl: Der Fischer auf Helgoland:

Mein Hüttchen nun mein eigen ist,  
Dazu ein holdes Weib;  
Und fremd uns jeder häuslich Zwist;  
Gesund an Seel und Leib.  
Beglückt bin ich mit eignem Herd,  
Und hab' zufriednen Sinn,  
Und nehme, was mir Gott bescheert,  
Mit frohem Herzen hin.

Wenn sich Aurorens Schimmer zeigt  
In purpurfarbner Pracht,  
Die Sonne frei dem Meer entsteigt  
Durch eine höhre Macht,  
Dann gleitet schnell und rasch mein Boot  
In Nordmeers Wellentanz,  
Als Fischer find' ich hier mein Brod  
Auch ohne Schmuck und Glanz.

Mein Fischgeräthe werf ich aus  
Mit Räder in das Meer.  
Komm' ich mit reichem Fang nach Haus  
Nun glücklich wieder her,

Dann kommt mein Weibchen angeflohn,  
 Mit Silberstimme Klang  
 Begrüßt sie mich; welch' schöner Lohn  
 Für Schweiß und Arbeitsdrang!

Dann ziert ein einfaches Gericht  
 Den runden Tisch. Voll Dank  
 Steigt unser Lob zu Gott, der Licht  
 Und Wahrheit in uns drang;  
 Ihm weihen wir ein Dankesberg  
 Im Meer und auf dem Land,  
 Ihm, der uns schützt vor Leid und Schmerz,  
 Uns inniglich verband!

Der Mann hat sich erst spät durch Privatunterricht und eigenes Lesen gebildet. Sein Vater war ein biederer Seemann, aus ächtem helgolander Blute. Er starb aber schon, als der kleine Hans erst wenige Wochen alt war. Drei Schwestern waren ebenfalls noch in den frühesten Jahren. „Als er seinen Tod herannahen fühlte — erzählt Heikens — ließ er seine nächsten Freunde, die alle Seemänner waren, an sein Bett kommen und empfahl ihnen mich, den einzigen Sohn, auf das eindringlichste. Darauf starb er und ließ meine Mutter nebst den vier Waisen in so großer Dürftigkeit zurück, daß nicht einmal das Schulgeld, welches damals für Lesen 12, für Schreiben 12 und für Rechnen gleichfalls 12 Schillinge betrug, für mich ausgebracht werden konnte. So wuchs ich denn bis zu meinem zwölften Jahre fast in wildem Zustande auf, denn nur etwas Leseunterricht hatte meine Mutter für mich erschwingen können. Die Freunde meines Vaters konnten, da sie selbst unvermögend waren, nichts für mich thun, als hier und da im Stillen ein Auge auf mich haben. Das thaten sie denn auch, und da sie mir zum Theil nicht einmal bekannt waren, so passirte es wohl, daß ich, wenn ich Bubenstreiche am Strande auszuführen im Begriff war, unversehens Ohrfeigen von einem mir wildfremden Menschen erhielt, was mich denn nach und nach

vorsichtig und behutsam machte. Mit dem dreizehnten Jahre mußte ich als Schiffsjunge zur See und kam unter strengere Aufsicht. Um diese Zeit erwachte in mir eine unbeschreibliche Wißbegierde, die ich aus Mangel an allen Schulkenntnissen nicht zu befriedigen vermochte. Alles, was ich jetzt auf meinen Seetouren hörte und sah, war mir neu und fremd; ich fing an, mich meiner Unwissenheit zu schämen und der erste Gebrauch, den ich von meinem verdienten Gelde machte, bestand darin, daß ich Privatunterricht in Schreiben und Rechnen nahm.“ Der wackere Prediger der Insel kam seiner Wißbegierde zu Hülfe, ließ ihm Bücher und saß oft bis in die späte Nacht mit ihm auf, um ihm Winke und Unterweisung zu geben. Heikens hatte den Schmerz und das Mißgeschick, den trefflichen Beistand durch den Tod zu verlieren. Auf den Wunsch der Witwe mußte er den verehrten Mann mit zu Grabe tragen helfen, wozu sonst nur die angesehensten Männer des Ortes berufen waren, aber er vermochte es kaum vor Herzeleid und Thränen.

Zu seinen bemerkenswertesten Erlebnissen gehören folgende: Im Jahr 1808 machte er eine gefährliche Postfahrt nach Neuwerk, die er in seinem Büchelchen sehr anziehend erzählt hat. Später, als die Franzosen auf Neuwerk schon alles niedergedrückt und zerstört hatten, fuhr er noch mehrere Male im Dienst der englischen Regierung dorthin. In der Zwischenzeit war er ein gesuchter Weserlotse für Schmuggel- und Kriegsschiffe. Im Jahr 1809 war er Lotse auf dem englischen Kriegsschiffe *Mosquito*, das den Herzog von Braunschweig-Des am 9. August mit seinen Todtenköpfen, der „schwarzen Legion der Rache“, vor der Weser an Bord nahm. Der Herzog forderte ihn auf, mit nach England zu gehen; er lehnte es aber ab.

Ein ander Mal war er mehrere Monate an Bord eines mit Salz beladenen Schmuggelschiffes. Man mußte falsche Papiere

aus England holen, worin das Salz zu portugiesischem umgetauft wurde; allein trotz dem wäre die Sache bald schief gegangen, weil die Matrosen gewissenhaft waren und „ihre Seele dem Teufel nicht zuschwören wollten“. Da mußte der Lotse aushelfen. Mit umwickelten Rudern fuhr er unter den Wachkanonen hin und vermittelte an geeigneter Stelle das „Blindmachen“; da gings ohne Beschwörung des Protokolls. Ein ander Mal war er an Bord einer Korvette, die an den Küsten kreuzte. Ein armer Küstenfahrer wurde erwischt und durch Freiwillige in einem Boote genommen. Der Schiffer weinte bittere Thränen: es war das dritte Fahrzeug, das er verlor und nun war er ein Bettler. Dabei hatte die Mannschaft auch geraubt und sogar seiner Frau die Kleider genommen. Heikens nahm sich des armen Schelms, der sich dem Kapitän nicht verständlich machen konnte, mit solcher Wärme an, daß es zu einer Untersuchung kam. Alles wurde durchforscht; man fand aber von den geraubten Sachen nichts. Da saßen noch ein paar Weibsbilder da; und diese hielten wirklich das Geraubte versteckt, in derselben Weise, wie weiland Rahel die Gözenbilder ihres Vaters. Man zwang sie zum Aufstehen, und der Geplünderte bekam wenigstens Etwas wieder. Auch alles Bewegliche durfte er vom Schiff mitnehmen. Das Schiff aber war Prise und Heikens mußte es später in den Hafen von Helgoland bringen. Ueber die Uebelthäter erging ein Gericht, das Heikens nicht mit anzusehen vermochte; sie wurden an die Wanden gebunden und bekamen *the cat*. *Cat* bedeutet auf englisch so viel, wie Knute auf deutsch; und zwar ist es *a cat o' nine tails*, jedes Schwänzlein mit einem erheblichen Knötlein versehen, so daß eine solche Geißel die goldene Geißel mit „sieben schweren Knöpfen“, welche der starke Zwerg Alberich gegen Siegfried schwang, an Reichhaltigkeit noch übertrifft. Auch auf Helgoland wurde zu jener Zeit die neunschwänzige Raze dann und wann losgelassen



und wußte das Ungeziefer vortrefflich in Zucht zu halten. Einst kamen in einem der zahllosen Schleichhändlerböte einige Leute vom „Südwall“, die es einfacher fanden, ihr Boot ohne weiteres mit Indigo und sonstigen Borräten, die haufenweise unter bloßen Segeltüchern und Breterschuppen am Strande lagen, zu beladen, als lange zu handeln und zu bezahlen. In der Nähe stand zwar eine Schiffswacht, allein der Bursch mochte wohl auf irgend eine Weise „blind“ geworden sein. Kurz, das Beladen des Boots gelang; aber bei der Abfahrt machte die Ebbe, welche die Langfinger in ihrer Unkunde gar nicht beachtet hatten, einen Strich durch die Rechnung. Das Schiff saß fest. Als Lärm entstand, entkamen die Diebe zwar und versteckten sich; allein vergebens waren sie Stunden lang bemüht, sich weiß zu waschen, die indigo-blauen Hände und Gesichter verrieten sie bei der allgemeinen Nachforschung. Man führte sie mit Stricken um den Hals unter Trommelschlag durch die Straßen und stellte sie dann auf dem Marktplatz auf hohen Tonnen zur Schau. Die weitere Strafe ist nicht bekannt. Der Soldat aber bekam the cat o' nine tails.

Ein anderer Soldat, der eingebrochen war, und dem Manne, der ihn ergreifen wollte, das Ohr abgebissen hatte, wurde an eine Bombe geschlossen und soll nach und nach 1000 Stöße erhalten haben. Er gehörte zu einer Anzahl Rekruten, die so viel Unfug anrichteten, daß es fast zu einem förmlichen Kampfe gekommen wäre. Auf eine nachdrückliche Vorstellung von Heikens wurden sie entfernt.

In den dreißiger Jahren führte Heikens eine hamburger Galliot. Als er das Schiff verließ, kehrte er in sein stilles Häuschen auf Helgoland zurück. Seitdem lebt der alte Seemann auf dem „Lande“; doch nimmt er noch am Lotsenwesen Theil, das er gern verbessern möchte, und ist Schreiber und Vertheiler des Lotsengeldes, wozu keine geringe Wissenschaft gehört. Vergebens

hat er aber eine zeitgemäße Aenderung der ganzen Lotseneinrichtung zu bewirken gesucht. Und so mag ihm, wie dem Odysseus,

.... außer dem Meer einst  
 Kommen der Tod gar saust, der ihn, vom behaglichen Alter  
 Aufgelöst, in Frieden hinwegnimmt.

Aber der Tag wird noch fern sein. Noch ist der Alte gar rührig. Die braunen verschlagenen Augen lesen noch ohne Brille die feinste Schrift; und als er mir die alten helgolander Jugendspiele, in denen er Meister war, das Ballspiel mit hölzernen Bällen, und das Kochspiel, das am Strande mit platten auf einandergelegten Steinen gespielt ward, verdeutlichte, wurde er in heiterer Jugenderinnerung selbst wieder jugendlich stink. —

So habe ich die Züge vor Jahren niedergeschrieben. Ich mag sie nicht verdütern durch Trübniß, welche in den letzten Zeiten die alten Leute betroffen hat.

Ein gar gemüthlicher Alter, mit schneeweißem Haupt, voll heiterer Munterkeit, ist Peter Andresen Delrichs, 1781 auf der Insel geboren. Er hat sein Jugendleben und seine späteren Fahrten selbst beschrieben und zwar in holländischer Sprache, die sich zu dem gemächlichen und behäbigen Wesen des Mannes ungemein schickt. Sein Großvater war ein geborner Husumer, brachte es aber doch auf Helgoland bis zum Ratmann. Von seinem Vater weiß er nur wenig zu erzählen, ist jedoch stellig overtuigd, dat hij gedurende zijn leeftijd geene moeite heeft gespaard, zijn dagelijksch brood met visschen en loodsen te verdienen. Von der Mutter, die einen kleinen Kram führte, redet er mit besonderer Liebe. Sie mußte ihn einst nach dem Festlande mitnehmen. Da gestel ihm dort die Kleidung, de kleeding der bewoners van het vaste land, sehr, und als ihn später ein Schiffs-

Kapitän mit auß Schiff nahm und in der Kajüte so gebietend da- stand, da dachte er: zulk een kapitein wil ik ook worden. Zu jener Zeit hatten auf seinem Heimat-eilandje omtrent twintig van de voornaamsten noch jeder eine Kuh; allein der Kleine nahm sich doch vor, da nicht zu bleiben. Im sechszehnten Jahre drang er den Eltern die Erlaubniß ab, nach Hamburg gehen und dort sein Glück versuchen zu dürfen. Bekleidet wie ein junger Matrose — wobei er nicht zu bemerken vergißt, daß ihm die blaue Tuchhose zeer goed paste — suchte er das Haus auf, wo sich die meisten Kapitäne zu versammeln pflegten und bot sich an. Einer fragte ihn, ob er schon zur See gewesen sei? Ja, sedert dat ik zoo hoog was — ja, seit ich so groß war — twee voeten van de grond. Nun mußte er erzählen. Am andern Tag sollte er zu dem Kapitän kommen; er meldete sich mutig: goede morgen, kapitein! und ward Kajütenjunge. Vor allen Dingen kletterte er nun bis in die oberste Mastspitze und sah sich um; aber der Steuermann schalt darob, und es hieß: Hier achter moet gij blijven! hier hebt gij een veger! Damit erhielt er Anweisung zum Kehren und Scheuern und fuhr dann bald mit nach London. O wat een lange reis was dat! Auf der Rückreise nahm man bei Helgoland einen Lotsen ein. Leider war sein Vater nicht im Boot; aber es waren doch alle vriendelijke gezigten. — Bald darauf fuhr er abermals nach London; dann als Leichtmatrose weiter und weiter: nach Charlestown, in den Golf von Mexiko, und wie sonst die Bestimmung des Schiffes lautete. Im Jahr 1802 war er wieder in England, geriet in Gefangenschaft, entging kaum der Matrosenpresse und lernte bei dem alten Mopsen bei Husum die Steuermannskunst. Dann wurde er bei dem helgolander Schiffskapitän Nikolaus Peter Krohn, der eine bewaffnete Kauffahrtfregatte befehligte, dritter Steuermann auf einer Reise nach Isle-de-France. Die Ausfahrt verzögerte sich ziemlich lange. Als

aber die englischen Wachtschiffe bei einem harten Sturme die Masten verloren, eilte alles davon. Um 1811 wurde Delrichs Kapitän eines Kauffahrers nach Malaga; später fuhr er ein russisches Schiff nach Amsterdam; 1816 war er Obersteuermann eines holländischen Transportschiffes nach Ostindien, wobei er Schiff und Menschen aus einer schweren Gefahr rettete, indem er gegen den Befehl des Kapitäns steuerte. Darauf wurde er selbst Kapitän dieses Schiffes und führte es drei Jahre lang. Im Oktober 1820 fuhr er wieder als Obersteuermann nach Batavia. Dann trat er dort als Buchhalter und Aufseher in den Dienst der Regierung. Er hatte sich in Holland verheiratet und ließ Frau und Kinder nachkommen. Aber alle starben bis auf eine Tochter, die in Batavia verheiratet ist und bis auf einen Sohn, der in Samarang lebt und dem alten Papa zuweilen Thee und Cigarren schickt. Eine zweite Frau starb ihm 1834 ohne Kinder. Zwei Jahre später erhielt er wegen Kränklichkeit einen längern Urlaub und sah sein Heimat-Gilanje wieder. Hier gefiel es ihm jetzt so wohl, daß er um Pensionirung nachsuchte, einen nominellen Ruhegehalt von 630 Gulden, einen reellen von 178 Gulden und 78 Cents erhielt und sich zum dritten Male verheiratete. Seine junge Frau schenkte ihm mehrere Kinder, die mir im Sommer 1846 Kufhändchen bringen mußten, als mir der vergnügte Alte in weißer Bilejacke im sonnendurchleuchteten Sonntagszimmer seine Fahrten erzählte. Er hielt sie in strenger, fast harter Zucht. Er hatte draußen an der Kartoffelallee eine Kegelbahn. Auch einen Mäßigkeitsverein hatte er gestiftet, kam aber bald in die ironische Lage, daß er Getränke, die er so sehr anfeindete, selber feilhalten mußte. In den Mußestunden schrieb und zeichnete er und hat namentlich ein kleines deutsch-englisch-holländisch-helgoländisches Wörterverzeichnis drucken lassen. Er ist auch Freimaurer. Vor einigen Jahren ist er nach Holland übersiedelt, um seinen vollen Ruhegehalt zu

beziehen, und soll dort, zum vierten Male verheiratet, ein behagliches Leben gemächlich weiter führen.

Fast in allen Stücken das Gegentheil von Deltrichs war Jakob Andresen-Siemens. Er war nicht vier Mal, sondern gar nicht verheiratet; statt des behäbigen, heitern, mittheilsamen Alten, sah man einen einsamen, finstern, verschlossenen Mann, der in anscheinender Ruhe und Schweigsamkeit unaufhörlich im Innern arbeitete und grübelte, bis er 1849 zu London in tragischer Verlassenheit an der Cholera starb. Er war Schiffsbauer und galt ohne Widerrede für einen äußerst geschickten Mann in seinem Fach. Aber wenn er unten in seiner einsamen Zimmerbude sägte und hämmerte, waren seine rastlosen Gedanken nicht bloß bei Nichtscheid und Winkelmaß, sondern bei tausend anderen Dingen. Er sann über die Insel nach, über den Verfall des Wohlstandes, des Lotsenwesens, des Fischfanges, er machte Pläne zur Gründung eines Seebades, eines gemeinsamen Gewerbsunternehmens, er wollte die Düne geschützt wissen, einen Hafen anlegen, den Havereideid abschaffen, und was dergleichen Gedanken mehr waren. Seiner unermüdlichen Ausdauer und eigensinnigsten Zähigkeit haben die Helgoländer die Gründung des Seebades zu verdanken. Es ist kaum zu glauben, welche Schwierigkeiten und feindseligen Hindernisse, an denen es dem eigenthümlichen Manne niemals fehlte, zu bestehen waren, ehe das Bad mit sechs Karren eröffnet werden konnte. Auch da drohte ihm noch das Schlimmste — die Lächerlichkeit. Aber Siemens ließ sich durch nichts irre machen. Und seine Beharrlichkeit ward glänzend gekrönt. Die Aktionäre vertheilen jetzt nicht selten über hundert Procent, was selbst die Mitglieder der holländisch-ostindischen Maatschappij in den glücklichsten Jahren nicht gekonnt haben.

Siemens selbst war im Besitze mehrerer Aktien; aber die

hatten ein eigenes Schicksal. Er hatte sich im Jahre 1831 hinreißen lassen, über mehrere Beamten wegen einer öffentlichen Handlung ehrenrührige Aeußerungen zu thun. Selbst vor Gericht, als ihn ein Ratmann verklagte, sprach er von „Räuberstreichen“, den „Gubernör miteingerechnet.“ Er wurde deshalb am 8. Juni 1831 für einen „Ruhestörer und Ehrenschänder“ erkannt und mit einer Geldstrafe von 150 Mark belegt, die innerhalb 24 Stunden bei Meldung der Verhaftung bezahlt werden sollte. Siemens appellirte; es blieb aber dabei. Die Verhaftung wurde am 9. Juni vollzogen, und Siemens mußte sich am 7. Juli durch Hinterlegung seiner Akzien lösen. Der mitbeleidigte Governor King bestätigte gegen den 14. September das Urtheil der Ratmänner und erklärte zugleich, daß dieselben die Akzien als Pfand für das Wohlverhalten einbehalten könnten. Dies wurde für die Zeit von drei Jahren beschloffen, wenn nicht Siemens „freiwillig erkläre, die Insel auf Zeitlebens verlassen zu wollen“.

Als alles erledigt war, zimmerte Siemens wieder eifrig in seiner Bude, und Abends griff sein unruhiger Geist zur Feder. Es entstanden eine Reihe dunkler Schriften: über den Verfall der Insel, über den Eid, über das Lotsenwesen. Aber keine wollte den gehofften Erfolg bringen. Er war der schriftlichen Darstellung zu wenig Meister, um bei dem steten Streben, viel und doch nicht alles zu sagen, sondern noch etwas — nämlich das eigentliche Geheimniß — für sich zu behalten, den Beifall der Leser erringen zu können. Immer aber finden sich einige Gedanken und Ausdrücke, die wie kernige Eichenknorren unter Spänen umherliegen. Um diese Zeit lernte ihn Wienbarg in der einsamen Zimmerbude kennen und entwarf, an Peter den Großen erinnernd, im Tagebuche von Helgoland jenes glänzende Bild, das vermutlich mit dazu beigetragen hat, den wunderlichen Mann noch mehr zu überspannen. Sein Wesen wurde immer

grillenhafter, seine Darstellung immer umschweifiger. Man nannte ihn wohl einen Grinner d. h. einen Handmühlendreher, d. h. einen unruhigen Kopf; auch entging es den Helgoländern nicht, daß unter dem unbeugsamen Sinne eine gewisse rechthaberische Herrschsucht verborgen sei, und daß er bei der Nordspitze anfangen und bei der Südspitze aufhören, wenn er vom Leuchtturm reden wolle. In der Schrift: Ueber den bevorstehenden Untergang Helgolands, kommt Siemens erst gegen die siebenzigste Seite in die Nähe des eigentlichen Gegenstandes — auf die Hebung des Lotsenwesens und die Gründung eines Industriezweiges durch „Verarbeitung von Wolle durch Kinder zur Anfertigung eines gewissen Fabrikats“. Aber obwohl er „unbeschränktes Zutrauen“ in Anspruch nimmt und die Schrift selbst als die Grundlage eines zu errichtenden Aktienvereins betrachtet wissen wollte, und obwohl er sich, ohne Einschluß zu leisten, den dritten Theil ausbedingt, weil „die Ausfindung der Art der Anfertigung seine eigene Ausfindung“ sei, so sagt er doch nichts weiteres. Was Wunder also, daß sich auf solche Träume und Hirngespinnste keine Seele einließ! — Noch dunkler und unbrauchbarer sieht es in der Schrift über den Eid aus. Aber merkwürdig genug ist die Veranlassung derselben. Er schrieb sie, wie es heißt, in Folge eines Versprechens, das er seinem Vater auf dem Sterbebette gegeben hatte. Dieser Vater hatte einstmals ein von der Mannschaft verlassenes reichbeladenes Schiff in See gefunden. Es gelang ihm, mit einigen Genossen dasselbe glücklich zu Hafen zu bringen; sein gesetzlicher Antheil am Bergelohn betrug 10 bis 11,000 Mark. Aber nun ließ er sich auf Dinge ein, denen er nicht gewachsen war. Er übernahm die Führung eines Rechtsstreites, wobei es sich um die absichtliche aber abgeschworene Versenkung eines versichert gewesenen Schiffes gehandelt haben soll. Das Nähere ist nicht genugsam bekannt; gewiß ist aber, daß der Alte in kurzer Zeit sein

ganzes Vermögen einbüßte und zuletzt nicht die Kosten einer weitem Berufung mehr aufreiben konnte, was er unendlich bedauerte; denn bei nochmaliger Aburtheilung, meinte er, könne ihm der Sieg ja unmöglich entgehen. Der Tod machte seiner schmerzlichen Unruhe und Sehnsucht ein Ende. Dafür nahm er aber dem Sohne, wie Hamilkar dem jungen Hannibal, das Gelübde ewiger Feindschaft gegen — das Eidschwören ab.

Um 1843 schrieb Siemens den „Nordseebesen“, mit dem Motto: buy a broom! wodurch er das Lotswesen umzukehren und mancherlei Unfug auszufegen trachtete. Aber ohne allen Erfolg. Auch in Betreff der deutschen Flotte hat er das Wort ergriffen, und zwar lange vor 1848. Das Schriftchen „Deutschlands Seegelung“, welches er in seiner „Eigenschaft als Schiffsbauer“ veröffentlichte, ist jeden Falls das Beste was er geschrieben hat. Später kam ein Nachtrag hinzu, der weniger belobt wurde. Seine Gedanken zielen darauf ab, in der Handelsmarine eine Kriegsflotte zu erglehen.

Eine besondere Vorliebe scheint Siemens für Borjeit und Alterthümer seiner Insel, deren einstige Größe er sich nicht wegstreiten ließ und deren „Altgeschichtlichkeiten“ er noch zu behandeln dachte, gehabt zu haben. Er grub oft schon mit dem frühesten Morgendämmern in den Hügeln Helgolands umher, um deren Inneres zu erforschen. Beim alten dänischen Pulverthurme soll er wirklich ein altes Steingrab, aus dünnen Kalksteinplatten bestehend, aufgedeckt, und Gebeine, Metallreste, einen gewundenen Drahtreif von Gold, und andere Gegenstände gefunden haben, so daß an ein Grab aus dem mittlern oder jüngsten Zeitalter der alten heidnischen Grabstätten gedacht werden könnte. Näheres darüber weiß auf der Insel Niemand. Höchstwahrscheinlich hat Siemens die gefundenen Gegenstände der Gesellschaft für nordische Alterthümer in Kopenhagen, deren Mitglied er in den letzten



Jahren war, übersandt. Da würden sie dann freilich bei dem berühmten Thomsen in die kundigsten Hände gekommen sein.

Im Herbst 1844 wurde Siemens in Anerkennung seiner Verdienste um das Seebad, oder wie Andere behaupten, um seinen unruhigen Bestrebungen eine andere Richtung zu geben, zum Ratmann und Stadtschreiber bestellt. Er hätte nun Gelegenheit gehabt, seinem Vaterländchen in vielfacher Hinsicht sehr nützlich zu werden; aber wunderlicher Weise geriet er jetzt mehr denn je in dunkle und verkehrte Wege. Seine Schreiblust und umschweifig-verschürkelte Ausdrucksweise ging auch in die amtlichen Aufzeichnungen und Erlasse über. Dabei wurde er so eigenwillig und herrisch, daß er in kurzer Zeit den Gleichheitssinn und die Eigenliebe seiner Amtsgenossen so bitter verletzt hatte, daß diese im Januar 1846 einmütig seine Entfernung vom Amte verlangten. Auch mag er in sonstiger Art den gewohnten Lauf der Dinge gekreuzt haben, ohne dazu die richtigen Mittel zu wählen. Selbst die Landesvorsteher klagten. Ein Beschluß des Governors vom 11. März 1846 sprach die Entlassung aus, und nahm an: that the removal is founded on the real necessity of the case. — Der Governor soll nur ungern dem Ansinnen nachgegeben haben; denn Redlichkeit und Eifer des entfernten waren allgemein bekannt. Siemens klagte in London, griff aber auch dort bei der Unbekanntheit mit den verwickelten und verzwickelten englischen Einrichtungen mehrfach fehl; er erreichte wenigstens seine Absicht nicht, trotz der anscheinend sehr bedenklichen Weise, mit der er beseitigt worden war.

Im Januar 1848 gab er „helgolander Mysterien“ heraus, mit Oxenstiernas Worten als Motto: Du kannst nicht glauben, mein Sohn, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird! Er sucht darin seine Sache vor der öffentlichen Meinung zu führen, nennt die wider ihn erhobenen Anschuldigungen, „falschsinntige

und gemeine Klagen“, erzählt, wie er in London von einer Stelle zur andern gewiesen worden sei, und spricht sich bitter über „Rechtsverzewflung und Bernunftforrumpirung“, über „Rechtsunsicherheit und Rechtsverrohung“ aus. Dabei ist freilich seine Darstellung mysteriöser und unklarer denn je. Nur über eine „Veldiebstahlsgefchichte“ und über einen „Spizbubenvorwurf“ welcher den Ratleuten „ohne die mindeste Folge“ gemacht werden, ist das Gesagte ziemlich klar.

Siemens starb 1849 in Dürftigkeit und Verlassenheit, im deutschen Hospital zu London, an der Cholera. So endete der merkwürdige Mann, der unter günstigeren Gestirnen vielleicht Ausgezeichnetes geleistet hätte. Seine Thatkraft und Ausdauer fand auf Helgoland kein Feld, und verkam zum Theil in Kleinigkeiten und Eigensinnigkeiten. Seine geistige Ausbildung war seinen Zielen und Wünschen nicht entsprechend. Sein Mißtrauen muß groß gewesen sein; seine Mildthätigkeit gegen Bedürftige wird gelobt. Seine Ehrlichkeit ist nicht angefochten worden; und das will auf Helgoland etwas heißen!

Eine wahrhaft stattliche Persönlichkeit war Klaus Reimers. Man sah ihm in seinem siebenzigsten Jahre den kräftigen, selbstbewußten, unternehmenden Burschen noch deutlich an, der einst die verwegendsten Fahrten nach Neuwerk und den benachbarten Küsten im geheimen Dienst des englischen Agenten gemacht hat. Helgoland und Neuwerk waren damals wichtige Beförderungsstellen für die englische Post. Nach Helgoland kamen die Briefspaden mit Paketböten oder Kriegsschiffen. Von da brachte sie Reimers in seinem kleinen Schnellsegler König von England nach Neuwerk. Hier fanden sie treue Boten in verabredeten Verstecken und trugen sie nach der Küste, in Moore und Gehöfte, wo Heu-  
shober, Sandlöcher, Torfhausen und dergleichen geheime Stätten

sie bewahrten, bis weitere Mitwiffer sie an geheime Empfänger oder Gilboten beförderten. Auf diese Weise gingen geraume Zeit die wichtigsten Brieffschaften über Neuwerk. Reimers war damals der gewandteste und kühnste Bursch auf Helgoland, etwa 25 oder 26 Jahre alt. Schon einige Tage nach der englischen Besignahme der Insel, war er den Befehlshabern durch eine entschlossene Thatthat bekannt geworden. Am 8. September 1807 geriet das Bombenschiff Explosion auf die Seehundsklippen und erlitt einen starken Leck. Reimers half es abbringen; allein das angestrengteste Pumpen vermochte das Wasser nicht dauernd zu bewältigen. Das Schiff geriet während eines heftigen Sturmes in sinkenden Zustand. Da schlug Reimers vor, das Untertau zu kappen und das Schiff mitten in der Nacht auf die Ostseite der Düne segeln und stranden zu lassen, wodurch die Mannschaft und ein großer Theil des Kriegsmaterials gerettet wurde. Der Kapitän des Schiffes gab ihm ein glänzendes Zeugniß und der einseitige Befehlshaber der Insel, d'Alvergne, stellte ihm eine außerordentliche Belohnung in Aussicht. Aber im lebendigen Treiben jener Zeit ward der Gegenstand vergessen. Reimers begann bald seine gefährlichen und abenteuerlichen Postfahrten. Täglich und stündlich war er den größten Gefahren ausgesetzt, die ihm Stürme und Eisgang, französische Kaper und französische Reiter, die zur Ebbezeit von Rizebüttel nach Neuwerk kamen, bereiteten. Aber maßweise floß ihm auch das Geld zu. Und sein gutes Glück verließ ihn nicht. Ein hoher Preis, der auf seinen Kopf gesetzt war, ist von Niemandem verdient worden.

Auf Neuwerk wurde bald die Liebe seine Verbündete. Der hamburger Vogt und Leuchthurmwärter hatte mehrere Töchter. Margarethe, die ältere, war mit dem Gehülfen und Amtsnachfolger verheiratet; Johanna, die jüngere, spielte dem kecken von Lust und Leben strogenden Seemann allerlei lustige Possen: Ka-

tharina aber, eine dritte Schwester, gewann den jungen Abenteuerer bald so lieb, daß sie seine glückliche Vertraute und treue Signalmacherin wurde. Wann draußen die amtlichen Feuer des Vaters brannten, hatte Katharina gar oft noch ein besonderes Lämpchen in diesem oder jenem Fenster anzubringen, und bei Tage flatterten Tücher und Bänder oder sonst verabredete Zeichen dem nahenden Schiffer warnend oder grüßend entgegen. Das waren wohl die glücklichsten Tage des hübschen jungen Mädchens! Wie schlug ihr Herz so ängstlich bekommen, wenn der Sturmwind des Nachts an den Fenstern rüttelte! Und dann welche Seligkeit, wenn der früheste Morgenstrahl ihr die kleine grünrotweiße Flagge des Geliebten zeigte! Auch die wenigen Insulaner hatten ihre Freude an dem kräftigen und freigebigen Seemann, und so kam es, daß der junge Wagehals fast so viel Freunde gewann, als Köpfe auf der Insel waren.

Im Sommer 1808 mußte Reimers seine Fahrten einige Wochen unterbrechen. Heikens und Andere besorgten damals die Post. Als nämlich die dänisch-schleswigschen Beamten Helgoland verließen, blieb der Arzt Dr. Spiring auf Bitten der Einwohner noch einige Zeit da. Später erwirkte er sich von Kopenhagen eine besondere Erlaubniß, nach Schleswig-Holstein zu gehen. Unglücklicher Weise war aber darin das helgolander Schiff nicht genügend bezeichnet. Als ihn Reimers nach Büsum brachte, wurde Schiff und Mannschaft angehalten, und es dauerte Wochen, ehe bei der Sperrung der Belte der erlösende Bescheid von Kopenhagen zu erlangen war.

Dann begann Reimers seine Postfahrten von neuem. Um 1809 leistete er dem englischen Blockadegeschwader einen wichtigen Dienst. Es kam die Kunde, die Franzosen würden am nächsten Morgen mit einer Anzahl kleiner Kriegsschiffe von der Jade aus in die Elbe einlaufen. Lord Stewart, der englische Befehlshaber,

hatte dort ein paar kleinere Schiffe liegen. Es hing viel davon ab, sie zu warnen und wo möglich aus der Elbmündung herauszubringen. Der Wind war entgegen; aber eine helgolander Schaluppe weiß mit Benutzung der Flut auch gegen den Wind nach der Elbe zu kommen. Reimers führte mitten in der Nacht die Schiffe in See, und die Franzosen sahen ihren Plan gescheitert.

Im Winter darauf verlor Reimers seine Schaluppe im Eise und mußte zwei mal vier und zwanzig Stunden auf dem Balkengerüste der Scharhörnbake bei strenger Winterkälte zubringen. Die Fahrt war ihm dies Mal selbst bedenklich erschienen; aber es waren elf wichtige Pakete fortzuschaffen. Man bot ihm Geld über Geld. Der Versuch wurde gemacht und wäre vermutlich trotz des stürmischen Unwetters geglückt, wenn nicht plötzlich der Wind sich umgesetzt und das Treibeis zurück in den Weg geworfen hätte. Nun war es um das kleine Schiff geschehen. Ein helgolander Slup ist ein offenes Fahrzeug; seine Planken sind keinen Zoll dick und können dem Drange zusammengeworfener Eisschollen nicht im geringsten widerstehen. Nichts fürchten daher die Insulaner auf ihren Fahrten so sehr, als andrängendes Eis. Der ärgste Sturm ist ihnen lieber. Auch Reimers sah das Schicksal seines Schiffchens vor Augen. Es zerquetschte; er rettete sich aber mit den Gefährten und mit den Brieffsäcken über das Eis auf die Scharhörnbake. Reisende, welche Helgoland besuchten oder sonst aus der Elbe in die Nordsee gefahren sind, kennen dies hölzerne Warnungszeichen auf der gefährlichen Sandbank Scharhorn, welche sich über eine Meile weit von Neuwerk erstreckt. Damals war das zur Flutzeit umwogte Gerüst weniger wohnlich eingerichtet, als in neuerer Zeit. Jetzt ist in der Spitze ein kleiner Verschlag mit allerlei Hilfsmitteln und einigen Vorräten für Schiffbrüchige angebracht. Reimers fand wenig Schutz in dem fürchtbaren Unwetter. Einige Brodreste in den Taschen waren zuletzt die einzige

Nahrung; Eisschollen lieferten das Getränk. So harrten sie zwei Tage und zwei Nächte, in der Decembervälte, nichts als krachende Eismassen, als den drohenden Tod vor Augen. Zum Glück stand aber damals die Bafe fester, als im Januar 1852, wo ein Sturm sie weg riß. Auch hielt das nicht allzuferne Neuwerk die Hoffnung aufrecht. Dort gewahrte und erkannte man die Unglücklichen sehr wohl. Aber die Eismassen machten jede Hülfe unmöglich. Man denke sich die Lage des jammernden Mädchens. Keins der stehenden Zeichen entging ihr und den Ihrigen; aber Niemand fand ein Mittel, Niemand Trost und Ruhe.

Endlich, am dritten Tage, überredeten und zwangen die Weiber die Männer, einen Rettungsversuch zu machen und sich zur Ebbezeit auf Pferden zwischen das Eis zu begeben. Das Wagniß gelang, trotzdem, daß Reimers und seine Gefährten weniger fest zu Ross als zu Schiff waren. Erst nach neunzehn Tagen konnten sie nach Helgoland zurückkehren, wo man sie längst verloren gegeben hatte. Die Regierung bezahlte ein anderes Schiff und die Fahrten begannen von neuem.

Dabei beschränkte Reimers seine Thätigkeit nicht auf die Postbeförderung. Hunderte von hannöverschen Officieren und sonstigen Flüchtlingen und Reisenden wurden von ihm übergesetzt; allein über hundert und dreißig westphälische Soldaten mit Wehr und Waffen wurden von ihm nach Helgoland gebracht, wo sie ein eigener Werber für die deutsche Legion zu gewinnen suchte und beförderte. Einst ging eine ganze Wache mit dem Unterofficier an der Spitze nach Neuwerk: es wurde ihnen nachgesetzt, aber Reimers hatte die Flüchtlinge an Bord genommen und brachte sie mitten im Sturm an ein englisches Kriegsschiff vor der Elbe.

Gewöhnlich konnte bei solchen und ähnlichen Fahrten auf Sturm und Unwetter wenig Rücksicht genommen werden. Nahten die Franzosen, so mußte das Schiffelein in See, es mochte donnern

und brausen wie es wollte. Seine Fahrten waren so verwegen, daß ihm ein Segelmacher die jeden Augenblick zerrissenen Segel nicht mehr ersetzen wollte. Einige Male hielt sich Reimers bei plötzlichen Ueberfällen versteckt. Dann machte Katharina Zeichen, das Schiff entfernte sich scheinbar und kehrte mit einbrechender Dunkelheit zurück. Ein Mal saß er im Schornstein und konnte nicht vorwärts noch rückwärts. Ein ander Mal waren ihm ein paar Kaper so nahe, daß der Wasserstaub der einschlagenden Kanonenkugeln ins Boot flog. Er versenkte die Depeschen ins Meer und gab sich verloren; aber auch dies Mal verließ ihn sein gutes Glück nicht. Ein englisches Kriegsschiff kam in Sicht und die Kaper stellten ihre Jagd ein.

Allein das beste Stück, meinte Reimers, als er mir von seinen Abenteuern erzählte, war doch, wie ich meine Frau aus dem Feuer holte.

Napoleons Maßregeln gegen den Schmuggelhandel waren immer schärfer geworden. Im Januar 1810 wurde Hannover zum Königreiche Westphalen geschlagen; das Dekret vom 10. December 1810 verband die Hansestädte und das nordwestliche Deutschland mit Frankreich. Nach Neuwerk wurde eine französische Besatzung mit Kanonen und sonstigem Bedarf zur Abwehr von Landungen gelegt, um dem bisherigen Treiben daselbst ein Ende zu machen. Der englische Geschäftsführer war daher bemüht, andere Wege zu eröffnen. Aber ein Mal, meinte Reimers, muß ich doch noch nach Neuwerk, und zwar mit nächsten Winde. Katharina war sein geworden. Er hatte ihr gelobt, sie nicht zu verlassen. Ihr alter Vater war inzwischen gestorben; französische Wut und Wirtshaft wollte sich auf dem kleinen Deichlande festsetzen: was konnte der Geliebten nicht alles bevorstehen?

Ein frischer Nordost sprang auf. „Ich segle diese Nacht, sagte der junge Mann zu den Seinen; wenn ich morgen Abend

wieder da bin, gebe ich fünf Sovereigns an die Armen". Seinen Leuten verschwieg er die vermehrte Gefahr. Als es tagte, sah er noch ein bleiches Licht; dann erlosch es, und der Morgen breitete sich in ruhiger Helle über das weite Meer. Reimers ließ das Fernrohr nicht vom Auge. Hinter dem jenseitigen Deiche gewahrte er die französischen Farben; er ließ den großen Thurm dazwischen treten, gab das verabredete Zeichen, und ging, obwohl noch keine Antwort erfolgt war, hart am Strande vor Anker. Nach einer Weile kam ein Reiter auf das Gestade zu. Reimers vermochte ihn nicht zu erkennen. Aber es half kein Zaudern. Entschlossen steckte er ein paar Pistolen zu sich, sprang über Bord und ging dem Reiter entgegen. Es war die mutige mutwillige Johanna in Männerkleidung.

Ihr dürft nicht aus Laub! die Franzosen sind da!

Was beginnen sie?

Einige verfolgen ein Boot, Andre richten sich ein.

Ist Niemand im Thurm?

Nein!

Rasch, Johanna, mach mir Platz!

Schnell war er im Sattel, hatte das Mädchen vor sich und sprengte dem Thurme zu. Katharina weinte, die Mutter weinte, alles war in Angst und Bewegung.

Kein Zaudern! sagte der junge Mann; ich komme dich zu holen, Katharina.

Neues Gemammer.

Mutter, Katharina ist nicht frei; sie muß mein Weib werden; hier bin ich, mein Wort zu lösen.

Alles schluchzt und schweigt.

Katharina, soll ich allein gehen?

Da wirft sie sich weinend und halbohnmächtig an seine Brust. Die Mutter packt Kleider und Wäsche, Johanna läßt anspannen.



Immer hat man noch etwas. Da nahest schon der Lärm der Franzosen.

Der junge Mann hebt die Braut wie ein Kind auf den Wagen, drückt dem Knecht ein schweres Goldstück in die Hand, und fort geht's, in rasendem Galopp dem Strande zu.

Die Franzosen hintendrein!

Das Mädchen wird ins Schiff getragen, die Sachen fliegen nach — Soit ap!

Im Nu sind die Segel am Mast, das Steuer wird gerichtet das Fahrzeug bewegt sich.

Eine Kugel pfeift vorbei, eine zweite schlägt durchs Segel. . . .

Wehe! da sitzt das Schiff fest; die Ebbe ist schon eingetreten.

Jener über Bord; stemmt sich, hebt, schiebt — Angst und Riesenkraft bringen das Schiff wieder flott. Ein gewandter Satz zurück — noch ein paar ängstliche Augenblicke — noch einige vergebliche Schüsse — und das wackerere Fahrzeug schleift wie ein gespornter Renner davon.

Reimers stellte sich nun auf die Ruderbank und machte eine so klare und allgemeinverständliche Geberde, daß auch die Franzosen ohne alle Erläuterung und Uebersetzung ihren Sinn begriffen. Sie ließen ihren Aerger an dem Knecht aus; doch der hatte sein Goldstück in der Schnelligkeit so sicher versteckt, daß auch die schärfste Untersuchung es in den ersten Stunden nicht gefunden hätte.

So kam der junge Abenteurer glücklich heim und führte mit stolzer Freude die hübsche Braut den Seinen zu. Hochzeit und Kindtaufe folgten bald.

Dann mußte er die Post an die schleswig-holsteinische Küste oder an Schiffe, die dort erschienen, bringen. Die Sache wurde aber am Ende so gefährlich und bedenklich, daß trotz des ungeheuren Verdienstes kein Schiffer mehr mit wollte, und Matrosen

von den Kriegsschiffen dazu befehligt werden mußten. Jeder Helgoländer, der sich erwischen ließ, wurde auf die dänischen Kanonenböte gesteckt.

Auch Rückdepeschen kamen nicht selten mit den wichtigsten Nachrichten von jenen Küsten. So kam die erste Nachricht von den Vorgängen in Rußland von der jütischen Küste nach Helgoland, und wurde, wie ein Tagebuch bemerkt, augenblicklich mit einer Kriegsbrig nach England befördert. Es war ein winziges offenes Fischerboot, welches jene Depesche übers Meer schmuggelte. Der arme Mann, der es führte und ein solches Unwetter zu bestehen hatte, daß er bei Nacht und Schneegestöber sogar Hafen und Insel verfehlt hatte und am andern Morgen von der Westseite herankam, mochte gut bezahlt sein, aber doch schwerlich ahnen, welche gewichtige Nachricht sein zerbrechliches Fahrzeug trug. Yorks Konvention in der Mühle von Tauroggen — 30. December 1812 — kam bald nachher.

Mit den einträglichen Fahrten war es nun aus. Reimers hatte sich ein hübsches Vermögen erworben. Allein es trafen ihn mancherlei Mißgeschick. Der Verdienst war gering; den gewöhnlichen Geschäften war er entfremdet worden. An ein lustiges hinwerfendes Leben gewöhnt, in den Berechnungen des Lebens nicht erfahren, dem Gange vieler Helgoländer im Uebermaß zugehan — kam er immer mehr zurück. Das langjährige Wohlleben mußte aufhören.

Frau Katharina hatte ihm neunzehn Kinder geboren. Von den drei ältesten Söhnen starb einer am gelben Fieber auf Kuba, zwei kamen auf der See um; die drei Unglücksbotschaften trafen ihn in einem Monate. Damit waren seine nächsten Stützen hin. Die jüngeren Kinder erforderten neue Opfer. Lange hatte ihn Stolz und Selbstgefühl abgehalten, sich an England zu wenden, und die besondere Belohnung, auf welche seine

zahlreichen und ungewöhnlichen Dienstleistungen wohl Anspruch hatten, zu begehren. Als ihn endlich die Not dazu trieb, wunderte man sich in London, wie er erzählte, daß er so lange geschwiegen habe. Man legte ihm mehrere Fragen vor. Wiederholte Versprechungen waren nur mündlich gegeben worden; er mußte den erzählten Hergang 1838 beschwören. Allein auch dann noch ließ die ersuchte Belohnung auf sich warten. Eine Menge Gesuche blieben ohne Erfolg. Ein Anwalt in Hannover nahm sich der Sache an; aber acht Vorstellungen, welche derselbe bei Bigh- und Toryministerien und bei einflussreichen Personen bis zum Herbst 1845 eingereicht haben soll, blieben ohne alle Wirkung. Im Jahre 1813 waren Reimers Verdienste belobend anerkannt worden. Durch den hannöverischen Minister Grafen Münster erhielt er eine goldene Ehren- und Verdienstmedaille mit dem Bildnisse des Königs und der Umschrift: Verdienst ums Vaterland. Aber aus Not mußte er sie versetzen, um Brod für die Kinder zu schaffen. „Wie hart das ist, schrieb er, mögen Die verantworten, welche die Sache angeht“.

Indessen hat Reimers mittelbar den verdienten Ruhe Lohn noch erhalten. Der jetzige Governor bestellte ihn nämlich zum Signalmacher, d. h. er ließ ihn, da es nichts zu signalisiren gab, jeden Morgen über Wind und Wetter berichten, Einladungen besorgen und dergleichen. Dafür wurden ihm sechzig Pfund jährlich gezahlt.

Seit dem Herbst 1852 ist Reimers todt. Frau Katharina lebt noch. England würde sich nicht versündigen, wenn es ihrer gelegentlich gedächte. Aber freilich, England hat ja lange nicht einmal Lust oder Zeit gehabt, der Horatia Nelson zu gedenken, der verwaifeten mittellosen schuldlosen Tochter seines glorreichsten Helden, am glorreichsten Tage Britaniens vertrauensvoll dem Vaterlande empfohlen.

Besucher. Gustav IV. Adolph. Harro Harring.

Helgoland hat manchen hervorragenden Gast beherbergt. In den Kriegsjahren sah es Flüchtlinge und Unterhändler, in den Badezeiten Leidende und Reisende, Staatsmänner und Gelehrte, Dichter und Maler, Künstler und Künstlerinnen aller Art. Der Graf von Artois, der Herzog von Berry, der Herzog von Braunschweig — doch ich versuche nicht, alle Höfetten und Berühmtheiten der Fremdenbücher und Babelisten zu nennen; nur einiger will ich gedenken, zunächst zweier Todten, die in den letzten Jahren auf der einsamen Insel ihre Ruhestatt gefunden haben: Philipp Stieffel, der bekannte Wetterbeobachter starb 1852, als er wiederholt das Eiland besuchte, und Malwine Erck, die Bühnenkünstlerin, wurde im Sommer 1853 auf der Sandinsel vom Blitz erschlagen. Der eine ward in der Stille, die andere unter der allgemeinsten Theilnahme bestattet. Beide ruhen nahe beieinander. Das Grab der Künstlerin ist durch ein reiches Denkmal geschirmt und geziert; das Grab des Gelehrten ist kaum noch aufzufinden.

Von den früheren Besuchern der Insel ist besonders der einstige König von Schweden in Andenken geblieben.

Gustav IV. Adolph war der Enkel Adolph Friedrichs, mit dem das Haus Holstein-Gottorp den Thron Schwedens bestieg.

Sein Vater, Gustav III., hatte die gesammten Reichsstände zu Baten ersehen; ein reiches Geschenk ward bewilligt, der glorreichste Name der schwedischen Geschichte gewählt. Aber das Leben des Kleinen wurde kein glorreiches; es war ein merkwürdiges Gemisch der wunderlichsten Querköpfigkeiten und der edelsten ehrenhaftesten Züge. Als sein Oheim und Katharina II. ihn mit der Großfürstin Alexandra vermählen wollten, ließ er sich nicht abhalten, den Ehevertrag erst sorgfältig zu lesen, ehe er ihn unterzeichnete. Er fand eine Bestimmung, die mit den Gesetzen über die Religionsübung in Schweden nicht im Einklange stand, und nichts konnte ihn vermögen, die Urkunde zu vollziehen. Alles war bereit, der Hof versammelt, die Kaiserin wartete; aber weder Bitten, noch Drohungen, noch Anerbietungen, weder die eigene Liebe, noch die Reigung der schönen Großfürstin, machten ihn wanken. Die Verlobung unterblieb. Am entschiedensten war er in dem Widerspruch gegen die Vorgänge in Frankreich. Als Napoleon vom Könige von Preußen den schwarzen Adlerorden erhielt, sandte er den seinigen zurück. Auch vom Kaiser Alexander wollte er aus ähnlichem Grunde einen Orden nicht behalten. So kam seine Ansicht von Ehre und Königthum mit der herrschenden Welt in Widerstreit. Alexander besetzte 1808 Finnland ohne Kriegserklärung; das „Tagewerk“ des 13. März 1809 bereitete sich vor. Gustav wurde im eigenen Schlosse von hochstehenden Verschwörern überwältigt und gefangen genommen. Einige Tage später verzichtete er im Gefängniß zu Gripsholm auf den Thron, weil er nicht mehr im Stande sei, in seinem königlichen Berufe fortzufahren, und „um die übrigen Tage zur Ehre Gottes zu bringen zu können.“ Im Mai 1809 entsetzte der Reichstag auch „seine Nachkommen für jegige und künftige Zeiten.“

Gustav nahm die Stellung eines Grafen von Gottorp an, reisete in Deutschland, der Schweiz, England, und kam am

1. April 1811 nach Helgoland. Hier schien es ihm Anfangs sehr zu behagen. Er beschenkte die Kirche und die Armen. Fast täglich sah man ihn Arm in Arm mit dem Gouvernör Hamilton umherwandeln. Plötzlich aber war er auf der Düne, und ließ sich durch nichts bewegen, nach der Hauptinsel zurückzukehren. Man sagt, er sei mit einem Beamten in Streit geraten. Nachdem er kurze Zeit in einer elenden Hütte zugebracht hatte, vermochte er sechszehn Helgoländer, ihn am 3. Juli in einem offenen Ruderboote nach St. Peter im Eiderstädischen zu bringen. Gustav belohnte sie königlich, und sorgte auch, daß sie nach einer achttägigen Gefangenhaltung in Tönningen, ungehindert und reichlich mit Lebensmitteln versehen, nach der Insel zurückkehren konnten.

Er selbst setzte seine Fahrten fort, strebte aber vergebens, auf dem wiener Kongresse die Rechte seines Sohnes, des Prinzen Wasa, geltend zu machen. Er, der einzige Regent, der niemals die französische Republik und die Thronentsetzung der Bourbons anerkannt hatte, mußte sehen, daß alle Fürsten die legitimen Ansprüche seines Sohnes preisgaben, und daß ein französischer Kriegsmann, der 1806 das dreitägige Plündern in Lübeck nicht hinderte und 1813 Hamburg vor den davoußschen Schaaren nicht rettete, der aber in einem Briefe an den Herzog von Augustenburg Jeden „zur Familie der Könige“ zählte, welcher „Menschen zu befehligen wisse und in Schlachten gestegt habe,“ daß Bernadotte den schwedischen Thron bestieg. Gustav lebte unter dem Namen Gustavson in der Schweiz, wollte später wieder nach Helgoland, gab aber, wie es heißt, den Vorsatz auf, als er in Bremen erfuhr, daß ein Seebad errichtet worden sei, und starb im Februar 1837 in stiller Einsamkeit.

Der schwedische Reichstag gewährte der vertriebenen Familie jährlich 66,666 Bankthaler und später eine Abfindungssumme; Gustav selbst behalf sich aber mit einem geringen Privatvermögen.

Ob die Zahlen auf Zufall beruhen? Der König war mit allerlei mystischen Schriften und Ansichten vertraut; namentlich kannte er Jung Stillings Erklärung der Offenbarung Johannis. Er bezog die Zahl des Thiers, die Zahl 666 im 13. Kapitel B. 18, auf Napoleon, und glaubte sich berufen, die „Weisheit“ zu verstehen und das Thier zu vernichten. — Später ist das 13. und 17. Kapitel des Sehers von Patmos noch mehrfach gedeutet worden. Die „sieben Häupter und zehn Hörner“ des Thiers „das gewesen ist und nicht ist, wiewohl es doch ist,“ erinnerten ja 1850 sogar an die Häupter und Stimmen, welche den Bundestag wiederherstellten, der gewesen war, und nicht war, und doch war. „Und ich sah der Häupter eins, als wäre es tödtlich wund; und seine tödtliche Wunde ward heil und der ganze Erdboden verwunderte sich des Thiers.“

Den 17. Vers des 13. Kapitels mochte Gustav auf die Kontinentalsperre deuten, die ihm zu Helgoland besonders lebendig vor die Seele trat: „daß Niemand kaufen oder verkaufen kann, er habe denn das Maalzeichen oder den Namen des Thiers.“

Das größte Aufsehen und den größten Aerger hat Harro Herring auf der Insel erregt. Es wurde des seltsamen Rechts-handels, den er hatte und der verschiedentlich als Verletzung des Asylrechts dargestellt worden ist, wozu ein „zufälliger Streit“ willkommenen Anlaß geboten habe, schon früher gedacht. Die Sache war fast in Vergessenheit geraten, als in dem unruhigen Jahre 1848 plötzlich das Gerücht sich verbreitete, Harro Herring sei in Schleswig-Holstein und wolle wieder nach Helgoland. Das wirkte wie ein Donnerschlag; denn noch lebten einige der Erzürnten. Die Insel hatte 1848 so gut wie andere Länder ihre Bewegungen; wie es 1794 zu unruhigen Auftritten der Lotfen

kam, so gab es 1848 Versammlungen Anträge und Abstimmungen. Was hätte Harring nicht alles anrichten können! Allein die helgolander Verfassung hielt sich stärker, als manche andere. Einige Unruhige wurden — beruhigt; auch Harrings Landung unterblieb. Doch nahm der Verbannte den Federkrieg gegen die Behörden wieder auf. Er lieferte namentlich in der Deutschen Marinezeitung eine „biographische Episode“ in Versen, worin er die „Insel des Verrats,“ und ihre Beamten mit Einschluß einer „Lady Köchin,“ aufs offenherzigste feierte.

Ich übergehe die „Streiche,“ welche nicht näher ausgeführt sind. Die Hauptsache ist die Wegschaffung des „Skalden.“ Dieser setzte sich mit seinem neufundländer Hunde zur Wehre, bis ein Kriegskutter kam, und der Befehlshaber fragte: nun

Wo sind denn die Korsaren,  
Gegen die wir hergefahren?  
Ist ihr Chef so furchtbar kühn?  
Und die Köchin zeigt auf ihn,  
Auf den fremden Bagabund,  
Auf den Kerl mit seinem Hund.

Da wurden die Gewehre geladen, und der Skalde denkt:

Das ist offenbar Verrat!  
Rein, es kann kein Brite sein;  
'S ist ein mordgewohnter Ruß,  
Der sich umgekleidet hat.  
Oh' ich nach Sibirien muß,  
Will ich selbst dem Tod mich weihn.

Doch legt er das Pistol wieder fort; denn der Gedanke: „Scandinavia, Vaterland!“ durchblitzt ihn und er läßt sich ruhig nach England abführen.

Harro Harring ist ein Schleswiger, 1798 zu Ibenshof bei Husum geboren. Sein Blick scheint aber mehr auf ein scandinavisches, als auf ein schleswig-holsteinisches Vaterland gerichtet gewesen zu sein. Sein Großvater diente, wie in der „Passions-



Mörve," die Haring 1838 gegen die helgolander Widersacher drucken ließ, angemerkt ist, während der Revolutionszeit in Frankreich; sein Vater war „Führer des Volks zu blutiger Fehde." Ihm selbst prophezeigte eine Zigeunerin, daß er „große Dinge erleben und zu Wasser und zu Lande oft in Gefahren schweben werde." An einem bewegten Leben hat's denn auch wirklich nicht gefehlt. Er war Anfangs im Zollwesen thätig, dann widmete er sich der Malerei, dann gab er Blüten- und Jugendjahre heraus; dann lebte er in Wien, am Rhein, in Frankreich, in Rom, in München; er war als Philhellene in Morea, als Polenfreund in Warschau, als allgemeiner Freiheitsfreund in Straßburg, auf dem hambacher Feste, beim savoyer Zuge, in der Schweiz, bis er 1836 in Bern angehalten und mit mehreren Andern nach England verwiesen wurde. Unterdessen hatte er Mancherlei geschrieben, namentlich 1831 die Memoiren über Polen unter russischer Herrschaft. Auch mag es seine volle Richtigkeit haben, was er singt:

So ward ich dreizehn Mal des Lands verwiesen,  
 In sechszehn Kerkern saß ich eingesperrt,  
 Zwölf Mal entkam ich auf gesunden Füßen,  
 Und sieben Mal ward ich mit Haft beehrt.

In England wurde er in einem Duell verwundet, genas aber, und erschien am 25. November 1837 auf Helgoland, nachdem er siebenzehn Jahre von der Heimat entfernt gewesen war.

Hier hätte er nun ganz ruhig leben können. Auch beschleicht ihn wirklich das Behagen friedlicher Stille. Als er das alte Gesein betritt, denkt sein Herz, „hier wirst du ruhig sein!" und als er später den Blick zur Heimatküste, zum verlorenen Vaterheerd hinüberwendet, schreibt er ein paar hübsche Verse:

Ob die Linden wohl noch stehen — vor der Thür?  
 Ihr Lüste, die mich umwehen — eilt von hier!

Eilt hinüber, durchkäufest den Baum,  
 Dessen Schatten einst belauschte  
 Meiner Kindheit Leidenstraum!  
 Sei gegrüßt, o Vaterland!

Aber der Drang zur Bekämpfung von „Tyrannen“ läßt ihm keine Ruhe. Auch auf Helgoland entdeckt er solche:

Wider Willen muß' ich hören, schauen,  
 Wie die Willkür hier das Recht zertrat;  
 Sah hier eine Kamarilla walten,  
 Köchin-Patronage und Protektion;  
 Fand hier all' die traurigen Gestalten  
 Eines Königshofes — ohne Thron.

„Neuer Gram“ umwölkt daher des Skalden Seele; er nimmt sich des Rechts und der Freiheit an. Er schreibt und will's auch drucken lassen. Darum, so glaubt er, „galt's ihn aus dem Weg zu räumen“:

Wenn eine Press' hier kommt, sind wir verloren!  
 So seufz'ten sie; wir stehn hier neun Mann hoch,  
 Auf unsern Beutel gegen's Volk verschworen;  
 Das Volk muß dumm sein unter unserm Joch.

An anderen Stellen erhebt er noch härtere Beschuldigungen. Wie dem auch sei, jeden Falles beruht seine Wegführung nicht auf einem polizeilichen Willkürakte, sondern auf einem richterlichen Aussprüche, wenn auch freilich dieser Richterspruch durchaus nicht gerechtfertigt war. Von einer Asylrechtsverletzung kann schon um deswillen nicht die Rede sein, weil die betreffenden Gesetze und Rechte auf Helgoland keine Geltung haben. Der Hergang ist folgender. Harring erwartete von einem andern Fremden eine Ausforderung, erhielt aber eine gerichtliche Vorladung, um sich auf eine Injurienklage zu verantworten. Im Verhandlungstermine erschien er nicht selbst, sondern schickte einen Vertreter. In der Vollmacht war bemerkt, es werde ihm „aus verschiedenen Gründen nicht einfallen, wegen einer Injurienklage vor Gericht

zu erscheinen." Später schützte er vor, die Aufregung vor Gericht sei ihm schädlich. Der Bevollmächtigte wurde jedoch nicht angenommen, weil „Advokaten oder Sachwalter“ nicht zulässig seien. Es handelte sich indessen nur um einen Bevollmächtigten. Dagegen ließ man dem Beklagten nach, sich schriftlich zu vertheidigen. Haring wies aber das deshalbigte Schreiben zurück, mit dem Verlangen, das Erforderliche an seinen Bevollmächtigten zu richten. Darauf ging das Gericht nicht ein, sondern ließ ihn nochmals vorladen und ertheilte dann, als er sich wiederholt weigerte, zu erscheinen oder Etwas anzunehmen, am 6. April 1838 den Bescheid: daß Beklagten der fernere Aufenthalt untersagt sei und derselbe wegen der fraglichen Beleidigung, hauptsächlich aber wegen Ungehorsams gegen die Gesetze, die Insel innerhalb drei Mal vier und zwanzig Stunden zu verlassen habe, auch demselben jede Rückkehr verboten sei. B. R. W. Das Urtheil wurde, wie er selbst besingt, Abends in seiner Wohnung, als er eben abwesend war, abgegeben:

Ich fand einen Brief, vom Gericht abgegeben,  
Gegen Recht und Gesetz so zur nächtlichen Zeit.  
In Warschau wohl konnt' ich dergleichen erleben;  
Ich zerriß den Brief mit Besonnenheit —  
Uebergab ihn, in optima Forma zerissen,  
Meinem Mandatar, wie sich's gebührt.

Der Gouvernör billigte den Ausspruch und soll die verlangte Frist zur Appellazion versagt haben. Vergebens aber wurden alle Mittel der Insel in Bewegung gesetzt, um das Urtheil zu vollziehen. Haring machte es wie einst der österreichische Baron v. Geramb in London; er verschanzte sich in seiner Wohnung und sagte: *My house is my castle!* Man vermochte den ersten Prediger, ihn zur Folgsamkeit zu ermahnen; allein Haring gab kein Gehör; dagegen läßt er an den Himmelspfortner in einer Parabel den Bescheid ertheilen:

Geh, schwarzer Agent der Polizei!  
 Von Spionen bleibe mein Himmel frei.

Nun sandte der Guvernör den Leuchtthurmsinspektor; auch dieser richtete nichts aus:

My house is my castle! erwidert' ich mild  
 Ich bin hier auf brittischer Erde.  
 Wohlan denn! so werde das Urtheil erfüllt;  
 Wißt, daß ich vertheid'gen mich werde.

Ihr seht, drei Pistolen hab' ich zur Hand,  
 Wißt, daß ich der Willkür nicht weiche,  
 Und dieser, mein „Fingal“ als tapfer bekannt,  
 Bewachet als Freund meine Leiche.

Dieser Fingal war der neufundländer Hund und der Skalde vergift nicht zu bemerken, daß derselbe damals vierzehn Monate alt und von der Schnauze bis zum Schweifende sechs Fuß lang war. So saß er mit Fingal viele Tage — „in der Brust die große Völkerfrage.“

Der Rat aber machte es, wie die heftigen Gerichte es auch oft gemacht haben, namentlich wenn der Staatsanwalt bei der Zurückziehung von Beschlüssen widerhaarig war — er „supplirte“ einstweilen die Befolgung des Erkenntnisses. Als der Verurtheilte, dem allmählich die Zeit lang werden mochte, am 4. Mai ein Schreiben an das Gericht sandte, erhielt er gar keine Antwort, und ein zweites wurde ihm mit der Bemerkung zurückgeschickt: „man betrachte ihn bereits als abwesend.“ Der Guvernör machte es ebenso. Man wird zugeben müssen, daß hierin eine gewisse Folgerichtigkeit lag. Haring aber nahm das Verfahren sehr übel; er singt darüber:

Groß sind Aegyptens Pyramiden,  
 Palmyra's Säulen sind gar groß;  
 Doch größer sind hier die Stupiden,  
 Zumal der Ignorance-Kolos! u. s. w.

Endlich am 6. Juni kam das Kriegsschiff Partridge und vier Marines machten der Sache ein Ende. Haring setzte in London

seine Beschwerden fort, allein man ließ es bei dem Ausspruche des Gerichts bewenden. Im Herbst 1838 lebte der Verwiesene auf der Insel Jersey; im Frühjahr 1839 machte er den Versuch, nach Helgoland zurückzukehren. Man nötigte aber den Schiffer, der ihn mitgebracht hatte, ihn andern Tags wieder fortzuschaffen. Haring sprang dabei ins Wasser, ward gerettet, ans Land gebracht und dann zum zweiten Male eingeschifft, trotz des Versuches eines jungen Helgoländers, die Abführung mit Gewalt zu verhindern. Es fand sich keine weitere Lust zur Widerseßlichkeit; das Kriegsschiff war noch in zu frischem Andenken. Haring wurde an ein Dampfschiff gebracht und so entfernt. Seitdem verschwand er aus dem Gesicht, bis er 1848 durch die Blätter der Marinezeitung wieder an sich erinnerte. Es ward wiederholt verboten, ihn nach der Insel überzusetzen. Später ist er nach Amerika übergesiedelt und hatte in neuester Zeit mit der hamburger Polizei Zwiespalt.

## Störtebecker und die Vitalienbrüder.

Zu den distinguirten Besuchern Helgolands in alter Zeit gehören Klaus Störtebecker, ein Edelmann, Gödeke Michael, sein Freund, und Gottfried Wigbold, ein Magister der freien Künste. Alle waren Seeräuber und Likendeler. Von dem ersten wissen alte Leute allerlei zu erzählen; namentlich von einer Burg, die er in der Nähe der Düne gehabt habe. Vielleicht ist eine dunkle Kunde von dem Raubgesellen in der Ueberlieferung geblieben; das Uebrige wird durch auswärtige Nachrichten und durch Vermuthungen hinzugekommen sein. Wenigstens sind einige Reime, die noch fortleben, nicht helgolandischen Ursprungs:

De Stützebekker un Gödge Michael  
 De roweden beede to gliker Deel  
 To Water und ok to Lande,  
 Set dat et Gott im Himmel verdrot;  
 Do moesten se liden grot Schande.

Der Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ist die Zeit, wo die Likendeler oder Gleichtheiler ihr Wesen auf Helgoland trieben. Ihr Lebenslauf, namentlich ihr Anfang und Ende, gewährt einen merkwürdigen Blick in die staatlichen und rechtlichen Verhältnisse des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts.

Durch die Anstrengungen der Hansastädte waren um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Landstraßen Norddeutschlands von Raubgesindel mehr und mehr gesäubert worden. Desto ärger griffen aber die Räubereien zur See um sich. Namentlich war die Ostsee von zahlreichen Raubschaaaren erfüllt. Die Seestädte sahen sich daher genöthigt, von Zeit zu Zeit Kriegsfahrzeuge, welche man Roggen nannte, gegen die Raubschiffe auszusenden, um „die See zu befrieden“. Schon im Jahre 1341 geschah dies. Aber der Erfolg war gering. Das Raubgesindel fand an den dänischen Küsten, namentlich in mehreren Schlössern der Großen Zuflucht; und den Städtern fehlte es an Einigkeit und Entschiedenheit. Um 1382 mußte man sich sogar zu einem Waffenstillstande auf Kündigung, der unter Vermittelung der dänischen Reichsgroßen abgeschlossen ward, verstehen. Erfolgreicher stritt man im Jahre 1384 unter dem Vorgange Stralfunds. Dann kamen die Kämpfe, welche der kalmarischen Union vorhergingen; es wurde der Ausruf an männiglich kund: „auf freie Beute und eigene Unkosten gegen die Reiche Dänemark und Norwegen zu abenteueren, zu rauben, zu brennen und zu plündern.“

König Magnus von Schweden hatte unter Mitwirkung und Verbürgung der Großen des Reichs seinen Sohn Hakon, König von Norwegen, mit Elisabeth, einer Schwester der Grafen Nikolaus und Heinrich des Eisernen von Holstein, verlobt. In Dänemark herrschte zu jener Zeit Waldemar IV., der bestrebt war, das tiefzerrüttete Reich wieder zu heben. Er ging dabei verschlagen und behutsam zu Werke. Morgen ein anderer Tag! pflegte er zu sagen, und erhielt davon den Beinamen Atterdag. Er hinterließ keine Söhne. Für seine Tochter Margarethe, die nachherige „Semiramis des Nordens“, richtete er sein Augenmerk auf Hakon. Als dessen Verlobte Elisabeth nach Norwegen segelte, hielt er sie an und wußte den schwachen Magnus 1363 zur Einwilligung in

die Vermählung Hakons mit Margarethe, die damals erst im elften Jahre war, zu vermögen. Aber die holsteiner Grafen traten für ihre gekränkte Schwester auf; Magnus ward abgesetzt und Albrecht von Mecklenburg König in Schweden. Bald jedoch geriet dieser mit dem Adel in Zwiespalt, und Margarethe erhielt erwünschte Gelegenheit, sich in den Streit zu mischen. Ihr Vater war 1375, ihr Gatte 1380 gestorben; ihr einziger minderjähriger Sohn Olaf starb 1387, und sie selbst ward Königin der beiden Reiche Dänemark und Norwegen. Sie, die so mittellos war, daß sie, nach den Worten der Lübecker Ratschronik, nicht ene malyd brodes sunder vrunde hulpe zu geben vermochte, zog bald die Bewunderung der Welt auf sich. Albrecht nannte sie höhrend den König Hosenlos, schickte ihr einen Wegstein, um Nadel und Scheere zu schleifen, und wollte seine Nachtmüge nicht aufstun, bevor er gesiegt; allein er ward 1389 bei Falköping geschlagen und gefangen. Frau Hosenlos ließ ihm zur Vergeltung eine Narrenkappe aufsetzen und in nächster Nacht so unweiblich „weh thun“, daß die Folterqualen ihm zwei seiner Schläffer abpreßten. Manches soll nicht verbürgt sein; die Abfolterung aber ist's, und die Abpressung einer dritten Besitzung scheiterte nur an der Weigerung eines deutschen Hauptmanns. Albrecht saß mit seinem Sohne gegen sieben Jahre gefangen.

Indessen wurde seine Sache von den Deutschen in Stockholm aufrecht erhalten, und die Herren von Mecklenburg nahmen sich seiner an; auch die dortigen Hansastädte, trotz des Abmahns von Lübeck, das Margarethen mehr zugethan war. Um den Dänen nach Möglichkeit zu schaden, ward um 1391 die allgemeine Aufforderung zur Ausrüstung von Kaperschiffen erlassen. Auch sollten die Freibeuter zur Versorgung des belagerten Stockholm mit Lebensmitteln benutzt werden. Rostock und Wismar wurden die Zufluchts- und Marktplätze, und ein ungeheurer Zu-



drang zu den Stehlbriefen, wie die Jahrbücher Ketmar Kocks die ausgegebenen Freibeuterermächtigungen nennen, erfolgte. „Es steht nicht zu beschreiben, was des losen und bösen Volkes zu Hauf lief; aus allen Landen, von Bauern und Bürgern, von Amtsknechten und anderm losen Volke; denn Alle, die nicht arbeiten wollten, ließen sich gedünken, sie könnten von den armen dänischen und norwegischen Bauern reich werden.“ Sogar „Hofleute“ werden von Detmer unter den Theilnehmern genannt. Große Raubflotten und Freibeutergesellschaften entstanden. Von dem Zwecke, Stockholm zu versorgen, hießen sie Viktualien- oder Vitalienbrüder und Vitalkaner. Aber nur wenige ließen sich die Zufuhr mit Ausdauer und Treue angelegen sein; die Freibeuterei ward bald die Hauptsache; aus den Vitalianern wurden Likendeler und Lidefehler oder Leuteablehler, die weder Freund noch Feind verschonten. Was ihnen aufstieß war gute Beute. Jahre lang war die Handelschiffahrt auf der Ostsee gestört und oft ganz unterbrochen. Die Reisen zum Häringfang an der schonenschen Küste, wobel damals die fastende Christenheit so sehr bethelligt war, wurden „niedergelegt wohl drei Jahre.“ Es war das Loosungswort der Raubgesellen: Gottes Freund und der ganzen Welt Feind! Dabei rechneten sie aber Kirche und Geistliche zur Welt. Den Bischof von Strängnäs plünderten sie und nahmen ihn mit seinem ganzen Gefinde gefangen; und als Bonifaz IX., der freilich in anderer Weise die Christenheit plünderte, den Bann wider die Hauptleute schleuderte, kehrten sie sich nicht im mindesten daran. „Das vermaledeite und heillose Volk, des leidigen Teufels Kinder!“ Gefangene wurden selten geschont, wenn nicht Aussicht auf reiches Lösegeld war. — Aber auch die Rauffahrer gingen nicht eben zart mit den Raubgesellen um, wenn sie deren lebendig fingen. Einst wehrte sich ein großes stralsundisches Schiff so tapfer, daß es, wie Reimar Kock erzählt, „etliche und hundert gefangen kriegte“. Da

fehlte es aber an Ketten und Böden zur sichern Verwahrung. Man nahm daher leere Fässer, machte in die ausgeschlagenen Bodenstücke halsgroße Löcher, steckte die Vitalianer hinein, schlug die Tonnen wieder zusammen, so daß die Köpfe außen blieben, stapelte die Fässer über einander, und nahm sie so mit nach Stralsund, wo erst das Schaffot sie öffnete.

Die Hanse, namentlich die Seestädte, konnten bei einem solchen Zustande der Dinge nicht müßig sein. Es ward 1395 zu Falsterbo zwischen sieben Städten, Lübeck an der Spitze, und der Königin Margarethe ein Vertrag zu Stande gebracht, der Albrecht vorläufig in Freiheit setzte und Stockholm als Pfand in die Hände der Städte gab. Weitere Vorgänge und die kalmarische Union, 1397, brachten der Königin die Herrschaft von Schweden.

Nun kehrte sich alles gegen das Räubervolk. Schon 1395 hatten Stralsund und Lübeck glückliche Züge gegen die Vitalianer unternommen. Auf Drohung der Hanse mußten Rostock und Wismar ihre Häfen schließen. Die Insel Gotthland mit dem reichen Wisbi war der eigentliche Sitz der Räuber; gegen 1398 vertrieb sie von dort der deutsche Ordensmeister Konrad von Jungingen und eroberte das Land. In den nächsten Jahren schickten die Hansastädte ansehnliche Streitkräfte gegen sie aus, woran 1399 auch Margarethe Theil nahm. Aber ein entscheidender Schlag ward nicht geführt. Die Räuber zerstreuten sich in entferntere Meeresstriche, bis Rußland und in die spanische See, und wußten zahlreiche Schlupfwinkel und geheime Abnehmer zu finden, unter denen selbst hohe Personen nicht fehlten. Dessel, Rügen, die nordischen Küsten, die friesischen Inseln und Gestade und vornehmlich Helgoland waren Sitze und Zufluchtsörter der Vitalianer. Auf Helgoland ließ ihnen Hamburg schon um 1394 nachspüren. Unermeßlich war der Schaden, den sie anrichteten;

das reiche Bergen wurde wiederholt von ihnen heimgesucht, geplündert und verwüftet.

Gegen Ende des Jahrhunderts hatten der Graf Kurd von Oldenburg, der Propst Hisko von Emden und einige friesische Häuptlinge große Schaaren von Vitalienbrüdern aufgenommen. Auch Edo Wimken von Nürtingen raubte mit ihnen. Vergebens blieben Klagen und Aufforderungen, das Raubvolk zu entfernen. Da beschloßen die Städte auf einer Tagesfahrt zu Lübeck die Ausfendung einer großen Kriegsflotte. Besonders waren Stralsund Lübeck Hamburg zc. thätig. Andere zahlten Pfundgeld zur Ausrüstung. Ein großer Sieg auf der Osterems krönte den Eifer. Aber bald darauf waren Nikolaus Störtebeker und Wigmann, Gödeke Michael und Gottfried Wigbold auf Helgoland und stellten besonders den hamburgerschen Englandsfahrern nach. Hamburg unternahm von 1400 bis 1402 wiederholte Züge dahin; der tapfere Ratsherr Nikolaus Schoke und der versuchte Kriegsmann Simon von Utrecht schlugen die Freibeuter in zwei Treffen und brachten die Hauptleute mit vielem Volk gefangen davon. Besonders zeichnete sich Simons Schiff, „die bunte Kuh“, die „durchs Meer brausende Kuh mit den starken Hörnern“, aus. Als zuerst die Flotte in Sicht kam, dachten Störtebeker und Wigmann an Rauffahrer und rüsteten zur Plünderung; aber die Hamburger kamen kühn heran und zeigten sich als Krieger. Nach einem heftigen Kampfe entkamen nur Wenige; ein altes Lied läßt den Kampf drei Tage und Nächte dauern; einige Schiffe waren gesunken; siebenzig Räuber gerieten in Gefangenschaft. Eine Sage dagegen läßt den Störtebeker in der Elbe verraten und überwunden werden. Bald darauf wurde die zweite Schaar unter Michael und Wigbold vernichtet; auch sie kamen in Gefangenschaft und achtzig Mann mit ihnen. Alle wurden nach Hamburg gebracht und hingerichtet; die Köpfe auf Pfähle gesteckt. Simon von Utrecht aber

kam bei den Hamburgern zu den höchsten Ehren; er ward selbst Bürgermeister und starb 1437 allbeklagt und betrauert. Ein Denkstein in der Nikolaikirche hat sich erhalten.

Auf den eroberten Schiffen, namentlich im ausgehöhlten Gehälk des Störtebeckerschen Schiffes, wie die Sage will, sollen sich bedeutende Schätze gefunden haben, wovon die Hamburger den Knopf auf der Katharinenkirche gegossen und später einen neuen Thurm hätten bauen lassen. Verbürgter mögen die Reliquien des heiligen Vincenzus sein, welche die Vitalianer an der spanischen Küste geraubt hatten und sehr in Ehren hielten. Am meisten innere Glaubwürdigkeit hat wohl der große Becher Störtebeckers für sich; denn der furchtbare Raubgesell und Seegebieter mag allerdings die Becherleerung und den Bechersturz verstanden und seinen Beinamen rechtschaffen verdient haben. An dem Becher standen die Reime:

Ik jonker Sissinga  
Van Groninga  
Dronk dees heusa  
An een heusa  
Door myn kraga  
In myn maga.

Zu hochdeutsch:

Ich Junker Sissingen  
Von Groningen  
Trank diesen Krug  
In einem Zug  
Durch meinen Kragen  
In meinen Magen.

Es herrschen über Fassung und Anlaß verschiedene Ansichten. Man hat gemeint, Störtebecker habe Denen das Leben geschenkt, die gleich ihm den Becher in einem Zuge und Zusammenhange zu leeren vermocht hätten, was dem Junker Sissingen vorzugsweise glänzend gelungen sei. Allein vielleicht war der Lumpen nur ein

Wettpreis oder eine Guldigungsgabe des einen Saufaus an den andern. Wie dem aber auch sei, der Sinn ist klar. Der Becher soll vier Flaschen gefaßt haben. Ein Humpen ähnlicher Art, den man noch im Schifferarmenhanse zu Hamburg zeigt, wird für unächt und jüngern Alters gehalten.

Störtebecker ist der Held mancher Volkslieder und Gegenstand alter und neuer Verherrlichungen geworden. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts brachte ihn der „Schauspielmeister“ Förster auf die Bühne unter dem Titel: „Eine recht sehenswürdige Hauptaktion: die bekannten Seeräuber Klaus Störzenbecker, Gädche Michael, Wiegmann und Wiegbold, wie dieselbigen in dem Heiligen Lande gefangen, in Hamburg auf dem Grasbrook nebst 150 Mann zu öffentlicher Exekuzion sind gebracht worden;“ Schaffot und Rad waren auf dem Theaterzettel abgebildet. In neuester Zeit hat ihn A. Görling für ein romanhaftes Lebensbild und Canthal für eine Oper verwendet.

Störtebecker soll ein Edelmann gewesen und in der Nähe von Verden geboren worden sein. In einem Anfall von Reue, heißt es, habe er mit seinem Freunde dem Dome zu Verden sieben Fenster geschenkt und eine Brodspende für Arme gestiftet.

Die Vitalienbrüder waren übrigens mit den genannten Häuptern noch nicht vernichtet. Von 1403 bis 1406 wurden von Danzig Elbing Lübeck und anderen Städten Maßregeln gegen sie ergriffen. In den Jahren 1407 bis 1409 unternahmen mehrere Städte erfolgreiche Züge nach Friesland und der Ems, wo die Räuber wieder gehegt wurden und in den innern Fehden Vorschub fanden. Um 1422 machten Hamburg und Lübeck einen Zug nach Friesland und brachten zahlreiche Gefangene davon. 1426 benutzten die Grafen von Holstein, 1428 die Hansastädte selbst die Vitalianer gegen den König Erich von Dänemark; unter 12,000 Mann, welche auf 260 Schiffen ausliefen, befanden sich

über 800 Vitalienbrüder. Um 1429 plünderte und verbrannte Bartholomäus Bot aus Wismar Bergen. In Friesland wurden die Räuberreste um 1432 vernichtet, wo Hamburg Emden eroberte und Jahre lang besetzt hielt. Andere Ueberbleibsel wurden anderswo aufgerieben.

Hamburg erwarb sich durch seine unermüdlche und erfolgreiche Thätigkeit den Ehrennamen: Bändigerin der Seeräuber — domitrix piratarum. Es war schon 1359 von Kaiser Karl IV. ermächtigt worden, die Elbe gegen Seeräuber zu schützen. Unterm 14. Juli 1482 erhielt es von Friedrich III. das Vorrecht, sein Schiffsgut zu sichern und wieder zu gewinnen und alle Uebelthäter, „so man auf der Elbe ankommen und betreten“ möchte, nach des heiligen römischen Reichs Rechten zu strafen. In welcher Weise und in welcher Ausdehnung diese Berechtigungen in Anwendung gebracht wurden, ergibt sich aus einer Zusammenstellung der Jahrbüchernachrichten. Störtebeker und seine Genossen blieben nicht die einzigen, welche auf dem Grasbrook endeten. Es folgen noch hunderte, z. B.: 1408 der Vitalienbruder Plukkebrade und neun andere, 1433 desgleichen 40 Seeräuber enthauptet, ihre Köpfe auf Pfähle gesteckt. 1464 des Mittwochs nach Margarethen sind 64 Seeräuber enthauptet und die Köpfe auf Pfähle gesteckt. 1488 wieder 75 Seeräuber enthauptet, ihre Köpfe auf Pfähle gesteckt. 1525 und 1526 ist der Seeräuber Klaus Kniphof mit 74 Mann enthauptet, die Köpfe auf Pfähle gesteckt. 1573 sind zwei Freibeuter gerichtet; ingleichen wurden auch 26 Seeräuber enthauptet, die Köpfe auf Pfähle gesteckt. 1585 ist der Seeräuber Jean de Bruy mit seinem Volk enthauptet, die Köpfe auf Pfähle gesteckt.

Dabei sind eine bedeutende Anzahl kleiner Vorgänge nicht mit gerechnet. So wurde 1536 Bernd Beske und Genossen, die bei Neuwerk geraubt und gemordet hatten, hingerichtet, bekamen aber aus besonderer Gnade die Köpfe mit in die Grube.

Von großem Belang brauchte der Raub nicht zu sein, um die Strafe des Schwerts zu begründen; nach den hamburger Stadtrechten von 1292 und 1497 genügte ein Wert von „drei Pfennigen.“

Zum Einfangen der Raubgesellen waren oft kostspielige und kühne Fahrten nötig. Besondern Ruhm erwarben sich Eimon Parffeuall und drei andere Schiffsführer, welche mit vier Fahrzeugen den Freibeuter Klaus Kniphof und Genossen, die sich der Sache Christians II. annahmen, von den Hamburgern und Andern aber als Seerüber betrachtet wurden, auf der Osterems schlugen und gefangen nahmen. Der Kampf dauerte gegen sieben Stunden. Eine große Anzahl Volks wurde erschlagen. Die Hauptleute hatten ihrer Mannschaft „Warmbier mit eingestreutem Schießpulver machen lassen und undermalkander enen guden zarten drunk to gedrunken, dat se wat half buset worden; da wußten sie wohl, daß sie drauf gehen konnten.“ Kniphof soll auch gestanden haben, das Volk sei nicht wie Menschen, sondern wie Tiesel auf ihn eingefallen.

Die Schwerter, welche bei den vielen Hinrichtungen dienten, wurden später als Merkwürdigkeit bewahrt und gezeigt. Als Störtebecker mit seinen Gesellen hingerichtet worden, fragte der Sage nach einer vom Senat den Scharfrichter Meister Rosenfeld, wie ihm dabei zu Mute gewesen? O, so wohl, erwiderte der höhrend, daß ich auch noch den hochweisen Senat hätte abthun wüßten. Was die gestrengen Herren so übel vermerkt hätten, daß er selbst habe daran glauben müssen. Eine besondere Geschicklichkeit legte Klaus Flugge an den Tag. Er setzte je sechs in die Reihe und that sie in einem Gange ab; im Jahr 1488 war er mit den 75 Mann „in einer Stunde“ fertig.

## Zugvögel. Vogelfang.

Die ältesten und zahlreichsten Besucher Helgolands sind die Zugvögel. Die Insel gewährt den Vogelkundigen ein Gebiet, das an Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit der Vorkommnisse kaum seines gleichen hat. Wie London der Mittelpunkt des umfangreichsten Landgebiets ist, welches ein größter Kreis auf der Erdkugel umspannen kann, so erscheint Helgoland gewissermaßen als der Mittelpunkt und Ruheplatz für die Wanderzüge und Irrfahrten, welche die gefiederten Bewohner jenes Gebiets und der benachbarten Seezonen im wunderbaren Drange ihres beweglichen Lebens machen. Nicht bloß Europa und Afrika, auch das ferne Amerika und das fernste Asien, fast alle Zonen und Himmelsgegenden, senden Wanderer der Lüfte nach dem kahlen Felsbrocken der Nordsee. Hier ist der Schneeammer aus dem eisigsten Norden und der Jungfernturke aus dem heißen Rumidien, der virginische Regenpfeifer aus Amerika und der Regenpfeifer Pyrrhorax aus Hinterindien in geringer Nähe bei einander geschossen worden; die kleine schwarzgraue Drossel aus den Urwäldern Amerikas und die große halbmondlechtige Drossel des Himalaja, der prächtige Bienenfresser Afrikas und das reizende Blaukehlchen Sibiriens, der Kappenammer des Orients und der Lapplandsammer des Polarkreises, wurden auf einem Raume getroffen, der



noch nicht dem hundertsten Theil einer Viertelmelle ausmacht; die Seeschwalben des kaspischen Meeres und der persischen Gewässer hat man auf derselben Stelle gesehen, wo die Eisenten Spitzbergens und die Möven Grönlands sich tummeln.

Die Wissenschaft wird es als einen glücklichen Zufall zu betrachten haben, daß auch ein Wanderer aus den Sandlanden der Mark sich nach dem kleinen Eilande verirrt und, gepaart mit einer schönen Insulanerin, sich annistete. Ein sprechendes Bild von dem Pärchen mit einem Nest voll reizender Kleinen ist von der kunstfertigen Hand Fanni Lewalds entworfen worden.

Zehn Jahre lang hat Heinrich Gätke den Zugvögeln und Irrgängern über Helgoland nachgestellt und nachgeforscht. Er ist eigentlich Seemaler, daneben aber auch ein Vogelzeichner und Vogelausstopfer, der seines gleichen sucht. Nicht nur seine ausgezeichnete Sammlung, sondern auch die mannigfachen Beobachtungen, welche er zu machen Gelegenheit hatte, und die er wohl in Kürze in einem eigenen Werke veröffentlichen wird, müssen von höchstem Interesse sein.

Helgoland hat mehr als ein Duzend Arten Vögel gesehen, welche bis jetzt in Deutschland nicht angetroffen und beobachtet wurden. Sechs davon sind auch für das übrige Europa noch unbekannt; einige andere hält Gätke für völlig neu. Zu den ersteren gehört außer dem schon erwähnten virginischen Regenpfeifer und der amerikanischen Graudrossel, *Turdus lividus Wilson*, eine andere amerikanische Drossel, *Turdus rufus*, und sodann ein Wasserschwäger, *Cinclus Pallasii*, der gleichfalls in Amerika seine Heimat hat. Unter den für Deutschland neuen Arten erregt besonders der sibirische Zwergammer, *Emberiza pusilla Pallas*, und vor allen die Schwalbenschwanzmöve des Polarkreises Aufmerksamkeit. Dieser Vogel wurde von dem englischen Kapitän Sabine im höchsten Norden Amerikas gefunden und erhielt

ihm zu Ehren den Namen *Larus Sabini*. Er ist von großer Seltenheit und kommt bis jetzt nur in sehr wenigen Sammlungen Europas vor. Selbst in Grönland wird er so spärlich angetroffen, daß Karl Holböll, der dänische Oberbeamte, während eines achtzehnjährigen Aufenthalts und Sammelns nur ein einziges junges Stück erlangte. Der kleine zierliche weißlichgraue Schwimmgvogel mag in seinen äußersten Gebieten nur an den Eis- und Elfenbeinmöven noch Gefährten haben; seine bekannten Brutplätze liegen über 300 Meilen nördlicher denn Helgoland. — Von den ganz neuen Erscheinungen tritt besonders eine prächtige Drossel hervor. Sie ähnelt der Misteldrossel unsrer Wälder, hat jedoch andre Verhältnisse, ist größer, fast so groß wie die Whites- oder halbmondflechtige Drossel, und mit größeren volleren Flecken gezieret.

Zu den merkwürdigeren und selteneren Arten gehört auch die rothalsige Drossel, *Turdus ruficollis Pallas*, die in Daurien, am Himalaja und auf Java getroffen worden ist; ferner das Zwerggoldhähnchen, *Regulus modestus Gould*, und der dem Orient angehörige Rosenstaar. Das Goldhähnchen ist ein winziger sylvienähnlicher Vogel, der nicht einmal die Größe eines Baunkönigs hat; er wurde von englischen Forschern in Nepal in Indien gefunden; auf Helgoland ist er wiederholt geschossen worden. Gätze besitzt jetzt fünf Stück, mehr als alle Sammlungen Deutschlands zusammengenommen. Der Vogel kommt gewöhnlich gleichzeitig mit dem gelbköpfigen Goldhähnchen an. Dieses jedoch gehört mehr dem Norden an und ist auf Helgoland unter dem Namen Mask ein regelmäßiger Gast; es wird zuweilen mit der Hand gefangen und ist in wenigen Minuten so zutraulich, daß es einem die Fliegen zwischen den Fingern wegpickt. Der Rosenstaar kommt hauptsächlich in Kleinasien Griechenland Italien etc. vor. Auf Helgoland ist er wiederholt getroffen worden; doch

gehen manche Jahre hin, in denen er gar nicht erscheint. Er gilt für den Vogel, welchen die Alten als Vertilger der Heuschrecken feierten und oft schmerzlich herbesehnten, wenn Apollon Barnortos, der Heuschreckenvertreiber, auf Hülfe warten ließ. Er muß sich in großen Schaaren gar prächtig ausnehmen. Ein merkwürdiger Gast ist die Wasseramsel. Der kleine Fremdling gehört zu den Standvögeln der Gebirgswässer, und kommt doch bis Helgoland, wo es weder Berge noch Bäche gibt. Er hat keine Schwimmfüße, und ist doch der geschickteste und mutigste Taucher. Er schießt in die wildesten Strudel und Wasserstürze und soll oft Minuten lang unter den Fluten bleiben, am Grunde umherspazierend und sich Larven und Fischbrut suchend.

Zu den selteneren Erscheinungen gehört auch der Zwergsturmvogel der nordischen Meere, *Procellaria pelagica*. Dester zeigt sich der Eissturmvogel, der auf St. Kilda seinen südlichsten Brutplatz hat. Beide leben außer der Brutzeit beständig auf dem Meere, mitten in den weitesten Ozeanen, unbekümmert um Wetter und Sturm. Jener ist der kleinste aller Schwimmvögel, nicht größer als ein Sperling, und heißt bei den Matrosen Petersvogel, weil er mitunter flatternd auf dem Meere geht; dieser steht in dem Rufe, den auftauchenden Walfischen oft liebedienstlich zu sein, wie der Trochilos des Herodot den Krokodillen, nämlich ihnen die lästigen Schmaroger abzulesen. Doch soll er dabet zuweilen auch tiefer piken und ein Stück Speck mit wegnehmen, was freilich einen Walfischrücken nicht sonderlich beeinträchtigen mag. Beide haben eine eigenthümliche Waffe; sie spritzen ihren Vorfingern eine thranartige Feuchtigkeit entgegen.

Daß es neben den bemerkenswerten Gästen an einer Menge gewöhnlicher und regelmäßer Wanderer nicht fehlt, versteht sich von selbst. Seit vielen Jahrhunderten ist die Insel wegen ihres Vogelreichthums berühmt. Adam von Bremen führt ihn an, und

Ranzau schildert die unglaublichen Schaaren, *incredibiles greges*, welche auf der Insel im Herbst „hausenweise zusammenstiegen und den Einwohnern angenehme Schüsseln“ liefern. Er führt unter andern Kraniche Schwäne Gänse Enten Taucher Lerchen Drosseln *ic. an.* Auch jetzt noch finden sich große Fluchten von Zugvögeln alljährlich ein. Doch scheinen sie sich mehr und mehr zu verringern, woran besonders die zunehmende Verfolgung schuld sein mag. Denn Jagd und Vogelfang steht Jedermann völlig frei, und Einheimische wie Fremde machen von dieser Freiheit den ausgedehntesten Gebrauch. Die Insel wird bald nur noch ein Nothafen für die Wallfahrer sein. Gänse und Schwäne gehören schon jetzt zu den Seltenheiten, was freilich auch anderswo der Fall ist, wo vordem großer Reichthum war. Kempius sagt in seinem Buche über Friesland, 1588, es sei dort ein solcher Reichthum an Schwänen, daß nicht bloß Vornehme und Leckermäuler, sondern auch die Mittelstände und Landbewohner sich davon „sättigten“. Das würde heut zu Tage unmöglich sein. Enten kommen nach Helgoland hauptsächlich in kalten Wintern und werden am Strande unter ausgelegten Netzen gefangen. Es sind dafür besondere Plätze bestimmt, an welchen nicht geschossen werden darf. Die Jäger müssen dann andere Stellen suchen. Am ergiebigsten ist noch der Lerchen- und Drosselfang; spärlicher kommen schon die Schnepfen. Die Lerchen fängt man des Abends auf dem Felde, indem man sie mit Laternen blendet und mit einem Stocneße bedeckt. An günstigen Abenden, gewöhnlich bei warmer duftiger Luft, werden oft Tausende gefangen; die ganze Inselfläche ist dann wie von schwankenden Irrlichtern bedeckt. Auch flattern die Lerchen und sonstige Zügler oft in dichtem Gewirre um den Leuchtthurm, erst in dem weitem Lichtkreise, dann näher und näher, bis sie zuletzt an den dicken Glasscheiben sich die Köpfe einstoßen, und von dem Thurmwächter zu Hunder-

ten, mitunter zu Tausenden, auf der Galerie und im Hofraume aufgelesen werden. Im Jahre 1850 brachte eine einzige Nacht ihm 105 Stiege. Die Drosseln jagt und verlockt man in Büsche von dürrer Reifig und Holunderstauben, die auf der einen Seite mit Negen bedeckt sind. Für Finken Steinschmäger und dergleichen Vögel haben die Jungen Fallen Zugneße und sonstige Vorrichtungen. Der Schnepfenfang geschieht in großen weitmaschigen Garnen, die zwischen zwei etwa 25 bis 30 Fuß hohen Stangen aufgehängt werden und in der klaren Luft wenig bemerkbar sind. Die über das Feld oder zwischen den entfernten Häusern und am Strande hinstreichenden Schnepfen schießen hinein, verwickeln sich, und werden mit dem Garn vermöge einer Zugleine niedergelassen und ergriffen. Es muß zu dem Ende immer ein Aufpaffer in der Nähe sein, weil sie sich sonst zuweilen wieder befreien. Meist unrichtig hat der berühmte Raumann im achten Bande seiner „Vögel Deutschlands“ den Vogelfang auf Helgoland beschrieben. Fast jeder Hausbesitzer, ist bemerkt, habe ein Klebegarn, welches er des Abends quer über die Gasse ziehe, so daß Fremde nicht wohl ausgehen könnten, und welches dann am „nächsten Morgen voller gefangener Vögel“ gefunden werde. Dieser Vogelfang habe schon viele Seltenheiten geliefert. So ist es aber nicht. In den Gassen finden sich gar keine Negen, und die ausgespannten Garne sind so weitmaschig, daß nur Schnepfen und größere Vögel sich darin verwickeln können. Von einem Nachtfange in Negen kann überhaupt kaum die Rede sein; und die selteneren Vögel sind mit wenigen Ausnahmen geschossen worden.

Von den vier in Deutschland vorkommenden Schnepfenarten findet sich besonders die Waldschnepfe, *Scolopax rusticula*, ein. Sie verweilt aber nur bei ungünstigem Wetter, also im Frühjahr bei östlichen, im Herbst bei westlichen Winden, weil sie nicht gern

gegen den Luftstrom fliegt, was andern Zugvögeln weniger zuwider, ja manchen sogar angenehm sein soll. Die erste Schnepfe, welche geschossen wird, gebührt nach einem alten Herkommen dem landesherrlichen Beamten. Sie wird dem Schützen mit einem Thaler aus der Landesklasse bezahlt. Die Vorläufer unter den Schnepfen kommen schon früh, mitunter schon in den ersten Wochen des Februar. Die eigentliche Zugzeit dauert etwa eben so lange wie auf dem Festlande, also nach den alten Jägerreimen etwa vier Wochen: *Oculi*, da kommen sie; *Laetare* das Wahre; *Judica*, sind sie auch noch da; *Palmarum*, *trallarum*! Nur darf dies nicht allzugenau genommen werden. Das wahre „Schnepfen-evangelium“ fällt hier in der Regel noch weniger mit der „Aus-treibung der Teufel“ zusammen, als anderswo, da die Zugvögel mehr Rücksicht auf frühe oder späte Winter, als auf frühe oder späte Ostern nehmen.

Gleichzeitig oder etwas später wie die Schnepfen kommen die von den Gutschmeckern so hochgeschätzten Regenpfeifer, vor allen der Goldregenpfeifer und der Vornellregenpfeifer oder Düt. Auch der Rübzig läßt sich sehen und hören; nicht minder der viel-farbige Kampfhahn oder die Streitschnepfe in ihrer stolzen *Grandezza*. Gewöhnlich sind davon mehrere, mitunter wohl ein Duzend beisammen. Doch haben die Kampfhähne auf der Insel oder der Düne keinen Fechtplatz, wie an den benachbarten Küsten des Festlandes, wo ihre Weibchen nisten. Es sind wunderliche Thiere. Sie kämpfen nur zur Brutzeit, wenn sie im vollen Schmuck des reichen Halskragens einherstolzieren; aber Niemand weiß eigentlich, warum. Die Weibchen sind nicht zugegen; auch kommt es nie bis zu blutrünstigen Ausgängen. Der Kampf soll stets auf bestimmten Plätzen Statt finden, wobei drei oder vier paar Streiter regelmäßig mit einander wechseln. Vielleicht ist das ganze nur eine Aeußerung männlicher Lust und übermütigen Wohlbehagens.

Auch sagt man den Kampfhähnen nach, daß einige in offener Vielweiberei lebten, was sonst nur bei den kultivirten Haushähnen und bei wenigen anderen z. B. beim Auerhahn sich findet.

Von sonstigen Land- und Sumpfvögeln sind fast alle in Deutschland vorkommenden Geschlechter und Familien, vom Edelfalken und Königsmilan bis herab zum Zaunkönige, auf Helgoland vertreten. Der Edelfalke, einst der berühmteste und gesuchteste aller Vögel, hat einen hohen Vaten; Kaiser Friedrich II., der sich auf seinen Kreuz- und Kriegszügen nicht bloß mit den Sarazenen und Gegenkaisern, sondern auch mit der Naturkunde beschäftigte und das erste wissenschaftliche Werk über Vögel geschrieben hat, nannte ihn *Falco gentilis*. Es ist aber nicht außer Streit, welche von den vielen Falkenarten zu den alten Edelfalken gehören. Auf Helgoland ist der Wandersfalke, *F. peregrinus*, wiederholt geschossen worden. Auch der schnellste und gewandteste aller Vögel, der Baumfalke, *F. subbutoo*, der einzige Raubvogel, welcher eine Schwalbe im Fluge erhaschen kann, wurde oft getroffen. Er ist der Schrecken der Lerchen und Schwalben; sein bloßes Erscheinen ängstigt das kleine Gefieder so sehr, daß manche regungslos niederfallen oder bei den Menschen Schutz suchen. Lächerlicher Weise passiert's ihm aber zuweilen, daß die Beute wieder entwischt, während er sich mit der Frau Gattin über die Vertheilung derselben zankt und kragt.

Von Adlern kommen besonders der Fischadler und der Seeadler vor. Jenen nennen die Gelehrten *Falco haliaeetos*, diesen *Falco albicilla*; es soll aber der letzte, welcher bedeutend größer ist, der von Aristoteles beschriebene *Haliaeetos* sein, der die Küsten des Meeres bewohne und seine noch unbefiederten Jungen nötige, „in die Sonne zu sehen“, und dann dasjenige davon tödte, dessen Auge zuerst thräne. Beide Arten sind geschickte Fischer; sie ergreifen die auftauchenden Fische mit den Fängen

und eilen dann dem Strande zu. Mitunter soll sich's aber auch ereignet haben, daß sie sich in der Größe der Beute verrechneten, die eingehauenen Krallen nicht wieder freimachen konnten und so in den Abgrund hinabgezogen wurden. Man will anderswo größere Fische gefangen haben, welche Adlerfänge im Speck gehabt. Auch Aristoteles erwähnt von seinem *Haliætos*, daß sich „oft“ dergleichen zutrage. Auch an Bussaaren oder Bussarden fehlt es nicht, denn es kommt der Wespen- der Mäuse- und der Rauchsufsbuffard vor; noch weniger an Nachtraubvögeln, da mehr als ein halb Duzend verschiedene Eulen auf der Insel geschossen worden sind. Darunter ist besonders die stattliche Schneeeule, *Strix nyctea*, erwähnenswert. Ein Uhu oder *Strix bubo* ist dagegen noch nicht bemerkt worden. Turtur und andere mit Eulen in Verbindung stehende Dinge sind unbekannt. Auch weiß man nichts von dem Vogel des hercynischen Waldgebirges, der nach Plinius des Nachts leuchten sollte. Wohl aber kennt man die germanischen Vögel, von denen die „belobtesten“ Federn für die Kissen der römischen Weichlinge kamen und die zu Plinius *Zetten Gantae* genannt wurden, wie noch heut zu Tage im Plattdeutschen ein Gänserich Gante heißt. Eine wirkliche zahme Gans ist jedoch auf Helgoland eine seltene Erscheinung, sei's in gebratenem, sei's in ungebratenem Zustande; aber Graugänse, von denen die Hausgänse abstammen sollen, ferner Saatgänse Ringelgänse und andere, sind von Zeit zu Zeit gesehen und geschossen worden.

Sehr reich ist das Geschlecht der Bürger und das der rabenartigen Vögel vertreten; doch kennt man keine Elster. Auch der nordische Seidenschwanz, *Bombycilla garrula*, mit seinem zarten Gefieder kommt vor. Sein Erscheinen im mittlern Europa gilt bekanntlich als Vorbote eines kalten Winters; ehemals prophezeite man auch Krieg Pest Theuerung und sonstige Landplagen daraus. Die Helgoländer achten in dieser Beziehung nicht auf



ihn. Der prächtige Ptol, *Oriolus galbula*, dessen Gesang die Norddeutschen mit: Hest du gesapen, so betahl ok! übersegen, ist ebenfalls bekannt. Ein ganz gewöhnlicher Gast ist der Staar. Daß die vorkommenden Drosselarten zahlreich sein müssen, geht schon aus dem obengesagten hervor. Außer den angeführten Arten finden sich Schwarzdrosseln Misteldrosseln Wacholderdrosseln Singdrosseln und Weindrosseln alljährlich in Menge ein und werden viel gefangen. Auch die Ringdrossel kommt vor.

Von Sylvien oder Sängern kennt man Nachtigallen Sprosser Rotkehlchen Blauehlchen Gartenrotschwänzchen Hausrotschwänzchen Grasmücken und viele andere; von Schlüpfern den Zaunkönig, von Piepern den Wiesenpieper Wasserpieper Baumpieper u. s. w.; von Bachstelzen die weiße gelbe schwefelfarbige citronengelbe und andere, namentlich auch die in Deutschland seltene in England aber gewöhnliche schwarzrückige Bachstelze. Vom Geschlecht der Steinschmäger kommt hauptsächlich der graue, *Saxicola oenanthe*, und der schwarzkehlige Wiesensteinschmäger vor; von Meisen die Kohlmeise Lannenmeise Blaumeise Schwanzmeise Bartmeise, von Lerchen die Feldlerche Haubenlerche Baumlerche Berglerche und kurzehige Lerche, von Ammern der Goldammer Grauammer Gartenammer Rohrammer Schneeammer Lapplandsammer und Kappenammer.

Auch der Kuckuck findet sich ein, fliegt aber ohne amtlichen Ruf vorüber. Eben so macht's sein Küster, der Wiedehopf, obwohl sich dieser ganz anständiger Weise aufhalten könnte, da er keineswegs in dem übelen Geruche wie anderswo steht. Denn er hat auf der Insel niemals genistet. Im Herbst treiben sich die jungen Kuckucke zuweilen Tage lang mit großer Dreistigkeit zwischen den Häusern herum und reinigen die wenigen Bäume von einer Unzahl von Raupen. Die Raupen sind ja so sehr ein Lieblingsfraß der KuckucksKinder, daß der Magen derselben form-

lich mit Raupenhaaren besetzt sein soll, was man lange Zeit für eine natürliche Behaarung angesehen hat. Pastor Brehm hat diesen ungewöhnlichen Haarschmuck sogar vorzugeweise den Weibchen zugeschrieben.

Sehr gewöhnlich und zahlreich sind Finken, so gewöhnlich, daß der Ausdruck Fink neuerdings die allgemeine Bezeichnung für Vogel, namentlich für kleinere Gattungen, geworden ist, während man früher Vöggel sagte. Die Inselaner unterscheiden dann Karkfinken Bockfinken u. s. w. Karkfinken heißen die Sperlinge. Außerdem kommen Hansfinken Distelfinken zc. vor; auch Schneefinken Kernbeißer Dompfaffen und Brandgimpel fehlen nicht. Man sah ferner den großen Buntspecht, den Baumläufer, den Wendehals, den Eisvogel, den Alpensegler, die Hans- und Rauchschwalbe, auch die Uferschwalbe, die wie der Eisvogel sich tiefe Höhlen gräbt, um darin zu nisten, ferner alle in Deutschland vorkommende Tauben, von der reizenden Turteltaube bis zur großen Ringeltaube unserer Wälder.

Daß es an Strandläufern Wassertretern und sonstigen Küstenbewohnern nicht fehlt, ist leicht zu denken. Darunter ist auch der Steindreher oder Interpret, der seinen Namen von der Gewohnheit hat, beim Nahrungsuchen die Steine umzuwenden, um das Gewürm darunter zu erwischen. In ähnlicher Weise macht's der Austerfischer mit den Austerschalen und sonstigen Muscheln; auch er trägt davon seinem Namen, und nicht etwa von einer übermäßigen Vorliebe zu den Austern, die er nicht einmal zu öffnen versteht. Auch Brachvögel Störche Reiher Wasserrellen und ähnliche Vögel lassen sich dann und wann sehen. Von Reihern ist der graue Fischreiher und die große und kleine Rohrdommel wiederholt geschossen worden. Sogar ein ägyptischer Ibis, *Ibis falcinellus Temminck*, war einmal da. Die Zahl der Seeschwalben und Möven, welche sich regelmäßig einstellen, ist

natürlich bedeutend. Sie bilden in ihrer schmucken Weiße die Lieblinge der Frauen; und nicht leicht mag eine Fremde von Helgoland scheiden, ohne den Laden der Gebrüder Delrich und Klaus Meukens besucht zu haben. Als „Növenberg“, wie deren an den Küsten Grönlands und auf den Inseln Schottlands und Irlands sich finden, wo oft Hunderttausende, ja Millionen von Wasservögeln nisten und sich umhertummeln, kann freilich Helgoland nicht betrachtet werden. Nicht einmal mit den schleswigschen Inseln oder mit dem Növenberge in der Schlei ist es zu vergleichen. Das Nisten der Seevögel auf der Düne und an den Felsenstüchern hat längst aufgehört. Aber an zahlreichen Besuchern fehlt es doch nicht, da die feuchten Stellen über den Klippenrissen und Sandbänken stets fischreiche Nahrungsplätze bieten. Die Seeschwalben gehören größtentheils dem Süden, die Növen mehr dem Norden an. Von den ersteren streift die Flussmeerschwalbe, *Sterna hirundo*, aus der Mündung der Elbe herüber. Außerdem wurde die Küstenmeerschwalbe, *St. macrura Naumann*, die Zwergmeerschwalbe, die Brandmeerschwalbe, *St. cantiaea*, die schwarze- und die kaspische Meerschwalbe getroffen. Die schwarze bewohnt die persischen indischen und afrikanischen Gewässer und gehört bei Helgoland zu den Seltenheiten. Von Növen kommen zehn Arten vor. Davon gehört eine, die Lachmöve, den süßen Gewässern des Südens an; die übrigen sind Bewohner der nordischen, zum Theil hochnordischen Meere. Die Lachmöve ist ein schöner glänzend weißer Vogel, mit einem rosenroten Hauch vor der Brust und einer braunen Kapuze auf dem Kopfe; jener Hauch verliert sich aber leider nach dem Tode. Der seltenen Schwalbenschwanzmöve ist schon oben gedacht worden. Zu den häufigsten Erscheinungen gehören die Sturmmöve, die dreizehige Möve und die Silbermöve. Die letzte hat bedeutende Brutplätze auf den schleswigschen Inseln Silt und Süderoge und zwar in Gemein-

schaft mit der Sturmmöve und der kaspiſchen Meerschwalbe. Es sollen dort jährlich an 30,000 Eier gesammelt werden. Auf weiten Flächen findet sich Nest an Nest. Der Brütplatz auf Silt ist seit Jahrhunderten berühmt und wird zu einer halben Meile im Umkreis angegeben. Der Eigenthümer hält einen eigenen Eierſammler und Wächter; ein Theil der Eier bleibt immer liegen, und die ſetzten läßt man ausbrüten. Schon die Alten kannten den Vögelreichthum der Nordſeegeſtade. Pomponius Mela, um die Mitte des ersten Jahrhunderts, erwähnt dort Inſelſtrecken, welche zur Ebbezeit mit dem Feſtlande in Verbindung waren, und deren Bewohner ſich nur „von Eiern und Haſer“ ernährten. Gelegentlich kommen dieſe Möven auch nach Helgoland; im Winter ziehen ſie zum Theil ſüdlicher an die Küſten. Dagegen kommen dann die hochnordiſchen Meervögel an: die dreizehige Möve, die Eismöve, die Polarmöve, *Larus leucopterus* *Faber*, und die Mantelmöve; auch die Zwergmöve, *Larus minutus*, und die Häringmöve kommen vor. Die dreizehige Möve niſtet in unzählbarer Menge auf Grönland, Island und den Färöern. Sie gleicht der Sturmmöve, unterſcheidet ſich aber durch braune Füße von ihr und iſt kleiner als die Silbermöve. Alle drei haben ſchwarze Flügelſpißen. Die Eismöve dagegen iſt völlig weiß, mit einem bläulichen Anfluge auf dem Rücken und mit gelben Augen, während die Sturmmöve dunkle Augen hat. Jene führt auch den Namen Bürgermeiſter und trotzt den ärgſten Stürmen; die Sturmmöve dagegen hat ihren Namen nur daher, daß ſie die Stürme vorher empfinden und ihnen ausweichen ſoll. Die Häringmöve wird auch Ratsherr genannt, vermutlich wegen des ſchwarzen Mantels, welchen ſie, nachdem ſie ausgewachſen, als Feiertagskleid trägt. Dabei tritt ſie in gelber Fußbekleidung auf. Der Name Häringmöve iſt von ſelbſt klar. Sie folgt den Häringzügen aus dem Norden ſo eifrig, daß ſie dabei auch in die

Nähe der deutschen Küsten kommt. Eben so macht's die Mantelmöve, *Larus marinus*, die stärkste und sturmgewandteste von allen, die selbst der Eismöve die Beute abzujaßen weiß. Unbegreiflich ist die Flugkraft und Fluggewandtheit dieser Vögel. Ich habe eine Mantelmöve beobachtet, die bei sehr heftigem Winde wohl zehn Minuten lang hin und zurück, auf und nieder, gegen den Wind und vor dem Winde, in weiteren und kürzeren Kreisen und Wendungen, aufs anmutigste sich wiegte, ohne auch nur ein einziges Mal in sichtbarer Weise die Flügel zu bewegen. Die Helgoländer nennen die Möven, namentlich die größern Arten Kobben, die dreizehigen Masken.

Auch an Raubmöven fehlt es nicht; noch weniger an Sägern Scharben Tauchern und Enten. Sogar mancher Tölpel ist dazwischen, nämlich mancher Bastölpel, oder, wie die Gelehrten nach Brisson sagen, *Sula bassana*. Der Vogel führt seinen Beinamen von der schottischen Insel Bass im Frith-of-Forth, wo zahlreiche Schaaren unter öffentlichem Schutze brüten; der Geschlechtsname aber rührt von der angeborenen Tölpelhaftigkeit her, welche der Vogel bei gewissen Vorgängen, z. B. beim Füttern seiner Jungen, an den Tag legen soll. Der Bastölpel ist aber doch ein sehr ansehnlicher großer Vogel, der nur meist ungewöhnlich schlecht gezeichnet worden ist; er thut sich auch als geschickter Stofstaucher hervor. Auf der Hebrideninsel St. Kilda werden jährlich viele tausend Junge ausgenommen. Die Alten sollen sich dabei sehr gleichgültig und sorglos benehmen und noch häufig Futter ins leere Nest tragen. Von den vorkommenden Scharben sind besonders die Kormorane bemerkenswert. Die wunderlichen Vögel sind fertige Schwimmer und meisterhafte Taucher und sitzen doch am liebsten auf Baumstämmen und nisten meist auf hohen Bäumen. Dabei siedeln sie sich wie die Saatkrähen in großen Gesellschaften an, und zwar mitten in Flußländern, so daß schon Hunderte au

einem Tage geschossen worden, um die lästigen Fischfänger loszuwerden.

Die gewöhnlichsten Enten bei Helgoland sind die März- und die Krifente. Die letztere ist zugleich die kleinste des ganzen Geschlechts. Im ganzen finden sich mehr als ein Duzend Arten ein, wie: Pfeif-, Eider-, Brand-, Tafel-, Trauer-, Sammet-, Klange-, Eisenten u. s. w. Die Märzente kommt häufig auf den benachbarten schleswigschen Inseln vor, namentlich auf Silt, wo ein berühmter Entenfang ist. Von dorthier verlieren sich auch einige Brand- und Eiderenten bis Helgoland. Die Brandenten werden auf Silt und Amrum seit Jahrhunderten gehegt; die Hausbesitzer geben sich Mühe, stets ein paar Nester auf ihrem Grund und Boden zu haben. Die merkwürdigen Thiere brüten in Erdhöhlen, zuweilen in Fuchs- und Dachsbauen, und zwar, was fast unglaublich erscheint, ganz sorglos und ungefährdet auch in solchen, die Meister Reinecke noch selbst bewohnt. Man vermutet, daß ein eigenthümlicher Hauch oder Dunst die Thiere vor dem Erbfeinde alles Geflügels seit. Sie sollen ihre Nester sehr listig geheim zu halten wissen; auf Silt aber sind sie so vertraulich, daß sie bis dicht an die Häuser kommen. Man gräbt ihnen dort künstliche Höhlen und nimmt ihnen eintige Male einen Theil der Eier, ehe man sie zum Brüten kommen läßt. Sie legen so mitunter gegen zwanzig Eier. Sobald die Jungen ausgekrochen sind, führt die Mutter sie dem Meere zu. Ist der Weg zu weit, so trägt sie eins nach dem andern im Schnabel aufs Wasser. Die Federn sind sehr geschätzt. Auch eine Anzahl Eiderenten, *Anas mollissima*, brüten alljährlich auf Silt. Sie finden natürlich die sorgsamste Hege. Einige Weibchen sollen so zutraulich sein, daß sie in den Häusern nisten und sich beim Brüten streicheln lassen. Das Nest wird bekanntlich mit den kostbaren Daunen ausgefüttert, die sich die Weibchen vor der Brust aus-

rupfen. Während des Legens nimmt man ihnen einige Male die Federn, welche sie jederzeit ersetzen, bis sie sich ganz kahl gerupft haben. Diese vor der Brut genommenen Federn sind die kostbarsten. Die im Nest bleibenden Daunen sind weniger geschätzt, weil sie immer etwas unrein werden, obwohl die Jungen bald nach dem Auskriechen das Nest verlassen und dem Meere zufliehen. Die Federn sind bräunlich, weil das Hochzeitskleid des Weibchens eine solche Farbe hat. Die Daunen vom Männchen würden zum Theil schneeweiß und rosenrot sein; aber die Herren Egoisten hüten sich wohl, an ihrem Prachtkleide zu rupfen. Sie bekümmern sich weder um Nest noch um Gattin noch um Junge, sondern eilen nach der Hochzeitsfeier hinaus aufs weite Meer, um die Mauser zu bestehen. Bei der Gelegenheit kommen denn auch mitunter einige in die Nähe Helgolands. Ihr Pracht- oder Hochzeitskleid aber, wie die Ornithologen den Federschmuck zur Freiheitszeit nennen, ist in der That ein wahres Prachtkleid: die Brust weiß mit rosenrotem Anfluge, der Nacken meergrün, Hals und Rücken glänzend weiß, Schläfen und Unterleib glänzend schwarz, der Oberkörper mit langen weißen an den Seiten herabfließenden Federn geziert.

Ueberhaupt gehören die Eiderenten, wie alle Entenarten, zu denjenigen Vögeln, welche den meisten Staat und Aufwand in verschiedenen Kleidern und Festgewändern treiben. Fast alle Vögel haben Jugend- und Alterskleider; viele tragen auch noch Sommer- und Winterkleider, die einander oft gar nicht ähnlich sehen. Sie mausern sich zu dem Ende zwei Mal, wie die meisten Möven, oder der Sommerschmuck wird durch allmähliches Abstoßen oder Verwandeln der äußeren unscheinbaren Federränder gebildet, wie bei den Ammern und Finken, in welcher Hinsicht jedoch noch viel Streit unter den Gelehrten herrscht. Bei den Enten aber sind Nestkleider, Jugendkleider, weibliche und männliche Sommer-

und weibliche und männliche Winterkleider zu unterscheiden. Das Winterkleid ist zugleich das Braut- oder Hochzeitskleid, während bei anderen Vögeln gewöhnlich das Sommerkleid das glänzendere ist und kurz vor der Brützeit zum höchsten Schmucke sich ausputzt. Die Enten mögen ihre Hauptmauser nach der Brut, eine weitere vielleicht im Spätherbst halten, so daß sich im Laufe des Winters der neue Frühlings schmuck bildet.

Wie häuslich einfach ist dagegen das Gewand der Gänse! Da ist Sommer- und Winterkleid gleich. Weder Braut noch Bräutigam schmücken sich besonders. Auch unterscheidet sich das Männchen durch keinen Federputz vom Weibchen; am wenigsten legt es noch einen außerordentlichen Halsstragen an wie die stolzierenden Streitschnepfen. Dagegen wacht es mit großer Sorgsamkeit über Gattin und Junge, wenn die Sage auch nicht ins Reich der Verleumdung gehören mag, daß es bisweilen während des Brütens sich einer flüchtigen Neigung zu einer fremden Gans hingebe. Wo die Graugans hinfliegt, folgt ihr der Gatte; ihre Ehe ist fürs ganze Leben. Was weiß man dagegen den Enten nicht alles nachzusagen!! Schon aus diesem Grunde kann die Eiderente keine Eidergans sein, wie sie gewöhnlich genannt wird.

Auch eine Prachtente, *Anas spectabilis*, ist vor Jahren getroffen worden. Sie gehört zu den schönsten Vögeln; ihre Federn werden den Eiderdunen ziemlich gleich geachtet. Die Herren Grönländer sind daher nicht so dumm, welche sich aus den zubereiteten Bälgen dieser und anderer Vögel weiche Federhemden machen.

Die treuesten Anhänger Helgolands sind die Lummen und Alken. Sie sind mit den Hausperlingen die einzigen Vögel, welche noch regelmäßig brüten, während von anderen nur höchst ausnahmsweise ein Pärchen sich ansiedelt. Vor Jahren gehörten auch die Hausschwalben zu den brütenden Bewohnern; jetzt müssen



die Insulaner bis Rughaven wandern, wenn sie ein Schwalbennest sehen wollen, und von da haben sie denn auch wirklich eine Geschichte mitgebracht, die noch immer große Bewunderung erregt, wie nämlich mehrere Duzende jener Schwalben zusammenschlugen und in wenigen Minuten einen Sperling, der sich in ein Schwalbennest eingedrängt hatte, völlig darin zumauerten.

Die Zahl der Lummern oder Skatten, wie sie auf der Insel heißen, ist in neuerer Zeit nicht mehr groß. Im Jahre 1839 belebten noch Schäaren von vielen Hunderten die Westseite, später hatten sie sich sehr vermindert; jetzt nehmen sie wieder zu, da sie seit einigen Jahren etwas geschont werden. Es sind nordische Seevögel, die hohe steile Felsenwände, unmittelbar am Meere und wo möglich nach Westen oder nach Süden gelegen, lieben. Dabei sollen sie eine so wunderliche Scheu vor dem Lande haben, daß sie nicht einmal über schmale Sandbänke fliegen, sondern lieber weite Umwege machen. Stunden lang aber sitzen sie auf den kleinen Vorsprüngen der steilen Felsenwände und Stacker, aufrecht, regunglos, in Reihe und Glied wie aufmarschirte Soldaten mit schwarzen Helmen und weißen Röcken, den eigenthümlichsten Anblick gewährend. So stehen auch die Männchen zuweilen vor den Reihen der Eier oder den brütenden Weibchen. Jedes Weibchen legt nur ein Ei von der Größe eines Enteneis; wird es ihm aber geraubt, so wiederholt sich das Legen noch einige Mal. Jedes Ei ist besonders gefärbt; man wird nicht leicht mehrere von gleichem Aussehen finden. Nester werden nicht gebaut; die Eier liegen auf dem nackten Felsen und oftmals in so bedenklicher Stellung, daß man nicht begreift, wie das Bebrüten möglich ist. Zu diesen gefährlichen Plätzen müssen die Waghälse zu gelangen wissen, welche sich mit dem Sammeln der Eier und der Jungen abgeben, was auf den nordischen Inseln, namentlich auf Island, eine sehr ehrenvolle „Kunst“ ist, so daß es dort mehrere Familien

gibt, welche durch kühne „Sigemadr“ berühmt sind. Die gefährliche Kunst — das Herablassen an Seilen, die haarsträubenden Schwingungen über den Abgründen, das Anspringen, das Klettern, das Einklemmen und Entschlüpfen des Seiles zc. sind oft beschrieben worden. Auf Helgoland gibt es solche Künstler nicht mehr; doch fehlt es an verunglückten Vogelstellern nicht. Ein eigenthümliches Geschick sollen zuweilen die jungen Lummern haben, wenn sie zu früh aufs Meer geraten. Die Kleinen stürzen sich nämlich, wenn sie einigermaßen gefiedert sind, vom Felsen herab ins Wasser. Uebereilen sie sich aber damit, oder werden sie durch Zufall vor der Zeit herabgeworfen, so können sie zwar schwimmen, aber in Ermangelung des Gefieders nicht tauchen, um Nahrung zu suchen, und sollen dann meist verhungern müssen, weil die ängstlich umherschwimmenden Alten es nicht verstanden, die Kleinen auf dem Wasser zu füttern. Bleiben die Jungen aber lange genug oben, so kommen sie in der Regel auf, wenn sie auch Vater und Mutter verlieren, da sich liebevolle Nachbarn der Verwaisteten annehmen sollen.

Die Alten sind kleiner als die Lummern und so sehr mit ihnen befreundet, daß sie fast immer in ihrer Gesellschaft leben und brüten. Auf Helgoland wohnen sie regelmäßig unten, die Lummern oben. An den obersten Kanten brüteten sonst auch Lunde, eine merkwürdige Vogelart mit wunderbar geformtem Schnabel, in welchem sie an jeder Seite ein halb Duzend kleine Fische einklemmen und sie so zu Neste tragen können. Sie sind aber schon seit Jahren entwichen.

Am schwächsten sind auf Helgoland die hühnerartigen Vögel vertreten, denn man kennt bisher nur Wachteln.

Im Ganzen nimmt Gätke gegen 318 Arten Vögel für die Insel und das nahe Meergebiet der Klippen an. Auch erwartet er noch manchen Zuwachs. Im Herbst 1854 fanden sich zwei

neue Arten ein. Gar manches Seltene mag schon dagewesen sein, ohne Beachtung gefunden zu haben. Ein Tropikvogel oder Phaeton soll gesehen worden sein. Vielleicht kommt gar einmal ein Vogel Phönix, der im alten Aegypten nach Herodot alle 500 Jahre erschien und das Sinnbild der Auferstehung geworden ist. Im Juli 1853 schoss ein Badegast, Herr v. S. aus Fulda, eine seltene Raubmöve, *Lestris crepidata* nach Brehm, die der gätteschen Sammlung noch fehlte. Der Vogel gehört dem höchsten Norden an und zeichnet sich durch ein schönes Ebenmaß, durch einen zierlichen dunkelgelblichen Hals und durch zwei auffallend lange Schwanzfedern aus. Er hat wie andere Raubmöven die Gewohnheit, lieber zu rauben, als selbst zu fischen, das heißt, er ängstigt die friedlichen und schüchternen Mövenarten so lange, bis sie die verschluckten Fische wieder ausspeien, die er dann im Fluge ungemein geschickt aufzufangen und zu verschmausen weiß. Früher glaubten Viele, das Aufgefangene sei etwas ganz Anderes, als ein ausgespieener Fisch. Die Helgoländer drücken diesen Verdacht dadurch aus, daß sie die Raubmöven Skätenjoagers nennen, was sich nicht wohl in die Schriftsprache übersetzen läßt. Die Holländer sagen dafür Strontjaggers, die Vogelgelehrten *Stercorarii*. Der jüngstgeschossene Vogel hatte sogar Landvögel Tages zuvor gejagt, die über die sonderbare Verfolgung ganz erstaunt sein mochten.

Von den vorgekommenen Arten fallen ungefähr 300 mit den „Vögeln Deutschlands“, deren das zwölfbändige Werk Naumanns, abgesehen von den Nachträgen, überhaupt 365 Arten aufzählt, zusammen. Ganz Europa hat über 400 regelmäßig vorkommende Arten und weiter gegen 100 Irrgänger; von jenen theilt es über 360 mit den übrigen Erdtheilen, die außerdem noch mehrere tausend Arten liefern. Eigenthümlich sind unserm Erdtheile also nur etwa 40 Arten, von denen die meisten auch Helgoland be-

suchen. Deutschland hat wohl kaum eine Art, die ihm ausschließlich angehört. Eurova und vor allem auch Deutschland würde demnach ziemlich vogelarm sein, wenn nicht der Wandertrieb alljährlich zahlreiche Schaaren herbeiführte.

Wunderbarer Trieb, der den leichtbeschwingten Schaaren ihre weiten verschlungenen Wege zeigt! Wer lockt und treibt die Bewohner der Eisküsten und des glühenden Südens, der Alpenhöhen und der Urwälder, zu dem einsamen Felsen Helgolands? Was zieht die Möve des äußersten Polarmeers, die unter den ewigen Eisfeldern brütet, in den lezten Winkel der Nordsee? Wohl die Kälte, vielleicht die Not. Aber was bewegt die Alpenbraunelle, ihre Heimat zwischen der Baum- und Schneeregion der schweizer Alpen zu verlassen, über die weiten Tieflande Norddeutschlands und über das Meer zu ziehen, wo sie weder weilt noch nistet? Vielleicht die Wanderlust, vielleicht ein geheimes Sehnen nach den fernern Verwandten auf den Alpen der Nordlande. — Aber was ruft die Steindrossel, die in den Felsen der Olympe nistet und nicht nördlicher als Italien wohnt, zu dem öden Eilande des entfernten Meeres?

Bei allem Reichthum an gefiederten Gästen weiß Helgoland leider nichts von dem jubelnden Leben, welches anderwärts Lenz und Sommer durchklingt. Da ist kein duftiger Wald für Drosseln und Heber, kein Gebüsch für Finken und Ammern, kein Gesträuch für Grasmücken, kein thaublinkendes regenfrisches abendstilles Kornfeld für den lockenden Schlag der Wachtel. Stumm nahen die Wanderer, mit eintönigen Rufen ziehen sie weiter. Für das Jauchzen und die Sangeslust der Liebeszeit suchen sie andere Gestade. Kein rufender Kuckuck, kein trommelnder Specht, kein jodelnder Brachvogel wird vernommen; nirgends ist ein frisches Laub- und Blüthengehege, aus dem das schmetternde Lied einer Nachtigall erschallt. Im Frühling 1854 hatte ein Lerchenpaar

es gewagt, sich in der Nähe des alten Pulverthurmes anzufiedeln. Aber die Freude dauerte nicht lange. Einige Male jubelte der glückliche Gatte in den heitern Morgenhimmel hinein; dann war wieder traurige Stille wie zuvor.

Nicht einmal der „dumme“ Kreuzschnabel nistet auf der Insel. Er hat freilich seine guten Gründe, da es weder Fichten noch Föhren gibt. Denn dumm und unvorsichtig ist der Vogel eigentlich nicht, so sehr er auch in der Naturgeschichte dafür verschrieen ist. Er macht's im Gegentheil klüger als mancher andre Vogel und auch als mancher Mensch; er brütet nicht nach Laune und Jahreszeit, sondern nach Maßgabe des Nahrungsstandes, mag's Frühjahr oder Spätjahr, Sommer oder Winter sein. Das Weibchen bleibt im Winter über den gelegten Eiern und wärmt die Jungen, und das Männchen trägt Nahrung herbei. Das ist, denke ich, geschiedt genug. Sicher geschiedter als die blinde Stierigkeit der Elfenbeinmöve, von welcher Holböhl erzählt, daß sie die ausgesteckte und bewegte Zunge eines Grönländers für einen Fisch angesehen und sich im Schnappen darnach habe ergreifen lassen.

Für die meisten Zugvögel ist Helgoland nur eine kurze Rast- und eine kurze Speisestätte. Nur wenige bleiben einige Tage oder Wochen, wenn Wind und Wetter der Wetterfahrt entgegen sind. Die verschiedenen Gattungen haben dabei gar abweichende Neigungen. Einige lieben den Windzug, andere fliegen gern gegen den Wind; die meisten ziehen wohl das Segeln mit halbem oder Backstagswinde, wie die Schiffer es nennen, vor. Die Wachteln fliegen nach Aristoteles bei hellem Himmel und Südwind. Die Gänse ziehen bekanntlich in schrägen Linien, wobei der Vordermann den Wind zu theilen hat, wie die Helgoländer sagen. Krähen, namentlich die am häufigsten vorkommenden Nebelkrähen, fliegen in aufschwellend unregelmäßigen Haufen, doch machen die hinteren meist alle Hebungen und Senkungen der vorderen nach.

Dabei wissen sie Schützen leicht zu erkennen und fliegen dann so hoch, daß die meisten Schüsse ins Blaue gehen. Kranichzüge sind noch nicht bemerkt worden. Der vorsichtige gemeine Kranich würde auch kaum ein Plätzchen finden, wo er sich ein paar Augenblicke sicher wäghen könnte. Auch einzelne wurden noch nicht gesehen. Der auf der Insel geschossene, an das Museum in Hamburg verkaufte Jungfernkranich mochte sich in dem späten und strengen April-Winter von 1837 verschlagen haben; er wurde im Nachsommer erlegt, was bei allen Vogelkundigen großes Staunen erregte. Der Vogel wohnt so südlich, daß schon in Toskana das Erscheinen eines solchen Wanderers eine große Seltenheit ist. Syrien Persien Hindostan Aegypten das Dattelland und die Küste von Guinea werden als seine Heimat genannt. Die alten Römer hielten gezähmte Vögel dieser Art auf ihren Villen; sie nannten den stolzen zierlich-anmutigen Vogel die Jungfrau aus Numidien. Er ist etwas kleiner als der gewöhnliche aschgraue Kranich und soll mit ihm denselben würdevollen Anstand, denselben heitern Humor, dieselbe Neigung zu lächerlichen Kurzweiligkeiten und possenhaften Tänzen und Sprüngen haben. Auch soll er nicht minder klug und anständig sein, wenn man auch nicht so drollige und merkwürdige Geschichten von ihm zu erzählen weiß, wie von dem berühmt gewordenen Kranich des Freiherrn von Seyfertig auf Ahlsdorf in Sachsen, der keine Beleidigung von Menschen und Vieh ungerächt ließ, eine große Freundschaft zu einem Zugstiere an den Tag legte, sich zum Thierhüter aufwarf und das gesammte Vieh des Gutes in Zucht und Ordnung zu erhalten wußte, bis ihn endlich ein grober Mastochse zum Krüppel schlug.

Störche kommen nur einzeln vor. Sie sollen in der Ferne gewisse Sammelplätze haben und dann eine Zeit lang in großen Schaaren weiter ziehen. Dr. Shaw sah am Fuße des Berges

Karmel drei Züge, von denen jeder über drei Stunden lang und eine Viertelstunde breit war, was ungeheuer und doch gegen die endlosen Schaaren der amerikanischen Tauben noch gering erscheint. Gewöhnlich ziehen die Störche so hoch, daß ein unbewaffnetes Auge sie nicht wahrnehmen kann. Daher wird es kommen, daß die einzelnen plötzlich, wie „vom Himmel gefallen“ da sind. Gewöhnlich ist das Paar ziemlich gleichzeitig beim alten Neste. Im Frühjahr 1853 sah man auf Helgoland einen stattlichen weißen Storch mit vieler Würde zwischen den angepflöckten Schafen umherstolzieren, die den hochbeinigen Fremdling verwundert betrachteten. Bald blickte er nachdenklich aufs Meer hinaus, bald las er Gwürm auf oder was er sonst für seinen Gaumen finden mochte. Abends ging er auf einem kleinen Nebengebäude des Governmentshauses zu Ruhe, die naheliegenden höheren Dächer verschmähend. Am dritten Morgen war er verschwunden.

Auch kleinere Vögel ziehen zum Theil in größeren Schaaren oder doch in Gesellschaft; so namentlich die Staare, die Lerchen und mehrere Säger. Andere ziehen einzeln, wie die Dorngrasmücken. Auch die Schnepfen kommen einzeln, obwohl ziemlich gleichzeitig. Andere Vögel wandern meist paarweise, wie der Brol und der graue Steinschmäger; noch andere einzeln im Frühjahr und familienweise im Herbst. Auch hinsichtlich der Tageszeit herrscht Verschiedenheit. Die meisten Bachstelzen- und Lerchenarten ziehen bei Tage, das Rotkehlchen und das Rotschwänzchen gewöhnlich des Nachts. Merkwürdig ist es, daß hinsichtlich des Wanderns die nächstverwandten Arten oft ganz von einander abweichen. So zieht nach Naumann die Bachholderdrossel in Gesellschaft, die Ringdrossel vereinzelt, die Misteldrossel einzeln und in Familien, die Rotdrossel am Tage, die Schwarzdrossel des Nachts, die Misteldrossel bei Tag und bei Nacht. Doch mag es hierbei an Ausnahmen nicht fehlen, wenn Wind und Wetter dazu

Anlaß geben. Auf Helgoland wenigstens fehlt es an Unregelmäßigkeiten nicht. Die Schwarzdroffeln sammeln sich auch bei Tage, steigen empor und sind plötzlich auf und davon. Fast alle Raubvögel wandern einzeln und bei Tage. Die „gemeinen Finken“ beobachten den Anstand, daß sie nach Geschlechtern reisen; die Männchen kommen ein paar Wochen früher an und zwar die ältesten in erster Flucht. Im Herbst ziehen häufig die jungen Vögel mit den Müttern. Kommen vereinzelt Männchen bei einem Weiberhaufen vor, so wollen die Vogelkenner einen weiblichen Charakter an ihnen beobachtet haben und das Umgekehrte, wenn Weibchen im Zuge der Männchen sich finden!?

Fast unbegreiflich ist es, wie manche Vögel die ungeheuren Wanderfahrten zu vollführen im Stande sind. Wie kommt das winzige Goldhähnchen aus Asien, aus Hindostan nach Helgoland? Wo finden die Landvögel Amerikas einen Raft- und Futterplatz auf der vier- bis fünfhundert Meilen weiten Reise bis zum nächsten Erdstück Europas? Man hat es für unmöglich gehalten, daß die schwachen Thiere ohne Ruhe und Nahrung den atlantischen Ocean überfliegen könnten. Es ist daher die Meinung aufgestellt worden, namentlich hinsichtlich der nordamerikanischen Wanderdroffel, daß der Landweg über das nördliche Amerika und die nordöstlichen Gebiete Asiens und Europas eingeschlagen werde. Gätke dagegen ist für die Meerfahrt und nimmt an, daß solche Landvögel auch auf dem Meere zu ruhen im Stande seien. Wer hat Recht? Daß viele Landvögel schwimmen können, ist außer Zweifel. Der Däne Holböll hat die Beobachtung mitgetheilt, daß die Schneehühner Grönlands schwimmen; namentlich sah er bei zehn Grad Kälte mehrere dieser Vögel die Felsen verlassen und sich ruhig aufs Meer setzen. Bekannt ist es auch, daß Schnepfen im Nothfalle aufs Wasser flüchten und daß der große Brachvogel sogar zum Vergnügen schwimmt. Auch von den wandernden Truthühnern



der amerikanischen Wildniß weiß man, daß sie zuweilen schwimmen, wenn ihnen Wasser in die Quere kommt.

Leichter wie die amerikanischen Vögel haben es die Wanderer aus Afrika. Die Steinschmäger finden von der Pyramide des Cheops bis zum Reistack Helgolands gar manchen angenehmen Ruheplatz; die Störche treffen von den Fleischtöpfen Aegyptens bis zu den Regenwürmern des Oberlandes gar mannigfache Leckerbissen. Und von welchen Abenteuern wissen erst die munteren Staare zu erzählen, von den Wasserbüffeln Nordafrikas bis zu den Seehunden Nordeuropas! Nur dürfen sie nicht zu voreilig reisen, denn sonst geraten sie mitunter noch in die kläglichsten Schneetage. Im Vorfrühling 1853 trafen sie auf Helgoland noch kein Schaf draußen, um in seinem Bliß zu jagen; Hunger und Frost trieb sie bis dicht unter die Fenster der Häuser.

Wenn die Wanderzeit naht, werden selbst gefangene Vögel unruhig; sie flattern des Nachts umher, wenn ihre Art zu den Nachtwanderern gehört. Wie schmerzlich mag es dem Kotkflüchsen im Käfig sein, wenn es den Zuruf vernimmt, mit welchem sich die glücklichen draußen zum Ausbruch ermuntern! Bei manchen Vögeln ist der Drang zum Fortziehen so unwiderstehlich, daß diejenigen, welche durch Verlust der ersten Eier das Unglück einer verspäteten Brut haben, nicht selten ihre Jungen im Stich lassen, um sich den ausbrechenden Genossen anzuschließen. So will man es namentlich bei den Affen bemerkt haben. Auch gezähmte Vögel ziehen oft im Herbst fort und kommen erst im Frühjahr wieder. Ein Storch des Grafen Zichy kam jeden Morgen in den Saal und holte sich sein Frühstück. Eines schönen Tages aber war er fort und kehrte erst nach mehreren Jahren zurück. Man hatte ihn fast vergessen, als er plötzlich durch den Garten marschiert kam, sich durch das Freudengeschrei der Kinder nicht stören ließ, sondern auf den Saal zuging, um wie sonst sein Frühstück

zu verlangen. Im Herbst zog er abermals fort und kam dann nicht wieder.

Anderer dagegen bleiben oft in rührender Anhänglichkeit da. Wer kennt nicht die Geschichte von dem Storchmännchen, das mehrere Male zu der gelähmten Gattin zurückkehrte und mit ihr brütete, und endlich auch den Winter bei ihr ausharrte? Wer wird nicht von der Liebe einer Bachstelze zu einem gefangenen Pflegekinde gerührt? Es ist bekannt, mit welcher Geschicklichkeit das Kuckucksweibchen seine Eier in die Nester kleiner Vögel zum Ausbrüten zu bringen weiß. Einst hatte ein solches ein Bachstelzenpaar, das in einem engen Baumloche genistet, mit dem Ausbringen seines Eies bedacht. Allein noch ehe der junge Schreihaß ausfliegen konnte, war er so groß geworden, daß er durch das enge Zugangslöcher nicht hindurchkonnte. Er blieb gefangen und hätte verhungern müssen, wäre nicht das mitleidige Bachstelzenweibchen da geblieben, um den unersättlichen Bielfraß zu füttern. Alles war von dannen gezogen, die Genossen, der Gatte, die Kinder; die treue Pflegemutter war da geblieben, hatte Hunger und Frost erduldet, um in unsäglichster Mühe den Gefangenen zu nähren. So traf ein Jäger sie mitten im Winter.

Die Wanderzeit ist sehr verschieden. Manche ziehen früh, manche spät. Schon im Februar kommen die ersten Vorläufer der Schnepfen und Lerchen auf Helgoland an; im März ruft der Kibitz sein Pivitt durch die stillen Abende; dann ziehen die Staare, die Amfeln, die Bachstelzen, die Kotschwänzchen, dann des Kuckucks Küster und der Kuckuck; zuletzt die Steinschmäger und Laubfänger, die auch zuerst, schon anfangs August, wieder zurückkommen, also nur wenige Wochen im Brüt- und Jugendlande zubringen. Und so geht es weiter, in umgekehrter Ordnung zurück, dem Süden zu. Bei den nördlichen Vögeln ist es natürlich anders; die finden schon bei Helgoland und an den nächsten Küsten ihren Süden. Die drei-

zehige Möve, die auf den Vogelbergen Grönlands nistet, weilt in der Nordsee im Winter, und ist dort der erste Frühlingsbote, wie bei uns die Lerchen den nahenden Lenz verkünden. Schon Ende März, oft bei strenger Kälte, soll sie dort ankommen, und schreiend und klagend um die noch mit Schnee bedeckten Brutplätze fliegen. Nach und nach finden sich dann die Paare zusammen und die glücklichen Liebestage beginnen. Nur wenige bleiben allein; sie übernehmen später, wie auf Island beobachtet worden sein soll, mit großer Fleißigkeit die Sorge für die zufällig verwaiseten Nester und Jungen, bis abermals die Wanderzeit naht.

Aus einem Briefe an eine Freundin. Winterliches. Ein Nordlicht. Stürme und Stille.

---

6. März 1852.

Sie haben nicht Unrecht, Verehrte, wenn Sie sich etwas dunkle Vorstellungen von der winterlichen Dede und Abgeschiedenheit hier machen . . . . Indessen hat ein solcher Winter, wenn man nicht allzu leidend ist, doch auch seinen Reiz, eine Fülle wechselnder Bilder und Gestalten. Diese endlosen und undurchdringlichen Nebel, diese unheimliche Stille, dies dumpfe Grollen des Meeres, das ängstliche Vorüberschwanken der Schiffe, das schweigende Auspähen der Lotsen; dann die heulende Wut der Stürme, das schäumende Brüllen der anbrandenden Wogen, das Zerschellen der Schiffe, die mühsame Rettung bleicher, starrer, zu Tod erschöpfter Menschen; dann, wenn ein Lichtblick des Himmels die jagenden Wolken durchschneidet und auf dem kochenden brausenden Gischt der See fällt, wenn die Sonne in den thurm hohen Schaumpyramiden, womit die Düne schneeweiß umsäumt ist, glimmt und glänzt; dann wieder die Ruhe, die Helle, die wunderbare Pracht der Abendhimmel: dies alles und der schnelle Wechsel von Wärme und Kälte, Sturm und Stille, Licht und Schatten, Leben und Tod, muß auf den Binnenländer die eigenthümlichsten tiefsten Eindrücke hervorbringen.

Im ganzen ist der heuerige Winter ein ungewöhnlich milder gewesen. Treibeis, das sonst von den Flußmündungen hierhergeworfen und zu weiten Bänken und Hügeln emporgethürmt wird, habe ich noch gar nicht gesehen. Das Meer selbst gefriert nie; höchstens, daß sich in der Nähe des Strandes kleine Anfänge bilden.

Seit einigen Wochen waren mehrere Nordlichter, das schönste am 19. Februar. Es nahm fast den vierten Theil des Himmelskreises ein. Anfangs waren die emporschießenden Strahlen rötlich, dann heller; der Grund wurde blasser und blasser, bis er zuletzt in ein gelbliches Hellgrün überging, das länger als eine Stunde dauerte. Durch diesen Grund, vor welchem ein paar dunkle Wolkenmassen in phantastischen Bildungen schwammen, schossen, bald in der Mitte, bald mehr östlich oder westlich, hinter einer schmalen Dunstbank die lichten Strahlenbüschel und Silberfäden in reicher Fülle empor, bald scharfaufzuckend, bald in langsamer Dehnung sich ausspizend. Die Helle, welche sich durch den kalten Abend ergoß, war fast so stark, wie bei mittlerem Mondschein. Leider aber blieben die Ansätze zur Bildung einer Krone, welche in nördlicheren Gegenden oft von wunderbarer Schönheit sein soll, nur äußerst gering. Der Mittelpunkt dieses magnetischen Gewitters lag nicht im Norden, sondern nordnordwestlich. Es wird das mit der Lage des magnetischen Pols und mit der Abweichung der Magnetnadel, welche in hiesiger Gegend etwa 20 Grad westlich beträgt, zusammenhängen, da nach der Meinung der meisten Naturforscher das Nordlicht nicht als eine Erscheinung im Weltraume, sondern als eine Lichtausströmung der Erde, welche ihren Grund im Erdmagnetismus habe, zu betrachten ist.

Seit den Nordlichtstagen haben wir meist gelinden Frost und helles Wetter. Es sind dies nebst einigen Novemberfrösten die einzigen Eistage, welche der Winter gebracht hat. Dagegen hat es an naschkaltem Wind- und Regen- und Nebelwetter nicht gefehlt.

Die Sonne kam ganze Wochen lang nicht zum Vorschein, während sonst die Witterung zuweilen in unglaublich kurzen Zwischenräumen wechselt. In einer Viertelstunde kann es regnen schneien schloffen sonnen winden und nochmals regnen. Auch Sturm und Stille wechseln oft sehr schnell. Am 16. November lachte der heiterste Himmel, kein Lüftchen regte sich, das Meer lag in ruhigster Stille, und in reinster Pracht sank Abends die Sonne in die spiegelhelle Flut; am andern Morgen lagen alle Dächer und Straßen voll Schnee. Am 30. Oktober wehete ein so starker Sturm, daß die Postschaluppe, die allwöchentlich ein Mal nach Kuxhaven segelt, umkehren und bei der Düne vor Anker gehen mußte; am 31. Oktober heiteres ruhiges Wetter, nur die See noch bewegt; am 1. November wieder alles so toll, daß das Postschiff zum zweiten Male umkehren mußte.

Am 30. November verlangte eine englische Kohlenbrig Hülfe. Zehn Lotsen fuhren aus. Sechs gingen auf das bereits lecke Schiff über. Der hohe Preis von hundert und fünfzig Pfund Sterling lockte sie, den gefährlichen Versuch zu wagen, das sinkende Fahrzeug zum Hasen zu bringen; aber die nächste Sturmnacht riß Schiff und Mannschaft in den Abgrund. Die kleine Schaluppe mit den übrigen vier Mann hatte vor Anker liegend die Nacht überdauert. Sie wurde am andern Morgen mit theilnehmender Freude empfangen. Desto größer wurde die Sorge um die übrigen. Eine Woche lang hoffte man wohl noch; als aber auch das nächste Postschiff von Kuxhaven kam und keine grünrotweiße Flagge am Mast wehte, da schwand alle Aussicht und die Verwandten der Verlorenen legten ihre Trauerkleider an. Auch ein junger Mann war unter den sechsen, der erst vor elf Tagen Hochzeit gemacht hatte und voll glücklicher Lust seine junge Frau über die Insel führte. Das Loß traf ihn nicht; aber sein Schwiegervater hatte das „Glück“, gezogen zu werden. Er ließ den Eidam für sich

eintreten, weil dieser noch kein Schiff eingelotset hatte und die vollen Lotsenrechte erst dann erworben sind; wenn der Geprüfte eine Fahrt bestanden hat. So sah die junge Frau, die bald auch Mutter werden sollte, den Vater gerettet, um den Gatten beweinen zu müssen. So nahe grenzen Leben und Tod an einander.

Außerordentlich gefährlich sind im Herbst und Frühjahr die Nebel. Sie sind oft so dicht, daß man bei Tag kaum fünfzig Schritte sehen kann und das Licht der 24 Platinaspiegel des Leuchtturms nicht bis zur Kante der Insel, geschweige bis aufs Meer hinausreicht. Am 12. December trat ein solcher Nebel so plötzlich und so stark ein, daß die ganze helgolander Küsternflotte davon erwischt wurde und viele ihre Not hatten, sich in der Finsterniß zurecht zu finden. Um dies zu erleichtern, wurden gegen Abend von Zeit zu Zeit Kanonenschüsse abgefeuert, die dann wie prächtige Feuerblumen in den grauen Nebel hineinquollen und an der Düne und in den dichten Dunst- und Wolkenmassen donnernd und rollend verhallten. Unten am Strande wurden Hörner geblasen, die bis in die späte Mitternacht in melancholischer Eintönigkeit wie ferne Unkenrufe oder geisterhafte Klageklänge zum Oberlande herauf klangen.

Einige Wochen zuvor rettete sich die Mannschaft eines hannoverschen Schiffes, das von einem andern bei Nacht und Nebel in den Grund gefegelt war, mit genauester Not hierher. Ihr Schiff war gesunken, das andere in der Dunkelheit entschwunden, das Meer stürmisch; in einem winzig kleinen Boote waren Schiffer und Matrosen die ganze Nacht in beständiger Lebensgefahr umhergeschwankt. Am Morgen aber hatten sie aus einer Ruderstange einen Mast, aus einer zweiten ein Steuer, aus einer Decke ein Segel gemacht, und kamen so glücklich heran.

Die stärksten Stürme waren am 10. und 11. Januar; am ersten Tage aus Westnordwest, am zweiten fast aus entgegengesetzter

Richtung. Am 10. Januar, Nachmittags gegen 2 Uhr, war das Wasser so hoch, daß es über einen großen Theil des Unterlandes hinwegging. Viele Häuser und Buden standen rings vom Wogenzisch umgeben; der Schaum der Wellenbrandung schlug bis auf die Dächer der nächsten Gebäude. Alle Bote waren weit zwischen die Häuser hereingezogen worden. Bis in die Thüren und Kellerfenster schoß die Flut heran. An der Südspitze der Düne, wo die Gewalt der Brandung am stärksten ist, bäumten sich die zusammenschlagenden Wellen zu prächtigen, gegen achtzig bis hundert Fuß hohen Schaumpyramiden empor.

Doch ich vermute, Verehrteste, daß Ihnen des Gebrauses schon genug ist. Willkommener wäre Ihnen vielleicht ein Bild von den klaren stillen Abenden, welche seit Kurzem in unnenbarer Farbenpracht und Wechselfülle auf Meer und Eiland herabsanken. Aber wie könnte ich diese Gluten, diese lieblichen Farbenlichter schildern, diese dunklen Flammen malen, die weit um den Horizont herum auf dem Meere ruhen und mit den Fluten sanft verschwimmen und verzittern, wie all den Schmelz und das leise Ineinanderblühen, vom schwärzlichen Braun des tiefen Dunsgrundes bis hoch hinauf zum lichtesten Bergisweinnicht- und Milchblau, worin ein einziger Stern, die leuchtende Venus, schwimmt! Nie habe ich im Sommer solche Pracht gesehen. Beschreiben läßt sich das nicht, Vieltheure! Aber wären meine Wünsche Zauberrufe, so hätten Sie längst einmal neben mir gestanden auf dem breiten Inselhorne, das in der Nähe des Leuchthurms auf kühnem Felsenbogen über der grauenvollen Tiefe schwebt.

Hörchen Sie nur, wie das Meer so still und sanft ist! Weit weg hat es die züngelnden zischenden Wellenspitzen gezogen, und unten dehnen sich die durchfurchten Felsengründe wie ein schlafendes Blachfeld aus. Sehen Sie, wie die leise Mondichel dicht neben dem Abendstern hängt, wie allmählich der Blutschein des Mars,



der Diamantflimmer des Sirtus, die drei Sterne des Jakobsstabes, am südlichen Himmel hervortreten! Noch eine volle Stunde, und alle Sterne funkeln und der letzte Hauch der Abendröte erfrischt hinter der dunklen Meeresfläche in einem bräunlichen Schimmer.

Wie grauig dann die Tiefe! Wie riesige Leichensteine recken sich die Klippenrümpfe. Nebelschwaden weben darüber hin. Ob es die Geister der alten Wikinger sind, die ruhelosen Seelen der erschlagenen Seehelden, die vor einem Jahrtausend die Meere und Gestade mit ihren Kampfestropfen färbten?

So waren die Abende ein paar Tage nach dem Nordlicht. Dann kamen einige Schnee- und Nebelwetter. Heute lacht wieder der fröhlichste Himmel in alle Fenster und Herzen. Die lockenden Sonnenstrahlen hüpfen mir blendend auf's Papier und rufen mich hinaus . . . .

Welch ein Nachmittag! Welch ein Abend! Welche Ruhe am einsamen Nordhorn! Kein Lüftchen regte sich. Ueber dem Meere ein leiser Duff, ein Silberschleier, vom zitternden Glanze der Sonne durchglüht und von tausend hüpfenden Diamantlichtern durchblüht. Zum Westen eine Brig in schaukelnder Segelruhe; näher ein paar Mantelmöven, im Aether sich wiegend und mit blendendem Flügelschwunge niederschließend; rechts ein Fischernachen; rückwärts die Inselfläche mit dem Leuchtturme, mit der Kirche, mit ein paar Schafen, die zwischen Schnee und Eis die kümmerlichsten Grashalme suchten. Und alles so still, so friedlich. Nur die Stein- und Erdstücke, die im Sonnenscheine vom Inselrande losbröckeln, knisterten und kisperten in die Tiefe hinab.

Die Flut war eben erstorben; schon zog die Ebbe an den klaren Gewässern. Nur einer von den zahllosen Wellen, in welchen die gestrige Bewegung des Meeres verschwimmend sich auswiegte, gelang es noch, an einem Klippenriffe rauschend zu überschlagen und einen ziehenden schneeigen Schaumstreifen zu bilden.

Dann kamen die Klänge der Kirchenglocken über die schweigende Insel. Sie galten dem Hinscheiden einer trefflichen Frau, der morgen, wie das Brauch ist, die ganze Gemeinde zur letzten Ruhestatt folgt.

Welche tiefe zerschmelzende Gewalt liegt doch in solcher Stille und Milde der Natur, wie in der sanften Bitte eines Auges voll Liebe! Gegen das Toben, gegen den Sturm, gegen das donnernde Brüllen der Wogenbrandung kann man sich mit Kraft und mutigem Bewußtsein waffnen; gegen Gewaltthaten der Nichtswürdigkeit hat man Born und Verachtung; ja selbst einem strafenden Vater kann man noch den Troß der eigensinnigen Herzenshärte entgegensetzen: aber wenn uns sanfte Stille der Natur umfängt, oder wenn auf schweigenden Lippen eine leise Mahnung oder ein stiller Vorwurf zittert, wenn der milde Blick einer Mutter uns trifft oder die weiche Hand der Liebe sich sacht auf die Schulter legt, kann die Seele dann noch anders als in warmes Herzblut und heiße Thränen tropfen zerrinnen?

Als es Abend geworden, hatten sich Dunst- und Wolkenmassen im Westen gebildet. Doch thaten sie der Schönheit des Sonnenunterganges keinen Abbruch; sie hoben ihn noch. Ein unaussprechlicher Zauberschmuck goß sich in allen Farben des Regenbogens zwischen den unten lagernden Wolken schichten und Dunststreifen bis hinauf zu den Goldschäfchen aus, die wie gloriose Engelsköpfe über der Venus schwebten.

Auch in Osten lagerten dichte Wolken. Gerade hinter den Dünenhügeln hätte der Vollmond aus den Fluten emporglücken müssen; aber es blieb lange dunkel, gleichsam als solle die verglimmende Abendröthe im leisen Verhauchen nicht gestört werden. Endlich zeigte sich hoch am Himmel ein heller Schein. Aber lange mußte das Licht mit den Dünsten und Nebeln kämpfen, die es umhüllten — das lebendige Bild der gefesselten Freiheit, des von

Arglist und Bosheit, von Lücke und Rache gelästerten und zertretenen Rechts. Noch ein kleines Garren! Dann trat es klar und voll aus dem weichenden Dunkel heraus, und die Augen der hüpfenden Meereswellen lachten hell und glänzend zum Sieger empor.

Und wie ruhig und mild er nun dahin schritt! Nicht jeder Sieger schreitet so! . . . . Aber es ist ein schöner Vorzug des Rechts, daß es stark sein kann ohne Gewalt und mild ohne Schwäche . . . .

## Ein Brief voll großer Schätze und kleiner Freuden und Leiden.

April 1852.

... Sie fragen, ob ich den Stein der Weisen noch nicht entdeckt habe? Nein, mein Bester, es kam mir immer ein Stein des Anstoßes dazwischen. Oder wie wir sonst zu Geld und Gold kommen? Nichts leichter als das! Das hiesige „Rummegold“ oder Ragengold ist zwar noch schlechter, als das „Lausegold“ im Rheinweinklebe; allein dafür gibt es ein paar Straßenstrecken mit eingepflasterten Kieselgeröllen und Feuersteinknollen, die zum Gelderwerbe wie gemacht sind. Ich denke dabei nicht an das Gold, was in den Quarzgeschieben sitzen könnte, wenn es geborene Kalifornier oder Australier wären; aber wir gehen uns Hühneraugen oder Likthären, wie man hier sagt, und treten so dem „Fußarzte der Königin von England“ die hunderttausend Franken ab, welche derselbe unlängst für ein Hühnerauge, welches von seinem Mittel nicht geheilt werde, ausgelobt hat. Außerdem können wir Silber aus der See gewinnen. Zwei Chemiker sollen nämlich die erfreuliche Entdeckung gemacht haben, daß im Meerwasser neben den drei bis vier Procent Salzen und sonstigen Bestandtheilen auch blankes Silber enthalten sei; freilich nur eine Kleinigkeit, ein Centigramm in einem Kubikmeter. Allein bei der großen Wassermenge gleicht sich das aus. Da die Wasserflächen auf der

Erde weit größer als die Ländergebiete sind, und die mittlere Tiefe der Meere über 300 Faden betragen soll, so ergibt sich eine ganz leidliche Anzahl Kubikmeter. Ja die Tiefe mag noch um ein gut Theil zu gering angenommen sein. Die Nordsee hat freilich nur einige hundert Fuß Wasser; aber ein amerikanischer Kapitän hat 1851 im atlantischen Ocean unter  $32^{\circ}$  n. Br. und  $44^{\circ} 47'$  w. L. eine Tiefe von 5500 Faden oder 33,000 Fuß ermittelt! Der Mann schwebte also auf einem Wasserkessel, der gegen eine und eine drittel Meile tief ist, um ein Drittel tiefer, als der höchste Berg sich über dem Meeresspiegel erhebt. Und will doch Jemand berechnet haben, daß alle Ströme der Erde 40,000 Jahre fließen müßten, um die leeren Meeresbecken wieder auszufüllen, obgleich der Niagarafall allein jede Minute über hundert Millionen Pfund Wasser in die Tiefe schüttet und doch gegen den Marannon nur ein Bach ist. Ich weiß das alles zwar so genau nicht, allein das schadet auch nicht. Man muß sich oft auf Andere stützen. Ich lasse es wenigstens mit Vergnügen gelten, daß alles Meerwasser eine Silbermenge von „von zwei Millionen Tonnen“ enthalten soll.

Was meinen Sie? Ich denke, das reicht. Können wir gleichzeitig auch einen Theil der Tausende von Kubikmeilen Kochsalz gewinnen, die das Meerwasser enthält, so ist's unser Schade nicht. Viel brauchen wir nicht; nur eine Meile, und wir haben weit mehr, als der große Soolsprudel in Nauheim, der in 24 Stunden 80,000 Kubikfuß Soole auswirft, in 80,000 Jahren zu liefern vermag.

An Schätzen fehlt's also nicht! Nur sie heben, das ist die Sache; hier wie überall! Verzweifeln darf man nicht gleich . . .

Sie beklagen mein jetziges Geschick. Nun ja . . . Aber die Beschränkung, die Einkehr, hat doch auch ihr Gutes. Ganz neue Werte und Genüsse tauchen da auf. Sie glauben nicht, wie viel Freude mir z. B. ein Gärtlein vor dem Fenster macht, obwohl

es nur halb so groß ist, wie mein kleines Zimmer. Fehlt mir Gesellschaft, so mache ichs wie Plinius: *meum tantum et cum libellis loquor*; kann ich nicht lesen, so lasse ich mir erzählen; misse ich das Treiben der großen Welt, so sehe ich die Sorgen und Mühen begrenzter Kreise; fehlt mirs an Landbewohnern, so habe ich Seethiere vollauf, und mangelt zuweilen frisches Fleisch, so gibt es dagegen Fische die Fülle. Auch kann ich mir noch dadurch einen außerordentlichen Genuß bereiten, daß ich in besonders guter Stunde auf die Südspitze gehe und ausschäue, ob gerade ein englisches Dampfschiff mit tönninger Döfen vorüberfährt. Erblickt man nämlich ein solches — etwa eine oder zwei Meilen in See — und macht alsdann den Mund auf, um die mit Salzwasser geschwängerte Seelust einzuziehen, so hat man offenbar den Genuß von Rindfleisch und Salz in billigster Weise. Kommt man zu Hause und besitzt ein wangeroger Kochbuch, so kann man sich auch noch eine beliebige Brühe oder Stippels dazu vorlesen und so eine Beckerei haben, gegen welche selbst die strengste Fastenordnung kein Verbot hat.

Es ist noch ein Glück, meinte unlängst der alte Schiffskapitän Heikens, daß Sie hier sind; auf unserer Insel sind Sie frei wie der Vogel in der Luft. In der That, Freund, ich muß dieses Glück wohl gelten lassen. Als ich vor Jahren das alte Frieseneiland besuchte und die englische Flagge auf dem roten Felsen sich blähte, ergrimmte mein patriotisches Herz nicht wenig; die ganze Schmach Deutschlands vom westphälischen bis zum tieler Frieden, von den Reunionskammern Ludwigs XIV. bis zum wiener Kongresse, trat mir vor die Seele. Und nun? Ach Freund, wie ist diese Schmach noch gewachsen! Wo sind sie hin, alle die Wünsche und Hoffnungen der zwischenliegenden Jahre? Schleswig-Holstein, unter den Marterfäusten dänischer Rache; in Hessen Kriegsgericht; Deutschland zerrissen wie je; und Helgoland, das einst zu

Schleswig-Holstein gehörte? . . . Nun das lebt noch unter brittischem Banner. In der Kirche, oben unter der Decke, steht freilich das dänische Wappen mit dem weißen Danebrogkreuze und dem Schaumburger Kesselblatt; man hat es bisher nicht getilgt, aber draußen weht, so oft ein festlicher Anlaß ist, die blau und weiß gekreuzte Flagge Großbritanniens . . .

Doch unter diesem Zeichen ist Freiheit! Ich mag daher immerhin ein wenig reutig wie der Kürbisrichter in der Fabel bekennen:

D wie dumm hab' ich gedacht!

Gott hat Alles wohlgemacht!

Es ist noch ein Glück, schrieb mir neulich Freund G., „daß Sie nicht verheiratet sind!“ Was meinen Sie, lieber K., muß ich auch dieses „Glück“ gelten lassen? Ich möchte meines Theils fast sagen: Es ist noch ein Glück, daß wir Deutschen das ergebungsreiche Talent haben, in jedem Unglück noch ein Glück zu finden! Als ich vor Jahren in der lüneburger Heide mit dem Postwagen umfiel, sagte ein Knecht, der meine gebrochenen Schlüsselbein-knochen wieder vor einander bringen half: Et is noch en Dufendglücke, dat et nich det Genick is! Ich frage Sie, hatte der Bursch nicht Recht? Und als einst ein Dachdecker, der gerade ein offenes Messer in der Hand hielt, vom Dache fiel und wirklich den Hals brach, tröstete seine jammernde Frau sich damit: es sei doch noch ein Glück, daß er nicht in das Messer gefallen sei. So findet sich immer noch ein Glück!

Uebrigens ist Helgoland ein ganz ansehnlicher Flüchtlings- und Zufluchtsort. Nicht etwa lauter rote Republikaner, nein, auch Könige und Herzöge, Grafen und Marquis, Heilige und Heillose, haben hier als Flüchtlinge gelebt, der vielen Ausreißer und Industrieritter, der Seeräuber und Beutelschneider, von Klaus Störtebeker bis zu den modernen Bankerottmachern, gar nicht zu gedenken. Denn früher konnte man in der Nordsee auch förm-

lichen Seeraub treiben, was natürlich bei der heutigen Bildung eben so unmöglich ist, als die Abschließung eines rechtsförmlichen Paktums mit dem Teufel. Bei alle dem hat das Leben auf Helgoland doch seine Schwierigkeit . . .

Aequam servare mentem! so rufen auch Sie mir zu. Aber es ist das leichter gesagt als gethan. Ich habe wenigstens den leisen Verdacht, daß auch der venusinische Sänger seine große Last gehabt haben würde, festen Gleichmut zu bewahren, wenn er seine Tage und Nächte, statt zu Rom und auf dem sabinischen Landgute, wie Ovid zu Tomi unter den Geten hätte zubringen müssen, wenn er auch wohl nicht ganz so viele Klagelieder und Trübnisbriefe geschrieben hätte. Aequam servare mentem! Welch ein klassischer Volkstang und Gleichschritt! In großen Verhältnissen mag das vortrefflich gehen! Aber bewahre einer seinen Gleichmut bei der Romantik hassenpflugscher Steckbriefe und Kriegserichtsurtheile! Und wenn auch das noch geht, bewahre einer seine Ruhe, wenn die Leiden noch kleiner werden! Bleibe einer gelassen, wenn man sich eben mühsam eingeschläfert hat und nun ein dienst-eifriger Nachtwächter seinen Glockenruf oder eine leidenschaftliche Märzkage ihren Liebesgesang mit einer Klangfülle ertönen läßt, daß alle vierzehn Einschläferungsmittel Jean Pauls nicht ausreichen, um das aufgeregte Hirn wieder zur Ruhe zu bringen!

Ob wohl Ovid von Ragen und Nachtwächtern zu leiden gehabt hat? Schwerlich. Das Alterthum hielt ja keine Ragen. Es ließ seine Mäuse durch gezähmte Biesel fangen. Und Ratten gabs noch gar nicht in Europa, da sie erst im Mittelalter, die Wanderratten gar erst im vorigen Jahrhundert aus Asien herübergekommen sein sollen. Jeden Falles hatte Ovid keinen Nachtwächterruf von der hohen Sinn- und Tonfülle der gebildeten Neuzeit auszuhalten. Und Helgoland ist hinter den Fortschritten der Zeit nicht zurückgeblieben. Die Herren Ratleute haben die ehrenwürdigen und



sinnigen Nachwächterverse von ehemals so gut beseitigt, wie die Herren in Berlin und Kassel und an anderen gebildeten Orten. Auch der geistvolle Nachsatz nach jedem Stundenrufe fehlt nicht: Die Glocke hat zwölf geschlagen, — zwölf ist die Glock! Ich habe nie recht begreifen können, worin die eigentliche Bedeutung dieses tiefsinnigen Nachsatzes liege. Jetzt bin ich darüber vollkommen im Reinen. Denn gelingt's einem auch, den ersten Ruf: die Glocke hat zwölf geschlagen, schlafend zu überdauern, bei dem Nachrufe, mit dem langgezogenen nachknackenden Ock — Zwolwe es de Klo — o — o — o — ock! ist das Aufwachen gewiß oder der Nachwächter müßte sein Brod mit Sünden verdienen.

Als Göthe einmal einige Wochen in Göttingen zubrachte, wurde durch einen besondern Ratschluß dem Nachwächter und dessen Horne unter dem Fenster des Fremden Stillschweigen aufgelegt. Ein Anderer hatte noch ein anderes Mittel, das Nachwächterhorn zum Schweigen zu bringen. Es widerspreitet aber meiner Bescheidenheit und meiner Vorliebe für einen gleichmäßigen Geschäftsgang, eine ähnliche Begünstigung in Anspruch zu nehmen; und das Mittel gegen das Nachwächterhorn wäre hier auch gar nicht einmal anwendbar, da der hiesige Stundenrufer nicht mit einem Horne, sondern mit einer Kassel versehen ist.

Mit einer Kassel! Wie wehmüthigsanft mich ihr Rasseln an das Gerassel in Kassel erinnert hat, wo immer während der Messwochen alle Viertelstunden ein Duzend Kasseln unter meinem Fenster in Bewegung waren!

Ob wohl Meyerbeer eine Kassel verwenden könnte, wie in den Hugenotten ein Nachwächterhorn und im Propheten die Schlittschuhe? Jeden Falles ist es ein erfreulicher Fortschritt, daß die Wohlfahrtsbehörden nach und nach auch dem öffentlichen Wohlklange ihre Aufmerksamkeit und ihr Ohr widmen, wie sie den Wohlgeschmack schon längst ins Auge oder vielmehr auf die Zunge

gefaßt hatten. Die Kölner Polizei hat neuerdings, wie ich lese, verordnet, daß Drehorgelspieler und sonstige Straßenmusiker keine „mistönenden oder verstimmten Instrumente“ zur Anwendung bringen sollen. Das verdient gewiß Lob und Nachahmung. Freilich wird ein amtlicher Ton- und Wohlklangsbeurtheiler eine nicht minder schwierige Stellung haben, wie ein offizieller Bier- oder Wurstschmecker. Es wird an Klagen und Einwendungen, an Täuschungen und Bestreitungen, an Kniffen und Ränken nicht fehlen. Ein Geigenstreicher wird sagen, sein Instrument stimme, er greife nur falsch; ein Basspieler wird einwenden, er habe mit Mühe gelernt, gerade auf der falschen Saite zu den unrichtigen Tönen seiner Kollegen den am wenigsten störenden Bassklang zu machen; ein Orgeldreher wird sich auf den Einfluß der Bitterung, auf sein „Zinn und Holz“ berufen, und ein Flötenspieler wird die geschwollene Lippe von der letzten Keilerei vorschützen und vorzeigen. Und was läßt sich dagegen sagen? Und wie erst, wenn der Vorsteher einer Bande behauptet, sein Hornbläser trage ein tadelloses Horn, habe aber das eigenthümliche Talent, den Horn-einfall regelmäßig an die verkehrte Stelle zu bringen? Allein solche und ähnliche Schwierigkeiten können offenbar nur dazu beitragen, das Verdienst des Wohllautsbeamten und der Ober-einklangsbehörde zu erhöhen.

Vielleicht ließe sich dem polizeilichen Wohllautsmanne auch die Aufsicht über die Kagengefänge übertragen, so daß dieselben, gleich den Kagenmusikern überhaupt, nicht sowohl gänzlich unterdrückt, als vielmehr zu einem staatlichen Einklange harmonisch entwickelt und geleitet würden.

Haben Sie wohl eine Aufführung des bekannten Kagen-duetts mit angehört? Der finsterste Hypochonder kann dadurch zur Heiterkeit gebracht werden, aber, Bester, ein Kagenduett hinter der Wand des Bettkissens hat seine Schattenseiten. Ich versuchte

einft, den Thieren vernünftig zuzureden; allein wann hätte je die Stimme der Vernunft in solchen Augenblicken Gehör gefunden?

Als mich Haynau und Hassenpflug im Herbst 1850 wider Urtheil und Recht im Kasteil eingesperrt hielten, suchten mich nicht Ragen, sondern Mäuse heim. Kaum hatte ich mich Abends niedergelegt, so waren sie da, huschten und raschelten vor der Thür, am Fenster, hupften auf den Tisch, aufs Bett, über mein Gesicht hinweg, knusperten an meinem Brot. Die Thiere waren ebenfalls rücksichtslos und von schweren Begriffen. Ich berief mich auf die bündigsten Verfassungsbestimmungen über die „Freiheit der Person und des Eigenthums“; aber meinen Sie, die Bestien hätten sich von der Verfassungswidrigkeit ihres Benehmens überzeugen lassen? Als ich ihnen indeß von der Frömmigkeit zc. erzählte, da wich das Vieh und ward nicht mehr gesehen. So'n leidenschaftlicher helgolander Rater jedoch kehrt sich an nichts! Da bleibt kein Rat als der Trost Philipps: „Ich bin um meinen Schlummer; nimm ihn für empfangen an, Natur.“ Und daneben die unumstößliche Wahrheit, daß jedem Dinge sein Ziel gesetzt ist, auch der Ragenleidenschaft.

Inzwischen muß man sich die schlaflosen Stunden so angenehm als möglich ausfüllen, z. B. mit Betrachtungen über die neue Verfassung Hassenpflugs, dieses umgekehrten Lykurg. Als das delphische Orakel verkündet hatte, Sparta werde bestehen, so lange Lykurgs Werk in Kraft bleibe, ließ der Gesetzgeber die Spartaner schwören, nicht eher etwas zu ändern, als bis er von einer Reise zurückgekehrt sei. Dann verließ er das Vaterland, hungerte sich zu Tode und verordnete, daß seine Asche ins Meer geworfen werde, damit kein Stäublein nach Sparta zurückkomme. Von Hassenpflug wird wohl dergleichen nicht zu berichten sein.

Ein Brief. Naturkundliches und Naturwunderliches. Muscheln  
und Muschelwächter. Austerbank. Seeigel.

---

Ich habe Deine Sehnsucht nach hiesigen Versteinerungen etc. nicht vergessen, mein Lieber. Zwar ebbete mein Wohlbefinden jedes Mal nicht minder, als das Wasser über den Riffen, wenn ein starker und anhaltender Ostwind die See hinwegtrieb; aber ich denke Dir doch nächstens eine solche Kiste voll Klippenstücke, Kalksteinbrocken, Schwefelkiesknollen und dergleichen zu schicken, daß es Dir an gewichtigen Gründen für Deine Meinung in dem Muschelkalkstreite zwischen Wiebel und Bolger nicht fehlen soll. Entscheide dann;

Non nostrum inter eos tantas componere lites.

Am besten wäre es freilich, Du kämest selbst. Da hättest Du alles bei einander. Auch den bestrittenen Kalksteinen und „Ballsteinen“ könntest Du dann nachforschen. Die letzten liegen etwa dritthalb Meilen nordwestlich entfernt. Siemens bezeichnet sie als „eine Strecke Granitsteine 2 $\frac{1}{2}$  deutsche Meilen lang.“ Wiebel bestreitet jede Spur eines solchen Granittriffs; eben so scheint er die red stones auf Nories Karte of the Entrances to the Elbe, etwa sieben Meilen von Helgoland, in Zweifel zu ziehen, da er die Angabe „vergeblich durch weitere Nachforschungen zu bestätigen

versucht“ habe. Allein an beiden Stellen sind wirklich Steine vorhanden, wenn auch freilich nicht feststeht, daß an der erstern Granitmassen liegen. Die großen Ballsteine kennt und fürchtet jeder erfahrene Fischer. Die red stones dagegen sind nur feldbohnengroßes Gerölle von rötlicher und gelblicher Farbe. Sie finden sich etwas nördlich von der Kante, und diese, eine sehr wichtige Lotsenmarke, liegt nordnordwestlich von der Insel, sieben bis acht Meilen entfernt. Die Stelle mit den roten Steinchen hat große Aehnlichkeit mit dem „borkumer Riff“ und führt die Schiffe leicht irre, wenn sie nicht genau aufmerken. Sie geraten dann zuweilen an die Klippen Helgolands, wenn sie sich nur von der Insel Borkum zu entfernen glauben. Beide Lotstellen unterscheiden sich durch die Tiefe. Das borkumer Riff liegt 14 bis 15 Faden tief, die Kante 17 bis 18.

Sollte es Dir jedoch auch nicht vergönnt sein, die in der Tiefe liegenden Steinmassen völlig ans Licht zu ziehen, so können wir doch die auf dem Oberlande befindlichen Kollsteine ganz nach Herzenslust herum- und umherwälzen. Dies wird aber vielleicht ersprießlich sein. Denn wenn der alte Streit wegen des Ursprungs der zerstreuten Granitmassen noch immer nicht geschlichtet ist und Rumohr gegen Wiebel die bestimmte Ueberzeugung ausgesprochen hat, daß man unter den großen Blöcken in der norddeutschen Ebene „gewiß noch einen mit seiner Nabelschnur finden werde, die zu der Mutter zurückführe und das Rätsel mit einem Male löse;“ so wäre es ja möglich, daß gerade auf Helgoland eine wichtige Erscheinung verborgen läge. Wir müssen einmal die untere Seite der Steine besehen, was bis jetzt noch nicht geschehen ist. Denke Dir, wenn wir die ersohnte Nabelspur entdeckten!

Also komm! Ein Forscher des Alterthums besuchte, wie Du aus Fallmerayer wissen wirst, alle Länder und Küsten der Erde

*τῆς γαστέρας ἐνεκα καὶ τῶν ὑπο τῆν γαστέρα;* und Du

wolltest nicht einmal einer so wichtigen Untersuchung wegen die kleine Reise nach Helgoland machen? Im Jahr 1708 war der Dr. Joh. Matth. Baraeus von Hamburg hier, um die Mineralien zu erforschen, und früher kamen sogar Italiener, die es „auf allerlei Art“ versuchten, was aus dem Gestein der alten Weißklippe zu machen sei, und Du könntest weniger eifrig sein?

Du meinst, ob sich an die Granitblöcke nicht Sagen knüpfen, ob nicht altheidnische Opfersteine darin gefunden worden seien? Ich habe von dergleichen nichts gehört. Auch Vertiefungen oder sonstige Spuren künstlicher Einwirkung habe ich nicht bemerkt. Vermutlich ist's auf Helgoland unblutiger hergegangen, als auf Rügen, wo die Blutgierigkeit der alten Götzenpriester des Swantowit und Ruglavit, des Borewit und Borenut, groß war und sich auf die heutigen Führer und Ausdeuter in erhöhtem Grade vererbt zu haben scheint, die jede ausgewitterte Höhlung zu einem Opferbecken machen und jede Rille zu einer graufigen Blutrinne, wodurch „das dampfende Menschenblut“ abgestossen sei.

Auch an sonstigen Merkwürdigkeiten und Wunderdingen soll Dir's nicht fehlen. Sehen auch bei dem neuern „kritischen Bestreben“ gar manche Wunderbarkeiten zu Grabe, an die Jahrhunderte lang geglaubt worden ist, so bewahrheitet sich dafür wieder Anderes, was lange bezweifelt wurde, und neue Rätsel steigen auf. In wie vielen Dingen hat Vater Herodot, haben die Alten schon Recht behalten! Selbst das vielbestrittene Einhorn, das Räm der Bibel, welches der gläubige Hengstenberg als Büffel hat passiren lassen, wird ja von Johann Wilhelm v. Müller wieder vertheidigt. Und kling't nicht, als sollten auch die geschwänzten Menschen Martin Behaims und Anderer noch eine Wahrheit werden? Die Niam-Niams, eine geschwänzte Menschenart — Renseignements sur l'Afrique centrale et sur une nation d'hommes à queue — erinnert das nicht wieder an des

berühmten nürnbergger Seefahrers Globusbemerkung von 1492 zu einer Insel Klein-Java: aber in königreich Jambri haben die leutt man und stwen hinden schwen; gleich die hundt?

Auf Helgoland, „wenn Kleines mit Großem vergleichbar“, ist mir ebenfalls manche Merkwürdigkeit zu nichte und manches Vernichtete merkwürdig geworden. Zu den verlorenen Wundern gehören vornehmlich die Schafe als Fischfresser. Seit einer Reihe von Jahren spukt in verschiedenen Schriften bald als Zeichen der Aermlichkeit, bald als merkwürdige Erscheinung, die Erzählung, daß die hiesigen Schafe im Winter auch mit Fischgräten gefüttert würden. Ein englischer Reisende ist in Frasers Magazin von 1848 sogar der Meinung, es geschehe hauptsächlich — *principally supported on the refuse of fish*. Allein es ist das unrichtig. Die helgolander Schafe sind zwar vorzugsweise geduldige und genügsame Geschöpfe; einige müssen einen großen Theil des Winters im Freien zubringen; durchnäßt schmutzig hungrig und dabei hochträchtig suchen sie bei Tage einige Grasshalme oder scharren vergessene Kartoffeln aus der Erde oder harren vor dem Armenhause, ob die Armen, die keine Schafe haben, vielleicht etwas wegwerfen; Nachts hocken sie hinter einem Erdhügel oder einer Planke oder in einer Hausecke — wahrhaft kläglich wie schwangere Bettelweiber anzusehen: aber eigentliche Ichthyophagen sind sie doch noch nicht geworden. Sie lecken und kauen wohl an den Gräten; aber sicher nur des Salzes wegen, denn nur bei den Gräten von eingesalznen Fischen kommt dergleichen, so viel ich erfahren habe, vor. Dadurch werden die Fischgräten aber noch nicht zum Schaffutter, so wenig wie die von Salzlauche durchdrungenen Sonnenreife und Fassdeckel, woran ich eingespernte Schafe habe nagen sehen. Uebrigens sind die hiesigen Schafe sehr dauerhafter Natur; die gewöhnlichen Seuchen und Krankheiten kennt man nicht. Freilich ist auch noch kein Thaer auf der Insel

erstanden, der sie zu verzärtelten Merinos und Elektoralen herangebildet hätte.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen in der Thierwelt sind seit alten Zeiten die Muschelwächter gerechnet worden. Von Aristoteles bis auf die neueste Zeit hat die Pinna oder Steckmuschel, in der sie häufig gefunden werden, die Aufmerksamkeit der Naturbeobachter erregt. Auch ich habe hier Gelegenheit gefunden, auf dergleichen Thiere zu achten. Vielleicht ist Dir's nicht unwillkommen, wenn ich Dir beifüge, was ich mir darüber angemerkt habe.

Die Muschelwächter — nicht zu verwechseln mit den Einsiedlern, die in verlassenen Gehäusen wohnen — sind kleine zarte Krabben oder Krebse, welche im Mantel der Muscheln behaglich wohnen und durch die Schalen derselben und deren Schließung vortreffliche Sicherheit finden. Da die klugen Eindringlinge sehen können, die Muscheln aber blind und taub sein sollen, so ist man früh auf den Gedanken einer gewissen Gemeinschaft und gegenseitigen freundschaftlichen Hülfeleistung gekommen. Man betrachtete die kleinen Mitbewohner als Hüter, von welchen der blinde Gastfreund bei annahenden Gefahren gewarnt werde und eben so einen Wink erhalte, wenn ein guter Fang in die geöffneten Klappen hereingeschwommen und es eben Zeit sei, solche zu schließen und eine fette Mahlzeit zu halten. Natürlich eine gemeinschaftliche. Der Genosß wurde deshalb Pinnenwächter, pinnoteres oder pinnophylax genannt. Außer in der Steckmuschel hat man in Sienmuscheln und anderen solche Mitbewohner gefunden. Hier bei Helgoland finden sie sich in einer Art Riesmuschel — *Mytilus modiolus* oder *Modiola papuana*, wie sie mir ein kundiger Freund genannt hat — und zwar, wie es scheint, nur in dieser. Weder in Aустern noch in eßbaren Riesmuscheln



und anderen Arten habe ich welche angetroffen. Dagegen mag selten eine *Modiola* gefunden werden, die nicht ein paar Einlieger bei sich hätte. Gewöhnlich finden sich ein Männchen und ein Weibchen beisammen; doch kommen auch zwei und drei Männchen bei einem Weibchen vor; ein Mal fand ich zwei Weibchen ohne Männchen in einer und derselben Muschel. Die Männchen sind weit kleiner und anders gefärbt, als die Weibchen; auch unter einander weichen sie in der Färbung ab. Alle sind wie Krabben gestaltet, also breiter als lang, mit vier paar Beinen und zwei Scheeren; die Weibchen gegen einen Zoll breit. Ich habe 1853 und 1854 geraume Zeit ganze Gesellschaften solcher Thierchen in Seewasser erhalten. Eins der Männchen lebte sechs Monate, war anfänglich sehr scheu und verkroch sich, kam aber später zuweilen hervor und schwamm namentlich, wenn es frisches Wasser erhielt, lustig und mit großer Schnelligkeit umher, wobei die raufhäufigen Beine eifrig ruderten. Ganz verschieden davon war das Verhalten der Weibchen. Diese schwammen nie, sondern krochen nur langsam, meist seitwärts, umher, und waren durchaus nicht bemüht, sich zu verstecken. Beim Wasserwechsel waren sie ungewöhnlich munter, brachten aber doch nur Kiefern Fühler und Scheeren in Bewegung; mit den letztern ruderten sie anhaltend und mit anmutigem Behagen neue Wassertheile dem Munde zu und erjagten sich so ihre unsichtbare Beute. Fasten sie mit den Scheeren schwimmende Gegenstände, so wurden diese sehr geschickt zum Munde gebracht. Von eigenthümlicher Gestalt sind die Augen; die Beine sind glatt; der Körper ist etwas gedunsen, gelblich und so durchsichtig, daß man die inneren Theile wahrnehmen kann; besonders scheinen die roten Eierstöcke und Eierklümpchen durch. Dies verliert sich beim Ansetzen der Eier an die Eiterruten unter dem Schwanz, was gegen die Mitte Mais geschah und in etwa zwei Tagen vollendet war. Die Männchen sind grau gefärbt und gefleckt.

Von einer gegenseitigen Freundschaft der Krabben und Muscheln habe ich nichts bemerkt. Ich konnte die letzten zwar nur kurze Zeit erhalten; allein ich meine doch wahrgenommen zu haben, daß sie gegen die Krabben nicht sonderlich gastfreundlich gesinnt waren. Im Gegentheil, eine Krabbe, die beim Öffnen der Muschel herausgetrohen war und eine andere, die ich herausjagte, hatten ihre liebe Not, ehe sie wieder einschlüpfen konnten.

Auch von der Freundschaft anderer Muscheln und ihrer Wächter ist, wie neuere Beobachtungen gezeigt haben, mehr gefabelt worden, als zu verantworten steht. Ein Schilderer hat die Sache immer noch schöner darzustellen gesucht, als der andere. Aristoteles bemerkt einfach, wenn die Muschel ihren Wächter verliere, gehe sie bald zu Grunde. Cicero im zweiten Buche seiner Schrift von der Natur der Götter, schmückt die Lebensgemeinschaft der beiden Thiere — *quasi societatem comparandi cibi* — weiter aus; schwämmen Fischlein in die geöffnete Behausung, so werde die Muschel von der Squilla durch einen Biß gemahnt, die Schalen zu schließen. Plinius läßt die Muschel ihrem aufmerksamen Genossen, der durch einen sanften Biß anzeige, wenn es Zeit sei, auch seinen Theil geben — *Hoc tempus speculatus index morsu levi significat; illa compressu quidquid inclusit, examinat, partemque socio tribuit*. Neuere haben Warnungen vor Gefahren hingugehan; die Muschel verdanke dann dem „lieben Gastfreunde ihre Rettung.“ Selbst der große Linne und Andere haben die Sache noch erweitert: die Muschel lasse den Krebs nach Belieben heraus; sobald aber der Feind sich nähere, laufe das scharfsichtige Krebslein schnell und ängstlich zum Gastfreunde zurück. Auch ein leises Geschrei, *petit eri*, hat man dem Krebschen zugeschrieben *zc.* Ich weiß von alle dem nichts; wohl aber habe ich eine zahlreiche Nachkommenschaft der hiesigen Wächterkrebselein beobachtet, was vielleicht noch nicht von Vielen gesehen ist. Um die Mitte

Juni 1853 kamen die Jungen zum Vorschein. Das ganze Gefäß wimmelte plötzlich von Tausenden kaum milbengroßer Geschöpfe der seltsamsten Gestalt, denen nach Licht und Luft und in die Welt zu verlangen schien. Sie waren lebendig, sobald sie von den verdeckten Eierhäuten abgestreift wurden, wozu die Mütter alle paar Minuten eine konvulsivische Schwanzbewegung machten, auch mit den Scheeren nachzuhelfen schienen. Leider starben die Kleinen schon nach wenigen Tagen, trotz der verschiedenartigsten Versuche und Vorkehrungen, ihnen das Leben angenehm zu machen. Die Mütter aber lebten Monate lang wohlgemut fort und hatten nach Abgang der roten Eier nur eine noch blässere Farbe als zuvor. Eine hatte zu ihren Wochen vierzehn Tage, eine andere nur zwei bis drei Tage nötig. Eine dritte überraschte mich in Zeit von zwei bis drei Stunden mit einer Nachkommenschaft von mindestens 10,000 Stück. Sie hatte gegen den 10. Mai Eier angelegt und die roten Stränge im Innern verloren; am 21. Juni schüttelte sie die Jungen ab. Eine vierte, die ich im April 1854 erhalten hatte, setzte am 13. und 14. Mai Eier an, und bekam am 30. Juni mehrere tausend Junge; an den folgenden Tagen, bis zum 8. Juli, wurden noch ein paar Duzend täglich lebendig. Dann schüttelte sie die Eierfasern mit einigen Eiertrauben, in denen die Jungen schon lebten, aber nicht zum Entschlüpfen kamen, ab. Sie hatte die ganze Zeit bei mir völlig abgeseondert von anderen gelebt. Im Freien scheinen die Jungen erst Mitte August auszuschlüpfen. Am 1. und 4. August erhielt ich mehrere Alte, die am 10. und 18. Junge bekamen; am 21. August dagegen drei, welche keine Eier mehr hatten. So phlegmatisch die Alten, so leicht und beweglich waren die Jungen. Sie wirbelten in ewiger burzelbaumartiger Bewegung umher. Sie müssen eine bedeutende Verwandlung erleiden, ehe sie die Gestalt der Alten erlangen. Der Leib besteht aus einem unförmlich großen Kopfe oder Oberkörper, zu

beiden Seiten mit einem großen runden schwarzen Auge oder Fleck, und aus dem hummerartigen, aus fünf oder sechs Gliedern bestehenden Schwanz, durch welchen die umschwingende, meist kopfrücklings gehende Bewegung hervorgebracht wird. Der Oberkörper gleicht einem Vogelkopf; doch finden sich auch zu beiden Seiten schnabel- oder hornartige Auswüchse, welche etwas beweglich zu sein scheinen. Scheeren fehlen. Während die Alten acht Beine haben, besitzen die Jungen nur vier, welche an den Enden mit je vier langen Borsten versehen sind und in großer Schnelligkeit dem unablässig thätigen bewimperten Munde Stoff zurücker. Die Thierchen sind, abgesehen von den beiden Flecken, so durchsichtig, daß man die Bewegung der vielfach verzweigten Gefäße u. s. w. bis zur letzten Regung deutlich wahrnehmen kann. Aber erst beim Absterben lassen sie sich unter dem Vergrößerungsglase genauer betrachten, denn vorher wirbeln sie mit solcher Schnelligkeit im Wassertropfen umher, daß Einzelheiten nicht zu unterscheiden sind. Die Gestalt im ganzen gleicht wohl den Larven der größeren Krebsgeschlechter, welche man bis auf die neuere Zeit für besondere Thierarten gehalten hat. Viel Ähnlichkeit hat sie mit der Abbildung des slabberschen Stierfloh, *Zoë taurus*, bei Oken, Naturgeschichte, Tafel 20, Nr. 7. Doch hat die Zeichnung noch ein Rückenhorn, während die beiden Seitenauswüchse fehlen; von welchen indeß einer, wenn das Thierchen auf der Seite liegt, zuweilen eine Richtung annimmt, die an jenes weitere Horn erinnert. Auch sind die Augen der Zeichnung verhältnißmäßig kleiner.

Die Muschel, welche diese Krabben beherbergt, kommt bei Helgoland vornehmlich auf der Austerbank vor, wo sie mit der Kurre oder dem Korbeisen beim Austerfangen heraufgezogen wird. Sie klebt gleich anderen Riesmuscheln, namentlich dem *Mytilus edulis*, mit dem Byßus oder den Bartfäden fest und kann sich

nicht von der Stelle bewegen. Der Bart ist bräunlich und hat gereinigt einen seidartigen Glanz; doch würden sich die Fäden schwerlich zu einem Seidengewebe wie bei den Binnenmuscheln des Mittelmeers verwenden lassen. Die Muschel ist übrigens nicht bloß innen herbergsgeduldig, sie muß auch noch außen verschiedene Schal- und Pflanzenthiere aufhocken lassen. Gewöhnlich sind die alten über und über mit Balanen oder Meereicheln, mit vielfach verschlungenen Wurmröhren, und dazwischen mit zierlichen Polypenbäumchen und dergleichen besetzt. Selten kleben sich Aустern an sie an, während Rinkhörner, *Buccinum undatum*, oft von allen Seiten mit kleinen Aустern besetzt sind und nach und nach förmlich eingemauert werden. Am zudringlichsten scheinen die Balanen zu sein, die sich auch an Krabben und Hummer ansteden. Ja sogar auf den Augen eines Hummers habe ich solche gefunden. Am meisten müssen mitunter Spinnenkrabben, von den Helgoländern Tjirmaaken genannt, trotz ihrer Langbeinigkeit und Schnellfüßigkeit sich aufhalten lassen. Es mag daran ihr rauher Rückenschild schuld sein. Ich erhielt im Frühjahr eine solche Krabbe von der Größe einer Knabenhand, die Duzende von Eicheln, alte und junge, auf dem Rücken hatte und selbst an Beinen und Scheeren noch einige mit sich herumtrug. Dazwischen standen kleine Tangpflanzen und unter diesen und auf den Eicheln lebte ein ganzes Heer von Leuchtthierchen, welches die kleine Welt, als im Dunkeln Wasser darüber geschüttet wurde, mit flackerndem Phosphorschein übergoss. So war dieser Tjirmaak in der Flut umherspaziert. Aber er litt offenbar unter seiner Last und würde wohl bald erdrückt und erstikt worden sein. Wunderlich nahm sich auch ein Taschenkrebs aus. Er trug einen Klumpen Eierhülsen von der Größe eines Kinderkopfes auf dem Rücken, jede Hülse wie eine Feldbohne groß und mit zahlreichen eben sichtbaren Eierbröckchen

erfüllt. Ich weiß nicht, welche Mutterforge sie ihm aufgehört hat.

Außer mehreren Sertularien und anderen baumartigen Polyphen — gerippt, gewunden, federbuschförmig und in sonstiger Weise gestaltet — hat die Austerbank und das benachbarte Meer auch eine Menge lappen- und knollenartiger Gewächse von gelblicher und weißlicher Farbe, die sich wie zähe Baumschwämme ausnehmen und von den Helgoländern Tidjen d. h. Tigen genannt werden. Ich hatte schon einige Weise und Schriftgelehrte vergebens nach dem Wesen dieser Lappen gefragt. Da brachte ich ein Stück wieder in Seewasser und siehe da, es sproßten und blühten die reizendsten Sterne hervor; überall zeigte sich thierisches Leben.

Die Austerbank ist für Helgoland von großer Wichtigkeit. Sie könnte aber weit segensreicher sein, wenn der Betrieb des Fangs und des Verkaufs angemessener eingerichtet wäre. Ein hamburgischer Händler bot dem Lande die bedeutende Pacht von 10,000 Mark jährlich; dazu versprach er die bisher üblichen Fang- und Frachtpreise zu zahlen; auch sollte die Stärke des jährlichen Absatzes lediglich von den Helgoländern abhängen. Allein der Einfluß Einzelner vereitelte die Annahme des Anerbietens. Jetzt ist der Absatz weniger vortheilhaft; und die 10,000 Mark sind verschleudert. Die ganze Einrichtung, von einem besondern Ausschusse geleitet und überwacht, kommt hauptsächlich den Slupenschiffern zu Gute. Die Landeskasse geht leer aus, Witwen und Waisen erhalten nichts, Kranke und Gebrechliche so gut wie nichts, ein paar Alte nur ein Geringes, dagegen die zum Fischen Ausfahrenden je vier Mark für eine Arbeit, die meist in wenigen Stunden abgethan ist. Dabei gelten erwachsene Hausöhne mit den eigentlichen Bürgern als gleichberechtigt, so daß ein Vater mit seinen Söhnen und seinem Boot oft zwölf bis sechszehn Mark

in wenigen Stunden verdient. Vielfach kann es dann aber heißen: wie gewonnen so zerronnen. Würden von jedem Hundert nur einige Schillinge zurückgelegt, so wären schon Summen vorhanden, mit denen sich Bedeutendes zum allgemeinen Besten ausrichten ließe. Und doch bliebe der Verdienst für die Mühe noch übermäßig groß.

Uebrigens liegt die Bank eigentlich in freier See und nicht auf dem Gebiet der Insel, da sie über eine deutsche Meile davon entfernt ist. England beschränkt die Ausdehnung der Seezubehörnung an seinen Küsten auf drei englische Seemeilen, also auf dreiviertel geographische Meilen; die dänische Regierung hat durch zwei Bestimmungen vom 6. November 1810 und 22. Febr. 1812 die Landeshoheit an ihren Gestaden bis auf „eine Seemeile“ von der höchsten Flutgrenze an festgesetzt; innerhalb dieser Strecke gilt die Austerntfischerei als landesherrliche Domäne. Die Helgoländer aber sehen sich als Herren der Austerbank an und würden sehr unangenehm werden, wenn sich ein Fremder darauf betreten ließe.

Die Bank ist erst um 1847 aufgefunden worden. Ein reger Kopf ging einer zufällig beim Fischen entdeckten Spur nach und betrieb einige Zeit den Fang im Stillen. Dann ließen sich Mehrere die nötigen Werkzeuge machen. Es sind das scharfe, an Bügeln befestigte Eisen, welche die Auster abtrennen, indem das Schiff sie über die Bank hinzieht; nachschleifende Drahtbeutel nehmen den Fang auf. Die Bank ist eine halbe Stunde lang und einige hundert Klafter breit; sie liegt östlich von der Düne und hat fast eine gleichlaufende Richtung. Ueber der Bank ist etwa vierzehn Faden, zur Seite gegen sieben Faden Wasser. Der Austerreichthum scheint daher groß zu sein. Indessen wird schon bedeutende Abnahme bemerkt; einige tiefer liegende Schlickstellen sind ganz leer. Der Fang findet an bestimmten Tagen und in vorgeschriebener Anzahl Statt; auf der Bank und unterwegs hat

Jeder freien Genuß. Niemand darf aber für sich Aустern mitnehmen; es geht jedoch nicht eben streng dabei zu. Auf der Insel ist der Preis fast eben so hoch, wie der Verkaufspreis in Hamburg.

Es ist auffallend, daß den Helgoländern die Aустernfischerei so ganz aus der Kunde gekommen war. Schon vor Jahrhunderten zeichnete sich die Insel durch ihre Aустern aus. Ranzau spricht von *Ostreis adeo praestantibus et magnis, cujusmodi in Anglia Londini vel in Italia Venetiis vix reperias*. Und Peter Sag meint: „und sollten die Benedier viel mehr stolzieren, wenn sie eine solche Gelegenheit haben möchten.“ Noch im April 1711 kam, wie Broders anmerkt, ein Helgoländer vom „Desterfang aus See“ und segelte nach Hamburg. Allein seit Menschengedenken war nichts mehr von Aустernfischerei erhört worden. Man kannte nicht einmal die Werkzeuge zum Fangen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß in der Nähe noch andere Aустernlager sind. Wenigstens würden sich gewiß noch neue Bänke gründen lassen; aber die meisten Helgoländer sind nicht eben gewohnt und geneigt, an die Zukunft zu denken und dafür zu arbeiten. Sie vertrauen der Fülle des Meeres und lassen der Natur freien Lauf. Sie denken weder, wie Gehin und Rémy und früher der Graf Holstein, an eine künstliche Befruchtung der Fisch-eier, noch säen sie Aустern, wie die Chinesen thun sollen. Nicht einmal auf die Verbesserung der Verpackung scheinen sie ein sonderliches Augenmerk zu richten, da ihnen schon viele Tausende verdorben sind. Sie kommen wenigstens dem Römer Apicius nicht gleich, der dem Kaiser Trajan bis Persien Aустern zusandte.

Beim Schellfischfang werden zuweilen „wilde Aустern“ von außerordentlicher Größe an den Angelhaken heraufgezogen. Auch isländische Cyprinen, schwarze Aустern genannt, und einige



andere Schalthiere, wie Herzmuscheln, Messerscheiden, Kammuscheln, Schraubenschnecken, kommen auf diese Art zum Vorschein. Die Austern sollen schlecht schmecken; die Cyprinen, zuweilen faustgroß, werden von Ranschen geröstet gern verschmauset. Die Herzmuschel, trotz ihres lockenden rosenroten Fußes, ißt man nicht. Sie kommt auch selten vor, am Strande fast gar nicht. Aus der tiefen See aber habe ich einige schöne zackige Stücke erhalten. Ueberhaupt ist der helgolander Strand sehr muschelarm. Es finden sich nur wenige, meist zerschlagene Reste von Trogmuscheln, Kammuscheln und anderen — *Maetra solida*, *Maetra stultorum*, *Pecten varius*, *P. opercularis*, *Tellina baltica* etc. In den Stein- und Thourissen trifft man mehrere Geschlechter und Arten Bohrmuscheln an, namentlich *Pholas candida* und *crispata*, ferner *Saxicava arctica* u. a. Auf den Klippen findet sich *Purpura lapillus* und eine *Hydrobia* und am Tang die reizende blaugestreifte Napfschnecke, *Patella perlucida*. Am felsigen Gestade der Insel kommen zahlreiche Litorinen oder Strandschnecken vor, namentlich *Litorina litorea*, *obtusata* und *rudis*, und Dr. L. Pfeiffer hat 1850 auch *Litorina tenebrosa* gefunden. Die erste Art ist die größte und zeigt sich in einigen Verschiedenheiten. Die Helgoländer haben für die Seeschnecken hauptsächlich drei Namen: die länglich-zugespitzten nennen sie *Sëtönnen*, die größeren, namentlich *Buccinum undatum*, *Kowen*, und die kleinen, vorzüglich die Strandschnecken, *Hölkens*. Die Kowen und Hölkens sammeln sie und essen sie gekocht; die letzteren können auch eingemacht werden. Die Gehäuse kommen mit Schutt und Dünger häufig auf die Oberfläche der Klippe und in die Ackererde, wo der Unkundige leicht von ihnen irre geführt wird. Zu den Hölkens wird auch die graue Kreifelschnecke, *Trochus cinerarius*, gezählt, deren leere Gehäuse, wie die Häuser der kleineren Litorinen, zuweilen von lebhaften Einsiedlerkrebse bewohnt werden, während die leeren

Koxen einer größern Art zur Behausung dienen. Aeltere Schriftsteller über Helgoland betrachten die Einsiedler gewöhnlich als kleine Hummer und können sich nicht genug wundern über die Sorgsamkeit und Geschicklichkeit der HummERMütter, die ihre Eier in die Schneckenhäuser zu bringen wußten. Früh müssen die kleinen Einsiedler allerdings einquartiert werden, denn das Schwanzende ist meist bis in die Spitze hineingewachsen und den Windungen des Gehäuses völlig angehängt. — Auch Ehitone und Schiffsbohrwürmer kommen vor. An der Westseite der Insel erregen Tausende von weißbehauseten Rankenfüßern, welche am Grunde des roten Gesteins kleben, die Aufmerksamkeit. Sie haben große Ähnlichkeit mit den Meereseheln oder Balanen auf den Muschelschalen; man hat sie aber in neuerer Zeit von diesen unterschieden, weil sie keine kalkige Grundlage haben, und ihnen den Namen *Chthamalus*, was sich etwa Erdhocker übersetzen läßt, gegeben. Die helgolander Art hat den Namen *Chthamalus Philippii* empfangen, dem bekannten Naturforscher Dr. Philipp zu Ehren, demselben, welcher jetzt, von den „Bequartierungen“ des Bundes vertrieben, in Ehle und an den Gestaden des stillen Weltmeers forscht, nachdem er auf der Reise dahin, „in der Nähe vom Kap Horn“, sein Handbuch der Conchyliologie vollendete.

So erinnert mich hier das Kleinste an Liebes und Trübes, an Nahes und Fernes!

Mit besonderer Bewunderung betrachtet man die Seeigel, von den Helgoländern *Seappeler*, *Seeäpfel* genannt, *Echinus sphaera Müller*. Alles an dem Thiere geht nach der Zahl fünf — die Stachelfelder und Fühlerreihen, die Oeffnungen, die Eierstöcke, Bänder Zähne, überhaupt das ganze kalkartige Kopfgestell — die „Laternen des Aristoteles“. Der Mund ist nach unten gekehrt, das Gegenstück nach oben. Das Kopfgestell ist im Innern an Bändern beweglich; es besteht aus fünf merkwürdig geformten

Haupttheilen, die in eben so viele scharfe Zahnspitzen nach unten ausmünden und wieder mehrere bewegliche Nebentheile haben. Die Zahl aller einzelnen Knöchelchen findet man häufig auf 40 angegeben; ich habe aber unter mehreren Duzenden nicht ein einziges Mal so viel Stücke finden können, ohne daß Bruchflächen entstanden wären. Gewöhnlich waren dreißig Stücke beweglich oder getrennt; oft auch nur zwanzig. Alter 2c. mag dabei von Einfluß sein. Die Zähne sind wie Schieber beweglich und härter als die übrige Masse, aber nur die Spitzen; nach innen werden sie völlig weich. Bei Jungen saßen sie sehr fest, während gleichzeitig Alte leichtbewegliche Zähne hatten.

Die Fortbewegung des Thiers wird meist nicht genau beschrieben. Sie geschieht mittelst Ansaugens der Fühler und Nachziehens des Körpergehäuses. Daß die Stacheln, welche kurbelartig beweglich sind, dabei „als Stützen“ benutzt werden, habe ich niemals bemerkt. Die Fühler oder Saugwarzen können im Wasser nach allen Seiten und Richtungen gegen zwei Zoll weit ausgestreckt und zum Ansaugen und allmählichen Weiterrücken verwendet werden. Der Mund wirkt dabei nicht mit. Die Kraft der dünnen Fäden ist bedeutend. Ich konnte einen Igel, der sich am Eimerrande festgesetzt hatte, mit der Hand nicht losreißen. Ein auf den Rücken gelegter brauchte etwa anderthalb Stunden, um sich über die Seite herum zu drehen. Eine schwimmende oder schwebende Bewegung habe ich nicht bemerkt. Merkwürdig ist aber, wie die Seeigel in wenigen Stunden, und zwar an einer dünnen Bindfadentletter schräg aufwärts, in die Hummerkörbe gelangen, mit denen sie häufig herausgezogen werden.

Die jungen Seeigel, wie die jungen Seesterne, sollen erst Barven sein und bedeutende Umwandlungen erleiden.

Geologisches, brieflich an Frau M. v. S. Versteinerungen.  
Bernstein.

---

Ich will versuchen, gnädige Frau, Ihnen die gewünschte geologische Uebersicht und Veranschaulichung zu geben. Lassen Sie uns also sehen, wie wir den bunten Sandstein und den Ceratitenkalk, den Keuper und die „jurassischen Glieder“, den Töf und den Wälderthon, die Kreide und die erratischen Blöcke, die uns in den Schriften über Helgoland begegnen, zu einem kleinen Schöpfungsbilde vereinigen und erweitern! Die „lateinischen Versteinerungen“, über welche Sie schmälern, dürfen uns dabei nicht abschrecken. Wir werden finden, daß eben die Ueberbleibsel hingefunkener Zeiten von außerordentlicher Wichtigkeit für die Erkenntniß des Erdbaus sind; und wenn es auch wünschenswert wäre, daß deutsche Forscher ihren Kindern neben der gelehrten Bezeichnung stets eine deutsche mitgäben, so brauchen wir uns doch nicht durch dergleichen Mängel den Genuß an den Ergebnissen wissenschaftlichen Eifers verkümmern zu lassen.

Wie wurden diese dunklen helldurchbänderten Massen so emporgethürmt? So fragen Sie, verehrte Frau. Und so mögen viele fragen, denen der buntgewirkte Inselfels noch eine andere Regung einflößt, als das Behagen am sichern Grunde im Gebrause des Meeres. Die gläubige Genügsamkeit ist schnell fertig

mit der Antwort. „Gott,“ sagte sie, „Gottes Allmacht hat das so geschaffen.“ Und Gott wird allerdings in Zeit und Ewigkeit der letzte Gedanke und die letzte Antwort auf alle Fragen sein. Aber die Wissenschaft und die ewige Regsamkeit des Menschengesirtes, die auch von Gott sind, begnügen sich nicht mit den unvermittelten Antworten; sie wollen begreifen, erkennen, wolle wenigstens alle Antworten im Einklange mit den Denk- und Erkenntnißgesetzen wissen.

Ob das gelingen kann? Der Menschengesirte hat eine Ewigkeit vor sich, und Der wird gewißlich Wahrheit finden und schauen, der sich die Zugänge der Erkenntniß öffnet, sein Auge keinem Lichtstrahle, sein Herz keiner stillen Gottesregung verschließt. Wir brauchen uns nicht vor den Ergebnissen der Wissenschaft zu scheuen. Glauben und Wissen sind keine Widersprüche; Offenbarung und Wissenschaft keine unvereinbaren Gegensätze. Wo sich zwischen den Lehren und Ergebnissen der Naturwissenschaft und der überkommenen Einkleidung der Religionsoffenbarung Widersprüche finden, da ist es nur ein Zeichen, daß irgendwo ein Fehlgriß, eine Ueberschreitung des rechten Gebiets, vorliegt.

Und der Bau der Erde? Und die Aufstürmung der zerrissenen Berge und Felsen? Was haben denn die Forscher darüber ergründet?

Denken Sie sich, Verehrte, den Erdball als einen glühenden Kern, umgeben von einer Hülle Weltdunktes, der sich mit dem dichterem zu vereinigen strebt. . . .

Aber woher die geballte Masse? und die Glut? und die Hülle? und das Streben? So vernehme ich's schon weiter von Ihren fragenden Lippen.

Wohlan denn, meine Freundin, gehen wir an der Hand der Denker und Sternenschauer noch weiter zurück! Und da werde ich denn wohl des Einklanges mit Ihnen gewiß sein, wenn ich mich

nicht mit einem Alleben, nicht mit einem ewigen Entfalten und Zurücksinken in Folge unfreier Geseklichkeit, aber auch nicht mit einer leeren Gedankenschöpfung begnüge, sondern einen lebendigen Gott erkenne, der zwar alles Dasein umfaßt und durchdringt und durchschaut, aber in freier Selbstständigkeit als Schöpfer über der endlichen Welt steht und als Leiter und Lenker der Gesckide — durch Leben und Streben, in Versuchung und Läuterung, verhüllend und offenbarend, überlassend und erlösend, voll Gerechtigkeit und Gnade — alle seine Kinder an das göttliche Vaterherz zurückführt.

Denken wir nun, daß dieser Gott den Weltstoff „geschaffen“, ihn mit all den Gesetzen, Kräften, Lebenskeimen erfüllt, mit dem Odem seines Willens, seiner Allmacht angehaucht habe — oder denke sich's Jeder in seiner Weise! . . . Dann ward Bewegung, die Atome strebten zu einander; die Zeit, das Suchen und Fliehen im Weltall begann. Es bildeten sich die unermesslichen Sternräume; in einem dieser Räume entstand die Sternenschicht, zu der unsere Welt gehört, eine Schicht, die dem Lichtstrahle, der in der Sekunde über 42,000 Meilen durchfliegt, eine Wanderzeit von mehr als 2000 Jahren bietet; in dieser Sternenschicht grenzte das Gebiet unseres Sonnensystems sich ab, und in diesem Gebiete, das der Komet von 1680, der sich über 17,000 Millionen Meilen von der Sonne entfernt und weit über 8000 Jahre zu seinem Umlaufe gebraucht, noch nicht zum hundertsten Theile durchmiszt, in diesem Gebiet fand auch das Häuflein Dunst sich zusammen, aus dem die Erde geworden ist.

Anfangs mag der Erdstoff einen kreisenden Ring um die Sonne gebildet haben, wie ja noch heut zu Tage das Thierkreislicht einem beleuchteten Weltbunstringe zwischen der Erde und dem Mars zugeschrieben wird. So lange die Erdmasse in dem zugehörigen Raume der Bahn gleichmäßiger vertheilt war, mußte

feiner und leichter als die reinste Luft gewesen sein. Dann dichtete sich allmählich durch immer stärkere Anziehung der Theile ein festerer Kern, der vielleicht lange Kometengleich um die Sonne schweifte, ehe die wallende Masse zu einer Kugel sich formte und ein abgetrenntes Stück, den Mond, an ihre Bahn fesselte. Mit dem Dichterwerden mußte sich Wärme entwickeln; ein gewaltiger dunstumhüllter Bluttröpfen schwamm durch den Aether; die chemischen Vereinigungen leiteten sich ein; die Rindenbildungen und Durchbrechungen der Erdkruste begannen; die ersten Hügel und Tiefen entstanden.

So etwa hat man sich den Hergang gedacht. Wie die Massen beschaffen sind, welche im Innern der Erde glühten und fortglühen, mag noch lange unergründet bleiben. Hat doch aller Forschungsdrang und aller Durst nach Schätzen bis jetzt kaum die äußerste Rinde des Erdbodens zu durchdringen vermocht. Die Entfernung des Mittelpunkts von der Oberfläche beträgt 860 geographische Meilen, und davon ist noch lange keine Meile erforscht. Die tiefsten Bergwerke und der tiefste Bohrbrunnen bei Rehme in Westphalen reichen nur 1500 bis 2200 Fuß weit hinab, sind also noch nicht den achten Theil einer Meile tief.

Wie gering aber auch der bekannte Raum ist, so sind die Ergebnisse desselben doch reich genug gewesen, um zu dem Schlusse zu führen, daß im Innern des Erdkörpers noch fortwährend ein Feuerherd glüht. Die warmen Quellen, der kochende Geißer, die feuerpeienden Berge, die Erdbeben, die auftauchenden und wieder verschwindenden Feuerinseln, vor allem aber die nach der Tiefe zunehmende Wärme in den Bergwerken und Brunnenschächten lassen darüber keinen Zweifel. Die Soole bei Rehme kommt über 25 Grad warm aus dem Grunde, während das Wasser des Grenellebrunnens von Paris bei einer Tiefe von 1742 pariser Fußes nur 22 Grad warm ist. Mit jedem Fußhundert nimmt

die Temperatur im Mittel etwa um  $\frac{5}{6}$  Grad R. zu; so daß bei einer Tiefe von mehreren Meilen die härtesten Massen geschmolzen sein mögen.

Sie brauchen aber darüber nicht zu erschrecken, Verehrte! Wir stehen zwar über glühenden Massen, vielleicht über einem Granitmeer, einem Basaltsee, einer Porphyrglut, die ihrerseits wieder von flüssigen Metallen getragen, von gewaltigen Dämpfen gedehnt werden — wer weiß es? aber die ungeheure Hitze im Innern hat sich mit den ansinkenden Stoffen und mit der Kälte des Weltenraums, die über 60 Grad unter dem Gefrierpunkt angenommen wird, unter tausendfachen Kämpfen und Umwälzungen längst so ins Gleichgewicht gesetzt, daß schon seit vielen Jahrtausenden die Haupttheile der Erde ihre Stetigkeit und Festigkeit erlangt haben. Die Vernichtungsfluten, wovon die Sagen und Geschichten aller Völker erzählen, mögen die Folgen der letzten Zuckungen von größerer Ausdehnung und Bedeutung gewesen sein. Seit unserer Zeitrechnung soll sich die mittlere Wärme der Erde nicht um den hundertsten Theil eines Grades vermindert haben.

Die Größe des Zeitraumes, welcher nötig war, um den Erdball bis zum jetzigen Wärmeverhältniß zu erkalten, übersteigt alle Einbildung. Wenn man nur eine Hitze, wie sie künstlich hervorgebracht werden kann, unterstellt, so waren nach Versuchen, welche an kleinen Kugeln gemacht worden sind, schon Millionen Jahre nötig; und Tausende von Millionen werden für erforderlich gehalten, um jetzt noch eine bemerkenswerte Erkaltung der Erdoberfläche eintreten zu lassen. Schon kleine Massen erfordern große Zeit zur Abkühlung. Die Lava des im Jahre 1759 entstandenen Vulkans Torullo war noch nach 44 Jahren so heiß, daß man in den Spalten Sigarren anzünden konnte.

An gewaltigen Erschütterungen fehlt es auch jetzt noch nicht;



die Ausbrüche der Vulkane und die grauenvollen Verwüstungen der Erdbeben geben davon genugsame Kunde; aber die Wirkungen solcher Krämpfe und Ausströmungen beschränken sich doch auf einzelne Gegenden.

Sinst freilich soll die jetzige Erdenwelt „in Feuer vergehen und eine neue dargestellt werden“; die Schrift sagt es (2. Petr. 3, 10—14), und der Glaube alter Völker, wie der Inder, Germanen, Mexikaner, und die Lehren alter Weisen stimmen damit überein. Aber der Abend der Tage mag noch fern sein; und wenn zuvor ein Hirt und eine Heerde werden soll, so wird die Erde noch oftmals ihre Bahn vollenden, ehe die Vernichtungsgluten über den alten Erdtheilen zusammenschlagen.

Die Hauptgestaltung der Erdoberfläche hat in großen Umwälzungszeitaltern Statt gefunden. Meer- und Landgebiete haben öfter gewechselt. Je fester allmählich die Erdrinde wurde, um so gewaltiger mußten die Ausbrüche der gefesselten Dämpfe werden, um so riesiger die Berge sich emporthürmen. Darum gehören die mächtigsten Gebirgszüge, wie die Alpen, zu den jüngsten, während die Rheinberge und der Harz schon zu den älteren Erhebungen gerechnet werden. Aber wie viel tausend, ja Millionen Jahre müssen seit den ältesten Bildungen, seit den ersten Lebensentfaltungen verstrichen sein, ehe die ruhige Dauer und der sanfte Hauch des allmählichen Gedeihens, welche das Menschenleben bedurfte, in erquicklicher Milde auf die heiße Kampfesmüde Erde niederthaute!

Die Einwirkung des Feuers und der Dampfkraft auf die Gestaltung der Erdoberfläche ist erst in neuerer Zeit allgemein anerkannt worden. Abraham Gottlieb Werner, der große Begründer der wissenschaftlichen Erderforschung, hielt die Gewässer für den eigentlichen Bildungsquell und ist dieser Ansicht sein Leben lang als Lehrer an der Bergakademie zu Freiberg zugethan

geblieben. Die feuerentsprossenen Basalte waren ihm wässriger Niederschlag, die Vulkane Steinkohlenbrandstätten, die Thäler Auswaschungen u. s. w. Auch Göthe zählte sich stets mit Entschiedenheit zu den „Neptunisten“, im Gegensatz zu den Plutonisten oder Vulkanisten. Erst die neuesten Forschungen haben die Wirkungskreise beider, des Feuers und des Wassers, genauer festgestellt.

Im Kampfe der Hitze und Kälte, des Niedersinkens und der Durchglühung, hatten sich allmählich die ersten Krusten der Erdfeste gebildet. Dann wogten die durch Niederschlag entstandenen Gewässer, Dämpfe bildeten Erhebungen, flüssige und aufgelöste Stoffe wurden in Bewegung gesetzt und senkten sich in die Tiefen, und das erste Zeitalter, welches Zeichen von Pflanzen- und Thierleben hinterlassen hat, entfaltete sein einfaches urweltliches Dasein.

Ob das Pflanzenleben erheblich älter ist als das thierische Sein, wie Viele angenommen haben, mag schwer zu erweisen bleiben. Die untersten und ältesten Gebirgsschichten zeigen die Spuren einfacher Thier- und Seepflanzenarten schon neben einander. Sie wurden die ersten Begräbnisstätten des Lebens, die geheimnißvollen Särge, in denen die ältesten Urkunden der Schöpfung uns erhalten sind. Dann thürmten sich unter wiederholten Umwälzungen, unter Erhebungen und Senkungen, unter Niederschlägen und Aufschwemmungen, Gräber über Gräber, von den riesigen Pflanzenleichenfeldern der Steinkohlenlager bis herauf zu den Belemniten der Kreide und zu den Kieselpanzern der Aufgussthierchen und Aufguspflanzen in den Schlammbildungen der Gegenwart.

Man hat die zahlreichen Gebilde, welche in idealer Vollständigkeit gedacht eine Stufenfolge von ungeheurer Höhe ausmachen, nach Hauptschöpfungsaltern gesondert. Jedes Alter besteht aus

mehreren Abtheilungen, welche Gruppen oder Systeme genannt werden; die Abtheilungen haben wieder Unterabtheilungen, von denen einige aus zahlreichen Gliedern und Wechselagerungen verschiedener Gesteine bestehen.

Die Grundlage der ältesten Schichten bilden die Urgebirgsmassen, die Feuergebilde oder krystallinischen Gesteine, wie Granit, Syenit u. s. w. Die Verknüpfung derselben mit den im Wasser entstandenen Massen wird durch Gneis Glimmerschiefer und verwandte Gesteine gegeben. Man muß sich aber hüten, alle Granitfelsen und ähnliche Steine, welche in den Gebirgshöhen zu Tage treten, für dergleichen Grundgebirge zu halten; die meisten, wie z. B. die Brocken- und Alpengranite, sind vielmehr jüngere Geburten, durch spätere Erhebungen an die Oberfläche gebracht. Aehnlich verhält es sich mit den Porphyrbergen und Basaltkuppen, welche meist von noch späteren Durchbrüchen herrühren.

Die Stufenfolge der Wassergebilde ist — von unten nach oben — folgende:

I. Erstes Lebensalter — paläozoische Gebilde — Zeitalter des Urlebens. Es reicht vom Uebergangsgebirge bis zu den Steinkohlen- und Zechsteinbildungen. Doch rechnen Einige die letzteren schon zu den Sekundärbildungen der folgenden Zeit. Man nimmt an, daß in diesem Schöpfungsalter die Erdrinde noch dünn, die Meere wenig tief und die Wärmeverhältnisse auf der ganzen Erde noch gleichmäßiger gewesen seien, als in den folgenden Zeitaltern. Das Leben ist nach und nach von den einfachsten Geschöpfen bis zu den Reptilien fortgeschritten; Spuren von Vögeln und Säugethieren kennt man noch nicht. Die Hauptgebirgsbildungen sind folgende:

1. Das ältere Uebergangsgebirge oder das silurische Gebirge, nach dem Lande der Siluren, der tapferen Gegner

der Römer, dem heutigen Wales, so genannt. Es zerfällt in ein unteres und oberes Gebiet, beide mit zahlreichen Abtheilungen, und enthält schon Spuren von Meerpflanzen, Korallen, Muscheln, Schnecken u. s. w. Von Gliederthieren kommen niedere Krebsarten vor, aber noch keine Landbewohner. Das Gebirge ist besonders in England und Nordamerika reich entwickelt; der Niagara stürzt von seinen Felsen. In der Ostsee bildet es die Inseln Deseel und Gothland, am Rhein unter dem Namen Grauwacke die Geburtsstätten mehrerer Heilquellen. Eine untere Abtheilung dieses Gebirges wird auch das kambrische genannt.

2. Das jüngere Uebergangs- oder devonische Gebirge. Es ist besonders in Devonshire, Hochschottland, Nordamerika entwickelt und vielerorts mehrere tausend Fuß mächtig. Unter seinen Versteinerungen und Abdrücken kommen schon viele Arten Fische vor.

3. Das Steinkohlengebirge. Auch dies Gebilde ist am stärksten in England und Nordamerika vertreten. Die Gesamtmasse, in welcher die Kohlenfelder mit mancherlei Gesteinen wechsellagernd vorkommen, ist in England gegen 8000 Fuß stark. Das Gebirge ist überaus reich an Einschlüssen und Abdrücken. Es finden sich darunter viele Landthiere und Landpflanzen; auch schon Amphibien. Es gehören jedoch nicht alle Steinkohlenlager zu dieser Gebirgsformazion; manche sind weit jüngeren Alters. — Den Beschluß des ersten Zeitalters macht

4. das Kupferschiefer- oder Zechsteingebirge, besonders in Thüringen und am Harz entwickelt und mehrere tausend Fuß stark. Es ist reich an Erzen und Mineralwässern. Von einzelnen Gliedern ist das Todtliegende, worunter die Bergleute ungeheure Konglomeratmassen ohne Erze verstehen, bemerkenswert. Unter den Einschlüssen befinden sich schon eigentliche Reptilien.

Es beginnt dann

II. ein zweites Zeitalter — Sekundärgebilde, Flözgebirge — mit zahlreichen Gruppen und Gliedern, in denen die Zeichen des thierischen Lebens sich bis zu den Anfängen von Säugethieren steigern. Die Hauptabtheilungen sind folgende:

1. Die Triasgruppe, bestehend aus buntem Sandstein Muschelkalk und Keuper. Da kommen wir also zu den Namen, welche auch den helgolander Gesteinen beigelegt worden sind. Jedes dieser Hauptglieder umfaßt wieder mehrere Unterabtheilungen und wechsellagernde Gesteinsmassen: der bunte Sandstein z. B. Mergel Gyps Steinsalz, der Muschel- oder Geratitenkalk den Wellenkalk, der Keuper die Lettenkohle zc. Das Triasgebirge ist besonders in Deutschland, z. B. bei Vermont, entwickelt und hat eine Gesamtmächtigkeit von mehr als 8000 Fuß. •

Dann folgt:

2. Die Juragruppe, auch Jurasystem, jurassische Glieder zc. genannt. Das Gebirge ist außerordentlich reich an Versteinerungen und Einschlüssen. Man hat riesige See-Eidechsen darin gefunden; auch Spuren von Säugethieren will man erkannt haben. Besonders bemerkenswert sind gewaltige Korallenbänke, weshalb man das ehemalige Jurameer, welches über einem großen Theil Deutschlands ausgebreitet lag, mit der heutigen Südsee vergleichen hat. Das Gesamtgebiet der Jurabildungen ist verschiedentlich zerlegt worden. Man kann drei Hauptabtheilungen annehmen:

- a) Liassgebilde, als Liassandstein, Gryphitenkalk, Belemniten-schichten zc.
- b) Dolith- oder Kogensteingebilde, wozu der Dogger, der Korallenkalk, der Portlandkalk zc. gehören. Aus Dogger besteht z. B. die Grundlage der Weserberge, der Porta, der Baschenburg, des Hohnsteins.

- c) Wealden- oder Wälderthonbildungen, ebenfalls mehrere Glieder umfassend; auch Steinkohlen umschließend, z. B. bei Obernkirchen.

Zu den deutschen Juragebilden werden die Dolomitmassen gerechnet, woraus das berühmte Riesenschloß und die merkwürdigen Zerklüftungen und Höhlen der fränkischen Schweiz bestehen. Zum Korallenkalk insbesondere gehört der gesuchte solenhofser Kalkschiefer, der die Platten für Sennefelders Erfindung, den Stein-  
druck, liefert.

Auf die Juragruppe folgt

3. das Kreidegebirge, welches gleichfalls in mehrere Abtheilungen zerlegt und sehr verschiedentlich benannt worden ist. Zur untern Kreide zählt man in Deutschland den Hilsthon, in England den Speeton-clay, bei Helgoland den Töck; zur obern die weiße Kreide, mit verschiedenfarbigen Feuersteinknollen u. s. w. Das Kreidegebirge ist überaus reich an Versteinerungen. Die weiße Kreide und die Feuersteine sollen meist aus Schalen und Riefelpanzern von kleinen Geschöpfen bestehen. Zur obern Kreide ist auch der Kreidetuff von Maastricht gerechnet worden, in welchem 1770 die Versteinerung einer an 25 Fuß langen Eidechse, *Mosaesaurus Hoffmanni*, gefunden wurde, die man so hoch achtete, daß eine französische Belagerungsarmee den Stadttheil, wo die Versteinerung aufbewahrt wurde, nicht beschloß, um sie keiner Gefahr auszusetzen.

Nach der Kreidebildung beginnt

III. ein weiteres Schöpfungsalter — Tertiärformationen — aus zahlreichen Gruppen und Gliedern bestehend, rücksichtlich deren Souderung, Benennung, Altersbestimmung und Gleichstellung in den verschiedenen Ländern aber noch manches Schwankende herrscht. Zu den wichtigsten und bekanntesten Gebilden gehören: 1) die Nummulitenschichten der Alpen und anderer

Segenden; 2) die Grobkalkformation; 3) die Molassegebilde und Nagelfluh, ein Konglomeratgebirge, woraus z. B. der Rigi in der Schweiz besteht; 4) Braunkohlengebirge aus verschiedenen Gliedern bestehend und oft von großer Mächtigkeit; 5) die Subapenninenformation. Unter den Ueberresten lebender Geschöpfe aus diesem Zeitraume treten mehr und mehr die Säugethiere hervor, die Zeuglodonten Paläotherien Dinotherien Mastodonten Rhinocerosse u. s. w., von denen die meisten Arten ganz erloschen sind. Sie vermitteln den Uebergang zur neuern Zeit, wo Flußperde Mammuth Tapire Hirsche Katzen- und Hundegeschlechter zc. hinzutreten. Auch fossile Affenknochen hat man gefunden.

Das nächste Zeitalter umfaßt:

IV. die Diluvial- oder Quartärbildungen. Sie reichen bis auf die jüngste noch laufende Zeit. Zwar nehmen Einige ein besonderes Alluvium als Inbegriff der neuesten Anschwemmungen und Anhäufungen an; allein diese Bildungen stehen so sehr mit den Flutablagerungen der nächstvorhergehenden Zeit zusammen und sind in den verschiedenen Ländern so beschränkter und vielfach abweichender Natur, daß die Abgrenzung eines weitem Zeitalters große Bedenken gefunden hat. Zu den Anschwemmungen des eigentlichen Diluviums gehören die älteren Lehm- und Thonlager, die Kiesbetten und Wasserkonglomerate, die Kollsteine und Geschiebemassen, namentlich die erratiche n Blöcke u. s. w. Zum Theil mögen auch die untermeerischen Wälder und Moore und der Dünen sand im Innern des Festlandes als letztes Zeichen einstiger Flutennähe zu den älteren Gebilden zu rechnen sein. Als jüngere und jüngste Erscheinungen werden Lehm Süßwasserkalk Kieselgubre Raseneisenstein Torf Wiesenergel zc. aufgezählt. Den Beschluß macht die durch Verwitterung oder Zersetzung entstehende Dammerde.

Es wird nach dieser Zusammenstellung einleuchten, daß die Annahme einer Bildungszeit von Millionen Jahren nicht übertrieben erscheint. Wie viel Jahrhunderte mögen allein erforderlich gewesen sein, um die bunten Stein- und Mergelmassen Helgolands, an deren unteren Schichten die Ablagerung und Bildung unter Einwirkung einer leisen Wellenbewegung noch deutlich wahrzunehmen ist, zu formen und zu härten! Die jetzige Höhe über dem mittlern Wasserstande beträgt freilich nur gegen zweihundert Fuß; aber aus dem Winkel der Schichtenneigung und aus der Ausdehnung und Tiefe der Klippenkante unter dem Wasser hat Wiebel eine Mächtigkeit des Flözes von mehr als 1300 Fuß berechnet.

Und welcher Reichthum von Pflanzenstoff ist erforderlich gewesen, um die ungeheuren Steinkohlenschichten, von denen in einigen Gegenden mehr als hundert Lager über einander vorkommen, zu liefern! Die Kohlengenden Nordamerikas umfassen mehr als 20,000, die Englands und Schottlands über 2000 deutsche Quadratmeilen. Der Holzwuchs unserer gegenwärtigen Wälder würde, wie von Kundigen angenommen wird, in hundert Jahren noch keinen Finger hoch Kohle geben, und in England und Schottland kommen Steinkohlenlager vor, die gegen dreißig bis fünfzig Fuß mächtig sind. Das Steinkohlenalter allein mag zu mehr als 100,000 Jahren anzunehmen sein.

Die Lagerung und Schichtung der verschiedenen Altersmassen hat übrigens nicht allenthalben ungestört und in vollständiger Stufenfolge Statt gefunden. Hebungen Senkungen und Erschütterungen haben den Bildungsgang vielfach gestört, haben Durchbrechungen Verschiebungen Verwerfungen Durchsetzungen Zerklüftungen Umklippungen und andere Erscheinungen herbeigeführt. Bald ist eine Urgebirgsmasse in gewaltiger Dehnung emporgetrieben, hat das überlagernde Gestein durchbrochen oder in die



Höhe gehoben, umhergeworfen und so eine Insel in dem ringsum wogenden Meere voll nieder sinkender Stoffe gebildet; bald hat eine Senkung oder gewaltige Einklüftung die bildungschwängere Flut in ihren Schooß gezogen; bald haben sich ganze Gebirgswände überschlagen und bieten, von neuen Gebilden überflossen und umschlossen, die umgekehrte Schichtenreihe, wie sie ursprünglich bestanden hat, dar. Und so finden sich tausend Unregelmäßigkeiten und Verschiedenheiten und Räthsel, deren Erklärung und Lösung der Forschbegierde und Erkenntnißlust noch ein endloses Feld gewähren. Auch bei Helgoland hat eine Erhebung und Durchbrechung Statt gefunden, denn das bunte Inselgestein ist viel älter und liegt doch weit höher als die Thon- und Kreidelager der Klippentriffe.

Aber nicht bloß mechanische Einwirkungen sind durch die Feuer- und Dampfkrast des Erdinnern hervorgebracht worden; auch chemische Zersezungen und Durchdringungen, auch innigere Vereinigungen und Verwachsungen werden den Hizeinwirkungen, den aufsteigenden Gasen und Flüssigkeiten zugeschrieben. Die noch weichen und bildsamen Massen und Schichten der Oberfläche nahmen die Einwirkungen des plutonischen Gesteins, die andrängenden Säuren und Stoffe der Tiefe in sich auf, und so sollen der Marmor von Paros und Carrara, der Gyps und alle jene zahlreichen Gebirgsmassen entstanden sein, welche von den Erdkundigen als Umwandlungsgestein angesehen und bezeichnet werden.

Wo aber, werden Sie fragen, sind die Grenzen der verschiedenen Schöpfungsalter und Bildungsschichten? Welches sind die Marken in diesem Reichthume und Gewirre? Das eben sind hauptsächlich die Versteinerungen, die Abdrücke und Reste vorweltlicher Geschöpfe! Die Korallen und Muscheln, die Ammoniten und Hamiten, die tausendfältigen sonstigen Einschlüsse in den Gebirgsmassen, die Farnbäume und Palmen in den Kohlen-

lagern, die Zähne und Gebeine in den Aufschwemmungen, das sind die Sandweiser und Grenzsteine, die leitenden Merkzeichen, die — wie geknickte Baumzweige in den heutigen Urwäldern — den Wanderer und Forscher im Gebiete der Vorwelt führen und zurechtweisen. Denn jene zahlreichen Ueberreste sind nach bestimmten Merkmalen verschieden und kommen nur in gewissen Schichtenfolgen vor, so daß sich darnach die einzelnen Schöpfungsalter sondern und unbekannte Gebilde durch Vergleichung und Nebeneinanderstellung in die unmittelbar beobachtete oder bereits festgestellte Stufenfolge einreihen lassen.

Auf diese Art ist die obige Reihe bestimmt und gegliedert worden und hat noch fortwährend neue Zutheilungen und Zerlegungen zu erwarten. Jede neue Leiche, die aus dem Innern der Gebirge hervorgezogen wird, schließt ein neues Lebensgebiet der Vorwelt auf.

Und wie fetsam, wie grauenvoll großartig waren viele der untergegangenen Geschöpfe! Der Plesiosaurus war ein eidechsenartiges, 20 Fuß langes Ungeheuer mit gelenkigem Schlangenhalse und Schwimmsfüßen; der Megalosaurus eine scharfbissige Landeidechse von 40 Fuß Länge; das Iguanodon eine eben so große gehörnte Eidechse; der Pterodaktylus ein fliegendes Ungethüm. — lauter Geschöpfe, die aus den Tiefen der Ebon- und Kalksteingebirge ans Licht gekommen zu sein scheinen, um an Lindwurm und Drachen der Fabelwelt zu erinnern.

Und wie unfassbar groß war die Zahl der hingefunkenen Thiere und Pflanzen! Nach Ehrenbergs Untersuchungen bestehen die ungeheuersten Kreidelager meist aus Schalen kleiner Muscheln; der böhmische Polterschiefer soll 41 Millionen fossiler Infusorien in einem Kubitzoll, von denen 13,824 auf eine Kubzelle gehen, enthalten; und doch ist das ganze Schieferlager mehrere Geviertmeilen groß und einige Fuß mächtig.

Fossile Menschenreste sind bis jetzt nicht gefunden worden, wenigstens keine von höherem Alter. Zwar wollte Scheuchzer in dem Molassekalk von Deningen bei Konstanz ein diluviales Menschengerippe — homo diluvii testis — entdeckt haben; allein Cuvier hat später einen großen Salamander daraus gemacht. Auch in den Eislagen des Nordens sind menschliche Wesen noch nicht vorgekommen, während darin ein Mammuth so vollkommen erhalten war, daß Hunde und Bären das Fleisch verzehrten, sobald es aufthauete. Wir dürfen darnach vermuten, daß zur Zeit, als in den Polargegenden vermöge der stärkern und gleichmäßigeren Erdwärme und der heißen Meeresströmungen noch ein milderes Klima herrschte, die Schöpfung des Menschen noch nicht Statt gefunden oder seine Verbreitung noch eine geringe geblieben sein mochte.

Die menschlichen Gebeine in Höhlen und noch mehr die Grabüberreste, welche man in den untermeerischen Wäldern und Mooren an den Küsten der Nordsee gefunden hat, gehören schon einer spätern Zeit an. Besondere Aufmerksamkeit haben in dieser Hinsicht einige englische und belgische Höhlen erregt. Zwischen den Knochen von Elephanten Hyänen Höhlenbären u. s. w. sind auch menschliche Gebeine aufgefunden worden, über deren Alter man viel gestritten hat. Ein merkwürdiger Fund wurde in den letzten Jahren in der Grotte von Chauvaux in Belgien gemacht. Eine Menge von Menschenknochen, und zwar nur von Kindern, Frauen und jüngeren Leuten, wurden mit allerlei Thierknochen unter Lagern von Tropfsteinen &c. entdeckt. Auch Holzkohlen und Stücke gebrannter Steine fanden sich daneben. Die Markknochen waren zerschlagen. M. A. Spring, welcher den Fund untersucht und 1853 beschrieben hat, denkt an die Ueberbleibsel eines Festmahls von Kannibalen. Er setzt das Alter zwischen die Diluvialzeit und die keltische Bevölkerung und nimmt nach der Schädelbildung und

den schief gestellten Zähnen eine bedeutende Abweichung der Ur-  
einwohner von den späteren Europäern an.

Die untermeerischen Wälder und Moore, wie die bei Ham-  
burg und Harburg unter der Tiefe des Elbettes entdeckten Spuren  
versunkener Wälder, zeugen von einer allgemeinen Bodensenkung  
oder von einer Steigung des Wasserstandes der Nordsee, welche  
mit der „cimbrischen Flut“ in Verbindung gebracht worden ist,  
und auch auf Helgoland nicht ohne Einfluß gewesen sein kann, wo  
vor Jahrhunderten „steinerne Wurzeln und Stauden sammt  
Blättern und Rüssen“ gefunden worden.

Der Hauptfels Helgolands gehört dem untern Gliede der  
Trias, dem bunten Sandstein, an. Er wird aber nicht um des-  
willen dazu gezählt, weil er Sandstein enthält, was ohnehin  
nur zum geringen Theile der Fall ist, auch nicht deshalb, weil er  
„bunt“ ist, sondern weil er nach dem ganzen Lagerungsverhält-  
niß und nach den benachbarten Schichten mit derjenigen Gebirgs-  
masse, welche von Werner bunter Sandstein genannt wurde,  
zu einem und demselben Alters- und Schichtengebilde gehört.  
Solche Flöze haben sich überall als sehr arm an Versteinerungen  
gezeigt. Desto mehr Aufsehen erregten daher Fußspuren von Vögeln  
und handförmige Fußindrücke, welche in Thüringen und Nord-  
amerika darin entdeckt wurden. Auch bei Helgoland hat man bis  
auf die neueste Zeit keine Thier- oder Pflanzenreste darin gefunden,  
indem das, was am Strande vorgekommen ist, von Anspülungen  
herrührte. Dagegen kommen Rostkupfererz Malachit Gyps Kalk-  
spathkrystalle und andere bemerkenswerte Erscheinungen darin  
vor. Sogar gedegenes Silber in einer kleinen drahtförmigen  
Verästelung soll gefunden worden sein.

Die Einreihung des helgolander Gesteins ist lange bestritten  
gewesen. Ueber die oberen Schichten der Insel und über die  
Lagerungsverhältnisse der nordöstlich gelegenen Klippenriffe herrscht

noch immer Zwiespalt. Wäre die Lagerfolge eine regelmäÙige, so müÙte auf den bunten Sandstein, wie wir gesehen haben, Muschelfalk, dann Keuper Lias Dolith Wälderthon Kreide zc. folgen. Nun findet sich aber in der ganzen Inselmasse kein Muschelfalk; dagegen sollen an der Düne und bei der Weißklippe unzweifelhafte Versteinerungen des Muschelfalks, zum Beispiel *Ceratites nodosus*, *Encrinites liliiformis*, *Avicula socialis* etc. vorkommen. Wiebel nimmt daher an, daß die Sohle der Weißklippe aus einer schwachen Lage von Muschelfalk bestehe. Die oberen rot- und weißgebänderten Mergelmassen der Insel aber, welche, in ihrer Fortsetzung gedacht, in der Richtung der nordöstlichen Klippenriffe einschließen und dieselben unterteufen würden, hält er für Keuper. Er läÙt also bei der Insel den Muschelfalk ganz ausfallen, indem er annimmt, daß der Muschelfalk der Weißklippe, in seiner Fortsetzung gedacht, das Inselgestein nicht erreicht habe, vielmehr in dem Zwischenraume verlaufe.

Ueber dem Muschelfalke oder, wie die Bergleute sich ausdrücken, im Hangenden der Sohle der Weißklippe vermutet Wiebel eine schwache Schicht Lias und Unteroolith, weil unter den Auswürflingen an der Düne auch derartige Versteinerungen, insbesondere mehrere Ammonitenarten, wie *Ammonites capricornus*, *Ammonites radians* u. a. vorkämen.

Früher waren die Bänke der Weißklippe weit höher und lieferten Kalk und Gyps. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts pflügten die Helgoländer dort Ballaststeine zu brechen; auch viele Bau- und Pflastersteine auf der Insel stammen dorthier; eben so wahrscheinlich die dünnen Kalksteinplatten, welche man in einem alten Grabhügel über und neben den Gebeinen mit allerlei Schmucksachen gefunden hat. Gegenwärtig bestehen die vorderen Bänke aus grauem Kalk, die hinteren und oberen aus einem gebänderten Thongestein. Die ersteren zählt Wiebel zum mittlern

und obern Dolith und führt dabei eine Reihe von Versteinerungen an, die an der Düne vorkommen sollen, als *Cidaris glandiferus*, *Terebratula varians* u. a. Die erstere gehört zu den Seeigelgeschlechtern; der Name (wofür ein gewöhnlicher Lateiner freilich *Cidaris glandifera* oder wenigstens *Cidaris glandifer* sagen würde) bedeutet: eicheltragender Turban. Wie mir von kundiger Seite versichert wurde, ist aber das Vorkommen dieser Versteinerung bei Helgoland sehr zweifelhaft. Ich denke, Verehrteste, wir überlassen das den Gelehrten; die mögen auch ermitteln, was unter den versteinerten und verkieseten Haselnüssen und Baumzweigen — *Nuces avellanae*, item *minores arborum rami metallici* — die man nach Ranzau vor dreihundert Jahren fand, zu verstehen ist.

Auf die vorerwähnten Klippenschichten folgt sandiger Kalk, und dann, in der Tiefe zwischen der Weißklippe und Seehunds-klippe ein brauner Thon, der von den Helgoländern mit natürlicher Klarheit und Einfachheit Skitt genannt wird und vielleicht der Wälderthonbildung angehört. Darüber erhebt sich der Tök, ein schwarzgrauer schieferiger Thon, der besonders reich an Versteinerungen, schönen Schwefelkiesknollen, verkiesetem Holze und dergleichen Vorkommnissen ist, und nach starken Stürmen in abgerissenen Platten am Strande der Düne gefunden wird. Der Schwefelkiesstücke wird schon von Ranzau unter dem Namen *Mumm ergold* gedacht. Auch von förmlicher Goldgewinnung ist die Rede — *tusa, lota, tosta et separata aurum perfectum reddit, et sulphuris quantitatem etc.* Zu den Versteinerungen gehören Belemniten, Ammoniten, Gamiten &c. Von den letzteren kommen mitunter nur einzelne Glieder oder Stücke zum Vorschein, welche von den helgolander Jungen unter dem Namen *Kagenfüße* (Kattfutten) feil geboten werden. In den Höhlungen der Versteinerungen finden sich häufig prächtige Schwefelkieskrystalle, zuweilen mit schneeweißem Kalkspath untermischt. Ranzau führt

auch, wie schon erwähnt, metallene Baumzweige an, so hierlich, daß selbst der geschickteste Silberschmidt sie nicht so aus Gold verfertigen könne — *minores rami metallici, tanta subtilitate, quanta nullus argentarius faber, licet artificiosissimus, ex auro conficere possit.*

Auf den Löß folgt in den weiteren Klippenrissen, die alle, gleich der Insel und der Weißklippe, nach Nordosten geneigt und geschichtet sind, so daß nur die Köpfe der einzelnen Lagen zu Tage treten, eine rostgelbe Kreide und demnächst die obere weiße Kreide mit einer Menge von Feuersteinen Belemniten-Schelben und Seeigelversteinerungen. Unter den Feuersteinen kommen auch dunkelrote jaspisartige Stücke, die anderswo selten sind, vor. Mitunter trifft man Knollen von verschiedener Färbung in kongen-trischen Lagen an. Zu den Feuersteinen gehört auch das kleine Gerölle, welches die Jungen unter dem Namen Klappersteine anbieten; es sind abgerollte Knollen, in deren Innern eine einge-trocknete Kalk- oder Kreidemasse sich bewegt. Seltener sind Feuersteine mit glimmenden Krystallen im Innern. Auch ein Feuerstein mit eingeschlossenem Holze, das wie angebrannt, zum Theil wie völlig verkohlt aussieht, ist an der Düne gefunden worden. Von Belemniten kommt der mit gefalteter Spitze — *Belemnites mucronatus* — am häufigsten vor und wird namentlich an der Ostseite der Düne von den Wellen angespült und zuweilen zu dünnen platten Nadeln abgerollt. Die Badefremden suchen und erhandeln diese Versteinerungen gewöhnlich unter dem Namen Donnerkeile. Sicher sind darunter auch die versteinerten Wachslichte, *candelae cereae — instar lapidum induratae*, wie Kanzen sie bezeichnet, zu suchen, welche dem Volke vor Jahrhunderten als Zeugen verübter und gestrafter Gottlosigkeit gegen die eif-tausend Jungfrauen der heiligen Ursula bezeichnet und warnend zu Gemüte geführt wurden. Man nennt sie noch jetzt Lächter, d. h. Lichte.

Von den Seetigelversteinerungen findet sich der *Galerites vulgaris* und bildet unter dem Namen Glücksstein einen Haupt-handelsartikel der helgolander Jugend. Früherhin sollen solche Steine, unter gewissen Umständen gefunden, als eine Art Talisman betrachtet und vielfach getragen worden sein. Anderswo heißen sie im Munde des Volks Krötensteine Knopfsteine u. s. w.

So, Verehrteste, hätten wir das Lagerungsverhältniß der helgolander Flöze nach der Annahme Wiebels kennen gelernt. Dessen Ansicht ist jedoch nicht ohne Anfechtung geblieben. Dr. Bolger bestimmt die einzelnen Massen zwischen dem Inselgrunde und den Töflagern ganz abweichend. Er hält die oberen Schichten der Insel nicht für Keuper, sondern gleich den unteren für bunten Sandstein; dagegen rechnet er die hinteren und oberen Schichten der Weißklippe zum Keuper, die vorderen zum Muschelkalk, den Skittthon zum Dolith u. s. w. Noch Andere haben den ganzen Inselfels zum Keuper gerechnet.

Wer Recht hat, lassen wir natürlich dahin gestellt sein; es kann darüber nur umfassender Sachverstand und genaueste Beobachtung entscheiden. Doch scheint mir die Meinung Bolgers viel Ansprechendes zu haben, namentlich wegen des obern Thonschlages der Weißklippe, und dann wegen des Umstandes, daß es nicht recht erklärlich ist, wie an der tiefliegenden Sohle der Weißklippe die Muschelkalkversteinerungen hätten losgerissen werden können, da der betreffende Kalkstein sehr hart und fest ist. Wiebel selbst gibt die Tiefe zum Westen der Weißklippe zu 30 bis 60 Fuß an und führt im Verlauf seiner Abhandlungen aus, wie gering die Wirkung sei, welche die Wellen in solcher Tiefe noch hervorbringen. Es möchte daher ziemlich unmöglich sein, daß die Auswürflinge an der Düne von der Sohle der Weißklippe herkommen. Auch haben viele unzweifelhafte Muschelkalksteine auf der Insel, die wohl sicher von der Oberfläche der Klippenriffe herkam-



men, mit den an der Düne sich findenden Stücken die größte Aehnlichkeit.

Ich fürchte fast, gnädige Frau, daß ich für Ihre Wünsche schon zu sehr ins Einzelne gegangen bin. Und doch bleiben noch manche Erscheinungen zu berühren, wenn wir den Kreis unserer Betrachtung einigermaßen vollenden und Mißverständnisse fernhalten wollen. So finden sich, wie Sie wissen, große Granitblöcke, Gneiß-, Quarz-, Porphyr-, Kiefelschiefer- und sonstiges Gerölle; ferner werden Steinkohlen Schieferstücke und sonstige Ungewöhnlichkeiten angetroffen; ja Wiebel führt Basalte Schottlands an, und Andere wollen Lavastücke gefunden haben. Wie kommen diese Gesteine nach Helgoland? Die ersteren wohl auf demselben Wege, den die Granitblöcke und Gerölle der norddeutschen Tieflande überhaupt gewandert sind, aus den skandinavischen Gebirgen. Anderes mag von Schottland Island und sonstigen Inseln auf Eisblöcken hergeführt worden sein. Geringe Sandsteinlager mögen sich früher zwischen den Klippenschichten gefunden haben. Unter den Pflaster- und Mauersteinen auf der Insel trifft man harte Sandsteinstücke, welche von dem lockern, sandigen Gestein des Inselgrundes ganz abweichen. Die Lavastücke, wenn sie wirklich vorkommen, werden ebenfalls auf Eisschollen herbefördert sein. Denn daß der Hekla oder andere Vulkane ihre Massen hierher zu schleudern vermocht hätten, ist gar nicht anzunehmen. Die Kraft der großen Feuerpeter ist zwar gewaltig genug. Und wenn nach Laplace und Biot die Feuerberge des Mondes die Meteorsteine und Meteorisen über den Anziehungskreis desselben hinaus, in das Gebiet der Erdkraft zu schleudern vermögen, so kann man den irdischen Dampfmaschinen auch schon etwas zutrauen. Ihr Gebrüll und der verwehte Ascheregen ist schon auf Hunderte von Meilen vernommen worden. Allein das

Umherschleudern fester Massen, der sogenannten Bomben, beschränkt sich doch sicher auf ein paar Meilen.

Gewiß ist, daß die Steinkohlen, welche man auf der Insel oder an der Düne findet, vom alten Feuerthurme oder von untergegangenen Kohlenschiffen herrühren. Auch Schieferstücke sollen ihren Ursprung in dem Ballaste eines vor Jahren gesunkenen Schiffes haben. Nicht minder wird die Brennerlei, welche ein Engländer auf der Düne angelegt hatte, mancherlei Ueberbleibsel hinterlassen haben, die leicht irre führen können.

Dagegen werden mitunter Braunkohlenstücke von den Wellen auf den Dünenstrand geworfen, welche den Schluß gestatten, daß öftlich von der Sandinsel und vielleicht auch an anderen Stellen die Braunkohlenformationen sich kundgibt und von den Einwirkungen der Stürme berührt wird, zumal auch an der schleswigschen Küste, auf der Insel Silt zc. Braunkohlen vorkommen. Auch Stückchen Bernstein, welche dann und wann gefunden werden, sprechen dafür, da dieser vom Harze eines urweltlichen dem Braunkohlenzeitalter angehörigen Fichtenbaumes, *Pinus succifera*, herrührt. Früher ist der Bernstein bei Helgoland häufiger gefunden worden als jetzt, obwohl auch schon Knobloch nur von „kleinen Stücklein“ spricht, die nach starken Südoststürmen „wiewohl gar selten“ am Gestade aufgelassen würden. Kanzau führt den Bernstein einfach unter den Vorkommnissen der Insel auf. Er nennt ihn *glossum*, wie die alten Deutschen zu Plinius' Zeiten thaten, auch Bornstein. Andere haben Bergstein geschrieben, was sicher auf einem Irrthume beruht. Nach dänischen Schriftstellern, namentlich nach einer Beschreibung der Museumschätze Friedrichs IV. hätten die Helgoländer Berelsteen oder Perelsteen gesagt; man hat das von Beryll erklärt, wie die anderswo vorkommende Benennung Agtstein von Agat. Allein auch hier liegt höchstwahrscheinlich eine Irrung zum Grunde. Die Insulaner sagen Barnsteen, von barnen brennen,

und haben schwerlich in den letzten Jahrhunderten eine andere Benennung gehabt. Das deutsche Bernstein ist gleicher Herkunft und Bedeutung. In den ältesten Zeiten ist der Bernstein selbst zur Feuerung benutzt worden; namentlich lernte Pytheas um 340 vor Christus eine solche Verwendung von den Bewohnern der Insel Abalus kennen. Doch trieb man auch schon Handel damit, indem er an „die benachbarten Teutonen“ verkauft ward. Drei bis vier Jahrhunderte später, als die *insulae glessarie*, die Bernsteininseln der Nordsee, den Römern bekannt wurden, war er längst ein hochgeschätzter Handelsartikel. Unter Nero besuchte ein römischer Ritter das Bernsteinland und brachte große Schätze heim. Besonders liebten die Römerinnen die Bernsteinschmucksachen. Auch die alten Griechen kannten den Bernstein. Selbst das *Elektron* Homers unter den glänzenden Reichthümern des *Mene-laus* und an anderen Stellen ist lange Zeit für Bernstein erklärt worden; doch hat man in neuester Zeit ein Metall, namentlich Platina, darunter verstanden. Ueber die Insel Abalus und die sonstigen Fundorte des Bernsteins im Alterthume herrscht noch Streit; die Einen haben sie in der Nordsee, die Anderen in der Ostsee gesucht. Gewiß ist, daß die Nordseegeüste früher weit bernsteinreicher waren, als jetzt. An den jütischen und schleswig-holsteinischen Inseln und Küsten war das Sammeln noch in den letzten Jahrhunderten bedeutend; in Jütland wird es noch jetzt gewerblich und vermöge besonderer Gerechtfame betrieben. Im Laufe dieses Jahrhunderts sind Stücke von 16 bis 72 Lot gefunden worden; aus früherer Zeit werden Stücke von 100 bis 300 Lot erwähnt. Als der Herzog Friedrich III. von Gottorp im siebzehnten Jahrhundert eine Gesandtschaft nach Persien schickte, befanden sich unter den Geschenken auch Kronleuchter von Bernstein. Bei Helgoland gehören jetzt hand-, ja außergroße Stücke schon zu den Seltenheiten. Mitunter sollen im Magen der Kabeljaue und sonst

beim Fischen wertvolle Funde gemacht worden sein. Da der Bernstein nur um ein Geringes schwerer ist als das Wasser, so wird er leicht ausgeworfen, wenn er von den Einwirkungen der Sturmwellen erreicht werden kann.

Welche Geheimnisse die verschiedenen Thonlager, namentlich im Norderhasen, wo mitunter Schiffsanker in der zähen Masse zerbrochen und stecken geblieben sind, noch bedecken, wird wohl so bald nicht aufgeklärt werden.

Sie werden nun noch fragen, Verehrte: zu welcher Zeit fand denn die Erhebung der Insel durch Feuer- und Dampfkraft Statt? Mit Jahreszahlen wird sich darauf wohl niemals antworten lassen, nicht einmal nach Jahrtausenden. Nur nach Schöpfungsaltern läßt sich der gewaltige Vorgang bestimmen. Da rings umher die Kreide etwas mitgehoben und aus ihrer regelmäßigen Lage gerissen worden ist, so muß der Durchbruch nach der Kreidebildung Statt gefunden haben. Sollten künftige Untersuchungen ergeben, daß auch die Braunkohlenlager oder noch jüngere Massen mitgehoben worden seien, so würde sich damit eine noch engere Begrenzung ergeben.

Zweifellos ist wohl, daß eine wiederholte Erhebung erfolgt ist. Die ebene Beschaffenheit der Inseloberfläche und namentlich die Lage der Schichtenköpfe, unter dem durch Verwitterung entstandenen Ackerboden, zeigt deutlich, daß die jetzige Insel früher ebenso abgespült und überströmt worden ist, wie gegenwärtig die Riffe zum Westen. Dadurch gingen denn die höher lagernden Massen, welche nicht schon beim Durchbruch abgestürzt waren, hinweg. Wiebel will sogar zwischen den Ausgehenden „kleine Gerölle mit Kreidestückchen und Reste jetzt lebender Konchylien an Orten, wo sie durch Menschen oder Thiere gewiß nicht hingebracht worden“, gefunden haben. Ich habe derartige

Auffindungen nicht gemacht, noch erfragen können; allein die obige Annahme leidet darunter nicht.

Die weitere Erhebung aus der Flut hält Wiebel nicht für eine lokale, sondern für eine allgemeine des gesammten Nordseebeckens und der nächsten Küstenflächen, welche in die Zeit nach der Kollsteinablagerung gesetzt wird, weil an vielen Orten die erraticen Blöcke hoch über dem jetzigen Meeresstande liegen. Auch auf der Oberfläche Helgolands finden sich solche Blöcke; doch, scheint mir, könnten dieselben auch durch Menschenhand, vielleicht zu religiösen Zwecken, hinaufgeschafft sein. Der alten Heidenkraft waren sie wohl nicht zu schwer.

Neben den Erhebungen nimmt Wiebel auch mehrfache Senkungen und Neigungen an. Gewiß ist wohl, daß die gegenwärtige allgemeine Abschüffigkeit der Oberfläche nach Nordosten hin nicht ganz durch die frühere Abspülung bewirkt ist, weil die Neigung zu bedeutend erscheint, und daß sie noch weniger von einer spätern Abschwemmung oder dergleichen herrührt; sie wird entweder in der schiefen Richtung einer spätern Emporschlebung oder in einer nachfolgenden allmählichen Ueberneigung ihren Grund haben. Ueber die schiefe Fläche der Insel scheint schon der Kapitän und Kommandant Dittius auf Helgoland um 1635 Betrachtungen angestellt zu haben, indem derselbe der Meinung war, die Insel sei schon vor der Sündflut bewohnt gewesen, bei „der ganzen Welt Ueberschwemmung“ aber nicht ganz umgekehrt, sondern nur auf einer Kante nordwärts sehr zugesetzt worden, so daß die Sünder gleichsam ins Meer gespült sein müßten. Peter Sag nennt dies aber eine gottlose und schriftwidrige Ansicht. Auch der Informator Knobloch stimmt damit nicht überein, sondern bringt seinerseits über die Abschüffigkeit der Insel folgendes bei: „Ist dies nicht wenig wundersam, daß das ganze Land (wie man sagen will) von wegen des damaligen Landvolks überhäufster Boshett

einstmals gänzlich sinken und untergehen wollen, gestalt noch bis dato ein merklicher Unterschied an der Landeshöhe hier und da zu spüren; so aber durch etlicher gottseliger und andächtiger Leute embsiges Flehen und Bitten bei Gott erbeten und die allbereit gefasste Bornruthe ihm wiederum aus den Händen gerissen worden.“

Außerordentlich merkwürdig wird stets die kleine isolirte Erhebung der ersten Erhebung sein, zu der sich viele Meilen weit, bis tief in das Festland hinein, nichts Entsprechendes finden soll. In mehreren Schriften wird eine 90 — 100 Fuß hohe Klippe der Insel Silt erwähnt, die aus „rötlichem ziemlich festem Sandstein“ bestehe; es scheint aber nicht, als sei dieselbe mit dem helgolander Gestein verwandt.

Als Endergebniß seiner Forschungen stellt Wiebel folgende Sätze auf:

Helgoland ist eine isolirte Erhebung; es hat zu keiner Zeit im Sinne der Sage mit dem Festlande zusammengehungen und ist nicht durch Fluten und Ströme von letzterm getrennt in seine jetzige Lage gekommen. — Seit der lokalen Erhebung, welche nach Richtung und relativem Alter sich mit jener der Seitenkette Schwedens in Verbindung setzen läßt, wurde die Insel wiederholt in die allgemeinen Hebungen und Senkungen des Nordseebodens gezogen. — Die Insel war aber zur Zeit der Kalksteinformation vom Meere so weit weggespült, daß sie nur noch ein Klippenriff bildete. — Durch die weit verbreitete Erhebung des Landes nach der Geröllablagung trat jenes Riff wieder als Insel über die Meeresfläche und bildete wahrscheinlich später sogar einen Theil des Festlandes. — Als die umliegenden Länder schon von Menschen bewohnt waren, hatte die jüngste allgemeine Senkung im Nordseebecken begonnen, welcher Helgoland seine jetzige Lage verdankt. Dies Ereigniß erfolgte in vorhistorischer Zeit,

welche wir jetzt nur annähernd, in der Folge (nach genaueren Beobachtungen der jährlichen Abspülung) mit größerer Gewißheit zu bestimmen vermögen. Nimmt man die Entfernung der äußersten Schichten im westlichen Riffe, welche bei gewöhnlicher Ebbe über die Oberfläche treten, gleich 580 Fuß, den Abspülbetrag für 100 Jahre gleich 10 Fuß, so stele jenes Ereigniß 5800 Jahre vor die Gegenwart. — Es ist dabei aber zu bemerken, daß in den ersten Perioden die Küstenertrümmerung rascher erfolgte, da die aus tiefer See gegen die Abhänge anschlagenden Wellen mit ungleich größerer Kraft wirkten, als die auf den gebildeten Rissen mehr und mehr gebrochenen Wogen. Doch wird der Zeitpunkt immerhin noch über Moses hinausreichen. Völlig zweifellos ist es wenigstens, daß die Angabe einiger Schriften, um 800 nach Christo habe sich „ein großer Theil der Insel Helgoland aus dem Meere erhoben“, irrig ist.

---

**Ebbe und Flut. Wind und Wetter. Wellen und Brandung.  
Seelenkisten.**

---

Zu den merkwürdigsten Naturerscheinungen ist zu allen Zeiten Ebbe und Flut oder das regelmäßige Zurücktreten und Wiederanwachsen der See an den Küsten des Weltmeers u. gerechnet worden. Der Ursprung der Bewegung wird im großen Ocean gesucht, der Grund in der Anziehung des Mondes und der Sonne, während der Drehung der Erde. In der Richtung des Mondstandes hebt sich das Wasser, während gleichzeitig nach den Gesetzen der Schwere und des Beharrens auf der entgegengesetzten Seite der Erdkugel eine ganz gleiche Erscheinung eintritt. Landseen und kleinere Meeresstriche, sofern sie nicht mit den großen Wasserbecken in naher und starker Verbindung stehen, haben keine Ebbe und Flut. Die Anziehung aller Theile ist zu gleichmäßig, als daß eine erhebliche Schwankung entstehen könnte. Das Mittelmeer hat nur eine sehr geringe Ebbe und Flut, die Ostsee fast gar keine. Auch das schwarze Meer und die griechische Inselsee haben keine bemerkbare Aenderung des Wasserstandes. Den Alten sind daher die Ebbe- und Fluterscheinungen erst später genauer bekannt geworden. Die Kriegs- und Seemänner Alexanders waren nicht wenig erschrocken, als ihre Schiffe am untern Indus plötzlich auf dem Trocknen saßen; und eben so groß war



das Erstaunen beim Wiederflottwerden. Die Römer lernten den regelmäßigen Flutwechsel hauptsächlich auf ihren Zügen nach Britannien und Norddeutschland kennen. Cäsar erfuhr den Eintritt der Springfluten zur Vollmondszeit bei seiner Landung in Britannien; die auf den Strand gezogenen Schiffe schlugen voll Wasser, andere wurden vom Sturm vernichtet, und das Heer kam in große Bedrängniß. Um 12. vor Christus geriet die Flotte des Drusus Germanicus auf den Ebbestrand und mußte die Hülfe der Friesen ansprechen. Im Jahre 15 nach Christus entging Vitellius, ein Unterfeldherr des jüngern Germanicus, mit zwei Legionen nur mühsam der Vernichtung in der andringenden Flut.

Der ältere Plinius entwirft von der Ebbe und Flut an den Gestaden der Chauken zwischen der Ems und Elbe und von den Bewohnern der niedrigen Küsten aus klarer Anschauung ein lebhaftes Bild. Er hebt besonders die Baumlosigkeit jener Gegenden hervor und führt die Chauken daher unter den „Völkern ohne Bäume“ auf. Er nennt die weite, täglich zweimalige Ergießung des Oceans einen ewigen Zwiespalt in der Natur der Dinge, einen steten Zweifel, ob da Land sei oder ein Theil des Meeres. *Vasto ibi meatu bis dierum noctiumque singularum intervallis effusus in immensum agitur oceanus, aeternam operiens rerum naturae controversiam, dubiumque terra sit an pars id maris. Illic misera gens tumulos obtinet altos, aut tribunalia structa manibus ad experimenta altissimi aestus, casis ita positis: navigantibus similes quum integant aquae circumdata, naufragis vero quum recesserint: fugientesque cum mari pisces circa tiguria venantur. Nec pecudem his habere, non lacti ali, ut finitimis, nec cum feris quidem dimicare contingit, omni procul abacto frutice. Ulva et palustri junco funes nectunt ad praetextenda piscibus retia: captumque manibus lutum ventis magis quam sole siccantes, terra cibos*

et rigentia septemtrione viscera sua urant. Potus non nisi ex imbre servato scrobibus in vestibulo domus. Et haec gentes, si vincantur hodie a populo Romano, *servire* se dicunt. Ita est profecto: multis fortuna parcat in poenam. „Dort bewohnt ein ärmliches Geschlecht aufgeworfene Hügel . . . zur Flutzeit den Schiffenden, zur Ebbezeit Schiffbrüchigen ähnlich.“ Und doch wollte dieses Geschlecht, das nicht Baum, nicht Milchvieh, nicht Wild hatte, das seine Rege von Schilf und Blusen flocht, das windgedörrte Moorerde brennen und in Gruben bewahrtes Regenwasser trinken mußte, doch wollte es von den Römern nichts wissen; „sie nennen sich, wenn heute besiegt, geknechtet.“

Die Erklärung der Ebbe und Flut ist erst der neueren Zeit gelungen, Kepler Newton Euler Bernoulli Laplace sind vornehmlich die Begründer und Entwickler der Lehre; die Aufhellung der einzelnen Erscheinungen aber und ihre Zurückführung auf die allgemeinen Gesetze macht selbst noch der Gegenwart zu schaffen. Richtung Stärke und Zeit sind an verschiedenen Orten unendlich verschieden. Es hängt das von der größern oder geringern Tiefe der See, von der Schroffheit oder Geneigtheit der Küsten, von Einbuchtungen und Vorsprüngen, und vor allen Dingen von der Gestalt des Meeresbodens, namentlich von der Richtung seiner Thäler und Einschnitte ab. Außerdem kommen aber auch ungewöhnliche Einwirkungen, wie Wind und Wetter, Erdbeben, Seesbeben u. s. w. in Betracht. In den Flußmündungen wirkt natürlich das ausströmende süße Wasser ein und gibt der Ebbe und Flut eine ungleiche Dauer. Das schwerere, am Grunde einbringende Flutwasser der See muß den Flußstrom erst überwinden und zum Kentern bringen, wobei sich an manchen Orten ungewöhnlich hohe und selbst gefährliche Wellen, die Boren, bilden. Bei Hamburg dauert die Ebbe fast doppelt so lange wie die Flut. Eine merkwürdige Unregelmäßigkeit erzählt die Geschichte des

Krieges der Engländer und Franzosen gegen Holland, den 1678 der Friede von Nimwegen endete. Als am 23. Juli 1672 Prinz Rupert mit der englischen Flotte landen wollte, blieb die Flut aus; eine zwölfstündige Ebbe gab den Bedrohten Zeit, den Plan zu vereiteln.

Regelmäßig ist alle vierundzwanzig Stunden zwei Mal Flut und zwei Mal Ebbe. Ein kurzer Raum zwischen Ebbe und Flut ist Stille oder todte Zeit. Die Flut tritt jedoch jeden Tag 49 bis 50 Minuten später ein, weil der Mondtag und der Sonnentag nicht gleich lang sind, oder weil der Mond jeden Tag etwa 50 Minuten später in den Mittagkreis tritt. Dies macht in einem halben synodischen Monate, oder in 14 Tagen und 18 Stunden, etwa 12 Stunden aus; der Fluteintritt zur Zeit des Neumondes und des Vollmondes hat daher immer zur selben Tagesstunde Statt. Weiß man diesen Zeitpunkt für einen bestimmten Ort, so kann man den Flutwechsel leicht berechnen, indem man für jeden Tag nach dem Neu- oder Vollmonde 49 bis 50 Minuten hinzu zählt. Bei Helgoland ist zum Beispiel am Tage nach dem Vollmonde oder Neumonde gegen 12 Uhr Mittags Hochwasser; am nächsten Tage tritt also dieser Zeitpunkt um 50 Minuten später ein, und so fort; 6 Stunden 12 Minuten nachher ist jedes Mal Niedrigwasser u. s. w. Bei Ruzhaven ist etwa zwei Stunden später, bei Hamburg sechs Stunden später Hochwasser als bei Helgoland. Natürlich macht diese Berechnungsart auf volle Genauigkeit keinen Anspruch; sie reicht aber für den gewöhnlichen Gebrauch aus.

Der Unterschied zwischen Niedrig- und Hochwasser beträgt bei Helgoland etwa neun Fuß. An genauen Beobachtungen, längere Zeit hindurch, fehlt es. Fast jeder Tag bringt aber Abweichungen.

Befinden sich Sonne und Mond im Zusammen- oder Gegensein, also in gleicher Richtung, also um die Neumonds- und Vollmondszeit, so vergrößert die Sonne die Wirkung des Mondes; es ist Springzeit; die Fluthöhe beträgt bei Helgoland dann gegen zwölf Fuß. Trifft sich's, daß zugleich die Erde in der Sonnennähe ist, also um die Neujahrszeit, und der Mond in der Erdnähe sich befindet, so wird der Unterschied des Wasserstandes noch bedeutender. Am 10. Januar 1852 und am 1. Januar 1855 war bei Helgoland außerordentlich hohes Wasser. Zur Zeit der Mondsviertel wirken Sonne und Mond nach verschiedenen Richtungen, weil im Gegensein stehend; es finden dann nur Rippluten oder todte Zeiten Statt. Außerdem gibt es in den Tag- und Nachtgleichen u. noch besondere, aber weniger in die Augen springende Erscheinungen.

An anderen Gestaden ist die Fluthöhe theils größer, theils geringer. Im allgemeinen ist sie unter dem Gleicher am stärksten und nimmt nach den Polen zu ab. Bei schroffen und beengten Küsten ist sie am bedeutendsten. An einigen Orten, z. B. in der Nähe von Bristol und bei der Insel Jersey, beträgt sie an 50 Fuß. In der Themse steigt die Flut 18 englische Fuß, bei den Needles nur 9, bei Dieppe und Boulogne gegen 19, bei Ray Finisterre 13, an der Küste Benin gegen 8, an den Gestaden Neufundlands etwa 7, in der Shepodybai 48, in der Fundybai 60 — 70, dagegen an den Floridakays nur 5 und in den Mündungen des Mississippi nur 2 bis 3 Fuß.

Der Wasserstand an den Küsten ist keine unmittelbare Wirkung des augenblicklichen Mondstandes; vielmehr liegen an manchen Stellen zwischen Ursache und Wirkung Tage in Mitten. So treten bei Helgoland die Springfluten erst zwei Tage nach dem Neu- und Vollmonde ein. Es wird dies dadurch erklärlich, daß der Ursprung der Flutbewegung in weiter Entfernung liegt.

Im Sommer 1835 ließ die englische Regierung an mehreren hundert Plätzen gleichzeitige Beobachtungen anstellen. Aus den Ergebnissen hat Whewell die Folgerung gezogen, daß die europäischen Flutbewegungen von den kanarischen Inseln herkommen; ja er nimmt an, daß auch das Atlantische Meer keine ursprüngliche Flut habe, sondern daß die eigentliche Mutterwoge in der weiten Südsee gebildet werde. — Im freien tiefen Ocean ist die Schnelligkeit der Fortschwankung des Wassers außerordentlich groß; unter dem Aequator werden ohne Hemmnisse an drei Meilen in der Minute zurückgelegt; wenige Stunden reichen von Madera bis Irland aus; im Kanal und in der Nordsee dagegen ist der Fortgang weit langsamer. Schneller dringt die Flut von Norden, um Schottland herum, ein. Durch diesen doppelten ungleichmäßigen Flutstrom und durch die Buchten und Unebenheiten der Küsten und des flachen Meeresgrundes werden in der Nordsee eine Menge eigenthümliche Erscheinungen herbeigeführt. Stärke Zeit und Richtung der Flut ist ungemein verschieden; die Wellenschwankung geht selbst in eine Fortbewegung der ganzen Wassermasse über.

Zwischen der Insel Helgoland und der Düne läuft der Flutstrom nach Wiebel — bei halber Flut und auf der Oberfläche — 6840 hamburger Fuß in der Stunde, also beinahe 2 Fuß in der Sekunde. Zwei Flutzeiten tragen eine Schaluppe bei völliger Windstille sicher nach Rughaven, wenn die Richtung durch Rudern gewahrt wird. Daß die Bewegung auch am Grunde des Meeres nicht unbedeutend ist, entnehmen die Fischer aus der Beschaffenheit der herausgezogenen Hummerkörbe und Angelleinen. In den ersteren finden sich mitunter Schmutz und Muschelschalensstücke; die letzteren sind zuweilen umwickelt oder voll Schlief.

Auf den weiten, fast gleich hohen Sandrecken der Küsten ist das brausende Vordringen der Flut ungeheurer rasch und für Wanderer, die sich verspäten oder im Nebel verirren, sehr gefährlich.

Selbst Reiter haben schon den Tod in den von allen Seiten anstürmenden Wogen gefunden.

Stürme und anhaltende Winde hemmen und fördern die Ebbe- und Flutbewegungen, je nachdem sie entgegen sind oder in gleicher Richtung wehen. Selbst wenn der Sturm noch entfernt ist, nehmen aufmerksame Beobachter zuweilen ungewöhnliche Erscheinungen wahr. Die Wellen kommen oft früher als der Sturm, wie schon Aristoteles wußte.

Die Nordsee hat, wie schon erwähnt, einen doppelten Flußstrom, nämlich durch den Kanal und von Norden her. Westliche und nördliche Stürme sind daher den Küsten an der helgolander Bucht besonders gefährlich. Auch bei Helgoland selbst bringen solche Stürme, wenn sie mit der Springzeit zusammenfallen, eine ungewöhnliche Wasserhöhe hervor. Dagegen treiben anhaltende östliche Winde das Wasser aus der Bucht hinweg; die Flut steigt dann kaum höher, als sonst die Ebbe steht, und bei Springzeiten liegen rings umher die Klippenriffe so weit entblößt, daß man eine ganz neue Inselwelt zu sehen wähnt. Der Unterschied zwischen höchstem und niedrigstem Wasserstande bei Helgoland mag gegen 30 Fuß betragen.

Die Richtung des Stromes bei der Insel ist im allgemeinen eine nordwest-südöstliche. Doch bringen die Klippenzüge und vor der Elbe die verschiedenen Sandbänke so erhebliche Abweichungen hervor, daß die genaue Kenntniß der einzelnen Stromwendungen einen Hauptgegenstand der Lotsenkunde ausmacht. Selbst zur Vorflut- und Nachflutzeit sind Richtungen und Stärke nicht selten verschieden. Das Kentern oder Umwenden des Stroms tritt nicht gleichmäßig ein. An einigen Stellen laufen Flut und Ebbe in geringer Nähe fast gleichzeitig. An der Südwestseite Helgolands ist noch eine halbe Stunde Niedrigwasser, wenn östlich am Wal schon die Flut rauscht. Und doch liegen beide Stellen nur eine viertel

Stunde von einander. Eine sonderbare Beobachtung wollen die Helgoländer hinsichtlich der Flutverzögerung gemacht haben: eine solche soll außerordentlich häufig am Freitage oder Sonnabend um mehr als eine Stunde über die regelmäßige Zeit Statt finden. Schon Vorfäter der jezigen Alten hatten diesen Glauben.

Gewöhnlich wird der Ab- und Andrang des Wassers bei Ebbe und Flut Strom genannt; doch ist die Flutbewegung überhaupt nicht sowohl eine fortströmende oder fließende, als vielmehr eine Schwankung der gesammten, an den Gestaden überwogenden Wassermasse. Eine andere Benennung ist Zeit, plattdeutsch Tied, helgoländisch Tidd. Auch die Engländer sagen tide, high tide, low tide, neap tide. Sie gebrauchen jedoch auch den Ausdruck stream, stream of flood, stream of ebb, unterscheiden aber solche Bewegungen meist genauer, als unsre gewöhnliche Sprache thut, von sonstigen Strömungen, welche sie currents nennen. Solche Strömungen rühren hauptsächlich von der Achsendrehung der Erde und von der Ausgleichung der kälteren und wärmeren Wassermassen her. Der bekannteste ist der Golfstrom, der den ganzen Atlantischen Ocean durchschreitet und mit seiner warmen Tropenflut einen bedeutenden Einfluß auf das europäische Klima ausübt.

Ueberhaupt ist die Einwirkung der See auf die Wärme- und Witterungsverhältnisse von großer Bedeutung. Küsten und Inseln sind wärmer, feuchter, nebliger als Festländer in entsprechender Lage. Das Meer fördert die Gleichmäßigkeit der Temperatur; im Sommer kühlt, im Winter wärmt es. Dasselbe Verhältniß ist zwischen Tag und Nacht. Daher die regelmäßigen See- und Landwinde Tags und Nachts an den Küsten. Dublin, das etwa 12 Meilen südlicher liegt als Helgoland, hat eine gleiche mittlere Sommerwärme mit Finnland und gleiche Winterwärme mit Konstantinopel. Edinburg hat mit Lübingen, das über hundert

Neilen südlicher liegt, eine gleiche mittlere Jahreswärme, nämlich 8,6 Cels. oder fast  $7^{\circ}$  R., während durchschnittlich seine Winter um drei Grad R. wärmer und seine Sommer über zwei Grad kühler sind. Helgoland steht nahezu in denselben Verhältnissen, obwohl Edinburg  $55^{\circ} 57'$  n. B., also  $1^{\circ} 47'$  nördlicher liegt; die Insel wird etwa mit Manchester und Gotha dieselbe Sommer-, mit Manchester Leiden und Oberitalien dieselbe Winter-Wärme-gleiche haben. An genauen Beobachtungen während einer längern Zeit fehlt es. Keiner der gebildeten Herren, welche seit langen Jahren auf der Insel wohnen, hat es der Mühe wert geachtet, sich damit die Zeit zu vertreiben. Seit einigen Jahren werden beim Leuchthurme amtliche Thermometer- und sonstige Witterungsbeobachtungen angestellt. Das Thermometer hängt nördlich am Fuße des Thurmes in freier Luft, etwa 180 Fuß über dem Meerespiegel. Die Beobachtungsstunden sind 3 und 9 Uhr Morgens, 3 Uhr Nachmittags und 9 Uhr Abends. Die Verzeichnung geschieht nach Fahrenheit. Aus fünfjährigen Beobachtungen, vom 1. Januar 1849 an, habe ich folgende Ergebnisse gezogen: mittlere Jahreswärme 6,45 Réaumur; Sommerwärme 12,03; Winterwärme, nämlich Januar Februar und December, 1,9. Der wärmste Monat ist der August = 12,78; Juli = 12,69; Juni hat 10,59; er ist kälter als der September, der im Mittel 11,1 Wärme hat. Der kälteste Monat ist der Januar = 1,17; Februar hat 1,69. Im Jahr 1850 war der Januar über zwei Grad, 1853 der Februar über anderthalb Grad unter Null. Am Morgen des 22. Januar 1850 stand das Thermometer am niedrigsten, nämlich — 8,88. Der December ist der wärmste Wintermonat = 2,84. Er ist bedeutend wärmer als der März, welcher im Mittel nur 1,76 hat. Ueberhaupt ist der Frühling sehr kalt und bildet zum Herbst einen merkwürdigen Gegensatz. Am 13. Mai 1738 erfroren fünf Menschen in einer Schaluppe.



Die drei Frühlingsmonde März April und Mai 1849 bis 1854 hatten eine mittlere Wärme von 4,06, die Herbstmonde dagegen eine solche von 7,84. Während Helgoland also mildere Winter hat als Mannheim und Genf und wärmere Herbst als das 45 Meilen südlicher liegende Gotha und Freiberg, sind seine Frühlinge fast so kalt wie die Lenze von Jekuzl und Christiania, von denen jenes eine Herbsttemperatur von anderthalb Grad unter dem Gefrierpunkte hat und gegen 130 Meilen nördlicher liegt.

Bei der Kleinheit des Felsens tritt die Einwirkung der Meerestemperatur natürlich sehr schnell ein. Kurze Zeit nach dem schärfsten und kältesten Winternordost fließt mit der Ruhe und Stille schon ein milder weicher Hauch über die Insel; aber auch eben so schnell setzt ein neuer Windstoß alle Wärme hinweg. Die Frühlinge kommen sehr langsam und zögernd heran. Im Herbst aber dauert die milde Witterung, wenn auch von Winden unterbrochen, bis weit in den Winter hinein. Ich habe mitten im September, ja Anfangs Oktober Centifolken gesehen, und im Februar 1852 trug ein Monatsrosenstock im Freien noch über ein Duzend der schönsten Blüten. Dagegen werden Weintrauben selten völlig reif. Im Herbst ist daher auch eine bessere Badezeit als im Mai und Juni. Im Oktober 1851 behielt das Wasser eine Wärme von 11 bis 8 Grad R.; 1853 habe ich am 23. November noch ohne Unannehmlichkeit am Strande gebadet; das Wasser hielt etwa 5 Grad. Dann aber störten kalte Winde die Fortsetzung. Bis Ende September dauert die allgemeine Badezeit. Die gleichmäßigste Wasserwärme findet sich im August und Anfangs September. Vom 1. August bis 20. September 1851 betrug die Wärme am Badestrande nicht unter 13 und nicht über 15 Grad, gewöhnlich etwa 14 Grad R. Im Juli desselben Jahres war die geringste Wärme  $11\frac{1}{2}$ , die höchste 15, die mittlere über 13; im September die geringste 12, die höchste 14, die

mittlere etwa 13. In dem ungewöhnlich heißen Juli 1852 soll am 17. die Wasserwärme auf 17 Grad gestiegen sein, die mittlere blieb unter 15; im Strome kam die Wasserwärme kaum an 14 Grad; gewöhnlich war sie 13. Die Wärme der Luft war am 17. Juli am Badestrande 19° R., beim Leuchtturme 76,5 F. oder 19,6 R., auf dem Unterlande über 21 R. Es ist dies die stärkste beobachtete Wärme im Schatten. Im August blieb der Stand des Thermometers am Badestrande fast regelmäßig 14, die Luft daselbst war 15 — 16 Grad. Im September hielt sich die Wasserwärme bis gegen die Mitte auf 14 Grad, dann wechselte sie zwischen 12 und 13. In der zweiten Hälfte des Juni dagegen hatte sie nur 11½ Grad durchschnittlich betragen.

Auf der kahlen schattenlosen Inseloberfläche ist bei gänzlicher Windstille der Sonnenbrand zuweilen furchtbar; doch dauert dies selten über einige Stunden.

Die stillsten Monate sind April und Mai, die stürmischsten Januar und Februar; sie halten im Durchschnitt die Mitte zwischen Windstille und dem höchsten Sturmgrade. Die vorherrschenden Winde sind die westlichen. In den Jahren 1850 bis 1854 wehten durchschnittlich 184 Tage des Jahres Westwinde und Winde bis Süden und Norden. Im April Mai und September herrscht der Ostwind vor. Im Sommer ist der August am stürmischsten; namentlich ist gegen den 20. meist sehr unruhiges Wetter.

Die Witterungslisten der Leuchtturmswärter müssen von Zeit zu Zeit nach London eingesandt werden. Auch für andere Orte des weiten britischen Reiches sind solche Anordnungen getroffen. Alle Konsuln und Kolonialbehörden haben die Weisung erhalten, den Winden und Stürmen und allen damit in Verbindung stehenden Erscheinungen die fleißigste Aufmerksamkeit zu widmen und durch Hafenmeister und andere Beamten fortlaufende

Barometer- und Thermometerbeobachtungen anstellen zu lassen. Die Stärke des Windes oder, wie die Schiffer sagen, der Kühle, wird nach einer zwölftheiligen Stufenfolge bestimmt, aber freilich nur geschätzt; der Nullpunkt ist Windstille, dann kommen verschiedene Hauche und Brisen und Kühlen und Stürme, bis zum Orkan oder Nr. 12: calm, light air, light breeze, gentle breeze, moderate breeze, fresh breeze, strong breeze, moderate gale, strong gale, whole gale, storm, hurricane. Die Schiffersprache macht fast eben so viele Unterscheidungen; denn sie hat nach der Stille und dem leichten Luftzuge eine flauwe Kühle, frische Kühle, steife Kühle, schwere Kühle, Sturm, starken Sturm, fliegenden Sturm und Orkan. Bei der flauen Kühle beträgt der Luftzug etwa 3 Fuß, beim Sturm gegen 50, beim Orkan über 100 Fuß in der Sekunde. Die erwähnten Anordnungen stehen mit den Bemühungen einiger Männer, die Gesetze der Stürme und veränderlichen Winde aufzufinden und für die Schifffahrt nutzbar zu machen, in Verbindung. Auch der Wind, auch der Sturm, auch das beweglichste Element, soll nicht mehr in regelloser Willkür umherziehen und sausen; man will wissen, von wannen er kommt und wohin er fährt, und auch die Grundgesetze, nach denen er verfährt. Bekannt sind die Forschungen und Erfolge unsers großen deutschen Windmeisters Dove in Berlin. Das von ihm entwickelte Drehungsgesetz der Winde erklärt Erscheinungen, welche schon den Vorvätern der Helgoländer nicht entgangen sind. In England und Amerika hat man den Stürmen weiter nachgeforscht. Durch Vergleichung und Zusammenstellung einer großen Anzahl von Schiffstagebüchern hat man die bemerkenswertesten Ergebnisse erlangt. Es ist möglich geworden, die Bahnen mehrerer Stürme zu verfolgen und festzustellen; es hat sich gezeigt, daß auch die wildesten Tropenorkane ihre gewissen Küstelllinien ziehen und daß ein aufmerksamer Beobachter mittels des Barometers die Mittel-

punkte und Richtungen der Sturmkreise erkennen kann und so oft in den Stand gesetzt wird, die gefährlichsten Stellen zu melden. Wie wichtig das für die Schifffahrt ist, leuchtet ein. Nicht bloß der Wissenschaft, sondern auch dem greifbarsten Nutzen sind demnach die ausgebreiteten Windbeobachtungen in den englischen Gebieten gewidmet. Geht doch allein von der britischen Handelsflotte, etwa 35,000 Schiffen, in jeder Flutzeit ein Fahrzeug verloren; und kamen doch von den bei Lloyd's in London bekannt gewordenen Schiffsunfällen der Jahre 1847 bis Ende 1850 durchschnittlich neun auf den Tag.

Eine merkwürdige, aber leicht erklärliche Erscheinung ist das Bäumen oder Sichtodtwehen des Windes an dem schroffen Insel-felsen. Der an die senkrechte Wand anschlagende Windstrom nimmt eine aufsteigende Richtung und biegt erst in einiger Höhe um, wodurch am obern Klippenrande eine ruhige Stelle entsteht, die vor Regen und Sturm einigen Schirm gewährt. Die Erscheinung ist mehrfach geschildert worden, aber meist zu drastisch. Die Vögel und selbst die stärksten Möven sollen von dem Windstrome hoch emporgerissen werden; die Schafe sollen schutzbegehrlich sich losreißen, nach dem Rande flüchten und in der Eile wohl von der Klippe stürzen; die auf dem Felde arbeitenden Einwohner liefen bei Hagelschlag und starken Regengüssen an die Felsenkante und fänden dort wie unter einem Dache Schutz vor Regen Hagel und Wind. Von alle dem habe ich weder etwas gesehen noch gehört. Die Schafe, welche am Rande angepflöckt sind, legen sich allerdings an die Kante, auch nimmt wohl Jemand, der eben in der Nähe ist, des Schutzes wahr; allein das ist so ziemlich alles.

Nach alten sagenhaften Nachrichten ließ sich vordem am Strande, wenn ein gefährliches Ungewitter oder dergleichen bevorstand, „ein erbärmliches Heulen und jämmerliches Schreien aus der Erde hören, gleich als wenn ein Mensch in die größte Not

verseht wäre.“ Es mag das in den zerklüfteten Felsen der West-  
fante seinen Grund gehabt haben.

Die Gewalt und das Toben des Sturmes und der Brandung ist oft ungeheuer. Die Schilderungen gehen indessen auch hier über die Wahrheit hinaus oder sind völlig widersinnig. Die Meisten haben nicht beobachtet, sondern nur etner den andern in der Einbildung überboten. Namentlich was die Wellen betrifft. Von furchtbaren und ungeheueren Wellen geht es zu den Wellenbergen; dann fliegt der Wellenschäum nebst Steinen und Tangstüchchen bis auf die Galerie des Leuchthurms; dann werden die Wellen selbst bis an den Leuchthurm geschleudert; endlich läßt eine wissenschaftliche Schrift über die norddeutschen Gebirgsverhältnisse die Wellen „an der zweihundert Fuß hohen Wand schäumend hinauflaufen und nicht nur Tang, sondern auch Kiesel- und andere Gerölle bis auf die Galerie des Leuchthurms schleudern, ja unter den zahlreichen dergartigen Auswürflingen des Meeres, welche sich oben auf dem Plateau der Insel finden, auch einen großen nordischen Granitblock von mehreren Fuß im Durchmesser liegen.“ Es fehlt also nur noch, daß Jemand die Wogen über der ganzen Insel zusammenschlagen und Kollsteine auf die Dächer fallen läßt.

In Wahrheit ist davon wenig gegründet, doch bleibt immerhin noch genug. Wellen, wie das Weltmeer sie rollen soll, von dreißig vierzig Fuß Höhe, gibt es hier nicht. Die Nordsee mag dazu zu flach und geschlossen sein, da sie dießseits der Doggerbank, die von Schottland nach Jütland sich zieht, nur etwa 300, an vielen Stellen nur 100 und weniger Fuß Wasser hat. Die Wellen sind niedriger und kürzer, gelten aber für gefährlicher, als die Wellen im Atlantischen Meere; auch die Färbung soll eine andere sein. Besonders verderblich wird der Wogensturm, wenn über flacherem Grunde die Wellen stoßen, sich gleichsam thürmend in

einander schieben, überschlagen und sogenannte Grund- und Sturzseen bilden. Am Fuße Helgolands ist der Wogendrang meist von geringer Stärke, da die Kraft auf den ringsliegenden Klippfeldern gebrochen wird. Nur an wenigen Stellen, wo die Wellen in vollerer Wucht an schlagen können, zeigen sie eine große Gewalt. Schwere Anker und Steine werden fortgestoßen; die aufspritzende Flut steigt hoch empor. Aber nur im Anprall zeigt sich die außerordentliche Wirkung; weiter hinaus liegen selbst kleinere Steine ziemlich unbeweglich, wie man das schon an kopfgroßen, mit kleinem Tang bewachsenen Stücken beobachten kann. In der Nähe des Leuchtturms werden die Wellen mehrfach gebrochen, ehe sie am Fuße des Felsens ankommen; auch der Spritzschäum steigt nicht so hoch wie an anderen Stellen. Ich habe niemals an irgend einer Stelle des Oberlandes irgend eine Spur von aufgeworfenem Gerölle gefunden, auch nach den stärksten Stürmen nicht. Dagegen reißt der Sturm vom obern Inselrande oft lockere Stücke los und schleudert diese weit umher.

Die großen Granitblöcke auf der Oberfläche der Insel sind entweder durch Menschenhand oder zu einer Zeit, wo das Eiland noch tiefer unter Wasser lag, hinaufgelommen. Ähnliche Blöcke finden sich bekanntlich zu Hunderttausenden in einer großen Bogenlinie von Frankreich bis Rußland und in ähnlicher Weise am Jura. Ueber den Ursprung und die bewegende Kraft ist der Streit noch nicht völlig entschieden. An eine Abstammung und Ausstreuung aus dem Monde denkt wohl Niemand mehr; auch die Annahme eines Auswurfs aus dem Erdinnern zc. scheint fast abgethan zu sein. Aber zwei der berühmtesten Geologen, Leopold von Buch und Eli de Beaumont, haben die Ansicht festgehalten, daß die Fortschaffung und Erhebung durch ungeheure Flut- und Schlammströme in Folge von Gebirgsdurchbrüchen geschehen sei.

Anderer — und das spricht wohl am meisten an — finden die Bewegungsmittel in allmählich fortrückenden Gletschern und in abgebrochenen vom Meere fortgetragenen Eismassen. Nach Helgoland kommen zwar längst keine nordischen Eismassen mehr; nur das Treibeis der Flüsse findet sich zuweilen ein. Aber vor langen Jahrtausenden, ehe der Kanal zwischen England und Frankreich bestand und das Klima milderte, und in noch früherer Zeit wird das anders gewesen sein. — Dr. Volger hat unter Bezugnahme auf Helgoland die Meinung ausgesprochen: die Verbreitung der Geschiebe im norddeutschen Tieflande passe vollkommen zu der Annahme, daß jenes Land von einem „flachen Meere bedeckt war, auf dessen Grunde die Blöcke von starkbewegten Wellen gerollt wurden, wie dies noch jetzt in der Nordsee der Fall“ sei. Allein das ist widersinnig in sich selbst. Ein flaches Meer bildet keine starken Wellen und schwache Wellen können solche Blöcke nicht bewegen; und bei größerer Tiefe liegen selbst kleine Steine still am Grunde. Zur Bewegung im Flachen gehört Strom, nicht bloß Wellen. Etwas Anderes ist es mit dem Abrollen kleiner Stücke in der Brandung.

Eine reizende Erscheinung gewährt die Flutbrandung, wenn an stillen Abenden das Meer leuchtet. Ein zuflgender flackernder Lichtsaum zieht sich dann um den ganzen Strand. Es gehört aber, wie es scheint, ein eigenes Witterungsverhältniß dazu, um das prächtige Schauspiel hervorzurufen; oft gehen Monate, ja ganze Sommer hin, ohne daß es sich in voller Schönheit zeigt. Abende voll sanfter Stille und weichen Wolkendustes, namentlich gegen den Herbst, scheinen den Lichtquell am reichsten zu öffnen. Geschützte Buchten sind dem Ergusse am förderlichsten.

Die Helgoländer nennen das Seeleuchten Weterbarnen, Wasserbrennen, und freuen sich, sofern sie Bootsführer sind, auf sein Erscheinen, weil es dann Gelegenheit zum Hinausrudern gibt.

Man findet vielfach die Meinung verbreitet, daß der Grund des Meerleuchtens in einem chemisch-phosphorischen oder in einem elektrischen Vorgange liege. Selbst mit dem St. Elmsfeuer oder Helenenfeuer, welches die Schiffer zuweilen an den Mastspitzen wahrnehmen, ist es zusammengestellt worden. Früher hat man den Grund des Leuchtens sogar in der Einfaugung und Wiederausströmung des Sonnenlichts von Seiten des Meerwassers finden wollen. Allein weder Reibung noch Spannung, noch Fäulniß todter Stoffe *z.*, sondern eine lebendige, zahllose, dem bloßen Auge zum Theil unerkennbare Thierwelt, ist nach neueren Forschungen der eigentliche Quell dieser merkwürdigen Lichterscheinung. Sollte auch die Entwicklung des Lichtscheins in einem Zeretzungs- und Ausscheidungsvorgange bestehen, wie man angenommen hat, so liegt ihm doch eine Lebensregung und nicht bloß ein todttes Zerfallen zum Grunde. Der Schimmer gleicht übrigens häufig dem Scheine, welcher sich an den Schuppen todter Seefische zeigt. Doch entwickelt sich dieser auch im ruhigen Zustande, ohne äußern Reiz, während zum Meerleuchten eine Aufregung durch Schlagen Reiben oder dergleichen erforderlich ist. Der Zusatz von süßem Wasser verstärkt das Leuchten. Füllt man an Leuchtabenden ein Gefäß mit Seewasser, so dauert das Glühen bei leisem Schütteln lange fort; beim Ausgießen bildet sich ein schöner Strahl mattweißlicher Helle. Allmählich aber wird das Leuchten schwächer, die Zusammenballungen werden geringer; nach mehreren Tagen oder Wochen hört aller Schein auf. Bei unruhiger See und kurz nach Stürmen pflegt sich kein Leuchten zu zeigen. Auch bei kaltem Wetter nicht. Doch leuchtete es am 13. November 1854 stark, obwohl Nachts darauf bedeutender Frost war. Im Zimmer sah ich in den Monaten Februar März April und Mai 1854 Seewasser, das nahe am Strande geschöpft war, fast täglich leuchten, nicht aber im Juni und Juli.



Es ist bemerkenswert, daß die Alten des Seeleuchtens nicht erwähnen. Ich erinnere mich keiner Stelle, welche von einer Erscheinung, wie sie sich in der Nordsee zeigt, verstanden werden könnte. Andere sagen mir dasselbe. Und doch ist das Schauspiel ein so herrliches, daß es bei Jedem einen unauslöschlichen Eindruck zurücklassen muß. Auch bei neueren Dichtern scheinen nur spärliche Andeutungen sich zu finden. Selbst Camoens in den *Lusiaden* erwähnt es nicht. Byron indes gedenkt im *Corfsair* I, xvii, der leuchtenden Flut beim Ruderschlage.

Das Elmsfeuer dagegen wird schon in den ältesten Zeiten erwähnt. Es zeigte sich in den beiden Sternenslämmchen über den Häuptern der Dioskuren, als die Kolchisfahrer um Errettung aus einem schweren Unwetter fochten. Der Sturm legte sich und das Feuer in Doppelstämmchen blieb als „Kastor und Pollux“ ein glückverkündendes Zeichen. Ein Stern hingegen bedeutete Unheil.

Es gibt viele Arten von Seethieren, welche leuchten; namentlich auch Fische. Aber ohne besondern Anreiz, wie die Johanniskäfer, scheinen wenige oder keine zu leuchten. Schon Plinius kennt einige Leuchtthiere des Meeres, vorzugsweise die Leuchtmuschel, *dactylus* oder Fingermuschel. Sie gehört zu den Bohrmuscheln, die sich in weiches, ja selbst hartes Gestein zu drängen wissen, die innere Höhlung, wie sie wachsen, erweitern und so eine Behausung gewinnen, die sie niemals verlassen, noch verlassen können. Da sitzt dann das Thier in tiefer Einsamkeit und Verborgenheit, von der Flut umrauscht und genährt, und bohrt und bohrt, eine Fülle von Leuchtstoff entwickelnd. Seine Sicherheit ist groß, aber was gewährt Sicherheit vor der menschlichen Forscherlust und — Genußbegierde? Die Fingermuschel wird in Italien als *Beckerbissen* gesucht und den Austern gleichgestellt. Da leuchtet sie dann in den Händen und Mäulern der Zukulle und in niedertröpfelnder Helle am Boden und auf den

Gewändern, wie Plinius ihre „Mirakel“ schildert: *lucere in ore mandentium, lucere in manibus, atque etiam in solo ac veste decidentibus guttis.*

Ein Hauptleuchtthier des Mittelmeers ist eine Quallenart, *Medusa noctiluca*, die selbst mehrere Klafter tief unter dem Wasser schimmern und beim Auspressen sehr hell leuchten soll. Außerdem kennt man leuchtende Nereiden, krebsartige Thiere 2c.

In der Nordsee wird besonders *Noctiluca miliaris* genannt, mit bloßem Auge schon bemerkbar. Ihr allein schreibt man z. B. das Meerleuchten bei Ostende zu. In der Ostsee, namentlich bei Kiel, sind die leuchtende Stachelmonade, das spindelförmige Kranzthierchen, das Michaelis-Kranzthierchen, das dreihörnige Kranzthierchen und mehrere andere Infusorien als Leuchtthiere erkannt worden. Die meisten sind nur durch Vergrößerung sichtbar. Bei Helgoland finden sich große leuchtende Quallen nicht; dagegen gibt es kleinere Leuchtthiere genug, und zwar mehrere Arten und Gattungen. Ich habe niemals Wasser leuchten sehen, ohne daß sich bei hinreichender Vergrößerung Thierchen darin zeigten; aber oft waren dieselben Thierchen zu Tausenden da und man sah doch Tage, ja Wochen lang keinen Schimmer.

Am hellsten sah ich ein nereidenähnliches Thier leuchten, welches Ende September 1854 häufig am Seetang sich fand, ohne daß gleichzeitig das Meer leuchtete. Die Lichtentwicklung dauerte oft mehrere Minuten lang und zwar so stark, daß dicht beim Kerzenschein bläulich-grünliche Strahlen deutlich zu erkennen waren. Das Thier war etwas über eine Linie lang und etwa  $\frac{1}{10}$  so breit, hatte an beiden Seiten fühlertartige leicht bewegliche Zäpfchen und dazwischen zweiundzwanzig Fußpaare oder vielmehr Auswüchse, von denen jeder mit etwa einem Duzend feinen, pfeilartigen, aus- und einziehbaren Fäden versehen war. Vielleicht

strahlen diese das Licht aus. Wenigstens habe ich wiederholt und ganz deutlich bemerkt, daß das Leuchten zu beiden Seiten büschelförmig sich zeigte.

Die Pracht des Meerleuchtens unter den südlichen Himmelsstrichen und die meilenweite Ausdehnung der Erscheinung wird als staunenerregend geschildert. Bei Helgoland habe ich das schönste und reichste Leuchten am 24. September 1851 gesehen. Niemand erinnerte sich etwas Aehnliches erlebt zu haben. Ich meine, unter den Tropen kann die Flut nicht prächtiger schimmern und glühen. Die Nacht war dunkel und weich; bei jedem Anschlagen der Flutwellen schoß ein aufflackerndes Wetterleuchten das Gestade entlang. Jeder Tropfen war hell; die Fußstapfen im nassen Sande bildeten glimmende Spuren; weite Glutflächen und tausend lichte Kreise und Strahlen zuckten auf dem Wasser, wenn eine Handvoll geworfenen Kiefes die Flut berührte.

Spät Nachts war ich nochmals draußen, drüben — — Welch ein Anblick! Ein paar Badende in der leuchtenden Flut — scherzend, plätschernd, sich mit sprühenden Strahlen und Funken überschüttend. Wie feurige Perlen rollten die leuchtenden Tropfen über die schimmernden Gestalten, durch das dunkle wogende Haar . . .

Es mag schöne Seligkeiten und selige Schönheiten geben! Aber werden sie nicht immer wie ein Traum sein? traumgleich aufblitzen, traumgleich zerrinnen, wie ein Funke des Himmels, wie eine Welle, wie ein Hauch der Nacht?

## Kriegshafen. Deutsche Flotte. Gesetzt bei der Däne.

Zu den vielen wunderlichen Einfällen und Ausgeburten des Jahres 1848 gehört auch der Gedanke, Helgoland zum Haupthafen für die deutsche Flotte zu machen. In Flugschriften und Zeitungen wurde der Gegenstand alles Ernstes behandelt. Namentlich hat die „Deutsche Marinezeitung“, der freilich ein noch kürzeres Leben als der deutschen Flotte beschieden war, der Sache ihre Spalten gewidmet. Deutschland, hieß es, habe keinen einzigen ganz tüchtigen Platz für Linienschiffe; Helgoland müsse daher wieder erworben werden, und zwar nicht auf hinterlistige Weise, sondern auf offenem ehrenhaftem Wege, durch Gewinnung des englischen Parlaments und der Nation, die geraden Sinnes, großartig und großmütig zu Erfass bereit sei. Dann müsse die Insel „umdämmt“ und so der Fels erhalten werden, damit man um jeden Preis, und koste es auch viele Millionen, einen Hafen für Dreidecker gewinne; die weit in See gehenden Riffe böten dazu Steine genug. Ein „geborener Inselriebe“ wurde als geeigneter Unterhändler bezeichnet.

Ich weiß nicht, wie weit der Einfall in England bekannt geworden ist. Den Freiheits- und Friedensideen der Herren Cobden und Genossen möchte der Plan so ganz uneben nicht er-

scheinen; im übrigen aber würde von der gemüthlichen Ersagbereitschaft schwerlich viel anzutreffen sein. Ein britischer Besucher der Insel schloß wenigstens 1848 seinen Bericht damit, daß es gut für England und vielleicht auch für Europa sei, dieselbe zu behalten — *that we continue to hold a point, where our fleet may assemble.* Der Mann hat sonst große Unkenntniß in Betreff des Eilandes an den Tag gelegt; allein hinsichtlich ihres Wertes für England mag er doch wohl richtiger gesehen haben, als der friesische Schwärmer. Ich glaube, England würde eher seine amerikanischen oder australischen Kolonien selbständig werden lassen, als Helgoland weggeben. Auch Turner in seiner Geschichte der Angelsachsen sagt: *its importance can no longer be undervalued.*

Daß die Anlegung eines sturmsichern Kriegshafens bei Helgoland möglich ist, kann wohl nicht bezweifelt werden. Was wäre der heutigen Wasserbaukunst unmöglich? Aber die Kosten würden so ungeheuer sein, daß der Wert und Nutzen der Anlage für Deutschland in gar keinem Verhältnisse zu der Aufwendung stände. Die Insel ist sicher von großer Bedeutsamkeit; allein sie ist dies mehr, weil sie sich in Kriegszeiten in fremden Händen befindet, als wegen ihrer Wichtigkeit und Tüchtigkeit zum Hauptwaffenplaz in eigener Hand. Für England kann sie ein höchst erheblicher Außenposten sein, sie kann, wie vordem, einen wohlgelegenen Werbe- und Schmuggelplaz abgeben; für Deutschland läßt sich nimmermehr ein Hauptkriegshafen daraus machen. Der Grund liegt in ihrer Kleinheit und in der abgetrennten Lage. Es genügt nicht Sicherheit vor Stürmen, es ist auch Sicherheit vor Angriffen unerläßlich. Wie lange würde aber Helgoland einer Beschießung, einer Blockade widerstehen können? Im sechszehnten Jahrhundert meinte zwar Georg Brueel, das Oberland sei unnehmbar: *nulla unquam humana vi expugnari potest.* Aber die Insel hat später niemals Heldenthaten verrichtet und würde auch

künftig keine verrichten, schon des Hungers wegen nicht. Sie ist drei Mal, 1684, 1714 und 1807 ohne alle Anstrengung eingenommen worden. Und wollte man auch da für sorgen, wollte man namentlich eine Anzahl Batterien ins Meer bauen; dann würden die Kosten gar ins Unermessliche wachsen. Wie viele Millionen würde allein die Herbeischaffung des Baustoffs erfordern? Nach der Marinezeitung sollten die Klippenriffe das Material liefern. Es zeugt das aber von gänzlicher Unkunde über die obwaltenden Verhältnisse. Sämmtliche Riffe bestehen aus so mürbem Gestein, zum Theil aus so weichen Thon- und Kreidemassen, daß man keinen Stall davon auführen könnte, geschweige denn Hafensollwerke und Festungsbauten. Und dann bilden auch die vorhandenen Riffe so sehr die allerwesentlichsten Schutzwehren für Hafen und Insel, daß es ganz widersinnig wäre, die natürlichen Bollwerke wegbrechen zu wollen, um künstliche aufzuführen. Da nun auch die nächsten Küsten kein genügendes Steinmaterial liefern können, an einigen sogar die Ausführung der Feldsteine verboten ist, so bliebe nichts übrig, als künstliche Massen zu verwenden und im übrigen aus dem Innern von Deutschland oder aus Schottland oder Norwegen Steine herbeizuschaffen. Welche Summen das erfordern würde, ist leicht zu ermessen. Selbst die Anlegung eines sichern Hafens für große Handelsschiffe oder auch nur für Brigs und dergleichen Fahrzeuge dürfte schon ungemaine Schwierigkeiten bieten. Wenigstens ist bis jetzt der große großbritannische Geldsack davor zurückgebebt, obwohl die Nützlichkeit eines solchen Hafens für den Seeverkehr auf der Hand liegt und die Helgoländer die Not ihrer kleinen Einmaster und Schaluppen schon wiederholt vorgestellt haben.

Als Napoleon um 1811 mit dem Plane umging, an der deutschen Nordseeküste einen Kriegshafen anzulegen, sagte man auch in England die Verbesserung des helgoländer Hafens ins

Auge. Ein ausgearbeiteter Plan ging, wie es heißt, auf den frühern Hafen- und Klippenzustand zurück. Die ehemalige Westklippe sollte ersetzt, der breite ungeschützte Eingang des Nordhafens verengt werden; viel weiter versstieg man sich nicht. Allein es blieb bei den Plänen. Napoleon fiel und England stand sicher auch ohne helgolander Hafen- und Festungswerke. Es war in letzter Zeit nur ein einziges rostiges Geschütz auf der Insel, aber es hat vollkommen zur Aufrechthaltung der Neutralität im deutsch-dänischen Kriege genügt.

Hätten wir nur erst ein einiges Deutschland, ein entschlossenes Preußen! dann würden sich Häfen und Dreiecker schon finden. Auch zur Wiedererwerbung Helgolands fände sich vielleicht Gelegenheit, wenn Deutschland sie wahrzunehmen und seine Kräfte zu verwerten wüßte. England hat nur vor praktischen Leuten und Staaten Respekt.

Einstweilen ist die Achtung vor der „deutschen Flagge“ keine sonderliche gewesen; weder bei Lord Feuerbrand, noch bei den Helgoländern. Der 4. Juni 1849 war kein 5. April, Helgoland kein Cernförde. Das erste Gefecht der seligen Flotte kann in Wahrheit ein „glorreiches“, wie in öffentlichen Blättern geschehen ist, nicht genannt werden, wenn man auch mit Freuden an den belobten Mut, an die „Kaltblütigkeit Kampflust und Todesverachtung der Mannschaft“ glauben darf. Es fochten drei Dampfer mit schweren Geschützen gegen eine einzige Segelkorvette von zwanzig Kanonen, wovon die schwersten nur Achtzehnpfünder waren; und die Korvette behielt das letzte Wort. Man hat im Binnenlande keine richtige Vorstellung von dem Vorgange erhalten; selbst ein Zeitungsbericht von Helgoland war mit dem Bestreben geschrieben, den ersten Kriegsschiffen, die unter den langesehnten, „mit stolzen Herzensschlägen über den Wogen erblickten schwarzrotgoldnen Farben“ abgefeuert wurden,

den besten Klang abzugewinnen. Ich will erzählen, was Hunderte von Insulanern mit angesehen haben und was noch lange in aller Munde lebte, in aller Ohren nachdröhnte. Indessen lassen wir nicht außer Acht, daß aller Anfang schwer ist; und hoffen wir, daß noch glorreichere Tage kommen werden.

Am 4. Juni Nachmittags kamen drei deutsche Dampfer, Barbarossa an der Spitze, aus der Weser auf Helgoland zu. Drei dänische Blotadefregatten, die Koda Thetis und Belona, lagen zwei bis drei deutsche Meilen westlich von der Insel; die Korvette Valkyren kreuzte südöstlich von der Düne; das dänische Dampfschiff Geysler kam von der Elbe her und steuerte den Fregatten zu. Auf dieses Schiff, das bei Rughaven gewesen war, hatten es die Dampfer wohl eigentlich abgesehen. Es war aber zu früh davon gegangen und kam vor den Bundesschiffen her in die Nähe Helgolands. Diese gewahrten nun die Korvette und eilten mit aller Macht darauf zu. Das Wetter war beständig, der Wind östlich und so schwach, daß die Valkyren „eben steuern konnte.“ Die drei Fregatten waren daher völlig außer Stande, der Korvette zu Hülfe zu kommen; das Dampfschiff war ebenfalls weit von ihr entfernt. So gingen die deutschen Schiffe auf die Valkyren zu, die bestrebt war, zwischen dem Feinde und der Südspitze der Düne durchzusegeln und sich mit den Fregatten zu vereinigen.

Als die Kunde erscholl, „der Bund komme heraus“, geriet die ganze Insel in Bewegung. Alles eilte auf die Oberfläche des Felsens, wo man dem Kampfe wie von einer gefahrlosen Schaubühne zusehen konnte. Ohei do arme Korwett! hieß es. Der Kampf schien allzu ungleich. Man bedauerte die Dänen, denen die meisten ohnehin weit mehr zugethan waren, als den Deutschen. Niemand zweifelte, daß das Schiff verloren sei. Und als gar der Barbarossa zu schießen anfing, da „war es nicht anders, als wenn die Korvette vom bloßen Knall hätte bersten sollen;“ die



Fenster in den entferntesten Häusern zitterten, die Schüsseln auf den Brettern rasselten.

Auch von den Dänen hielten gewiß viele das Schiff für verloren. „Die Korvette ist hin,“ soll einer der Fregattenbefehlshaber zu seinem Lotsen gesagt haben! Dasselbe Urtheil wurde anderweit laut.

Als die Korvette mit der Düne und den deutschen Schiffen ungefähr in gleicher Richtung war, eröffnete sie das Feuer; aber von einer vollen Breitseite erreichte keine Kugel die Nähe der Dampfer. Auch diese schossen meist zu kurz. Nur eins der kleinen Schiffe schleuderte einige bedrohliche Kugeln; eine dicht ins Kielwasser, eine zweite über die große Raa hin, eine dritte über das Vordertheil weg. Auf Helgoland glaubte man das Einschlagen einer Kugel deutlich zu vernehmen; aber es mag wohl nicht so gewesen sein, wenigstens stellt es der Lotse in Abrede. Im ganzen that die Valkyren 71 Schüsse, die Dampfer zusammen sollen einige und fünfzig Mal gefeuert haben.

Inzwischen war die Korvette von der Südspitze der Düne an der Hauptinsel hergetroffen. Die Deutschen hatten ihr dort den Weg nicht verlegt, was nach dem Urtheil der Lotsen leicht gewesen wäre.

Der dänische Dampfer Geysler hatte seine Richtung nach den Fregatten fortgesetzt, ohne sich um das Gefecht zu bekümmern. Erst als er dort ankam, erhielt er von dem Oberbefehlshaber die Befehle, der Korvette zu Hülfe zu eilen. Allein er war noch weit entfernt, als die Deutschen das Gefecht abbrachen. Er warf nur eine einzige Bombe in die Luft.

Ein alter Seeheld auf der Insel hat gemeint: er würde nicht ohne die Korvette gegangen sein. Ein Lotse glaubt, der dänische Kapitän würde sich schlimmsten Falles mit seinen 150 Mann in die Luft gesprengt haben. Die meisten aber bleiben steif und fest

dabei: es sei alles nur Spiegelfechtereien gewesen; keine Einwendung hilft; das habe ja jedes Kind sehen können, daß die sich einander nichts Rechts hätten zu Beide thun wollen. Manche haben auch die Vorgänge in Schleswig-Holstein und Jütland im Auge und denken an die dunklen Tage nach der Schlacht bei Belle und an die dunklere Nacht vom 5. auf den 6. Juni vor Fredericia.

Daß die Dampfer der Korvette mehr als gewachsen waren, scheint auch daraus hervorzugehen, daß die Rota von 46 Kanonen, mit welcher der Oberbefehlshaber vor der Weser war, als jene herauskamen, ihnen nicht Stand hielt, sondern sich mit der Thetis vereinigte.

Vielleicht haben Rücksichten gegen das neutrale Gebiet oder sonstige Bedenken und Hindernisse obgewaltet. Die Korvette befand sich nahe bei Helgoland, dessen zugehöriges Seegebiet zu drei englischen Seemeilen angenommen wird. Allein sie hatte den Kampf begonnen; sie konnte und durfte daher auf neutralem Gebiet keinen Schutz suchen und erwarten.

Der alte Governor und der rostige Böller schwiegen übrigens zu dem Vorgange nicht. Der eine that seinen Mund, der andere sein Mäulchen auf, um an die englische Flagge, die freilich im schläfrigen Winde sich nicht recht entfaltete, zu mahnen. Es dauerte lange, ehe das stetige Geschütz losgehen wollte. Mancher würde es überhaupt nicht abgebrannt haben, aus Furcht, es könne hinterlistiger Weise auch rückwärts oder seitwärts Etwas von sich geben; aber Engländer haben keine Bedenken, wenn sich's um die Ehre und Achtung der britischen Flagge handelt. Da gehörige Feuerwerker fehlten, griffen Andere zu; da man keine Geschosse hatte, lud man Nasenstücke hinein. Selbst ein Widersacher des Governors warf den Rock ab und entfaltete den lebhaftesten Eifer, denn Briten werden einig, sobald Englands Kanonen zu handhaben sind. So wirtschaftete man eine Zeit lang fort.

Endlich entstand eine Art Knall. Er nahm sich freilich gegen den Donner des Barbarossa ungefähr aus, wie das Gringen eines Jaunigels gegen das Gebrüll eines Löwen; aber es ist doch möglich, daß „der Bund“ das Gemurmel gemerkt hat.

Den Dänen aber hat ihr Schießen bei den Engländern keinen Eintrag gethan. Es scheint überhaupt mit der Neutralität sehr zweideutig ausgesehen zu haben. Die Blockadeschiffe hatten nicht nur helgolander Lotsen an Bord und eine Kohleniederlage auf der Insel, sondern sie benutzten auch mehrfach den Hügel des Feuerthurms zum Signalgeben, was denn doch wohl weiter geht, als selbst ein weltfichtiges Neutralitätsgewissen guthießen kann.

Auch für die Helgoländer würde es anständiger gewesen sein, wenn sie keine Lotsen gegeben hätten. Den Einzelnen freilich wird man es eben nicht verdenken können, daß ihnen zwei Thaler täglich ein willkommenener Verdienst waren; der Bund gibt uns kein Brod, meinten sie. Aber die Behörde hätte abmahnen sollen. Helgoland lebt nicht von Dänen oder Engländern, sondern von Deutschland. Hamburg und Bremen sind seine Hauptmärkte; kein Helgoländer hätte den Feinden die Wege zeigen dürfen.

Das elende Betragen einiger fremden Damen verschweige ich.

Was ist seitdem alles geschehen! Schleswig-Holstein der dänischen Rache überliefert; vielhundertjähriges Recht mit Füßen getreten; die deutsche Flotte wie überflüssiges Gerümpel versteigert; zuletzt noch ihr letztes Stück — ein leerer Sarg! Und das zu derselben Zeit, wo sich die erste Handelsstadt Deutschlands von der schwarzen Wirtschaft auf Haiti Insolenzen bieten lassen mußte! wo die ganze Nordseeküste jedem Handstreich offen lag! Warum man den Sarg wohl nicht benutzt hat, um das Versteigerungsprotokoll des Herrn Laurentius Hannibal Fischer vor dem Schamgefühl künftiger Jahrhunderte darin zu vergraben? Unter allen Schlägen, welche jemals das deutsche Nationalgefühl getroffen

haben, sind die Hammerschläge des Bundesanwesens; keine Einwenempfindlichsten. Fast kann man's nicht fassen, noch weniger, daß die sich Flotte, der Sehnsuchtsruf, der Begeisterungslaut, wollen. Manche des nationalen Verlangens — in allen Kreisen, und Zütlund im Parteien, — wofür Jung und Alt, Arm und Reich, Mit bei Beile Fern geschwärmt und freudig gesteuert hatte — die deutsche Friederica. auf Bundesbefehl versteigert, wie Trödelgut und hinderliches Gearen, rümpel um jeden Preis! Welches Volk, das nicht todt ist, kann dergleichen jemals vergessen? In Mecklenburg hat man das für die Flotte gesammelte Geld der „Kleinkinderbewahranstalt“ zugewendet; kann es eine bitterere Ironie geben?

Vor hundert Jahren verkaufte Maria Theresia die österreichische Flotte in Triest. Das Geld diente erfolglos im Kriege wider Friedrich den Großen. In unseren Tagen hat Oesterreich seine Flotte nicht verkauft, und jeder Deutsche wird sich darüber freuen; aber die deutsche Flotte ist zur ewigen Schmach öffentlich versteigert worden.

Preußen hat den Barbarossa erworben. Es bleibt also dem Schiffe noch Gelegenheit zu künftigen Thaten. Auch zur Nordsee wird es zurückkehren. Preußen, das 1815 sein Emden und Ostfriesland aufgab und sich vom deutschen Meere verdrängen ließ, gewinnt den Ocean wieder. Der Kriegshafenvertrag mit Oldenburg, den der Anfang des Jahres 1854 so freudig vernahm, war der erste Lichtblick seit langen trüben Monden.

Kurz vorher ging durch die Zeitungen das Gerücht, England werde Helgoland befestigen und mit einem Kriegshafen versehen. Allein es hat damals in London wohl noch Niemand an so etwas gedacht. Selbst die beantragte Ausbesserung eines ehemaligen Blockhauses wurde abgeschlagen. Fern in See aber zogen im Frühjahr Tausende von Feuerschlünden gen Osten, um wider Rußlands Eroberungs- und Knechtungslust zu kämpfen . . . Seit

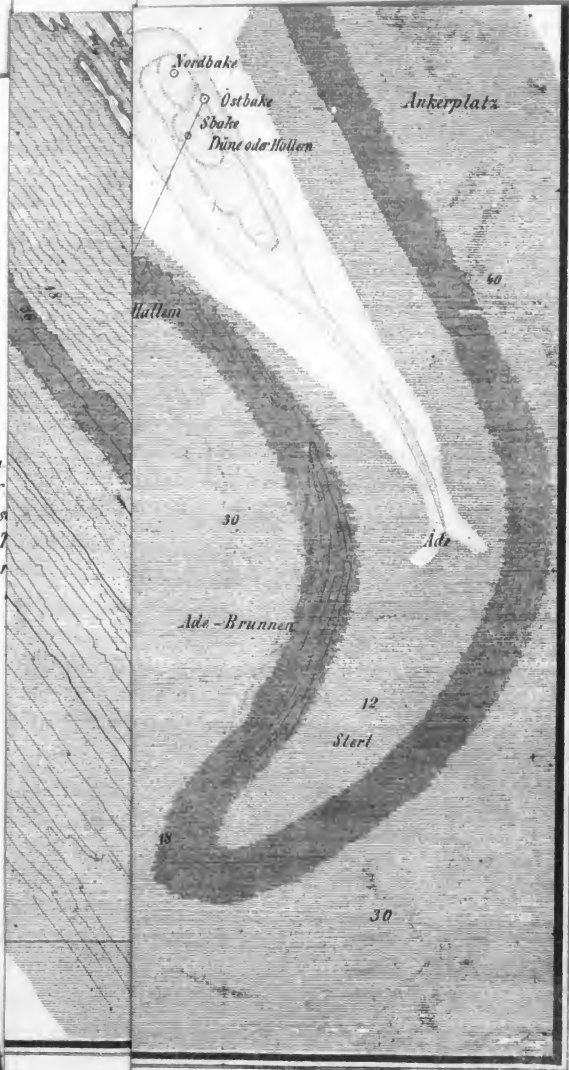
dem Frühjahr 1855 ist die Insel zum Werbeplage ersehen, mit Baracken bedeckt; ihre Bewaffnung steht vielleicht nahe bevor. . . .

Möchte Deutschland, möchte Preußen nicht fern bleiben, wo es sich um die Geschichte Europas handelt! Möchte man an Schleswig-Holstein denken, dessen Schicksal wie eine schwere Anklage gegen Deutschland, gegen die Großmächte, zum Himmel schreit, und wo die Verfolgungen deutschen Sinnes und Lebens, wo die Klagen über Verwüstungen in Kirche und Schule nicht aufhören! Unbesiegt von den Feinden ist es durch den von Oesterreich hergestellten Bund unter Preußens Zulassung den Dänen überliefert worden; ein Machtspruch der Großmächte hat sein vielhundertjähriges Recht zerrissen, auf Rußlands Begehr, zu Rußlands Nutzen! Einem deutschen Fürstenhause ist wider Recht und Klugheit die Nachfolge abgesprochen worden, aber dem russischen Kaiserhause hat man ein künftiges Erbrecht zugestanden.

Eine londoner Uebereinkunft vom 8. Mai 1852 hat das feste Zusammenbleiben aller Besitzungen der dänischen Krone als europäischen Grundsatz aufgestellt; es wird die „Weisheit“ der beliebten Nachfolgebestimmung zur Erhaltung der Gesamtheit gepriesen. Aber ein Staatswesen, das nicht bestehen kann, ohne wider Recht und Gerechtigkeit deutsche Herzogthümer auszubeuten und im Sund alle Handelsschiffe der Welt zu besteuern, das ist kein Zeugniß politischer Weisheit, sondern eine Spottgeburt der Staatskunst, eine Verhöhnung allen gesunden Rechtsinnes.

Man kann der Verwirrung in den Jahren der Aufregung und Eifersucht viel zu gute halten. Aber später? jetzt? Warum fehlt die entschlossene That, wo die Sühne so leicht wäre? wo die Gelegenheit winkt, die Gerechtigkeit mahnt? Das sind Fragen, die schmerzlich auf tausend Lippen verhallen.

Druck von Gebrüder Kay in Dessau.



Nordbake  
Östbake  
Sdbake  
Düne oder Höllen

Ankerplatz

Hallen

30

Ada

Ada-Brunnen

12

Storl

18

30

60

f  
s  
7  
7















